Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Hundertvierter Band.

Mit den Portraits von:
Kurt Breysig, Herman Bang, Osman Hamdy Bey, radirt von
Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 104. Bandes.

Januar — Februar — März.

1903.

Seite

Paul Anders in Berlin.
Eine Mutter. Novelle 254 388

N. A. Apuchtin.
Das Tagebuch von Pawlik Dolsky. Novelle. Aus dem Russischen übersetzt von Natalie von Bessel-Bonn 111 226

Hans Benzmann in Berlin-Wilmersdorf.
Walt Whitman 203

Anna Maria Biel in München.
Mittsommernacht. Eine Scene 1

Bernard Fischer in Leipzig.
Die Hochzeit zu Kana und ihre Bedeutung für das Kulturleben der europäischen Völker 67

Paul Friedrich in Berlin.
Die Kunst im Kampf der Weltanschauungen 26

Kurt Walter Goldschmidt in Berlin.
Philosophische Geschichtsschreibung 16

Toni Goldschmidt in Breslau.
Ein Rückblick auf die Brügger Kunstausstellung 101

Ola Hansson in München.
Das Tagebuch einer schwedischen Königin 359

Max Hoffmann in Berlin.
Oscar Wilde als Problematiker 133

Kurt Holm in Friedenau.
Grabbe in seiner eigenen Beleuchtung 343

Wolfgang Kirchbach in Steglitz.
Die Abendmahlsworte Jesu 216

Rudolf Lindau auf Helgoland.
Osman Hamdy Bey 323

Seite

Arthur Moeller-Bruck in Paris.
Herman Bang. Ein ironischer Dichter aus Dänemark 189

Werner Moser in Ziegenhals.
Die Kainsage in ihrer ursprünglichen Form 54

Sigmund Münz in Wien.
Die Czechen in Oesterreich 197

Julius von Pflugk-Harttung in Berlin.
Das Berlin Friedrichs des Großen 330

Felix Philippi in Berlin.
Das dunkle Thor. Schauspiel in vier Aufzügen 151 297

A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.
Die Heeresreform und Bedeutung der Wehrmacht Oesterreich-Ungarns für den Dreibund 372

Maria Stona, Schloß Strzebowitz, Oesterr.-Schlesien.
Zeit und Ewigkeit 24

Kurd von Strantz in Berlin.
Die Vorbereitung für den Richter- und höheren Verwaltungsdienst. 384

E. von Tymen (Elsbeth von Tempsky) in Breslau.
Warum? Novellette aus dem normännischen Volksleben 417

Oskar Wilda in Breslau.
Elisa von der Recke. Ein Frauenbild aus der Periode der Empfindsamkeit 32

Richard Zoozmann in Berlin.
Gedichte 341

Bibliographie 137 284 422

Bibliographische Notizen 140 289 424

Ueberſicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze von Ernst Weiland-Lübeck ... 147 431

Mit den Portraits von:
Kurt Breysig, Herman Bang, Osman Hamdy Bey,
radirt von Johann Lindner in München.





Kurt Breysig

[illegible] anstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CIV. Band. — Januar 1903. — Heft 310.

(Mit einem Portrait in Radirung: Kurt Breysig.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Mittsommernacht.

Eine Scene*).

Von

Anna Maria Biel.

— München.

Personen.

Die Seherin (phantastisch grau gekleidet).
Irene (röthliches, glänzendes Haar, sehr elegante Kleidung: schillernde Stickereien auf schwarzem Grunde).
Bernt (vornehme nordische Erscheinung).
Seelen der Jungfrauen:
Maria Reina (erste Jungfrau. Langes, glattes, blondes Haar, weißes Sterbekleid).
Zweite Jungfrau.
Dritte Jungfrau.
Seele der Anna Elsbeta.
Seelen anderer Jungfrauen.

Nacht.

Ein Friedhof mit Gräbern. Auf einigen Gräbern halb verfallene Eisenkreuze, auf anderen Rosensträucher, dazwischen Cypressen und hängende Weiden. In der Luft schweben Glühwürmchen.

Chor der Glühwürmchen

(hinter der Bühne von Frauenstimmen gesungen):

Wir fliegen uns wiegend mit leuchtendem Schooß
In duftender Nacht über feuchtgrünem Moos.

Wir glüh'n in den Schatten, leis, ohne Ton;
Die Blumen, sie bieten den Liebesthron.

Es lockt zur Liebe der strahlende Schooß —
O kommt und theilet das süßeste Loos.

O kommt und nahet Euch unserem Glühn —
In Seligkeiten wir flammen und sprühn.

*) Das Recht der Vertonung vorbehalten.

Stimme eines Glühwürmchens:
Mein Schooß überstrahlt Deinen dunklen Leib;
Ich bin die Liebe — ich bin das Weib.

Und ist der höchste Genuß verglüht —
Ich trage die Frucht, die zur Lust erblüht.

Die Seherin: Hierher lud ich mir Gäste heute Nacht.
Wie Marmelkugeln, die ein spielend Kind
Gedankenlos mit kleinen Händen wirft
Und die in Lüften an einander prallen,
Dann niederfallen, wieder neu gesellt,
Im neuen Wurf auch wieder neu gestellt —
Wie Fäden bunter Seidensträhne,
Davon ein jeder von besondrer Farbe,
Die ich mit meinen Fingern spielend schlinge,
So schnell und toll, wie ich nur immer mag —
So halt' ich Euch an Eurer Lüste Trug,
Und blindlings folgt Ihr jedem leisen Zug.
Ihr, die ich heut an diesen Ort entbot,
Wo Euch Verderben und Erlösung droht,
Tod und Befreiung, wie ich oft sie schuf —
Die Nacht ist da, nun folget meinem Ruf!

(Links ab.)

Bernt schreitet langsam durch das kleine, eiserne Thor des Friedhofs, an das sich eine niedere, weiße Mauer schließt. Er wendet sich dem Hintergrunde der Bühne zu, wo Irene sichtbar wird; sie trägt einen Krystallkrug mit Wein und zwei Krystallkelchen. Bernt nimmt ihr Krug und Kelche ab und stellt beides neben das Thor.

Bernt: Komm, folge mir, Geliebte, laß das Grauen
Des Friedhofs Dir nicht in die Seele dringen,
Steig muthig nun herab zum dunklen Grund,
Zu dem mich alle meine Wünsche ziehn.

Irene: Gieb mir die Hand und halt' sie fest —
Laß mich nicht in den dunklen Boden sinken,
Darin geheimnißvolle Räthsel athmen —
Ach, Dir zu folgen ward mir heute schwer,
Hierher, zu dieser Stund' — zu solchem Thun!
Ich fühlt' es oft: Du glaubtest mir nicht ganz;
Heut wiederhol' ich Dir an diesem Ort,
Wo man nicht lügen kann, nicht lügen mag:
Nie küßte mich ein Andrer,
Seit ich Dir gehöre,
Nie war für mich Versuchung
Eines Andern Wunsch!
Nur was Du batest, that ich willenlos.
Ob recht es stets — wird heut' uns offenbar.
Das ist die Nacht heut der Entscheidung
Für unsere Liebe, unsre Seelen beide.
Denn unsre Seelen schwanden in der Liebe,
Und in der glüh'nden Fluth ertranken sie . . .

Ich fürchte mich, o schaue nicht zurück!
Am Ausgang dieses Gartens stehen Schwerter
In blauen Flammen glühend.
Verlassen können wir den Ort nicht mehr,
Das Grauen nicht, das uns allhier umfängt;
Die Erde hält uns — Schreite nicht so schnell,
Ich fürchte mich!

Bernt: Hab' keine Furcht, Geliebte!
Komm, folge mir, wie Du mir einst gefolgt!
Willst Du nicht auch, daß unsre Liebe neu
Aufblühe, rein sei, wie am ersten Tag?
Setz' Deinen Fuß auf dieses Reiches Boden,
Dess' Duft uns weihend in die Seele strömt.

Irene: Kein Weiheduft dringt aus dem dunklen Boden,
Vor dessen Schatten meine Seele schauert —

(Niederschauend)

Der Allen, Allen gastlich Räume spendet
Im tiefen, weichen Boden ruhevoll —

(Leise)

Vor seinen Schatten schauert meiner Seele!

Bernt: Ihm nahn wir heute, unsre Liebe rufend.
Sie darf nicht sterben, flammend wird sie glühn!
Glaubst Du es nicht?

Irene: Ich weiß nicht, was die Seherin Dir sagte —
Ich kam mit Dir, ich kam, weil Du ihr glaubst.

Bernt: Hier darf ich sprechen, darf Dir all' das sagen,
Was ich so lang' in eigner Brust verschloß:
Geheimnißvoll, wie es sich offenbarte,
Mußt' ich es in mir tragen bis zur Stunde,
Da die Verheißung sich erfüllen sollte;
So hab' ich's feierlich geloben müssen,
Mein Wort ist eingelöst, gelöst die Fessel;
Vernimm, welch' Wunder uns hierhergesandt:

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

(langsam wie in Erinnerung)

In unsrer Heimat war's — dort traf ich sie!
Im tief verschneiten Tannendunkel war's.
Im wirren Dickicht kauerte die Nacht,
Mit Riesenarmen weit und weiter greifend
Erdrückte sie das müde Sonnenlicht,
Das purpurn auf dem weiten Schnee verblutet' —
— Da stand sie vor mir, übermenschengroß,
Weiß war ihr Haar, wie ringsumher der Schnee;
In tiefen Höhlen lagen ihre Augen,
Schwarz wie die Nacht und leuchtend wie die Sterne.
Das war kein irdisch Weib — das war der Nornen Eine,

Die unser Schicksal starren Blickes weben,
Mit harten, kalten Fingern, theilnahmlos!

So sprach sie: — —
„Eure süße junge Liebe sucht Ihr,
Die Monde und Jahre mit Euch gewandelt?
Ihr lichtes Antlitz hat sich verändert,
Mit feindlichem Blick
Starrt sie Euch an,
Der Euch versteint — —
Und vor Euch selbst in Angst drängt Ihr Euch von einander.
D'rum scheidet von der winterlichen Stätte,
Die Euer Glück in kalte Schauer zwang,
Sucht weichere Lüfte, stets belaubte Bäume
Und immerblüh'nde Blumen, die Euch lächeln.
Sucht blaue Meere, sonnige Gestade,
Wo Rosen sanft sich um Cypressen schlingen
Und Säulentempel Ruhm den Menschen sprechen,
Der Menschenkunst, die ewig währen möchte!
Verweilet, wo nicht — wilden Riesen gleich —
Sturmwinde rasen oder dunkelgrüne
Sturmwellen sich wie Felsenblöcke thürmen!
Verweilet, wo Ihr nicht erbeben müßt,
Ihr Schwachen, vor der mächtigen Natur!
Geht hin und sucht das Schloß am Meere, sucht
Den Ort, wo einst Dein Vater Heilung träumte
Der wunden Brust, nach heißem, kurzem Leben —
Doch in sein Nordland heimzog, um zu sterben.
Nicht fern dem Schlosse liegt ein Todtenacker,
Und auf ihm wacht geheimnißvoll das Schweigen. .
Dorthin geht in der urheiligen
Mittsommernacht
Und wählt ein Grab
Von Rosen roth, gießt Wein darüber aus,
Vom köstlichsten, den jene Sonne reift,
Und trinket heimlich einer Todten zu!
Ruft dort der Liebe Lust und huldigt ihr!
Dann wird sich aus dunklem Boden licht
Die Wunderblume heben, die Euch Beide
Und Euere Liebe
Erlöst —
Und Ruhe wird Euch von der Erde werden."

Irene: So zwang sie Dich an diesen heiligen Ort,
Zwang Dich in heiliger Nacht dem Ruf zu folgen?
Doch löste sie von Dem, was sie befahl,
Jedweden Makel, jede Unreinheit?
Sind wir von Frevel freigesprochen? Sprich!

Bernt: Die heilige Stätte wird nicht entweiht
Durch unsre Liebe,
Die heilige Stätte wird nicht entweiht
Durch unsere Wonnen —
In ihrer Güte Reichthum wird die Erde
Uns freundlich lächeln und uns wiedergeben,
Wie sie einst gab und was wir einst besaßen. —

Irene: Liebster, mich faßt der Zauber dieser Stätte —
Des Friedhofs Zauber hält mich ganz umfangen —
Und all' der Freuden muß ich plötzlich denken,
Die, jäh zerrissen, hier ein Ende fanden;
Der Thränen denk' ich, die der alte Boden
Gesogen hat mit nie gefülltem Munde — —
Doch unsrer Liebe
Soll neue Lust
Aus dieser dunklen Erde werden,
Die uns gehört; — sie nimmt uns liebreich auf,
Wann wir auch kommen —
Ihr dunkler Schooß
Hat Raum für uns.
Aus ihm soll uns die Wunderblume
Erneuter Liebe, neuer Lust erblühn.

Bernt: Sie wird erblühn,
Die Wunderblume;
Weiß wird sie sein
Und glänzen wie die Fittiche der Engel.
Gesundung bringt sie meinen kranken Sinnen
Und unserem Lieben
Ein neues Leben
Und Ruhe . . .
Heut mußt Du sie finden, Geliebte —
Siehst einen Schimmer Du?
Fühlst Du einen Duft?

Irene: Ein Duften fühl' ich, wie von fremden Blumen,
Die mir von ungeahnten Wonnen flüstern.

Bernt: Durchglühn soll unsre Lust die Lüfte,
Die Erde umfangen, auf der wir ruhn,
Daß alle Schläfer, die unter uns schlafen,
In ihrem tiefen, stillen Bett
Wollüstig träumen . . .
Laß nun den Wein mich holen, ihn der Erde
Zu weihn,
Der Erde und den Todten unter uns —
Und laß uns trinken.

Irene: Und laß uns tanzen über Gräber, die
Von Rosen duften und von Epheu weich sind.
Ich rufe Diener uns aus diesem Boden

Und Sterne ruf' ich mir herab vom Himmel —
Die sollen unser Liebesfest bestrahlen!

Bernt:
Da sind die Diener,
Sie harrten Deiner.
Die Sterne kamen nieder zur Erde,
Um Dir zu schmeicheln,
Als Himmelsleuchten
In unser Liebesreich zu scheinen — —
Du Zauberin, die müde Herzen neu
Belebt und zu berauschen weiß, Dich lieben
Sogar die Sterne.
Sie umschweben die Stirn Dir,
Umtaumeln Dein Haupt,
Um in der klaren Luft, die Dich umhüllt,
Für eine kurze Seligkeit zu leben.

Irene:
O sieh nur, sieh, Glühkäferchen
In Liebesnächten sind unsere Sterne!
Wie schön sie rings im Dämmer funkeln!
O kommt, Ihr Sterne, laßt Euch fangen,
Kommt her zu mir — wir sind ja Schwestern,
Schwestern der leuchtenden Liebe,
Schwestern der strahlenden Lust . .

(Sie hascht stillstehend mit Hand- und Armbewegungen nach den Glühwürmchen.)

Bernt:
Laß, laß Irene,
Der Glanz nur, der Schimmer
Ist Schönheit!
Und hast Du erhascht das Ersehnte,
Erlischt sein Glühen und Funkeln,
Und nur ein Wurm, ein grauer Wurm, der angstvoll
In Deiner Hand kriecht,
Ist Dein.

(Pause.)

O schau nur, wie sie ihre Liebsten locken
Ins weiche duftige Nest Deines Haares —
Sie krönen Dich mit Strahlendiademen,
Du Königin
Ueber Liebe und Sterne — —

(Pause.)

Auch die Furcht, die Dich band:
Den Ort zu entweihn
Durch Liebe,
Die Furcht ist dahin.
Denn sieh, Geliebte:
Leuchtkäferchen glüh'n Dir im Epheu,
In Rosenblättern, in Haar und Kleid —
Sie lieben . . .

(Pause.)

Dort liegt ein Grab mit einem Rosenstrauche,
Das ist bestrahlt von ihrem hellsten Glanz!
Komm, laß uns diesem Schimmer langsam folgen. —
(Pause.)
Vielleicht empfinden Die noch süßere Wonnen
In ihrem leuchtend hellen Liebesrausche,
Als wir in uns'rer dunklen Menschenliebe! —
(Pause.)
Irene, kannst Du das Weib mir nennen,
Das Weib, das in Liebe
So leuchten kann, wie diese kleinen Sterne?
Ist es die weiße Blume,
Die sanft sich öffnet und ihr stilles Opfer
Nur Einem bringt, nur dem, der sie erschloß?
Die welkt und stirbt, wenn sie ihr Höchstes gab —
Und einsam bleibt?

Irene: Ihr, wenn Ihr liebt, sucht rothe Rosen,
Von heißer Sonne wach geküßt,
Die bald in Düften glühn, in Farben-strahlen.
In einer weißen Blume Kelch zu schauen,
Daraus kein Strahl von rother Lust herauflacht,
Wär' Euch nur Qual, wär' nur ein zwecklos Thun
Und brächte Langeweile, wie mich dünkt.
Bald würdest Du in ungestilltem Sehnen
Mit Ungeduld nach rothen Rosen suchen . .

Bernt: Doch — wenn es eine Wandlung gäbe,
Die voll von Wundern und voll Schönheit wäre?

Irene: Ich kann nicht glauben, daß sie möglich ist,
Man kann nicht Blumen färben und nicht Menschen.
Die Farbe giebt das Samenkorn, der Boden
Und Luft und Himmel, Wind und Sonnenschein —
Der Menschen feinste Farbentöne werden
Gebildet durch die Seele, durch Gedanken.
(Pause.)
Zu Rosengräben laß uns weiter gehn,
Darauf die Blätter weich und duftend fallen —
Von Rosenblättern sei der Rasen roth!
Dort blüht die fremde Blume, die wir suchen,
Ich will sie brechen, und ihr Duft sei Dein.

Bernt: Geliebte Du, die ich nicht lassen kann,
Die immer neu mir die sehnenden Sinne
Und meine Seele entflammt —
Laß uns gemeinsam suchen, wessen Grab
Wir weihen wollen mit Liebe und Wein.
Der Rosenstrauch
Weise die Wahl,
Der Käfer Leuchten
Bezeichne den Weg!

Auch soll uns Beiden nicht verborgen bleiben,
Wer in dem Grabe schläft, das wir gewählt.
Gern möcht' ich einer Jungfrau Grab erwählen,
Die früh der Tod aus diesem Leben führte,
Die niemals fühlte unsre Liebeswonne —
Ihr sei im Todesschlaf die erste Ahnung
Von Liebeslust und Seligkeit gewährt!

Irene (deutet nach rechts):
Sieh doch, dort liegen
Fünf kleine Gräber
Eng beieinander.
Die Thränen der Mutter
Wurden wohl erst
Im Jenseits gestillt,
Als ihr die Lieblinge entgegenjauchzten.

Bernt (deutet auf ein anderes Grab):
Hier ruhen Zwei, die erst der Tod getrennt
Und die er selbst
Dann wieder vereinte.
(Liest)
„Hier ruht in Frieden
Anna Elsbeta."
Darunter in goldnen Lettern:
„Ehegattin".

Irene:
Wie kalt, armselig und nüchtern das Wort!
Es umschließt eine Enge voll Zwang und Gedrücktheit!
Und „Mutter" fehlt, wiewohl sie es war;
„Den theuren Eltern die dankbaren Kinder"
Prangt über der Gruft.
Wie anders klänge wohl: „Mutter!"
Wie voll und stolz!
Eines langen Lebens reicher Inhalt,
Gefaßt in das Unvergleichliche, Eine:
„Mutter"!

Bernt (liest):
„Hier schläft in der frommen Seligkeit
Die tugendreiche, holdselige Jungfrau
Maria Reina;
Sie starb im neunzehnten Lenze des Lebens".
Unter Rosen liegt sie —
Hier laß uns bleiben!
Da ist das Gras von Rosenblättern roth,
Hier schimmern Glühkäfer im leuchtendsten Lieben.
Hier ist der Raum, deß Schooß für uns
Die Wunderblume unseres Glückes trägt.
Laß dieses Grab mit Wein uns weihn —
Hier laß uns weilen . .

(Er holt von der Friedhofsmauer den Krystallkrug und die Kelche. Irene stellt sie auf das Grab. Bernt füllt die Gläser.)

Das erste Glas unserer Liebe:
Auf daß sie uns bleibe
Und nicht entgleite
Im grauen Einerlei der Tage.

(Sie stoßen mit den Kelchen an, sehen einander während des Trinkens in die Augen, heben dann die Gläser in die Höhe — Auge in Auge — und verneigen sich leicht. Bernt füllt die Gläser wieder.)

Dies hier der Erde, die auch uns einmal
Umfangen wird —
Und dies der Todten unter uns.

(Sie gießen langsam die Kelche über das Grab aus, Irene zu Häupten des Grabes, Bernt am anderen Ende.)

Saug' diese Wunderstimmung in Dich ein . .

(langsam umher schauend)

Der dunkle Himmel senkt sie auf uns nieder . .
In dieser Sommernacht umfängt sie uns . .
In lautlos liebenden Leuchtkäfern glüht sie . .
Aus dem Boden steigt sie, dem Geheimnisse hütenden,
Dem Reichthum hegenden — denn er birgt für uns
Die ewige Ruhe.

Irene: Ach Liebster, was weißt Du von ewiger Ruhe?
Du kennst nur Leben und Liebe und Schönheit
Im Sonnenstrahlen!
Auch weißt Du nicht, ob unter uns die Schläfer
In Geisterstunden spielen und tanzen;
Sie haben Zeit zu vielem Schönen;
Zum Denken und Lieben —
Zum Dichten und Träumen —
Sie träumen alle von den guten Dingen,
Die einst das Leben nicht gewähren wollte,
Und wachen ohne Bitternisse auf.
Ich glaube, wir belauschen heute noch
Ein Geisterfest!
Das wird ein Tanzen, wird ein Tollen geben,
Ein wildes Treiben ohne Maß, ein Neigen
Zur Erde nieder und ein stilles Schweben!
Mittanzen möcht' ich und dem Reigen folgen.
Das wäre lustig, wär' ein neues Spiel!

(Pause.)

Sag' an, wie könnten wir sie zu uns ziehn
Aus ihrer Ruhe oder — Sehnsuchtsqual?
Vielleicht umschweben sie uns jetzt schon leise
Und lachen über uns?

Bernt: Wir wollen warten, ob sie kommen werden,
Die Geister, die Du zu ersehnen scheinst.

Irene: Ach, weißt Du, wessen Geist ich jetzt ersehne?
Den tollen, glühenden, jauchzenden Geist,
Der einst unsre Liebe beseelte!

Der uns glückselig in Gluthen hob —
So hoch! -
Kein Luftschloß gab es, das wir nicht
Erreichen konnten auf unserer Liebe
Gewaltigen Flügeln — —
O käm' er wieder!
O käme der Geist auf's Neu' zu uns,
Der tolle, glühende, jauchzende Geist,
Und trüg' uns hinauf zu den Sternen!
Wie? er gehörte uns, war unser — unser —
Und er entfloh?
Wir wußten's nicht und konnten ihn nicht halten.
Und seit er uns verließ, sind wir in Angst.
Wir fliehen uns — und suchen uns doch immer.
Und finden wir uns — flieht die Seligkeit . .

Bernt: Sei ruhig! glaube!
Dann werden wir die Wunderblume finden
Noch heute finden . . .
Hier unter dem südlichen, leuchtenden Himmel
Blüht sie uns Beiden auf heimlichem Grunde,
Hier sollst Du sie pflücken, die jauchzende Lust,
Die einst unsre Liebe beseelte.
Wir glauben doch, wir Beide — sprich, Geliebte —
An die Erlösung unsrer alten Liebe?
Nicht wahr, Irene?

Irene: Gewiß, Geliebter, noch heute Nacht
Zeigt sie sich uns.

(Sie steht auf, pflückt rosa Rosen vom Strauche, der auf dem Grabhügel steht, und windet einen Kranz.)

Laß diese Rosen mich zu Kränzen winden,
Zu Liebeskränzen für Dich und mich.
Und ist die schönere Blume gefunden,
So legen wir sie zum Dank auf dies Grab.

Bernt: Wenn wir die Seligkeit gefunden . . .

Irene (setzt sich heiter):
Ja, dann. — Wie schön der Kranz wird; er ist Dein!
Gieb aber Acht, daß man ihn Dir nicht raube.
Er könnte Neid erwecken heute Nacht,
Da er von meiner Hand gebunden ward.
Vielleicht erscheint uns gar ein todter Dichter,
Für den das Leben keine Kränze wand,
Und den nun eine ungestillte Sehnsucht
Nach Glück und Ruhm nicht schlafen läßt.

Bernt: Vielleicht auch eine Jungfrau, die in Sehnsucht
Nach Liebe starb und nun den welken Kranz
Mit einem Liebeskranz vertauschen will.

Irene: Der Kranz ist fertig — weißt Du, wie wir früher
Uns Kränze banden, weißt Du, wie wir lachten?

Bernt: Nun soll es werden, wie es früher war.

(Irene will Bernt mit dem Kranze schmücken.)

(Während Irene den Kranz noch in der Hand hält, erhebt sich in der Mitte von Beiden hinter ihnen aus dem Grabe Maria Reina und nimmt Irene sehr langsam den Kranz aus der Hand. Irene schlägt die Hände vor das Gesicht.)

Maria Reina (sehr langsam):

Gieb mir diesen Kranz,
Es welkte der meine,
Daß zum nächsten Tanz
Ich geschmückt erscheine.

Du hast so viel Perlen, Demanten klar,
Ich habe nichts als mein goldenes Haar.
Dich lieben die Freuden, die Wonnen so weit,
Ich aber weine im Sterbekleid.
Du bist so schön, so reich und voll Glanz,
Laß mir Deinen Liebsten für einen Tanz.

Die Geisterstunde
Ist schnell vergangen —
Nur eine Runde,
Nur ein Verlangen. (Sie setzt sich langsam den Kranz auf.)

Bernt (auffahrend, aber nicht schnell sprechend; verwundert):

Du bist die weiße Blume, die ich träumte!
O komm und blüh' und glüh' in meinen Armen
Zur heißen, rothen Rose auf!
Du bist die Wunderblume, die ich suchen ging,
Die sich für mich aus diesem dunklen Boden hob.

Irene: O folge nicht der lockenden Gestalt,
Die lieblich scheinen will und unschuldsvoll.
Umarme sie nicht,
Sie wird Dich tödten!
Du ziehst einen Geist zu Dir, — kein Weib.

Bernt: Die Wunderblume
Hab' ich gefunden!
Siehst Du nicht ihren lichten Schein?
Spürst Du nicht ihren süßen Duft?

Irene: Nur einen bleichen Schatten seh' ich
Und spüre modrigen Grabeshauch!
O komm mit mir und laß uns fliehn';
Dort seh' ich Geister in Schaaren! — — —

(Von der Seite kommen die Seelen der Jungfrauen und schließen sich im Hintergrunde der Bühne zu einem Halbkranz zusammen. Sie lösen sich bald wieder, und jede geht einzeln auf Bernt zu; aber nicht eine hinter der andern, sondern willkürlich und unregelmäßig.)

Sie werden mit Todesküssen Dich grüßen,
Mit ihren Küssen Dich tödten!
O bleib bei mir!
Errettet aus diesen Schrecken,
Wird unsere Liebe jung und neu

Sich in Erlösung heben!
O komm zu mir — —
(Sie wirft sich den Geistern entgegen, die sich ruhig weiter bewegen.)
Ich laß ihn Euch nicht,
Ich lieb' ihn,
Nur mir gehört er.
O lasset von ihm!
Verschont sein herrliches Leben!
Ihr könnt ja nicht lieben,
Erliegen muß er,
Wenn Ihr ihn küßt —
Ihr wollt ihn tödten!

Zweite Jungfrau (ergreift Bernts Glas und verschüttet es):
Laß mit Dir mich trinken von Liebe und Wein,
Sollst diese Nacht nur bei mir sein
Auf meinem Grabe.
Ich schüttle die Rosenblätter herab,
Die liegen dann duftend auf meinem Grab —
Ein weiches Bett!
O komm, Du Lieber, zu meiner Gruft,
Die Gläser erklingen in Nacht und Duft,
Nur heute klingen sie uns zum Fest!
Es lebe die Liebe
Auf meinem Grabe!
Komm — mich erlöse die Liebe,
Die zagend im Leben ich mied.

Dritte Jungfrau: Du einziger Mann, wir starben zu bald,
Tanz mit uns Allen, wir sind so kalt,
Tanz mit uns, laß uns erwarmen
In Deinen feurigen Armen.
Als Jungfrau'n starben wir Alle dahin,
Ob alt, ob jung, kalt blieb der Sinn,
Nicht Vater noch Mutter gönnte uns Lieb',
Und so verdorrte uns Trieb um Trieb . .

Zweite Jungfrau: Nun liege ich ohne Ruh' im Grab,
Bleib hier, bleib hier, hilf mir hinab
In die kühlen Tiefen zur ewigen Ruh',
Bleib hier und küß mich immerzu —
Steigt dann die Sonne roth herauf,
Nimmt mich die ewige Ruhe auf.

Irene: Ihr grauen Schemen,
Weicht, weicht zurück
Vor meines Lebens sengender Gluth!

Zweite Jungfrau: Was kommt Ihr zur Stunde, zur Geisterzeit?
Nun seid Ihr unser in Ewigkeit!
Wir thun, was wir müssen,
Wir wachen und büßen
Für des Lebens verlorne Zeit.

Irene: Ihr todten Jungfrau'n, welk und blaß,
Müßt wachen und wandeln ohn' Unterlaß?
Ihr fühltet nie Liebe, heiß und voll,
Nun zahlt Ihr der Liebe so herben Zoll?
Durch dunkle Weiten
Zieht Ihr einher,
Des Lebens Breiten
Erreicht Ihr nie mehr.

Zweite Jungfrau: Glückskundige Du, was trieb Dich hierher?
Lust suchtest Du, Lust über Menschengewähr!
Verkehrtest der Erde süßeste Gabe,
Wandelst zu Gift reinheilige Labe.
Nun zieht Dein Thun Dich in dunkle Gewalten,
Nun hält es Dich hier in Ewigkeitswalten.

Irene: Mag heute mich der Tod umfangen
Statt süßer, lebensvoller Lust:
Ihn fürcht' ich nicht — ich muß nicht wandeln
Und wachen ohne Ruh wie Ihr.
War mein des Lebens höchstes Leben —
Des Todes Krone, die Ruhe ist mein!

Maria Kreina (zu Bernt):
Dich hätt' ich gar heiß geliebt im Leben,
Mich Dir in Lust und Leid ergeben.
Doch kann ich nicht mit in den Sonnenschein —
O bleib' bei mir im Grab zu Zwei'n
In Ewigkeit.

Bernt: Ich folge Dir, wohin Du gehen mußt —
Und sei's in's Grab.

(Sie umfassen sich.)

Irene: Geliebter, ich will Dich retten,
Und stirbst Du, sterb' ich mit Dir!
Laß mich nicht allein — O bleibe —
Bleib noch — ich komme zu Dir! — —
Noch gehör' ich nicht Euch —
Laßt mich zu ihm!
Und wollt Ihr nicht, schreit' ich,
Lebens und Blutes voll,
Durch Eure Leiber,
Durch Eure schemenhaft schwankenden Leiber
Mittenhindurch!

(Sie ringt mit den Geistern, die sie dicht umstehen und ihre dünnen Hände gegen sie ausstrecken.)

Hat kalte Geisterhand je Lieb' bezwungen,
Die stark ist wie der Tod? Ich bin ein Weib,
Hab' nicht den Muth des Mannes — wollte nicht
Zur Schlacht und nicht zur Bärenjagd.
Doch Geisterhänden

Mein Lieb zu entreißen,
Schwillt mir die Kraft!

(Sie ringt in Verzweiflung.)

Ich komme, Bernt,
Ich komme zu Dir!
Kein Geist, kein hohles Gespensterheer
Soll Dich mir rauben.
Ich komme zu Dir! —

(Die Geister legen die Finger um ihren Hals.)

O hilf, O hilf — die Geisterhände — würgen —
Erwürgen mich — —
Ich kann nicht — zu — Dir —

(Sie lassen sie fast los. Sie sinkt um.)

Mich bettet die Liebe zur ewigen Ruh',
Mich deckt die Erde mütterlich zu.

(Sie stirbt.)

Anna Elsbeta: Wohl Gattin und Mutter, doch jungfräulich blieb ich,
Nie fühlte ich Liebeswonne
Im Arme des Gatten, nur seine Lust
Erlitt ich, die ich nicht theilte.
Und Kinder gebar ich,
Liebliche, geliebte,
Doch nie erweckte ihr süßes Dasein
In mir der Erinnerung heiße Ströme
An Liebeswonne . .
Nehmt mich mit Euch, ruhlose Jungfrau'n,
Denn Euch gehör' ich und kann nicht schlafen.
Die Mütter schlafen nach Freuden und Sorgen
In Frieden —
Mich aber schüttelt die Sehnsucht,
Und unstät bin ich wie Ihr!
So laßt uns den Reigen schlingen wie sonst
Zur nämlichen Stunde,
Die über Gärten und Grüfte uns lockt,
Und laßt uns wandeln und wachen.

(Sechs der Jungfrauen und Anna Elsbeta schlingen im Halbkranz um Irene einen langsamen Reigen. Bernt sinkt todt über Marias Grab, die ihn küßte. Nun beugt sie sich über ihn.)

Durch den Kuß der Todten ist er gestorben,
Doch Ruhe ist Keiner durch ihn geworden.

(Die Jungfrauen und Anna Elsbeta gehen allmählich in den Hintergrund der Bühne und fassen sich dann bei den Händen.)

Chor der Jungfrauen:

Es hat die Seele den Mann dort geküßt
Vom Leben zum Tode
Doch hat die Seele nicht Ruhe erreicht,
Die Seele der Jungfrau.

Nun muß sie weiter wandeln mit uns
Und mit uns wachen.
Die Todesruhe wird Der nur gewährt,
Die voll einst das Leben
Erfaßt hat
Und irdischem Loos
Durch lebendige Kraft
Inhalt und Farbe gegeben.
Das Weib dort erstarb zu ewiger Ruh;
Des Lebens höchstes Leben war ihr,
Des Todes Krone, der Friede ist ihr:
Schlaf wohl, Irene!
Du aber, Anna Elsbeta,
Hast nie Dein Leben gelebt,
Hast niemals Liebe gefühlt,
Drum kehre heim in die ruhlose Gruft,
Komm mit, schon treibt uns die Morgenluft
Und ein zitterndes Leuchten von hinnen —
Die Sommernachtszauber verrinnen.

(Es tagt allmählich. Die Geister verschweben. Einige Augenblicke bleibt die Scene offen.
(Vorhang.)





Philosophische Geschichtsschreibung.

Von

Kurt Walter Goldschmidt.

— Berlin. —

Vom Monismus haben wir in unseren Tagen bis zum Ueberdruß singen und sagen gehört. Es gehört heut zum guten Ton „Monist" zu sein — und wenn man auch nur mit Häckel sämmtliche „Welträthsel" im Handumdrehen lösen sollte. Man hat ja nicht umsonst Spinoza ein bischen obenhin und Büchner „gründlich" gelesen — und Kant und Schopenhauer nicht umsonst vergessen. Mit wahrhaft monistischer Weltanschauung hat solch philosophischer Dilettantismus, wie er in unserm mehr noch unphilosophischen als amusischen Zeitalter seine höchsten Triumphe feiert, natürlich nicht das Geringste zu thun. Aber selbst die ernsteren wissenschaftlichen Vorstöße in spekulatives Gebiet wirken doch vorerst nur als Versuche mit unzulänglichen Mitteln, den vielgepriesenen Monismus in lebendige, lebenzeugende That umzusetzen. Immerhin sind sie schon rein symptomatisch für die Wiederauferstehung des philosophischen Geistes interessant und bedeutungsvoll. Schopenhauer beginnt eigentlich heut erst recht zu wirken: von seinem Einfluß zeugt das voluntaristische System Wundts, freilich mehr das Werk eines scharfsinnig-umfassenden Polyhistors als eines starken Weltanschauungspoeten, der seine Individualität in den Kosmos hineindichtet. Tiefer angelegte Erkenntnißtheoretiker wie Paulsen wandeln sämmtlich auf gleicher Bahn. Eines Fechners liebenswürdig dichterische Naturphilosophie findet heut wieder begeisterte Bekenner. Und auch im Lager der Unzünftigen regen sich die metaphysischen Sehnsüchte. Eine Lehre wie die der Brüder Hart von der „Ueberwindung der Gegensätze" ist interessanter durch das, was sie verschweigt, als durch das, was sie sagt: das unbefriedigte metaphysische Bedürfniß und die Verlegenheit um eine

positive Weltanschauungs-Formel, die sich darin ausspricht. Erscheinungen vollends wie die seelentiefe, in den großen geheimnißvollen Schoß des Lebens hinabtauchende Mystik Maeterlincks beweisen, daß das rationalistische Extrem längst ablösungsbedürftig ist, daß die Thesis in die Antithesis umzuschlagen droht. Wie aber, wenn sich bereits eine neue Synthesis aus rationalen und mystischen Elementen langsam vorbereitete, ein „drittes Reich" der Philosophie, das dann erst den Namen eines modernen Monismus in seinem ganzen Vollwerth verdiente? . . . Ich meinerseits glaube, daß heutzutage so etwas in der Luft liegt. Für eine feine Witterung ist sie gleichsam mit geistigen Möglichkeiten geschwängert. Aller betriebsamen Vereinzelung und aller genialen Einseitigkeit gegenüber macht sich doch wieder stärker als je das Bedürfniß der Einheit, der Zusammenfassung geltend. Vielleicht ist man auch lange genug kritisch-negativ gewesen und sehnt sich danach, endlich wieder positiv zu werden. Es fragt sich nur, in welcher Form? In der alten systematisch-dogmatischen kaum. Wir halten es darin mit Nietzsche, daß der Wille zum System den Willen zur Unredlichkeit bedeutet. Die tyrannische Begrifflichkeit des Systems hat ihren Gefühlswerth für uns verloren. Die Persönlichkeit bedarf dieses Zwanges nicht mehr, um sich phantasievoll-spekulirend in das All einzuwirken. Wir haben sogar zu der starken philosophischen Subjektivität der Zukunft das Zutrauen, daß sie stark genug sein wird, ihrem Weltbild die individuelle Form selbst zu schaffen. Und hierfür weckt uns die unverkennbare Umbildung des modernen Gelehrten-Typus tröstliche Hoffnungen. Wie einerseits der dogmatische Metaphysiker, so scheint andererseits der fleißige gelehrte Handwerker, der Nichts-als-Spezialist immer mehr auszusterben oder doch in untergeordnete Stellung gedrängt zu werden. Es ist auch kein bloßer Zufall, daß heut die Vertreter der scheinbar differentesten und differenzirtesten Geistesthätigkeiten, Künstler, Philosophen, Schriftsteller, Gelehrte, wieder mit einander die längst verloren gegangene Fühlung zu gewinnen suchen. Man besinnt sich wieder auf die große geistige Ur-Einheit; man sucht am Leitseil darwinistischer Entwickelungsgedanken den „Urerzeuger" der vielen „Arten", die uns heut in bunter Ueberfülle vor den Augen wimmeln. Eine solche Einheit und Universalität des Geistes fand Nietzsche in den vorplatonischen Philosophen Griechenlands, zumal in dem einen Gewaltigen, dessen Name geheimnißvoll-majestätisch durch die Zeiten leuchtet: Heraklit, dem gegenüber Plato, und was nach ihm kam, schon eine Abbiegung und Verschwächlichung bedeutet. Und in Goethe, dem Dichter-Mystiker, ist auch uns ja noch einmal solch ein anachronistischer Vollmensch erstanden.

Mit dem Typus des Wissenschaftlers aber ändert sich auch der Typus der Wissenschaft. Denn all unser Denken spiegelt ja — wiederum nach einem guten Nietzsche-Wort — nichts Anderes als das „Verhältniß unserer Triebe" wider . . . Es leuchtet ein und ist oft genug betont worden,

daß der Weg genau der entgegengesetzte ist, wie in den Tagen des deutschen Idealismus. Dort stieg man aus den Sphären der reinen Geistigkeit zum Detail herab, hier ringt man aus der Fülle und dem Wust der Details zu großzügiger Weltbetrachtung. Eine tiefe Sehnsucht nach Einheit, Total-Erkenntniß, Universalität lebt in unseren besten Gelehrten. Die Spezialisten fangen an philosophisch zu werden — nicht das unwichtigste Symptom dafür, daß sich aus den Geisteswehen der Zeit eine neue Weltanschauung entbinden will. Vielleicht wäre eben jetzt für einen philosophischen Kopf der rechte Moment gekommen, den Spezialisten gleichsam auf halbem Wege zu begegnen, seinen deduktiven Monismus an den Ergebnissen und Forderungen der Erfahrungswissenschaft zu messen und zu bestätigen. Das erstaunliche Resultat wäre: daß auch in diesem Falle Deduktion und Empirie zu einander gehören wie das Positiv und Negativ eines Bildes. Stellen wir zunächst einmal in Kürze die nothwendigen Elemente eines wahrhaft modernen Monismus fest. Von ein paar rückständigen Häckelianern abgesehen, zweifelt wohl Niemand mehr an der Richtigkeit des erkenntnißtheoretischen Idealismus. „Die Welt ist meine Vorstellung" — an diesem Schopenhauer'schen Fundamentalsatz ist nicht zu rütteln. Im Grunde ist sogar der extreme Individualismus die einzig konsequente erkenntnißtheoretische Grundanschauung: die Annahme einer „objektiven" Welt ist lediglich ein höchst plausibler und praktischer, aber durchaus hypothetischer Analogieschluß. Was sich heut unter dem gelehrtthuerischen Namen des „Solipsismus" breit macht, ist ja bereits die stillschweigende Konsequenz der kantisch-schopenhauerischen Erkenntnißtheorie. Die idealistische oder, wenn man so will, die subjektivistische Betrachtungsweise, die von der menschlichen Seele und ihren in die Realität projicirten Bewußtseinsinhalten ihren Ausgang nimmt, ist also die nothwendige Grundlage aller echt wissenschaftlichen Methodik. — Hierzu kommt zweitens das voluntaristische Element. Von Schopenhauer las ich einmal, daß er sich im Triumphe der Vollendung seines großen Hauptwerks ein Siegel mit einer sich in den Abgrund stürzenden Sphinx anfertigen lassen wollte. Und eine individuelle „Lösung des Welträthsels" bedeutete ja die „Welt als Wille und Vorstellung" sicherlich. Aber seinen resoluten Glauben, im „Willen" schlechthin „das Ding an sich" gepackt zu haben, können wir heut kaum noch theilen. Denn auch der „Wille" geht ja durch das Bewußtsein hindurch und ist der subjektiven Kategorie der Zeit unterworfen. Nur relativ am nächsten mag der „Wille" jener geheimnißvollen kosmischen Urpotenz stehen, die in allem Lebenden wirkt; nur am unmittelbarsten mag sich das „Ding an sich" in ihm offenbaren. Unwiderleglich ist jedoch der sich daraus ergebende Primat des Triebes über den Intellekt, der durch die elementarste psychologische Selbstbeobachtung bestätigt wird. Ob man diesen Urtrieb besser mit Schopenhauer den „Willen zum Leben" oder mit Nietzsche den „Willen zur Macht" taufen soll — das ist meiner Meinung nach mehr

eine Wortfrage, die vielleicht von Nietzsche allzu hitzig genommen worden ist. Ich glaube, es sind nur verschiedene Namen für dieselbe Sache in doppelter Erscheinung: das Kräftespiel der Lebensformen, die sich defensiv zu behaupten oder offensiv ihren Daseinsbereich zu erweitern suchen. Da aber freilich im Weltall der Kampf der Vater aller Dinge, nicht zum wenigsten aller Entwicklung, ist, so thut man wohl besser, mit Nietzsche von einem „Willen zur Macht“ zu reden. Metaphysisch mag die Bezeichnung immerhin nicht zwingend sein — psychologisch ist sie es sicherlich. Mit Recht heißt es im „Zarathustra“: „Wo ich Lebendiges fand, da fand ich Willen zur Macht; und noch im Willen des Dienenden fand ich den Willen, Herr zu sein . . . Daß dem Stärkeren diene das Schwächere, dazu überredet es sein Wille, der über noch Schwächeres Herr sein will: dieser Lust allein mag es nicht entrathen.“ — Es ist meines Wissens noch kaum hervorgehoben worden, daß uns diese Anschauung, bei Licht betrachtet, die metaphysische Begründung des Persönlichkeitsbegriffes liefert. Denn natürlich giebt es unzählige Grade des „Willens zur Macht“ — und wenn wir im landläufigen Sinne von „starken und schwachen Persönlichkeiten“ reden, zwischen denen eben immer nur ein Gradunterschied besteht, so meinen wir damit nichts Anderes als den höheren oder geringeren Grad des Machtwillens, der in ihnen wirkt. Das eigenthümliche Phänomen der „Suggestion“ gehört hierher. Den höchstentwickelten Machtwillen — und damit die „stärkste Persönlichkeit“ — besitzen selbstverständlich die genialen Ausnahme-Naturen, die durch die suggestive Kraft ihres Wesens eine widerstrebende Welt in ihren Bann zwingen; aber Nietzsches scharfe psychologische Intuition hat mit Recht schlechthin zwei große Menschheitsgruppen unterschieden: die Herren- und die Sklavennaturen, die Befehlenden und die Gehorchenden. Und folgerichtig hat man in ihnen geradezu ganz verschiedene Instinkte anzunehmen: den Persönlichkeitsdrang, der irgend einem Aeußeren sein Siegel aufdrücken, und den Hingebungstrieb, der sich einem Aeußeren schmiegsam unterwerfen will. — Für eine konsequent monistische Weltanschauung ist nun ferner dieser Grundgegensatz natürlich nicht auf ein einzelnes Lebensgebiet beschränkt, sondern von zwingender und allgemeiner Gültigkeit. „Freilich, Ihr heißt es Wille zur Zeugung oder Trieb zum Zwecke, zum Höheren, Ferneren, Vielfacheren; aber all Das ist Eins und Ein Geheimniß.“ (Nietzsche.) Speziell über die metaphysische Einheit materieller und geistiger Zeugungskraft, die, nur in verschiedenen Seelenschichten, Erscheinungen der gleichen Urkraft und von den gleichen Gesetzen beherrscht sind, besteht wohl kaum ein Zweifel mehr. Wie tief besonders die Kunst im Geschlechtsgrunde verankert ist, lehrt jede tiefdringende vorurtheilslose Betrachtung. Mit alledem hätten wir zwar nun eine Art monistischer Weltanschauung, aber noch lange keine monistische Metaphysik. Schon das Wort „Metaphysik“ begegnet ja heut einer gewissen Mißgunst. Aber es wirkt hier zweifellos noch jene Vorstellung einer dogmatischen, aus

dem „reinen Geist“ heraus die Welt spielerisch reproducirenden Metaphysik im vorkantischen Sinne nach. Daß seit Kant aber auch die Philosophie einige bedeutsame Wandlungen durchgemacht hat, sollte die gebildete Zeit eigentlich wissen. Bei den Fichte, Schelling, Hegel mag sie in atavistischen Rückschlägen noch ihre schwanken Luftschlösser bauen — schon bei Schopenhauer hütet sie sich fein, über die äußere und innere Erfahrung hinauszugehen. Hier ist sie in der That schon garnichts Anderes als eine Wissenschaft der inneren Erfahrung, die vernehmlich bereits an das Thor der Mystik klopft. Eine Wissenschaft, die, weit davon entfernt, der Fülle der Erscheinungen abstrakt-aprioristische Gesetze aufzudrängen, lediglich den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ finden, im Flüchtigen das Bleibende, im rastlosen Wechsel kosmischen Geschehens die ewigen Gesetze entdecken will. Und hier schließt sich der Kreis unserer Betrachtung: denn die Gesetzmäßigkeiten ihres kleinen und doch so umfänglichen Specialgebietes festzulegen ist ja auch das tiefste Bedürfniß aller wahrhaft modernen, monistisch angelegten Erfahrungswissenschaft. Hier fallen die Schranken zwischen Deduktion und Empirie, hier begegnen sich Denker und Gelehrter auf halbem Wege, hier wird der Philosoph Empiriker und der Empiriker Philosoph.

Ist es nicht bezeichnend, daß z. B. eine geistvolle moderne Geschichtstheorie, die wir dem Berliner Professor Kurt Breysig verdanken, stillschweigend von sämmtlichen monistischen Grundvoraussetzungen ausgeht, die ich oben deduktiv festzustellen versucht habe? Die Thatsache ist um so interessanter, als Breysig, wie ich ausdrücklich betonen will, sicher nicht bewußt philosophische Geschichtsschreibung treiben wollte. Vielleicht ist ihm diese Feststellung in unseren unphilosophischen Zeitläuften sogar angenehm — für mich aber ist gerade diese philosophische Unterströmung der wesentlichste Vorzug seiner Theorie. Gewiß wollte er im Grunde nur seiner Specialwissenschaft eine neue Methodik, seinem Forschungszweig eine neue höhere Entwicklungsmöglichkeit gewinnen — aber es geschah, ihm selbst unbewußt, im Zeichen eines modernen Monismus. Der „Zeitgeist“ ist denn doch stärker, als es Faustens spöttischer Zweifel zugeben will .... In Breysigs Geschichtstheorie also — die er in seiner vor nicht zu langer Zeit bei Bondi, Berlin, erschienenen „Kulturgeschichte der Neuzeit“ niedergelegt hat — behaupte ich alle Bestandstücke des modernen Monismus wiederfinden zu können. Sehen wir zu!

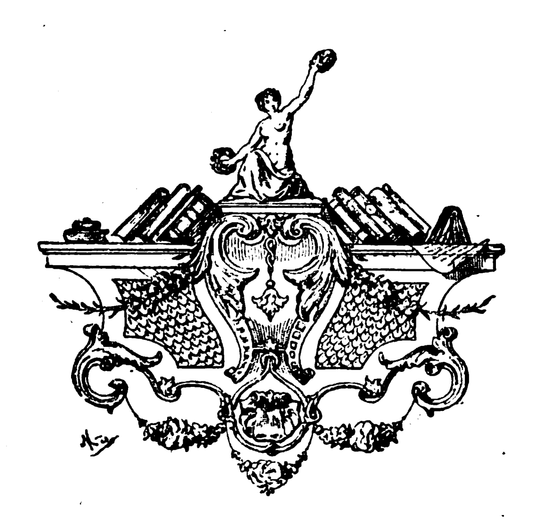
Wenn — nach Schopenhauer — nur diejenigen Werke bleiben, in die man ganz sich selbst hineingelegt hat, so darf man auch dem Breysig'schen Werke eine günstige Prognose stellen. Denn man fühlt, daß hier in der That Theorie und Mensch eins sind, daß man rückschließend aus dieser Theorie sich das Bild des Autors konstruiren kann. Damit will ich durchaus nicht gesagt haben, daß der Stoff völlig subjektiv geprägt und künstlerisch gestaltet sei. Im Gegentheil. Aber gerade der Kampf zwischen Stoff und

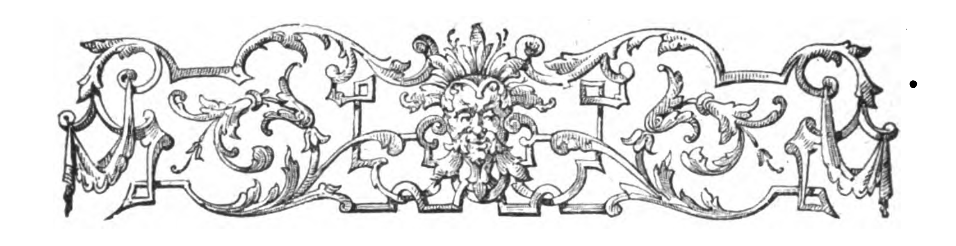
Subjektivität ist für Breysig bezeichnend und macht ihn zu einem fesselnden Persönlichkeits-Problem. Man merkt das ehrliche Ringen einer erwachenden Individualität, deren Formtriebe sich aus den Banden des „Objekts" zu befreien suchen. Und es giebt vereinzelte Partieen in dem Buche, in denen bereits die gestaltende Subjektivität über den spröd widerstrebenden Stoff gesiegt hat: ich erinnere etwa an den schönen Essay über den Prometheus des Aeschylus, wohl die ragendste Gestalt der antiken Dichtung, die mit hellenischem Titanismus doch schon etwas ganz Ungriechisches und Uebergriechisches, etwas von der Güte und Opferfreudigkeit des Nazareners, vereint, oder die trefflichen Bemerkungen über Aristophanes. Weniger befreunden kann ich mich mit dem Urtheil über Euripides, der doch die Rationalisirung und damit Verflachung der attischen Tragödie bedeutet; hier hat wohl der Gelehrte noch ein wenig mitgesprochen ... Im zweiten Theil des zweiten Bandes finden wir dann noch feinsinnige kunstkritische Ausführungen über die Naumburger Bildwerke ... Augenscheinlich also läßt sich an Breysig ganz ausgezeichnet jene „Umbildung des modernen Gelehrten-Typus", von der ich oben sprach, studiren. Es ist kein Zufall, daß er gerade den Konflikt zwischen Persönlichkeitsdrang und Hingebungstrieb in den Mittelpunkt seiner historischen Theorie gestellt hat; er liefert uns eben damit den Schlüssel zu seinem eigenen Wesens-Problem. Aber auch die übrigen Leitgedanken seiner Theorie sind auf's Innigste mit seiner Individualität verknüpft — was ihnen neben ihrer sachlichen Bedeutsamkeit eine nachhaltige Wirkung verbürgt. Vor allen Dingen ist Breysigs Problemstellung psychologisch, d. h. die Seele ist der methodische Ausgangspunkt und das heuristische Princip seiner Forschung. Besonders verdienstlich ist hierbei die entschiedene Absage an den doktrinären Materialismus, der sich heut leider immer noch vielfach in der Geschichtswissenschaft breit macht.

Gegenüber der rein politischen, auf den engen Kreis der Haupt- und Staatsaktionen beschränkten Geschichtsschreibung eines Ranke hatte man natürlich vollkommen Recht, den Einfluß des wirthschaftlichen Moments zu betonen, aber dieses Moment zum allein bestimmenden Faktor zu erheben, war ganz unwissenschaftlich und verrieth zudem einen betrüblichen Mangel an Abstraktionsfähigkeit. Denn selbstverständlich ist auch der materielle Erwerbstrieb in letzter Linie nur eine Erscheinungsform des allumfassenden kosmischen Macht- und Lebenswillens — noch dazu in seinen niedrigsten Manifestationen. Ich habe schon an anderer Stelle hervorgehoben, daß hier offenbar eine Gefühlsthatsache mitzusprechen scheint. Diese übertriebene Betonung des materialistisch-ökonomischen Gesichtspunkts wirkt nach meiner Meinung ein bischen pöbelhaft, — während umgekehrt die psychologische Problemstellung ihren aristokratischen Gefühls-Ursprung nicht verleugnen kann. Selbst diese nüchterne Frage der Methodik berührt sich also mit der Persönlichkeit des Forschers; und es ist einer der sympathischsten Züge

Breysigs, daß er die Geschichtsforschung auf psychologische Grundlage zu stellen gewagt hat .... Mehr noch erfordert aber das Verständniß des großen Grundunterschieds der beiden — nach Breysig — treibenden Kräfte alles weltgeschichtlichen Geschehens — Persönlichkeitsdrang und Hingebungstrieb — ein bischen angeborenes „Pathos der Distanz". Mathematisch beweisen läßt sich hier nichts; wie diese Unterscheidung aus dem persönlichsten Erleben heraus geschöpft ist, so kann sie auch nur aus ihm heraus verstanden werden — „wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen". Daß diese großen Grundtriebe nur die äußersten Pole des kosmischen Machtwillens darstellen, liegt auf der Hand: man wird, ohne die Originalität Breysigs anfechten zu wollen, lebhaft an Nietzsche gemahnt — und es ist gerade ein weiterer Ruhmestitel Breysigs, daß Nietzsche für ihn nicht wie für so viele moderne Gelehrte umsonst gelebt hat .... Hier blitzt nun der eigentlich *monistische* Grundgedanke der Breysig'schen Theorie vor uns auf. Das Spiel jener großen Grundkräfte, Persönlichkeitsdrang und Hingebungstrieb, beschränkt sich nämlich nach Breysig nicht auf politisches und wirthschaftliches Geschehen; es erstreckt sich mit gleicher Giltigkeit auch auf geistiges — religiöses, wissenschaftliches, künstlerisches — Gebiet. Damit erst wächst sich seine „Kulturgeschichte" zu einem großzügigen, nach einheitlichem Gesichtspunkte geordneten Totalbild der Entwicklung aus. Es ergeben sich da einige weitere sehr feine Grundunterscheidungen von heilsam klärender Wirkung. Die Wissenschaft gliedert sich für Breysig nämlich nach diesem Gesichtspunkt in sammelnde und beschreibende *Erfahrungswissenschaft* und *konstruktive Begriffswissenschaft*; die Kunst in wirklichkeitstreue *Stoffkunst* und selbstherrlich schaltende *Persönlichkeits-, Formen- und Phantasiekunst*. Auch diese Anschauungen sind nicht exakt zu „beweisen" oder zu „widerlegen"; man muß, annehmend oder ablehnend, persönlich zu ihnen Stellung nehmen. Mir selbst sind sie in unserem modernen Werthe-Chaos schon als erste kräftige Ansätze einer *geistigen Werthskala* außerordentlich sympathisch. Zumal unsrer verworrenen modernen Aesthetik, der es vor allen Dingen an klaren Grundbegriffen fehlt, kann Breysigs feinsinniges Kriterium gute Dienste leisten. Die umfassenderen Grundlagen für eine Aesthetik der Zukunft sind freilich immer noch erst zu schaffen. Ich darf wohl andeuten, daß meiner festen Ueberzeugung nach alle künftige Aesthetik *subjektivistischen* Gepräges sein und mehr oder minder mit *Künstlerpsychologie* zusammenfallen wird. „In der ganzen bisherigen Philosophie fehlt der Künstler", sagt Nietzsche im „Willen zur Macht" mit Recht. Ich selbst habe in meiner „Psyche" einen Versuch in dieser Richtung unternommen und bin dabei auf anderen Wegen zu einer ganz analogen, nur eben subjektivistisch gefärbten ästhetischen Grundunterscheidung (des „Lyrikers", der ein *unmittelbares*, des „Bildners", der ein *mittelbares* Erlebniß künstlerisch gestaltet) gelangt. —

Wohin gehört nun aber nach alledem Breysigs eigene Specialwissenschaft, die Geschichte? Sie war bisher beschreibende Erfahrungswissenschaft: sie ist jetzt, nicht zum wenigsten durch Breysigs verdienstliche Initiative, auf dem Punkte, Begriffswissenschaft zu werden. Breysigs Geschichtsschreibung nämlich — und dies ist der eigentlich krönende Gedanke seiner Theorie — ist in dem früher angedeuteten Sinne durchaus „metaphysisch" — nicht etwa weil sie uns die letzten ewig geheimnißvollen Kausalitäten erschließen möchte, sondern weil sie gewisse typische Normen und Gesetzmäßigkeiten konstruirt, weil sie im Wechsel das Bleibende zu erkennen sucht. Breysig verwirft die herkömmliche grobe Unterscheidung von Alterthum, Mittelalter und Neuzeit; jedes der großen führenden Kulturvölker hat nach ihm sein Alterthum, Mittelalter und Neuzeit für sich, und die entsprechenden Perioden zeigen durchweg eine auffallende Aehnlichkeit der Kulturgestaltung. Wie verblüffend gleichen sich etwa auf geistigem Gebiet die „neueste" Zeit der Griechen und unsere rationalistisch-naturalistische Gegenwart! Für einen philosophischen Kopf hat diese Theorie etwas ungemein Klares, auf den ersten Blick Einleuchtendes. „Wer seinen Herodot gelesen hat, der kann sagen: Ich kenne den Rummel," hat schon Schopenhauer gesagt. Und wenigstens eine bedingte Bestätigung erfährt so auch der Nietzsche'sche Wiederkunfts-Gedanke: „Alles scheidet, Alles grüßt sich wieder; ewig bleibt sich treu der Ring des Seins."





Zeit und Ewigkeit.

Von

Maria Stona.

— Schloß Strzebowitz, Oesterr.-Schlesien. —

I.

Aus der Nacht des alten Jahres
Stürmt der junge Morgen vor,
Schüttelt keck des gelben Haares
Goldumglänzten Lockenflor.

Und die Lüfte rings, die losen,
Glüh'n, von seinem Blick entflammt,
Rosenrothe Wolkenrosen
Küssen seiner Stirne Sammt.

Jubelnd schreitet er zur Erde,
Einem Götterjüngling gleich,
Mit gebietender Geberde
Weckt er sein verträumtes Reich.

* * *

II.

Ahnst Du, Zeit, des Tages Weihe,
Da Dir Alles ward bewußt,
Oder schenkst Du uns das neue
Leben aus gewohnter Lust?

Wie die Lichter still vergleiten,
Breitest Du ein Nebeltuch
Ueber Deine Himmelsweiten —
Sinnst Du Segen oder Fluch?

Suchst Genuß Du nur im Bösen,
Kümmert Dich das Menschensein,
Willst Du schaffen und erlösen,
Bist Du Selbstzweck Dir allein?

Deine Tage, Deine Nächte
Jagst Du über uns dahin,
Und wir spüren Deine Mächte
Tief im aufgewühlten Sinn,

Und wir suchen Dich zu haschen,
Die uns immerfort entwich,
Eines Netzes enge Maschen
Werfen kühn wir über Dich —

Fangen Dich, Du Sonderbare,
Würfeln um Dein weißes Kleid,
Und in Stunden und in Jahre
Theilen wir die Ewigkeit.

Doch Du spottest uns'rer Mühen,
Und es faßt ein Jeder nur
Schwankend, wie die Wellen ziehen,
Deines Augenblickes Spur.

Für das Lächeln der Sekunde
Neigst ihm freundlich Du Dich hin
Und zerbrichst ihn tief im Grunde,
Herrliche Zerstörerin!

* * *

III.

Herrschest von Urbeginn
Hoch über Menschen und Zeit,
Göttliche Königin
Der Ewigkeit.

Wolken wallen und ziehn,
Schatten fallen so dicht,
Jahre kommen und fliehn;
Licht erglänzt auf Licht . . .

Menschengeschlechter verwehn,
Sind Dir nur Spott und Hohn.
Nimmer wird untergehn
Dein diamantner Thron.

Herrschest von Urbeginn
Hoch über Menschen und Zeit,
Göttliche Königin
Der Ewigkeit!



Die Kunst im Kampf der Weltanschauungen.

Von

Paul Friedrich.

— Berlin. —

Gelegentlich der Beendigung des langen, künstlerischen Ausbaus der Siegesallee zu einer Avenue, die die Bildhauerkunst der Zeit im Dienst vaterländischer Geschichte ausgeschmückt hat, hat seine Majestät der deutsche Kaiser sein Kredo in Sachen der Kunst gesprochen. Impulsiv, im Frohgefühl, der Hauptstadt seines Reiches eine Schönheitsquelle geschaffen zu haben, warf er den Ruf von einer über den Zeitströmungen erhabenen ewigen Norm in der Aesthetik wie einen Fehdehandschuh in die durch tausend stilistische Parteiungen zerklüftete bildende Kunst der Gegenwart. Sie hat den Handschuh aufgenommen und die Fehdeansage des ritterlichen Oberhaupts einer traditionellen Welt mit Kampfgeschrei beantwortet. Ein dankbares Angriffsfeld für die künstlerischen Gegner des Kaisers bot sich ihnen in dem in Praxis soeben vor ihren Augen Geleisteten dar. Denn man kann für den hohen Gedanken des Kaisers noch so viel Bewunderung empfinden, ohne doch gleich sämmtliche Werke der Beauftragten mit schrankenlosem Jubel zu begrüßen. Es ist gewiß Vieles da, was ganz anders geworden ist, als es hätte werden können, wenn Männer von größerer künstlerischer Kraft dem Kaiser zur Seite gestanden hätten. Aber, was hilft's . . . Wir wollen nicht im Einzelnen darauf eingehen. — Wie immer kam ein unerquickliches Getöse in der Tagespresse zu Stande, bei dem entsetzlich gekrähwinkelt wurde. In diesem

pro et contra versank unerörtert das Beste: der Gedankenkern aus der Rede des Kaisers.

Ohne Frage stoßen hier zwei Weltanschauungen auf einander: die der ruhigen, objektiveren Naturen der Aelteren und die der subjektiven, vorwärtsstürmenden Jüngeren. Stellen wir uns, um beiden Theilen gerecht zu werden, zunächst auf den Standpunkt der Letzteren, so sehen wir durch ihre Brille im Lager der Gegner eine künstlerisch überwundene Welt mit Zähigkeit vertheidigt, eine Welt der unfreien, „epigonischen" Geister, die nach wie vor in dem Dualismus von weltfreudigem, künstlerischem Hellenismus und weltfeindlichem, ethischem Nazarenerthum dahinlebt. Für sie hat jede fundamentale Weiter- und Neubildung der Kunst aufgehört. Sie sieht sich an als berufen, die „alten" Ideale in politischer, religiöser und künstlerischer Beziehung vor dem Einbruch phantastischer Neuerungen zu schützen. —

Auf der anderen Seite finden sie (d. h. im eigenen Lager) eine künstlerisch neubildende Welt im Entstehen, eine Welt, die allein durch ihr Dasein die Worte des Kaisers zu entwerthen scheint, eine Welt talentvoller junger Kräfte, die weder in der Bewunderung der Antike aufgehen kann, wie die Rauchschule, noch in Nachahmung des Barock, wie dereinst Begas, der Berliner Kunstpapst. Der Olymp sagt ihnen eben so wenig mehr wie der Christenhimmel; sie sehen, fühlen und begreifen nur noch die heilige Allgewalt eines „schlechthinnigen" Daseins, einer sich ewig aus ihrer eigenen Asche verjüngenden Natur; sie stehen ihr als Impressionisten mit dem ganzen Sensitivismus des modernen Großstadtmenschen gegenüber, der zuerst rein naturalistisch das objektiv Gegebene zu erfassen suchte, wobei die Häßlichkeit als eine der zahllosen Daseinsformen sicher nicht ausgeschaltet werden durfte; der schließlich aber im Aufnehmen immer aufgelösterer Licht- und Farbenintensitäten immer subjektiv-impressionistischer werden mußte, bis der Naturalismus in einen noch durch keine mythologische oder dogmatische Verarbeitung geklärten, je nach Laune und Temperament verschiedenen Symbolismus umschlug.

Im Hinblick auf das ethische Moment, das in jeder, auch der formalsten Kunst steckt, ist diese Welt von einer Neigung durchdrungen, die zwar nicht antischolastisch mehr, wohl aber antikirchlich ist. Im Gegensatz zum Christenthum mit seiner Scheidung von Leib und Geist, Hölle und Himmel, Bösem und Gutem, werden die Moralwerthe unberücksichtigt gelassen, und der Hauptnachdruck wird auf das Einigende gelegt. Sie ist wesentlich pantheistisch oder was beinahe dasselbe sagt: materialistisch. Alles erscheint ihr geworden und in ewigem Wechsel. Sie sieht Moden aufkommen und vergehen, wie Reiche, und hat noch die Naivetät eines Eroberers und Abenteurers, der in seiner Don Quichotterie glaubt, daß die Menschen, die er noch nicht kennt, anders sein müßten, als alle andern.

Aus den fundamental entgegengesetzten Standpunkten ergeben sich, abgesehen von der relativen Berechtigung beider Parteien, auch die Gefahren

beider Weltanschauungen. Sie gleichen einem Januskopf, der links zu weit in die Vergangenheit, rechts zu weit in die Zukunft sieht, anstatt die „goldene“ Mittelstraße zu wählen. —

Aber während wir im Vorigen mehr die relative Berechtigung des Neuen gegenüber den Gefahren des Alten betrachteten, wollen wir nun einmal vom entgegengesetzten Standpunkt aus die Sache betrachten.

Da sehen wir zunächst, daß es nichts Auflösenderes geben kann als den Jugenddünkel der Gegenwart, die glaubt, alle Wege, auf denen die Menschheit durch Jahrtausende gewandelt ist, seien Irrwege gewesen. Sie erst müsse von vorn einen neuen bauen. Zunächst ist es unbedingt eine Anmaßung sondergleichen, das Werk derer, auf deren Schultern man steht, zu negiren. Das ist auf keinen Fall ein Zeichen von Einsicht. Ferner kommt bei diesem absichtlichen oder wenigstens vermeintlichen Einreißen eine Unsicherheit auch in die Köpfe, die an ihre göttliche Neuschöpferkraft glaubten, so daß erst eine ganze Weile ziel- und stillos herumgepfuscht werden muß, bis die — Besten erkennen, daß man sich auf Holzwegen befindet, von denen aus sich schon ein Seitenweg nach der gebahnten Hauptstraße finden lassen wird. In dem Abbiegen vom gewohnten Gleis liegt für die Jugend ein begreiflicher Reiz. Aber trotzdem werden doch die besten Werke erst auf dem Boden einer sicheren Reife gewonnen.

So könnte man gerade Männer wie Goethe und Schiller Renegaten von der guten Sache ihrer Jugend nennen. Aber man vergleiche nur die reifen Dioskuren, die sich in das Stahlbad der Antike begeben hatten, mit den gewiß wegen ihrer Persönlichkeit absolut nicht zu unterschätzenden Anfängern Goethe und Schiller und ihren oft so viel moderner anmuthenden Tastversuchen im „Werther“ oder in „Kabale und Liebe“. Wären sie am Ende ihrer Jugendepoche gestorben, sie repräsentirten nur als Genialste, das Ewig-Jugendliche und Unreife, für das nun die haften, die sich nie herausarbeiteten, darunter selbst Männer wie Friedrich Maximilian Klinger und Gottfried Bürger. Das Tasten und Suchen liegt als Jugendliches dem Dasein berechtigt zu Grunde, aber erst das bewußte Neuschaffen auf dem Boden des gekannten Alten, wie es der größte Revolutionär Richard Wagner forderte, wird neue Kulturwerthe erzeugen. Und wie Viele von denen, die als Secessionisten oder Symbolisten herumirren, sind morituri, weil sie ohne Bildung blindlings in's Neue tappten! Gewiß, dem Vorwurf des eigentlichen Epigonen entgehen sie, aber auch den Ruhm eines Pfadfinders dürfen solche Blinde nie im Ernst beanspruchen. Und dann, was heißt das konfessionslose: „Die Natur als Allmacht“? Kann sich ein Geschlecht an solcher Phrase länger als vielleicht ein Jahrzehnt der kräftigsten Mannesjahre berauschen? Zeigt uns unsre eigne Ohnmacht nicht stündlich die Unvollkommenheit des spinozistischen „deus sive natura?“ Man muß auch nicht zu klug von seinem augenblicklichen Kirchthurmsstandpunkt aus sein wollen! Ohne metaphysisches Bedürfniß hat noch keine Zeit

existirt, und alle freien Geister haben entweder Götter geliebt oder Götter gehaßt. Die Modernen werden auch noch nach Canossa gehen. Der Mensch, der sich plötzlich heutzutage von aller Tradition befreien will, ist ein Unding. Das „Weh Dir, daß Du ein Enkel bist," lastet mehr oder weniger auf uns Allen ausnahmslos.

Ist einem solchen irren, sich selbst überschätzenden Herumvagiren ganzer Heerden von „Uebermenschen" gegenüber, wie es sich am tollsten in dem Darmstädter Puppentheater, über das ein armer Modeschächer das Wort „Bildung" setzte, manifestirt hat, der Standpunkt unseres Kaisers so falsch? Unverständlich ganz gewiß nicht! Er sieht mit offenen Augen die allgemeine Stilverwirrung, das Tohuwabohu von „Persönlichkeitsoffenbarungen" alias nervösen Schwächlingslaunen in der modernen Uebergangskunst. Soll er, weil die großen Versöhner noch nicht da sind, warten? Er will wenigstens den Gedanken einer befreienden und über das Tagesgewirr hinaushebenden Kunst nicht fallen lassen. Und wenn jene socialistische und naturalistische Tendenzen in ihrer Kunst ausbilden, so stellt er ihnen statt neuer Venusse, die doch nichts sagen, politische und ethische Ideale der Selbstzucht und der Treue zu einer staaterhaltenden und Positives schaffenden Idee entgegen. Ist das ein Verbrechen an der Kunst? Nicht mehr als die Darstellung eines häßlichen Moments, das, wenn bedeutungsvoll im malerischen oder höheren Sinne, gewiß berechtigt ist, dargestellt zu werden.

Nun aber die Hauptsache: Giebt es, wie der Kaiser meinte, eine ewige Schönheit, die immer dieselbe ist? Hier handelt es sich darum, zu unterscheiden zwischen Schönheit an sich und Schönheit für uns. Das ist der Kardinalpunkt, um den sich alle Aesthetiken wie die Planeten um die Sonne drehen. Die Modernen verneinen ein „schön an sich". Ich bejahe es. Ein common sense der Menschen hat das Gefühl für Proportionen Allen mitgetheilt. Was dem Ideal der Natur am nächsten kommt, ist schön. Was aber ist das Korrektiv des Wirklichen? **Schopenhauer** fragt in seiner Aesthetik, ob die griechischen Bildhauer für ihre Statuen hier einen besonders proportionirten Arm, dort ein besonders proportionirtes Bein gesucht hätten! Das wäre eine schöne Kunstpfuscherei geworden!

„Daß wir Alle die menschliche Schönheit erkennen, wenn wir sie sehen, im echten Künstler aber dies mit solcher Klarheit geschieht, daß er sie zeigt, wie er sie nie gesehen hat, und die Natur in seiner Darstellung übertrifft: dies ist nur dadurch möglich, daß der Wille, dessen adäquate Objektivation auf ihrer höchsten Stufe hier beurtheilt und gefunden werden soll, ja wir selbst sind. Dadurch allein haben wir in der That eine Anticipation dessen, was die Natur darzustellen sich bemüht; welche Anticipation im echten Genius von dem Grade der Besonnenheit begleitet ist, daß er, indem er im einzelnen Dinge dessen Idee erkennt, gleichsam die Natur auf halbem Worte versteht und nun rein ausspricht, was sie nur stammelt, daß er die Schönheit der Form, welche ihr in tausend Versuchen mißlingt, dem harten

Marmor ausdrückt, sie der Natur gegenüberstellt, ihr gleichsam zurufend: „Das war es, was Du sagen wolltest!“ und „Ja, das war es!“ hallt es aus dem Kenner wieder.“ — (Schopenhauer, W. a. W. u. V. 3. B.)

Dieses formelle Ideal der Schönheit zu entdecken, war der durch keine geistige Ueberspekulation verdorbene, jugendkräftige Sinn der unter einem warmen, ewigblauen Himmel lebenden, unpolitischen Griechen geeignet. Daher bleibt für den normal ausgebildeten Menschen die durch Erhabenheit in's Ewige erhobene Plastik der Hellenen ohne Frage die „Schönheit an sich“. Ein Anderes ist schon die Schönheit der verschiedenen Kulturen. Hier ist klar, daß dem Griechenvolk diese Schönheit zugleich als Gegenwart- und Nationalkunst näher stehen mußte, als dem durch das Christenthum der schönen und harmonischen, natürlichen Sinnlichkeit entfremdeten Mittelalter. Darum suchte dies nothgedrungen je nach Nationalität und Klima eine sich entsprechende Kunst. So fand Deutschland eine Norm seiner kirchlich-asketischen, supranaturalistischen Tendenzen in der Gotik, die ihre Spitzbögen nach dem Himmel hinaufstreben ließ und ihre Dome als Zeigefinger und Wegweiser in eine bessere Welt schuf. Deshalb war es so schwer, malerisch schön zu sein, weil der Sinn des Germanen mehr musikalisch vergeistigt, als sinnlich anschaulich empfand. Daher ist auch Deutschland die Mutter der höchsten musikalischen Kunst, eines Bach und Beethoven. Wieder anders stellt sich die Sehnsucht nach dem verlorenen Zeitalter sinnlicher Schönheit in der Renaissance des Griechenland verwandteren Italiens dar. Es konnte in der Vollblütigkeit des dem christlichen Ideal abgewandten cinquecento einen eignen Stil finden, der, von dem harmonischen Griechenlands durch die ganze kulturelle, politische und ethische Verrohung getrennt, ein in's Männliche gerissener, mehr charakteristischer als typisch-harmonischer genannt werden kann.

Er ist in seiner Weise als Ausgestaltung des erhabenen, großdimensionalen Moments im Reiche der Kunst gewiß nicht verfehlt, aber schön in dem vollkommen natürlichen und proportionalen Sinn kann er im Allgemeinen nicht genannt werden.

Nun handelt es sich nur noch um die Frage, ob wir auf den Bahnen klassischer Schönheitstraditionen weiterwandeln sollen, oder ob auch Deutschland eine neue formale Kunstschönheit finden wird. Haben thun wir sie gewiß nicht, und daß der gewaltige Aufschwung der modernen Malerei, der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzog, eine Sehnsucht nach Erlangung eines eigenständigen Schönheitsideales unserer Zeit ist, ist unverkennbar.

Eine andere Frage ist nur, ob wir auf formalem Gebiet dahin kommen werden. Ich bezweifle das stark. Denn unser Klima hat sowohl den Frauenkörper, als auch den Männerleib stark verunstaltet. So können wir vielleicht eine specifisch moderne Bekleidungsplastik gewinnen, die sogar in Meunier social vertieft bis zum gewissen Grade Gegenwartskultur dar-

stellen kann. Aber auf diesem Gebiet eine neue, „schönere" Schönheit zu gewinnen, scheint aussichtslos. Unserm Empfinden als Eintagsfliegen sagt zwar eine mondaine Dame im Straßenkleid mehr zu, als eine Venus von Milo, aber an sich schöner kann sie nur Jemand finden, der durch die Schnürbrust unsrer vom Klima und von unsrer kulturellen Verbildung geschaffenen Anschauungen in seinem wahren Menschenthum verkümmert ist.

Auf der einen Seite sehen wir im Verlauf der letzten zwanzig Jahre einen Stil nach dem andern aufkommen, herrschen und verschwinden. Und die Kunstkritik hat nicht weniger als völlige Kritiklosigkeit bewiesen, indem sie gestern den naturalistischen, heut den dekadent-symbolistischen als den einzig wahren pries, und morgen wird sie das vielleicht sogar beim idealistischen wiederholen. Neu, im originalen Sinn war davon keiner. Schon die Holländer waren bis zu dem Grad, wo Kunst aufhört Kunst zu sein, Naturalisten, Symbole sind so alt wie die Menschen, nur bedeuteten sie früher etwas für Viele, jetzt kaum noch für den, der sie schafft, und Ideale sind zwar oft todtgesprochen, kehren aber Gottlob in etwas veränderter Gestalt immer wieder. All' diesen Parteiwirrungen, diesen Cliquen und Claquen, von denen die Einen auf roth, die Anderen auf grün schwören, gegenüber hat der Kaiser unentwegt auf die feststehende Maxime der ewigen Schönheit hingewiesen, die durch all' diese Revolutiönchen nicht umgestoßen, sondern nur erhärtet ist. Er hat seine eigne Persönlichkeit eingesetzt für die Unantastbarkeit gewisser Regeln, ohne die auch die freie Kunst nicht bestehen kann.

Deshalb ist es unrecht und zeugt von wenig gutem Willen, wenn man die absolut nicht wegzuleugnenden Mängel der Siegesallee benörgelt. Als ob es in der Macht eines Menschen stände, für eine große Idee auch gleich die zu ihrer vollen Verwirklichnng nöthigen Genies zu citiren. Es ist schon genug, wenn ein idealer Herrscher die Künstler auf hohe und höchste Ziele hinweist!





Elisa von der Recke.

Ein Frauenbild aus der Periode der Empfindsamkeit.

Von

Oskar Wilda.

— Breslau. —

Einst hatte der Name dieser Frau einen vollen, weithin tönenden Klang, nicht nur als der Name eines alten Edelgeschlechtes, sondern als der einer Dichterin, einer Persönlichkeit von besonderen Gaben des Herzens und Intellekts. Auch ohne die Verbindung mit dem Namen eines der gefeiertsten Dichters seiner Zeit, mit C. A. Tiedge, dem Autor der „Urania", der sich Elisens Freund nannte, besaß er Vollklang und Vollgewicht; die Dichterin der von J. A. Hiller komponirten „Geistlichen Lieder", die Frau, welche den berüchtigten Abenteurer Cagliostro, in dessen Netze so mancher geistvolle und hochgestellte Mann gegangen, entlarvt und mit einem rücksichtslosen sich selbst nicht schonenden Freimuth die Geschichte der eignen Verirrung und der Ueberführung des fascinirenden Gauklers erzählt hatte, die kurländische Edeldame, die durch körperliche wie seelische Schönheit, durch unantastbare Lauterkeit des Charakters und tiefste Güte die Herzen bezwang, erfreute sich eines europäischen Rufes, eines Ansehens, die allerdings noch durch die gesellschaftliche Stellung der „geborenen" Reichsgräfin von Medem, der Schwägerin des letzten Herzogs von Kurland, der Günstlingin der Katharina II. von Rußland, erhöht und befestigt wurden. Aber ungleich andern Frauengestalten der deutschen Litteratur, deren Persönlichkeit nicht nur lebendig durch die Zeiten zu unseren Tagen hindurchgeschritten ist, sondern sogar noch an greifbarer Bestimmtheit, an fühlbarer Lebensgegenwart gewonnen hat — man denke an die Frau Rath Goethe — war Elisa von der Recke, die zu Lebzeiten so viel genannte und gefeierte Dichterin und Philanthropin, in den wenigen Jahrzehnten nach ihrem Tode zu einem wesenlosen Schatten geworden; denn ihre

dichterische Hinterlassenschaft war zu schwach, um allein fortwirkend jene Macht zu üben, welche von dem Zauber ihrer Persönlichkeit ausging, und ihr den Platz in dem deutschen Geistesleben zu sichern, auf den sie bei Lebzeiten Anspruch zu haben schien. Wie ihres Freundes Tiedge nur noch genannte, nicht gelesene „Urania“, so schien auch Elisa von der Recke nicht mehr dem blühenden Leben, sondern nur noch der Litteraturgeschichte anzugehören, die dem Wißbegierigen von ihr als einer charakteristischen Erscheinung aus der Periode der Empfindsamkeit und schwärmerischen Schönseligkeit, von der Rolle, die sie in der Geschichte des Mysticismus und dann der Aufklärung und des Rationalismus gespielt, und von ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Frauenbewegung Kunde giebt. Aber dem lebenden Geschlecht war Elisa von der Recke ein leerer Name ohne besonderen Inhalt, ohne die lebendige Vorstellung einer ausgeprägten Persönlichkeit, einer fortwirkenden Kraft geworden. — Und nun gewinnen seine todten Zeichen wieder Klang und tönen aus dem Buche wieder, wie in früheren Tagen durch die Welt. Von Neuem tritt ihre Gestalt in dem Spiegel ihrer Lebensaufzeichnungen und Briefe, die Paul Rachel*) herausgegeben, lebensvoll vor unser geistiges Auge; und zwar ist es nicht die vornehme alte Dame, die fromme Liedersängerin, die Vorkämpferin ihres Geschlechts, die Philanthropin, die gefeierte, anerkannte Freundin von Dichtern und Gelehrten, als die sie vornehmlich bekannt war; es ist das unverstandene duldende Kind, die schwärmerische Jungfrau, die in unglücklicher Ehe kämpfende, sich zur geistigen Selbstständigkeit durchringende junge kurische Edelfrau, die wir kennen lernen. Nur diese, die erste Periode ihres Lebens, über die bisher nur kurze Mittheilungen vorlagen, umfassen die von Paul Rachel zuerst veröffentlichten Handschriften der königl. Bibliotheken zu Berlin und Dresden, deren erste die von Elisa selbst verfaßte, wenn auch nicht in ihrer Handschrift vorliegende Geschichte ihres Lebens bis zur Verlobung (1754—1771), und deren zweite 195 Briefe aus der Zeit ihrer unglücklichen Ehe mit Freiherrn Georg von der Recke enthält. Aber es ist die Periode, die in allen biographischen Werken das meiste Interesse erweckt und den höchsten Reiz besitzt: die des wachsenden, werdenden Menschen; aus deren Kenntniß wir erst den fertigen und vollendeten Menschen, die Nothwendigkeit dessen, was uns in ihm als wunderbares, erstaunliches Resultat entgegentritt, zu begreifen vermögen. Ganz abgesehen von der allgemeineren Bedeutung, welche diese Dokumente durch die Stellung ihrer Urheberin in der Geschichte ihrer Zeit besitzen, werden Aufzeichnungen wie diese, welche uns einen so unmittelbaren Einblick in das immer reifer und reicher sich entfaltende Seelenleben, in den Entwicklungsgang einer innerlich reichen

*) Elisa von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. Herausgegeben von Paul Rachel. Mit 11 Abbildungen. Leipzig, Dieterich'sche Verlags-Buchhandlung Theodor Weicher.

Natur gestatten, die der Vervollkommnung zustrebte, für den Psychologen von hohem Werth und stärkster Anziehungskraft sein; um so mehr, wenn wir es mit sozusagen unwillkürlichen, nothwendigen, durch keine äußeren Rücksichten veranlaßten, beeinflußten, beschränkten und gefärbten, sondern lediglich dem Drange nach befreiender Offenbarung entsprungenen Ergießungen eines hochgespannten Innenlebens zu thun haben. Dies ist zum mindesten mit den Briefen der Fall, welche Elisa von der Recke an ihre Freundin Caroline Stoltz — von ihr mit Vorliebe „Stoltzchen" genannt, — richtete, die Erzieherin von Elisens jüngerer Schwester Dorothea von Medem, der sie, als der Einzigen, der sie sich ganz offenbaren konnte und mochte, mit nichts verhüllender Offenheit ihre Kümmernisse, namentlich ihre ehelichen Leiden anvertraute; aus keinem andern Verlangen, als dem nach Mittheilung. Dies Verhältniß blieb auch bestehen, als Elisa die gute, treugesinnte, aber nicht gerade bedeutende Freundin geistig überholt hatte, die im Grunde doch nur, wie Rachel (S. XLII.) bemerkt, für Elisa „das Gefäß war, in das sie all' ihren Herzenskummer schütten konnte." — So sind diese Briefe, selbst mit dem dem aufmerksamen Leser nicht entgehenden Zuge befriedigter Eitelkeit und Selbstbespiegelung, die sich oft in die Hülle moralischer Selbstkritik und moralischer Hochgefühle kleidet und sich selbst dem Ausdruck echtester Leidenschaft und tiefsten Seelenschmerzes gesellt, die unmittelbare Bloßlegung echtesten Gefühlslebens, ein Stück unverfälschter menschlicher Natur. Das ist in gleichem Maße selbstverständlich mit ihrer 1795 aufgezeichneten Selbstbiographie nicht der Fall; diese schrieb sie mit dem Hinblick auf einen bestimmten Zweck: zur Belehrung „zartfühlender Herzen", und unter dem Eindruck der Erkenntniß, daß „wir nicht nur leben, die holden Träume einer schöpferischen, Alles verschönenden Einbildungskraft in Erfüllung zu bringen —: daß wir vielmehr leben, um uns in die Verhältnisse fügen zu lernen, die das Schicksal für Jeden webt". Wir mögen bei diesen Worten, in denen die reife Frau mit klarer Selbsterkenntniß und ehrlicher Selbstkritik über die Periode ihrer empfindsamen Schönseligkeit und romantischen Schwärmerei urtheilte, an die Warnung denken, welche Clemens Brentano an die jugendliche Schwester Bettina richtete: es gebe „nichts Miserableres in der Welt," als die Empfindsamkeit; Bettina möge lieber herumspringen und singen, in der Küche arbeiten, Kuchen backen. „Der Empfindsame bringt nie etwas hervor, weil er sich keines Dinges bemächtigen kann, sondern nur von Allem überwältigt wird. Dabei wird die Empfindsamkeit über nichts empfindlicher, als wenn man sie für eine Kränklichkeit erklärte, da sie eine Feinheit der Seele sein will"*). Man wird aber andererseits auch zugeben müssen, — und die folgenden Darlegungen werden es erweisen — daß Elisa in den Tagen, da ihre empfindsame Seele unter dem Drucke einer ihr feindlich fremden Umgebung,

*) Vgl. Moriz Carriere: Elisabeth von Arnim. Nord und Süd. Bd. 40. S. 98.

einer das Bewußtsein ihrer Menschenwürde zu ersticken drohenden moralischen Knechtschaft stand, in demselben Geiste litt und kämpfte, der aus Bettinas energischen Worten spricht: „Welches Menschenschicksal auch über mich komme, das ist mir nicht von Gewicht, aber mich durchzureißen, ich selber zu bleiben, das sei meines Lebens Gewinn." Auch sie fühlte klarer und klarer, daß „die Seele sich an das Knechtische gewöhnen werde, die den Konvenienzen auf Kosten ihrer reineren Gefühle nachgebe." —

Ein ehrliches Streben, die Dinge und die Personen, vor Allem sich selbst wahr darzustellen, ist unverkennbar; mag auch oft wider Willen die durch die heraufbeschworene Erinnerung in neu erzitternde Erregung versetzte Seele dem objektiven Urtheil über Andere eine leichte Färbung der Leidenschaft gegeben haben, andrerseits die offene Darlegung der eigenen Schwächen, so der jugendlich eitlen Freude an der eigenen Schönheit und den Huldigungen von Männern und Frauen, nicht gänzlich einer die eigene Verurtheilung durchschimmernden echt weiblichen Befriedigung entbehren. Welcher Selbstbiograph wäre von der menschlichsten aller Eigenschaften ganz frei geblieben; wir wissen es seit J. Jacques Rousseau, wie die schonungsloseste Offenheit über das eigene Ich mit der mehr oder minder unbewußten Regung und Enthüllung der Eigenliebe und der Eitelkeit sich sehr gut verträgt, ja oft in letzterer wurzelt. Also werden wir bei Elisa, wenn auch stets subjektive, so doch nicht durchweg objektive Wahrheit voraussetzen; wir werden ihr Urtheil über Verhältnisse und Persönlichkeiten, das sie übrigens selbst im Laufe der Zeiten — sei es nach der guten, wie nach der bösen Seite hin — ehrlich und unbefangen korrigirt — nicht als absolut zutreffend hinnehmen. Sind ihr doch auch thatsächliche Irrthümer untergelaufen, wie der über ihr Geburtsjahr, als welches sie eine Zeitlang 1756 statt 1754 annahm, so daß sie sich lange um zwei Jahre jünger hielt, als sie in Wirklichkeit war. —

Von sehr hohem Werthe sind diese Aufzeichnungen und Briefe als Zeitdokumente. Sie enthalten eine Fülle von Material für die Geschichte des litterarischen Lebens im 18. Jahrhundert und lassen das Kulturbild der Zeit — insbesondere in den Adelssphären Kurlands — in satten, frischen Farben erstehen. Dieses Bild ist um so interessanter, reicher an Gegensätzen, an dramatischer Bewegtheit, als es aus der Wende zweier Zeiten stammt, in welcher eine neue Lebensanschauung ihren Einzug hält, eine alte primitivere Kultur sich feineren Lebensformen mit felsiger Unbeweglichkeit entgegenstemmt, und ein das Recht der Persönlichkeit verfechtender Freiheitsdrang sich gegen althergebrachten Zwang auflehnt; aus einer Zeit, erfüllt von elektrischer Spannung, die sich in den Gewittern schwerer Konflikte zwischen der alten und der jungen Generation entlädt. Der letzteren, unter dem Einfluß westlicher Bildung, von einem verfeinerten Seelenleben, höheren geistigen Bedürfnissen, ergriffen von der Schönseligkeit, der Gefühlsschwelgerei, die von Klopstock und dem Göttinger Dichterbunde

ausging, für Tugend und erhabenes Menschenthum schwärmend, sehen wir in den Vertretern des alten kurländischen Adels die erstere gegenüberstehen, als ein Geschlecht von rauhen, unpolirten Sitten, unangekränkelt von des Gedankens Blässe, von Abneigung, ja Haß gegen geistige Kultur erfüllt, fest in alten, patriarchalischen Verhältnissen wurzelnd, die Männer echte Herrenmenschen, die über ihre Frauen wie über ihre Leibeigenen gebieten. Ein hübsches Bild von der Unpolirtheit altkurländischer Sitten, das auf merkwürdig primitive Verhältnisse bei manchen adligen Gutsherren wie auf die Stellung der Frau dem Gatten und Vater gegenüber, ein bezeichnendes Licht wirft, giebt Elisas Erzählung von der originellen Brautfahrt ihres Großvaters, des reichen Starosten Korff, der 47 Jahre alt, in seinem gewöhnlichen, einzigen, sehr einfachen Rocke, in einer Kibitka (Planwagen) zur Besichtigung der Töchter eines Gutsnachbarn auszog, aber, da er es sich in der Julihitze auf seinem Planwagen allzu bequem gemacht und von seinem Kutscher nicht rechtzeitig geweckt wurde, schließlich „im Stande der Unschuld" vor den im Garten seiner harrenden Töchtern des Hauses und ihren Angehörigen aus seiner Kibitka emportauchte, worauf er mit den Worten: „Nein, nun hole ich mir hier keine Frau!" die Flucht ergriff, zum großen Mißvergnügen der geputzten schönen Fräuleins, „die sich auf einen reichen und angesehenen Mann gefreut hatten, und nun blos einen eben nicht schönen Mann einige Augenblicke nackt zu sehen bekamen". Der alte Korff aber fuhr stracks — nicht ohne sich zuvor im nächsten Kruge angekleidet zu haben — zu seinem alten Freunde und Gutsnachbarn, dem Freiherrn von der Wahlen, und als, während er diesem sein Mißgeschick erzählte, des Letzteren Tochter Konstanze, „ein wohlgewachsenes Frauenzimmer mit majestätischem Ansehen" in's Zimmer trat, begehrte der Starost die Tochter des Freundes, die ihm wohl gefiel, auf der Stelle zur Frau und erhielt auch sofort die Zusage des Vaters, ohne daß es einer der beiden Männer für nöthig hielt, das Mädchen, über dessen Schicksal entschieden wurde, nur einer Frage zu würdigen. Als diese, die einen schönen, aber dem alten Wahlen viel zu neumodischen und nicht genügend reichen jungen Mann liebte, ihre Augen gegen ihren Vater bittend aufhub, „fand sie den zornig drohenden Blick, der Gehorsam ohne Widerrede von ihr zu erzwingen wußte". Aber der wunderliche Freier hielt es noch für nothwendig, das schöne Konstanzchen auf ihre Folgsamkeit und Geduld hin zu prüfen, da er eine fromme Frau haben wolle. „Mit diesen Worten holte er aus seinem Stiefel ein Pfeifenrohr, aus der Tasche einen Pfeifenkopf und einen schmutzigen Tabaksbeutel und sagte: ‚Da, Konstanze, stopfe mir diese Pfeife, denn wenn Du meine Frau wirst, so mußt Du dies immer thun.' Konstanzchen stopfte mit inniger Betrübniß die Pfeife, wünschte, diesem barschen Herrn zu mißfallen, durfte aber aus Furcht vor ihrem Vater nichts versehen; und sie gefiel durch diese Verlegenheit dem reichen Starosten um so mehr. Die schöne Konstanze überreichte die gestopfte Pfeife und das Licht." Aber das genügte dem

vorsichtigen Heirathskandidaten noch nicht; denn nachdem er, ungenirt über sein fatales Abenteuer redend, seine Pfeife angezündet, rief er Konstanze zu sich, „nahm ihre Hand und sagte zu ihr, seine künftige Frau müsse auch mit fröhlichem Sinne Schmerzen aushalten können; und so stopfte er seine brennende Pfeife ganz kaltblütig mit ihrem Finger zurechte.“ Das tapfere Mädchen „zuckte aus Furcht vor ihrem Vater kaum mit der Hand“, worauf der Starost Korff befriedigt sagte: „Wahlen, Deine Konstanze ist ein braves Mädchen, sie soll meine Frau werden, ich will sie recht glücklich machen,“ ein Versprechen, das übrigens der biedere Mann, der auch für seine Unterthanen ein sorgsamer Vater war, voll eingelöst hat. — Und diese Frau, die solche Proben willenloser Unterwürfigkeit gegeben, besaß im Grunde eine starke, leidenschaftliche Natur, einen herrschsüchtigen Geist. Nach dem Tode des Gatten beherrschte ihr despotischer Wille die Familie. Von majestätischer Erscheinung und gebietendem Wesen, von blühender Gesundheit, obwohl sie 16 Kindern das Leben geschenkt, machte diese Frau, die wenig gebildet war und kaum lesen und schreiben konnte, auch auf Fremde einen bezwingenden Eindruck; und die materiellen Mittel, über die sie dank der liebevollen Fürsorge des Gatten, verfügte, welcher ihr sein ganzes und großes Vermögen hinterlassen und die Kinder mit verhältnißmäßig geringen Beträgen bedacht hatte, setzten sie in den Stand, ihrem Willen Geltung zu verschaffen und einen Einfluß zu üben, der keineswegs auf die Familie beschränkt war. Ihr gastliches, in großem Stile unterhaltenes Haus bildete den Sammelplatz der besten Gesellschaft, welche der Starostin huldigte und ihren Launen schmeichelte. Selbst der Fürst des Landes bemühte sich um ihr Wohlwollen, da durch ihre vielen Güter ihre Stimme bei Landtagen in mehreren Kirchspielen galt. — Milde und gütig, wenn man ihrem Willen sich unterwarf oder ihre Schwächen auszunutzen wußte, eine wahre Mutter aller Armen und Unterdrückten, konnte sie durch jede Auflehnung gegen ihren Willen zu leidenschaftlichem Zorn und rücksichtsloser Härte getrieben werden. Als ihr Sohn, ein 43jähriger Mann, eine zweite Ehe eingehen und statt der ihm von der Mutter empfohlenen reichen verwittweten Oberstin von der Recke ein armes Fräulein von Hahn heimführen will, verfluchte ihn die rasende Frau mit den Worten: „Fritz, Du bist mein Liebling: Willst Du aber das verdammte Hahnengekräh in meine Familie bringen, so bitte ich Gott, daß er Dich durch dies aufsteigende Donnerwetter todt zu meinen Füßen niederstürzen möge, und wenn Gottes Rache Dich nicht gleich trifft, nun so verfluche ich alle Kinder, die aus dieser Ehe kommen“. Aber diesmal setzte sie ihren Willen nicht durch, der Sohn machte die Geliebte zu seiner Frau. Doch glückte es der Starostin, Elisens Vater, der ebenfalls Wittwer war, für die von ihr protegirte Oberstin v. d. Recke zu erwärmen und zur Werbung um die sieben Jahre ältere Frau zu veranlassen. — Die starke Seele, welche in dieser merkwürdigen Frau wohnte, und die sie bei traurigen Anlässen, wie bei dem Tode ihrer

Tochter, der Mutter Elisens, bewährte, ihre robuste, gesunde Lebensphilosophie, die in so starkem Kontrast zu der schwärmerischen Empfindsamkeit ihrer Enkelin stand, trugen dazu bei, ihr zu einem hohen Alter zu verhelfen, mit dem sie ihre meisten Kinder, Enkel und Urenkel überlebte. Es war ihr ein Gebot der Vernunft, jeden unabänderlichen Schmerz soviel als möglich aus der Seele zu vertilgen, kein Uebel wiederzukäuen und sich dem Kummer durch eifrige Thätigkeit zu entziehen. Sie pflegte zu sagen: „Thränen verderben die Augen und den Magen; Kummer untergräbt die Gesundheit, der vernünftige Mensch müsse sich beiden nicht überlassen, er müsse durch Gutesthun vergnügt zu sein suchen, auch wenn es nicht nach seinen Wünschen geht.“ —

Im Schlosse und unter der strengen Zuchtruthe dieser Frau verlebt Elisa, die von der früh verstorbenen Mutter eine schwärmerische, gefühlsweiche Seele geerbt, eine Kindheit, so reich an verschwiegenem Dulden, an heißen, heimlichen Thränen, an bangen Zweifeln und an Qualen hoffnungslosen Verlassenheitsgefühls in einer verständnißlosen Umgebung, daß man dieser, einen lehrreichen Blick in das Empfindungsleben eines Kindes gewährenden Schilderung seelischen Martyriums als Psychologe mit größtem Interesse, als Mensch mit wärmstem Mitgefühl folgt. In steter Furcht vor der Strenge der Großmutter, deren Gerechtigkeit doch durch das mangelnde Verständniß für die Eigenart des Kindes und durch den Elisen mißgünstigen Einfluß der „Tante Kleist“ und deren heuchlerischer Tochter Konstanze irregeleitet wird, in seinem besten Fühlen verletzt, unverstanden, oft durch die Bosheit der „Großschwester“ Konstanze zur Lüge gezwungen, die es verabscheut, und für die es, durch die Anstifterin selbst bloßgestellt, dann von der Großmutter gezüchtigt wird, verschließt das Kind, dessen erste Lebensjahre ohne Gespielin und ohne Spielzeug verflossen sind, sein Denken und Empfinden in sich. Zu leblosen Dingen flüchtet Elisa, nur diese vernehmen ihre Seufzer und ihre innersten Gedanken, und alle nach Ausströmung verlangende Inbrunst des Gefühls ergießt sich in den Kultus, welchen das Kind der verstorbenen Mutter widmet; zu dem Altar, den sie dieser kaum von ihr gekannten, so jung dahingerafften, engelgleichen Frau in ihrem Herzen errichtet, flüchtet sie in den Stunden der Einsamkeit und des trostlosen Kummers. Die hämischen Bemerkungen der Verwandten über die Verewigte steigern nur die anbetende Schwärmerei, welche ihren Gegenstand mit der Glorie der Heiligkeit krönt. Ihrer Liebe zum Heiland weiß sie keinen höheren Ausdruck zu geben, als daß sie dem an das Kreuz gemalten Jesus mit andachtsvollem Kusse die Versicherung giebt: „Ich habe Dich so lieb als meiner Mutter Bild“. Als sie von einem Freunde des Hauses, dem alten Starosten Igelströhm, der ihr biblische Geschichten erzählt, die Geschichte von dem Feigenbaum vernimmt, den Christus verflucht, weil er keine Früchte getragen, meint sie, daß ihre Mutter doch besser gewesen, als der liebe Herr Jesus; denn, wenn sie hätte Wunder thun können, hätte sie gewiß gesagt: „Baum,

werde voll Feigen!“ und da hätte Jesus viele Feigen essen können. Mit ihrer Liebe zu Jesus verband sie einen stillen Haß gegen Gott, der die Menschen so plagte und trotz seiner Allwissenheit nicht dem Sündenfall vorgebaut und die Kreuzigung des lieben, guten Heilands zugelassen. Eine Wandlung bewirken — hier zeigt sich zum ersten Male der Einfluß litterarischer Schöpfungen auf Elisens Gemüthsleben — in ihr Neanders und Gellerts Bußlieder, durch die ihr Gott lieb wird. Bei ihnen sucht das Kind Trost, als es, gezwungen, eine Tante, deren Wohlthaten es genossen, bei der Großmutter zu verleumden, nach dem bald darauf erfolgten Tode der geliebten Tante von schwerer Gewissensangst bedrängt wurde. Nur einen lebenden Menschen gab es, dem das verschüchterte Kind sich rückhaltlos anvertrauen konnte, und dieser Mensch war eine einfache Leibeigene, Elisens Wärterin. Diese gutherzige, aber ungebildete Person, die von bestem Wollen beseelt war und in gewisser Hinsicht pädagogisch günstig auf das Kind einwirkte, übte insofern wiederum einen nachtheiligen Einfluß aus, als sie Elisens romanhaften Hang nährte, indem sie die Zwölfjährige zur Vertrauten ihrer Herzensangelegenheiten machte und in nächtlicher Stunde durch sie ihre Liebeskorrespondenz erledigen ließ. — Schon jetzt ist das frühreife Mädchen für die Verehrung junger Herren empfänglich; ihre dadurch geweckte Eitelkeit berauscht sich am Anblick des Spiegelbildes, und härter als die dafür ihr angedrohten Ruthenstreiche trifft sie die Verfügung, die schon abgelegte Tracht der unerwachsenen Mädchen, das Flügelkleid, wieder anzulegen. Dabei sah es mit der geistigen Bildung des Mädchens um diese Zeit übel aus, da einerseits auf Betreiben der Tante Kleist und ihrer Töchter die Lehrer fortwährend wechselten, andererseits durch jene in Elisen die Befürchtung wachgerufen worden war, sie könne bei ihrem schwachen Kopfe durch angestrengtes Lernen „dwatsch“ werden. Unwissender, als ihre jüngeren Geschwister, betritt sie das Elternhaus, in das die zweite Stiefmutter sie überführt. Mit jubelndem Erstaunen und mit Freudenthränen ruft sie: „Ich habe ein Gedächtniß!“ als sie, von der Mutter ermuthigt, ein Gedicht mit Leichtigkeit erlernt hat. Frei darf sie sich nun körperlich und geistig entfalten. Ledig der lästigen, entstellenden Florkappen und der „Kalesche“, welche die Haut vor Luft und Sonne schützen sollten, darf sie nun mit unverhülltem Gesicht die Natur schauen; und nicht ein despotischer Wille, sondern eine schmerzlose, diplomatische Pädagogik, die freilich weniger moralische Vervollkommnung, als gesellschaftliche, weltmännische Ausbildung und praktische Ziele im Auge hat, leitet ihre Entwicklung.

Der einseitige Einfluß der fein gebildeten, geistreichen und weltklugen, aber auch allzu berechnenden und gefallsüchtigen Stiefmutter, an der Elise als an ihrer Befreierin, die ihr „Seele und Lebensglück“ gegeben, hängt, deren Schwächen sie aber später wohl erkannte, wurde korrigirt durch den Eindruck, den die Persönlichkeit und die Lehren eines Freundes ihres Vaters, des Hofraths Schwander, auf sie machten, der, als erster Rechtsgelehrter des

Landes anerkannt, überall im höchsten Ansehen stand. Er war der erste Mann, der Elisens Stiefmutter zu widersprechen wagte und von ihrer Erziehungsmethode meinte, daß das Gute nahe an's Böse grenze; seine Bemerkungen bestärkten Elise in dem Vorsatze, nach „wahrem Seelenwerthe zu streben". Wieder ist es die verstorbene Mutter, die sie sich zum leuchtenden Vorbild nimmt. Ihr heißester Wunsch ist, wie jene auch nach dem Tode ohne Tadel fortgeliebt zu werden, und als Grundsatz stellt sie sich auf: Tugend muß ein Zusammenhang des ganzen Lebens sein, wenn man den Schauplatz dieser Welt ohne Reue verlassen und im Grabe den Segen aller derer mitnehmen will, mit denen man lebte. —

Mit solchen Gedanken und Vorsätzen wehrt sich ihre moralische Natur gegen die Einseitigkeit einer Erziehung, die in der Lehre bestand, wie man in der Gesellschaft glänzen und die Anwesenden mit Bescheidenheit unterhalten könne, und gegen die für einen noch unfertigen Charakter in mancher Hinsicht schädliche und gefährliche Einwirkung eines Lebens, das, von einem Schlosse zum anderen, zuweilen in die Hauptstadt Mitau mit ihren festlichen Zerstreuungen, Hofbällen, und Jahrmärkten — die streng in adlige und bürgerliche Jahrmärkte geschieden waren — führend, eine Kette gesellschaftlicher Freuden war.

Von diesem Leben auf den adeligen Schlössern Kurlands zu jener Zeit erhalten wir aus Elisens Schilderungen ein anschauliches Bild. Musik, sowohl von Familiengliedern, die verschiedene Instrumente spielen, als auch von Dienstboten, welche zum Theil musikalisch sind, ausgeführt, sowie Schach, Karten und Gesellschaftsspiele verkürzen die Abende. Zuweilen giebt man sich den Freuden des Tanzes hin; neben Menuett und Polonaise ist der „deutsche Tanz" (Walzer) beliebt. In der gesellschaftlichen Ausbildung der Mädchen spielt der Tanzmeister, der ihnen „die fünf Positionen" beibringt, eine bedeutende Rolle. Er ist zugleich der Direktor des Theaters, auf welchem bei besonderen Gelegenheiten, wie den Geburtstagen der Eltern, pantomimische Ballets, Schäferspiele von Gellert und Theaterstücke aufgeführt werden wie Chr. Weises Drama „Romeo und Julie", in welchem Elisa, damals bereits mit v. d. Recke verlobt, die Julie sehr zum Leidwesen des Bräutigams spielte, der der Meinung war, solche Possen paßten nur für Kinder (!) und Komödianten! Im Winter, den man gemeinhin in der Hauptstadt Mitau verlebt, wo Elisa bald gewohnt ist, in der Gesellschaft zu glänzen, werden pomphafte Schlittenfahrten arrangirt, bei welchen die elegantesten Herren, hinter ihren einspännigen Schlitten stehend, ihre Damen selbst fahren. Bei einer solchen Gelegenheit macht der elegante Oberbürgermeister von Grotthuß, der in seinem Werben um die Gunst des jungen Mädchens seinen Onkel zum Rivalen hat, in seinem „so wohllassenden schwarzsammtenen Oberrock" einen tiefen, verwirrenden Eindruck auf Elisen. Alles gefiel ihr an dem Mann, sogar die Art, mit welcher seine schöne Hand aus der Dose der Stiefmutter Schnupftabak nahm, und die schönen,

seinen Points, die von seiner Hand hinab auf den schwarzen Sammet eines Aermels fielen. Aber als er den „wohllassenden" Oberrock auszieht, sind mit einem Male alle unruhigen Gefühle in Elisen beschwichtigt, hat der die Frauen bezaubernde Mann allen Reiz für sie verloren, als ob ihr Gefühl für ihn nur an den schwarzsammtenen Oberrock geheftet gewesen. Ja, es regt sich in ihr gegen den Mann ein heimlicher Widerwille, den sie, sich dieser Erfahrung vor sich selbst schämend, tief in sich verschließt.

Früh entwickelt, von ungewöhnlicher Schönheit — von welcher ein Bild aus Elisens Mädchenzeit beredtes Zeugniß ablegt — ward sie schon als Kind von jungen und alten Männern umworben; selbst ein 76jähriger Greis, der alte Igelströhm, erscheint als Freier, und die kaum den Kinderschuhen Entwachsene war geneigt, ihm ihre Hand zu geben; doch verhinderte die Stiefmutter die ungleiche Verbindung und wies die gefühlvollen Bemerkungen theilnehmender Freunde, Elisa wäre, nachdem sie den alten Gatten 10 Jahre gepflegt hätte, doch eine so junge Wittwe gewesen, daß sie dann erst in das rechte reife Alter zur wahren Ehe eingetreten wäre, mit der Entgegnung zurück: der Teufel hätte aus der 1 eine 2 machen können*) und Elisa „so langer Weile selbst auf die Bahre bringen"; ebenso wußte sie mit diplomatischer Gewandtheit einen jüngeren Bewerber, den Grafen Kettler, der Elisen zu Liebe sogar seine Perrücke beseitigte und in eigenem Haare erschien, der Tochter zu verleiden, indem sie dessen Schwächen geschickt sichtbar machte. Um so eifriger unterstützte die Stiefmutter die wiederholte Werbung des Freiherrn von der Recke, der, ein Mann alten Schlages, von rauhen Nimrodsitten, lieber in den Wäldern Bären jagte, als sich in Gesellschaften, wo sein gebietendes Wesen sich in verlegene Ungelenkheit wandelte, bewegte, und der durch seine sonderbare Krautjunkertracht, mit seinen zwei steifen Locken und dem „zum Aerger aller Stubenmädchen" im Nacken hoch gebundenen Haarzopf, mit seinem blau grob leinwandenen Schnupftuch, Elisen nicht anziehender wurde und von deren Geschwistern heimlich verspottet wurde. Die Stiefmutter aber wußte ihr den Mann, vor dem Elise eine so starke Abneigung empfand, daß sie die Ehe mit dem alten Igelströhm vorgezogen hätte, im besten Lichte zu zeigen, und als Recke durch eine That der Großmuth — er zerriß eine auf 10 000 Gulden lautende Obligation eines Verwandten, der sein Vermögen

---

*) Rachel macht zu diesen Worten folgende Anmerkung: „Bei K. W. Wander, Sprichwörterlexikon, Leipzig, Brockhaus 1867—1880, unter etwa 1700 Redensarten, in denen der Teufel vorkommt, nicht erwähnt. Der Sinn ist wohl: die Rechnung könnte sich ganz anders gestalten." — Dazu möchte ich bemerken, daß, meiner Ansicht nach, keine Nothwendigkeit vorliegt, in der betreffenden Redewendung einen stehenden formelhaften Spruch zu sehen. Der Sinn ist völlig klar: Es könnten statt der angenommenen Jahre einer Ehe mit Igelströhm die doppelte Anzahl, nämlich 20 statt 10, herauskommen und der greise Gatte die junge Frau überleben. D. V.

durch Alchymie verloren — Elisen eine günstige Meinung von seinem Charakter beigebracht, willigt diese, erschüttert durch den jähen Tod des jungen Brincke, dem ihre Neigung gehört hatte, weinend in die Hochzeit mit Recke, die übrigens erst nach einigen Jahren, wenn Elise das 20. Jahr erreicht, stattfinden sollte, aber dann zum Entsetzen des Mädchens, das doch zum entschlossenen Widerstande nicht die Kraft besaß, beschleunigt wurde. Eine Ehe, unter solchen Verhältnissen geschlossen, zwischen zwei so verschieden gearteten Naturen, konnte nicht glücklich ausfallen. Hier handelt es sich nicht nur um unvereinbare individuelle Gegensätze; in diesen beiden zusammengeketteten Menschen stehen sich alte und neue Zeit — ohne daß sie sich dessen klar bewußt sind — feindlich gegenüber. Er, eine prosaische robuste Natur, ein Landwirth mit Leib und Seele, in Wäldern und auf dem Felde sich am wohlsten fühlend, an der Tafel anzüglich derbe Scherze liebend, über welche die jungen Frauen und Mädchen erröthen, während die alten Damen dazu „schmustern" (schmunzeln); sie, empfindsam, schwärmerisch, romantisch veranlagt, gewöhnt an gesellschaftliche Triumphe, an die Huldigungen der Männer und nun gebannt in die ländliche Einsamkeit des „großen wüsten Schlosses" Neuenburg, nicht dazu geschaffen, die wirthschaftlichen Pflichten einer kurischen Landedelfrau zu erfüllen. Daß ein Mann wie Recke das schöngeistige Treiben seiner vornehmlich auf „Ausbildung ihrer Seele" bedachten Frau, ihr ätherisches Wesen, ihre romantische Neigung, die sich an litterarischen Vorbildern nährt, nicht mit Verständniß und Sympathie betrachten konnte, liegt auf der Hand. Er, der als guter Wirth früh in's Bett zu gehen gewohnt ist, mußte ihren romantischen Hang zu abendlichen Spaziergängen in den von Nachtigallensang durchhallten Gebüschen, zu nächtlichen Mondscheinpromenaden für eine Ueberspanntheit halten. Er findet es für sie nützlicher und passender, mit ihm zum Viehstall zu gehen und dort das Vieh zu zählen, als unter einem schattigen Baum Wielands „Sympathieen" zu lesen. „Bei einer Frau taugt Folgsamkeit mehr als Verstand," äußert er einmal zu Elise in Gegenwart des cynischen Doktor Wichmann, der dieser Ansicht mit den Worten beipflichtet: „Aber der Deiphenkerchen (Teufelshenker) noch eins; dazu hat ja eine Frau Verstand, um dem Mann folgsam zu sein! Ja, meiner Six, mein Druschelchen muß mir auch pariren." Und er warnt sie, — in instinktiver Furcht vor der wachsenden Selbstständigkeit der Frau — sie möge nur nicht so viel Verstand aus den Büchern holen, daß sie Versuche machte, Herr im Hause zu werden, denn dies könne üble Folgen haben. In der Ueberzeugung, daß die Stiefmutter aus Elisa eine Modepuppe, eine Büchernärrin, eine Romanheldin gemacht, begegnet er sich mit der alten Starostin Korff, Elisens Großmutter. Diese meint, die Weiber würden durch Lesen zu Narren, die Bücher seien nur für Männer gemacht — „recht, als hätten wir keine Seele, als wären wir Weiber nur ein Stück Fleisch," fügte Elisa hinzu. „Wo kann ein Weiberkopf so viele Bücher fassen?" ruft die

alte Dame beim Anblick von Elisens Bücherschrank aus. „Hast Du die Bücher nur zur Parade, dann bist Du eine Närrin, und liest Du sie gar, so bist Du ganz verrückt." Als sie gar vernimmt, daß Elisa ein Buch (Mendelssohns Phädon) gelesen habe, in welchem ein „dummer Jude es sich habe einfallen lassen, beweisen zu wollen, daß die Seele unsterblich sei", was nur ein Nichtchrist bezweifeln könnte — ein Buch, das selbst der Onkel aus Nerft nicht verstanden habe, und das er überhaupt nur aus Neugierde gelesen habe, um doch zu sehen, „was ein Lumpenjude schreiben kann", — fürchtet die alte Starostin für das Seelenheil der Enkelin, und ihr Zorn kennt keine Grenzen, als der Onkel aus Nerft „Eulers Briefe an eine teutsche Prinzessin" aus Elisens Bibliothekschrank hervorholt und daraufhin die Bemerkung macht, daß er während seiner Studienzeit in Straßburg ein Kollegium über Physik gehört habe, und da hätten alle Gelehrten über den Streit der Monaden verdrehte Köpfe bekommen, er selbst hätte von dem albernen Plunder nichts begriffen und, um nicht von Sinnen zu kommen, das „dwatsche Zeug" im Stich gelassen. —

Daß in solcher Umgebung eine feiner organisirte Frau wie Elisa, welche die Ausbildung ihres Verstandes und Herzens durch eifrige Lektüre für eine ideale Pflicht erachtete, sich tief unglücklich fühlen mußte, liegt auf der Hand. Aber nur in den Briefen an Charlotte Stoltz ergießt sich rückhaltlos ihre gequälte Seele, während sie vor den Eltern schonend ihre Wunden verhüllt. Sie sucht Trost in dem Gedanken, daß sie Gottes Werkzeug sei und ihre Ehe den Zweck habe, ihren Mann zu bessern, und betrachtet dies Leben als „Erziehung zur Ewigkeit". „So lange ich mit reinem Herzen," schreibt sie an ihre Vertraute, „nach Veredelung meiner Seele strebe, habe ich von Menschen und Schicksal nichts zu fürchten." Das Fräulein von Sternheim, die um ihrer Tugend willen leidende Heldin des 1771 erschienenen Romans der Sophie von La Roche, der eine so gewaltige Wirkung übte, der Herdern und seiner Braut Thränen des Mitgefühls und des Entzückens entlockte, von dem Goethe urtheilte, daß die Recensenten in ihm „kein Buch, sondern eine Menschenseele" zu recensiren hätten, wird ihr Vorbild. Die Art und Weise, wie Elisa mehr oder minder bewußt die innere und äußere Aehnlichkeit mit jenem zu erhöhen sucht, wie sie ihre Empfindungen und deren Ausdruck denen des Originals anzupassen strebt, ist ein merkwürdiges Beispiel dafür, in welcher Weise die Litteratur das innere und äußere Leben beeinflußt; wie man Romane nicht nur liest, sondern imitatorisch nachlebt und wie auch im Selbstvergessen der heftigsten Affekte und stärksten Erschütterungen Seele und Gebärde im Banne des ästhetischen Sinnes stehen und sich den bewunderten Vorbildern der Dichtung anschmiegen. Nach ihnen modellirt man Situationen und Posen, von ihnen borgt die Sprache den Ausdruck des Gefühls, die großen Worte der Leidenschaft.

Lange Zeit ist Cronegk, der Dichter der „Einsamkeiten", ihr Leitstern;

ihm entnimmt sie die tröstende Vorstellung von seligen Geistern, die sie umschweben und auf deren Beifall sie hofft. Cronegk gilt ihr als Beobachter ihrer Gedanken, und als sie unter dem Eindruck einer Predigt den Vorsatz faßt, ihre Eitelkeit zu bekämpfen und keine Diamanten mehr anzuschaffen, freut sie sich, daß Cronegk alle ihre inneren Empfindungen bemerkt haben wird. In ihrem jüngeren Bruder Fritz, der, im elterlichen Hause vereinsamt, sich eng an die Schwester anschließt, findet sie eine gleichgestimmte Seele. Mit ihm gemeinsam liest sie Klopstocks Oden, Kleists Frühling, Zachariäs „Jahreszeiten", Young und Horaz, vor Allem aber Cronegk, nach dem sie ihren Lieblingsplatz benennt und dem sie eine Grotte weiht. Die Männer sind ihr jetzt alle gleichgiltig, weil keiner Youngs und Cronegks Geist und Agathons Schwung der Seele hat. „Wie glücklich könnte ich hier sein," seufzte sie, „wenn Recke anders wäre, wenn er Cronegks Seele hätte." — Doch sie will sich fest an Horazens Lehren halten: Et mihi res, non me rebus subjungere conor. Auch zu eigenen dichterischen Versuchen fühlt sie sich durch ihn angeregt, sie und ihre Freundin Doris Lieven gaben einander Materien auf, die sie in Verse zu bringen suchen. Hin und wieder wird da neben den Klängen schönseliger Tugendschwärmerei auch ein neckischer Ton laut, und in einem Briefe erzählt sie, wie sie und ihre Freundin von der Badewanne aus wetteifernd muntere Verse im Wieland'schen Ton einander übermitteln. Gegen „Werthers Leiden", die sie durch den auf Sulzers Empfehlung 1774 nach Mitau als Professor an das neue akademische Gymnasium berufenen Dichter Gottlieb David Hartmann kennen lernte, hatte sie eine gewisse Abneigung. Sie erkannte an, daß der Roman meisterhaft schöne Stellen enthalte, aber Werthers Liebe und Lottens Betragen gefielen ihr nicht; sie behauptete später sogar, daß sie ihren Vornamen lediglich aus Abneigung gegen Lotte geändert habe, was aber jedenfalls ein Irrthum ist.

Hartmann selbst, ein schwärmerischer Verehrer des Goethe'schen Romans, gefiel sich in der Rolle des Werther; er faßte alsbald eine heftige Neigung für Elisa, der er in Wort und Benehmen recht romanhaften Ausdruck gab. Er redet sie als „himmlisches Wesen", „göttlich liebenswürdige Frau", „edles, erhabenes Wesen", „liebste, theuerste, mir heilige Freundin" an und ergießt seine Leidenschaft in Briefen, die an die Geliebte gerichtet, aber nicht für ihre Augen bestimmt sind — aber er hat das willkommene Mißgeschick, daß er einen der Briefe verliert, der Elisen mit seiner Neigung bekannt macht. Wie sich Elisa dazu stellte, war bisher im Dunkel geblieben, ihre jetzt an's Licht gekommenen Briefe klären uns darüber auf.

Man schließt unter überschwänglichen Ausdrücken einen schwärmerischen „durch Tugend geheiligten" Freundschaftsbund, den als Dritter im Bunde Pastor Witt als „Priester der Freundschaft" einsegnet. An seinen Freund Lavater — mit welchem, wie auch mit anderen Persönlichkeiten des litterarischen Deutschland, er Elisa in schriftliche Verbindung brachte — richtet

er die Frage: „Lavater, hast Du keine Aehnlichkeit zwischen mir und Werther gefunden?“ Diese Aehnlichkeit zeigt sich auch in der von Hartmann bekundeten Vorliebe für Ossian und in der Art seines Verkehrs mit Elisens Kinde, und er deutet in einem Briefe an Lavater an, daß einst sein Schicksal Aehnlichkeit mit dem Werthers haben könnte. Sein frühzeitiger jäher Tod (November 1775) erschütterte Elisa tief. Es war, als wollte sie ihm nachfolgen, denn eine schwere Krankheit führt sie dicht an dem Abgrund des Todes vorüber.

Inzwischen hatte sich das Verhältniß zwischen den beiden Gatten so unerquicklich gestaltet, daß ein Zusammenleben, für Elisa wenigstens, unmöglich geworden war. Man darf aber nicht annehmen, daß Recke ein besonders schlechter Ehemann gewesen sei — im Gegentheil stellt ihm Elisa im Hinblick auf die schlechte Behandlung, welche fast alle Ehemänner in dem Kirchensprengel ihren Frauen zu Theil werden lassen, in einem Briefe an ihre Vertraute das Zeugniß aus, daß „ihr Herr“ noch am besten gegen sie verfahre. Und der Punkt, in welchem die junge unglückliche Frau ihre Verwandten, insbesondere die maßgebende alte Starostin, auf ihrer Seite hatte, spielte bei ihren Gedanken an eine Trennung von dem Gatten keine Rolle: die eheliche Untreue v. d. Reckes, der Verhältnisse mit Weibern seines Gutes hatte und illegitime Kinder besaß. Er solle es damit halten, wie es ihm gefalle, meinte sie, wenn er sie nur sonst nicht kränken wollte. Aber diese Duldung legte der Gatte keineswegs zu ihren Gunsten aus, der in diesem Fehlen jeder eifersüchtigen Regung wohl den Mangel einer echten Liebe herausfühlte. Als der alte Medem seine Tochter belehrte, daß ein Mann seine Frau lieber über seine Untreue aufgebracht, als mit dieser zufrieden sehe, verwundert sich Elisa höchlich: „Was sind die Männer für sonderbare Geschöpfe! — Wie können Männer so sonderbar sein, daß sie Liebe fordern, wenn sie nicht zu lieben wissen? Ist denn die Ehe blos zur Plage für die Weiber ein Gesetz?“ Die geknechtete Seele der Frau bäumt sich auf; mit dem im Herkommen, in Erziehung und Naturanlage wurzelnden Unterwürfigkeitsgefühle, demzufolge sie von dem Gatten als ihrem Herrn spricht, demüthig seine Hand küßt, wenn er zürnt, sich ihm zu Füßen wirft und mit erhobenen Händen sein Vertrauen erfleht, ringt das erstarkende Persönlichkeitsgefühl der Frau, die da fühlt, daß sie eine eigene, nach freier Entfaltung und Veredelung drängende Seele besitzt, und der Ansicht ist, daß die Pflicht einer Frau nicht einzig darin bestehen könne, mit ihrem Mann ein Bett zu theilen. Sie wagt es allmählich der despotischen Großmutter gegenüber, die Elisen oft so heftig begegnet, daß diese fürchtet, geschlagen zu werden, in gewissen Punkten einen eigenen Willen zu zeigen. Von den drei Geboten, welche die Starostin der Enkelin auferlegt: die Eltern, des Mannes wegen, nur alle 4 Monate zu besuchen, ihre Freundschaft und Korrespondenz mit Lisette aufzugeben und statt zu lesen die Wirthschaft zu versorgen, will sie die beiden ersten, so schmerz-

liches Weh sie dabei empfindet, halten, aber das Lesen kann und will sie nicht aufgeben, höchstens einschränken. Als man ihr später zumuthet, sich von der Freundin loszusagen, hält sie an dieser, der man die Schuld an der unglücklichen Gestaltung von Elisens Ehe giebt und die zudem einer Liebesintrigue mit Elisens Bruder verdächtigt wird, mit schöner Treue fest. Die Mutterschaft, der sie mit Widerwillen entgegengesehen hatte und die ihr dann ein kurzes vergängliches Glück gewährte, brachte keine Aenderung in ihrem unerträglichen Verhältniß zum Gatten hervor; dagegen erhöhte sie ihre moralische Kraft, ihr Persönlichkeitsgefühl, in dem sie sich immer mehr innerlich von ihren Verwandten, die sie nicht verstehen, loslöst. Sie wagt es jetzt bei aller Ehrerbietung, der Großmutter mit ruhiger Festigkeit zu begegnen, ihr den Anblick ihres Töchterchens Friederike nur unter der Bedingung zu gewähren, daß die Großmutter sie nicht mehr in Gegenwart des Kindes als eine verrückte und alberne Person bezeichne.

Und wie fremd mußte ihr, der zärtlich liebenden Mutter, jetzt die einst so geliebte und bewunderte Stiefmutter werden, die ihr, als die Trennung Elisens von ihrem Gatten in Erwägung gezogen wurde, den Rath gab, ihr Kind diesem zu überlassen, weil sie ohne dieses mehr Aussicht auf eine zweite vortheilhafte Ehe habe.

Im Oktober 1776 hatte Elisa — eine Nora des 18. Jahrhunderts — Schloß Neuenburg verlassen und das St. Katharinenstift in Mitau bezogen. Die zweiundzwanzigjährige Frau, die trotz aller schmerzlichen Erfahrungen, wie sie bekennt, ihre Ehe nicht bereut, sondern sie als „Erziehung zu dauerhaftem Glück" betrachtet, dachte zunächst nicht an Scheidung, sondern nur an Trennung. Sie bittet sogar später Recke, nicht eher die Scheidung zu verlangen, als bis er eine andere Ehe eingehen wolle; sie selbst wolle nicht heirathen, würde aber, wenn geschieden, von den Verwandten dazu gedrängt werden, — eine Erklärung, durch die Recke sich geschmeichelt fühlte. Stolz materielle Vortheile verschmähend und auf die Erhebung von Besitzansprüchen für sich und ihre Tochter verzichtend, ist sie völlig bereit, sich auf eigene Füße zu stellen und, wenn es sein muß, um den Unterhalt für sich und ihr Friedrikchen zu kämpfen. „Jeder Charakter, der sich durch eigene Erfahrung bildet, bekommt gerade dadurch mehr Festigkeit und Energie", hatte sie ihrem „Stolzchen" im September 1776 geschrieben. Sie bewies jetzt die Festigkeit eines gestählten Charakters, indem sie ihre Unabhängigkeit nach allen Seiten behauptete und sowohl den Annäherungsversuchen des Gatten, die durch eine Elisens Rückkehr erbittende Gesandtschaft der Neuenburg'schen und Annenhöf'schen Bauernschaft unterstützt wurden, widerstand, als auch indem sie alle Zumuthungen ihrer Verwandtschaft, den Umgang und die freundschaftlichen Beziehungen zur Mademoiselle Stoltz zu lösen, energisch zurückwies. Treu trat sie für die verleumdete Freundin, die das Haus von Elisens Eltern hatte verlassen müssen, und für die Pflichten der „Menschheit" (Menschlichkeit) und Freundschaft, die ihr ebenso heilig wären,

wie die gegen ihre Großmutter und ihre Eltern, ein und nahm die Verlassene, bis sie zu ihren Angehörigen nach Königsberg übersiedelte, bei sich auf. Das Maß der Seelenleiden, die ihr alle diese Kämpfe verursachten, war damit nicht erschöpft: Ende Januar 1777 erkrankte und starb ihr Töchterchen; und im April schickte sie das Bild des entschlafenen Lieblings dessen Vater, der in einem von tiefer Bewegung Zeugniß ablegenden Schreiben an die verlorene Gattin, von deren „innerem Werthe“ er ganz durchdrungen sei und deren Andenken nie bei ihm erlöschen werde, seinen Dank abstattet. Im August erfolgt der thränenselige Abschied von Bruder Fritz, in dessen Brust sie ein so gutes Echo ihrer schwärmerischen Empfindungsseligkeit und Vervollkommnungsträume fand. Die Geschwister reisen an das Grab der Mutter und der kleinen Friederike, deren Sarg Elise öffnen ließ. Aber die Hoffnung, noch Spuren von der Schönheit zu sehen, die das Kind als Leiche hatte, erwies sich als trügerisch — nichts als Staub war da; aber „meine Seele hatte durch den Gedanken Freude, daß, wenn mein Körper einst in Staub zerfällt, mein Geist mit denen vereint sein wird, die ich im Leben liebte“. Bruder und Schwester umarmen sich angesichts dieses Staubes und schwören es sich, „vereint nach Würden der Seelen zu streben“. Vorher hatte Fritz — wie er selbst in einem Briefe an seinen Freund erzählt — eine Dorne gebrochen und der Schwester mit den Worten überreicht: „Schwester, unsere Mutter starb hier, da wir kaum halbgebrochene Töne lallten,“ worauf Elisa, ihm Blumen pflückend, entgegnet: „Bruder! Dich gebar sie hier, und so ward ihr Tod mir Segen.“ Echtes, tiefes Gefühl und poetisches Spiel treten hier, wie auch sonst in dem Verhältniß der Geschwister, zu Tage, die den Stil Klopstock'scher Oden, die sie gemeinsam lesen und „nachfühlend zergliedern“, in die Alltagssprache übertragen: „Du bist mir mehr, als ein Sterblicher je Sterblichen war,“ versichert Elisa dem Bruder; und dieser, dem Elisa „lieber als Natur und Schöpfung ist“, schreibt wie an eine Geliebte: „Du bist mein Liebling, mein herzlichster Gedanke“ . . . „Liebste, ohne Dich wäre die Welt nur ein Kerker“ . . . „Deiner werth zu sein, ist das Geschäft meines Leben“. Nachdem Elisa am Tage der Trennung, um ihm den herben Schmerz des Lebewohls zu ersparen, ihn heimlich in der Frühe, während er noch schlief, verlassen, läßt Fritz von Medem sich das Bildniß der Schwester bringen, küßt es auf den Mund und das Herz, verlangte dann Klopstocks Oden und „fühlte Wonne in den Spitzen der Finger, in denen er sie hielt“. Zu ihrem Geburtstage sendet er ihr einen Dankhymnus im Klopstock'schen Stile. Die Ahnung, daß sie den Bruder nicht mehr wiedersehen werde, ging in Erfüllung. Im Juni 1778 starb Fritz in Straßburg angesichts des Bildes der Schwester; seine letzten Freuden waren Klopstocks, Neanders und Elisas Lieder. In seinen letztwilligen Verfügungen legte er es seinem Bruder Karl an's Herz, ein Vater seiner Bauern zu werden und diese glücklich zu machen. Bezeichnend ist bei diesem traurigen Anlaß das Verhalten der Stiefmutter.

Die Nachricht vom Tode des Stiefsohnes, die sie gerade vor der Abfahrt zum Ball beim Landmarschall erreichte, verheimlichend, besuchte sie mit den Familiengliedern seelenruhig das Fest, zeigt sich heiter und froh und animirt sogar Elisa zum Tanzen. Dafür kleidet sie sich später in Schwarz, während Elisa gemäß einem dem Bruder gegebenen Versprechen, aber wohl auch in stillem Protest gegen die rein äußere Trauer der Stiefmutter, gleich dem Vater die bunte Tracht beibehält.

Zu alledem kam ein Seelenkonflikt, der aus einer Neigung zu dem Freunde ihres Bruders Joh. Dietrich Holtey erwuchs; im Februar 1778 erklärte dieser der noch ungeschiedenen Frau seine Liebe. Elisa, in dem Wahne, dem Glück ihrer Kousine im Wege zu stehen, die vermeintliche Pflicht der Freundschaft über die Forderung ihres Herzens stellend, zwingt sich zur Entsagung; sie, die 1771 um Anderer willen einen Mann genommen, den sie nicht liebte, weist nun einen Mann um einer Andern willen zurück, den sie liebt, beide Male den Interessen Anderer die eigenen unterordnend. Elisa hat später selbst diese thörichte Selbstvergewaltigung verurtheilt und das, was ihr zu jener Zeit als heroische Tugend erschien, als überspannte Schwärmerei gekennzeichnet. Das Opfer war zudem vergeblich; Holtey heirathete nicht die Kousine, sondern eine Andere. Für Elisa aber blieb Holtey das Ideal, das jede andere Verbindung ihr als Unmöglichkeit erschienen ließ; Bewerber wie der preußische General Graf von der Goltz („le Tartar“) und der Präsident des Reichskammergerichts zu Wetzlar Herr von Seckendorf, der erneut im Jahre 1806 um die damals 52jährige Elisa anhielt, wurden abgewiesen — denn „die hohe Reinheit dieses durchaus vollendeten Charakters, (Holteys) der keine scharfen Seiten hatte“, fand sie bei Keinem wieder.

Bis hierher führen uns Elisas Aufzeichnungen und Briefe. Was hinter dieser Zeit liegt, sei nur in Kürze angefügt.

Im März 1779, in einer Zeit, da Elisa durch eine Kette erschütternder Erlebnisse im Zustande psychischer Ueberreizung sich befand und die schmerzliche Sehnsucht nach den lieben Todten ihre Seele mystischen Einflüssen zugänglich machte, kam der abenteuerliche Wundermann Cagliostro (recte Balsamo) nach Mitau. Kein Wunder, daß Elisa, die durch ihn sich den Verkehr mit der Geisterwelt, insbesondere mit den theuren Entschlafenen, den sie durch nächtliche Wanderungen auf den Kirchhof vergebens zu erreichen gesucht, hoffte erschließen zu können, zunächst dem Banne des schlauen Betrügers verfiel. Indeß wurde sie bald mißtrauisch, und seine Bemühungen, sie zu gemeinsamer Reise nach Petersburg an den Hof Katharinas II. zu bewegen, blieben erfolglos. Elisa zog sich von ihm als einem Unglücklichen, Verblendeten zurück, ohne doch sogleich ihren Glauben, daß magische, mystische Mittel die Geisterwelt erschließen könnten, aufzugeben. Aus dieser ungesunden, gefährlichen Gemüths- und Geistesverfassung rettete sie ihr kluger und treuer väterlicher Freund Hofrath Schwander, indem er ihr die Schriften Lavaters

und Stillings verbot und sie auf Lessings 1779 erschienenen „Nathan" hinwies. Befreiend wirkten vor Allem die Worte Nathans an die schwärmende Recha:

„Begreifst Du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?"

Der geistigen Genesung folgte eine schwere Krankheit mit krampfartigen Anfällen, die sie vier Monate bis in's Jahr 1780 hinein gefesselt hielt, und von der sie sich lange Zeit nicht erholen konnte. — Die andauernden körperlichen Leiden veranlassen sie 1784 zu einer Reise nach Karlsbad, und damit beginnt ihr Reise- und Wanderleben, das sie mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Staatsmännern, insbesondere Deutschlands, in Verbindung brachte.

Die Frau Rath Goethe schrieb mit Bezug hierauf im Dezember 1784 die spöttischen, nicht ganz berechtigten Worte: „Ich bin viel glücklicher als die Frau von Reck. Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen; bei mich kommen sie Alle in's Haus, das war ungleich bequemer; ja, ja, wem's Gott gönnt, giebt er's im Schlaf." Goethe selbst, mit dem sie während ihres Aufenthaltes in Weimar vom 10. Dezember 1784 bis 4. Januar 1785, sodann im März im Hause der Gräfin Bernstoff und im Juli 1785 in Karlsbad zusammentraf, bezeugte seine Verehrung für Elisa u. A. in den Zeilen, mit welchen er ihr 1811 das erste Bändchen „Dichtung und Wahrheit" übersandte: „Seit manchen Jahren bin ich Zeuge der schönen Wirkungen, die Ihnen das Vaterland zu verdanken hat, und ich muß mir im Voraus die Erlaubniß ausbitten, davon zu seiner Zeit nach meiner Ueberzeugung sprechen zu dürfen. Bey so viel unerläßlichen Widerwärtigkeiten, die der Mensch zu ertragen hat, bei unvermeidlicher Spannung und Widerstreit macht er sich oft ganz unwillkürlich ein Geschäft, sich von Andern abzusondern, Andre von Andren zu trennen. Diesem Uebel zu begegnen, haben die vorsehenden Gottheiten solche Wesen geschaffen, welche durch eine glückliche Vermittelung dasjenige, was sich ihnen nähert, zu vereinigen, Mißverständnisse aufzuheben und einen friedlichen Zustand in der Gesellschaft herzustellen wissen. Sagte ich nun: Sie, verehrte Freundin, gehören zu diesen, so würde ich viel zu wenig sagen. Denn auf meinem Lebenswege ist mir Niemand begegnet, dem jene Gabe mehr wäre verliehen worden, als Ihnen, oder der so anhaltenden, so schönen Gebrauch von derselben gemacht hätte."

Als Dichterin war sie in Deutschland durch den Musiker Joh. Ad. Hiller, der um die Zeit ihrer Scheidung in Mitau weilte, eingeführt worden. Er hatte zunächst einige ihrer Lieder in Musik gesetzt und zugleich als Dichtwerk herausgegeben, bei welcher Gelegenheit sie zum ersten Male

sich des Vornamens Elisa statt des bis dahin geführten Charlotte (Lotte) bediente, und später (1783) „Elisens geistliche Lieder nebst einem Oratorium und einer Hymne von Chr. Fr. Neander" erscheinen lassen. Einen europäischen Ruf verschaffte ihr ihre 1787 erschienene Schrift „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau im Jahre 1779 und dessen magischen Operationen." Sie brachte ihr auch die Gunst der Kaiserin Katharina II. ein, welche die Schrift durch den bekannten Ritter Zimmermann zugesendet erhalten; das huldvolle Dankschreiben der gefürchteten Kaiserin diente Elisen als Schutz und Schirm gegen den Zorn der Großmutter über ihre ungerathene Enkelin, die nicht nur höchst überflüssiger Weise Bücher las, sondern sogar selbst solche zu schreiben wagte.

Wiederholt gab Katharina Elisen Beweise ihrer Gunst, so durch ihr Eingreifen in die Familienstreitigkeiten, in welche Elisa mit ihrem Schwager, dem Herzog Peter Biron von Kurland*), von 1788—90 verwickelt war. Sie verwendete sich dafür, daß der Herzog Elisen eine ihrer hohen Stellung als Schwester der Herzogin entsprechende Summe von 12000 Thalern jährlich — durch Ueberlassung der sogenannten Arrenda eines Pachtgutes — zahle. Elisa lehnt aber eine Beeinflussung des Herzogs von russischer Seite zu ihren Gunsten ab. Lange Zeit blieb trotzdem das Verhältniß Elisens zu ihrem Schwager und ihrer Schwester ein getrübtes, obwohl sie deren Interessen in wiederholten diplomatisch-politischen Reisen nach Warschau — in den Jahren 1790, 1791, 1792 — beim Hofe Stanislaus Poniatowskis und beim polnischen Reichstage vertrat. Als dann 1795 Kurland unter das russische Scepter kam, wurde Elisens Wunsch nach einer persönlichen Begegnung mit der ihr so wohlgesinnten Fürstin erfüllt. Sie wurde in Petersburg von Katharina II. mit Auszeichnung empfangen und erhielt von ihr das Domänengut Pfalzgrafen, das sie zur Herrin über mehr als 500 Menschen machte. In ihren philanthropischen Plänen zur Besserung der Lage ihrer Bauern durch die Thronbesteigung Pauls I. unterbrochen, ließ sie sich in Deutschland nieder. Seit 1797 lebt sie abwechselnd in Berlin, Leipzig, Dresden und auf dem ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland, gehörigen Gut Löbichau und zwar in Gesellschaft des Dichters Tiedge, mit welchem sie in den Jahren 1804 bis 1806 eine Reise nach Italien unternahm, auf der sie Kranken-, Irrenhäuser und Armenhospitäler besuchte**). Ueberhaupt zeigt sie für Unternehmungen zur Linderung leib-

*) Peter Biron, der letzte Herzog von Kurland, hatte im Jahre 1779 Elisens jüngere Schwester Dorothea zu seiner Gemahlin gemacht; was natürlich das Ansehen der Familie v. Medem bedeutend erhöhte, aber bei den herrschenden Parteiungen ihre Stellung auch schwieriger gestaltete. Am 12. Nov. 1779 hatte der Herzog seinen Schwiegervater in den Reichsgrafenstand erheben lassen, was Elisen späterhin veranlaßte, sich geborne(!) Reichsgräfin von Medem zu nennen.

**) Die Beschreibung dieser Reise erschien unter dem Titel: „Jahrbuch einer

licher und wirthschaftlicher Noth die wärmste Theilnahme. Mit Stolz äußerte sie sich über die während der Freiheitskriege in's Leben gerufenen Frauenvereine zur Pflege verwundeter und kranker Krieger*); und daß sie insbesondere für die Mitglieder ihres Geschlechtes, für dessen innere und äußere Hebung eintrat, ist bei der Frau, die unter der moralischen und

---

Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien in den Jahren 1804—1806." Von Elisa v. d. Recke. Herausgegeben von Hofrath Böttiger. Berlin, 1815—17.

Eine Ovation, die man Elisen bei ihrem Aufenthalt in Rom bereitete, zeigt, welcher Werthschätzung sie sich auch im Auslande in der gelehrten Welt erfreute. Als sie mit Tiedge die dortige „Propaganda" besuchte und deren Buchdruckerei betrat, ersuchte man sie, einen frisch gedruckten Bogen abzuheben, und als sie dies that, enthielt derselbe einen von dem gelehrten Pater Paolino verfertigten lateinischen Panegyricus, in dem Elisa folgendermaßen apostrophirt wird:

Aemula Romanae gentis, virtutibus illas
Praecellis, studiis superas, pietateque vincis.
Ergo decus patriae salve, Tu gloria gentis
Germanae salve. Musis charissima proles! etc.

*) Als Zeugniß für Elisas lebhaftes deutschnationales Gefühl und zugleich als Probe ihrer dichterischen Art sei hier auf ihr „An die Deutschen" von 1806 gerichtetes Gedicht hingewiesen. „O wag es jetzt an Muth Dir selbst zu gleichen," ruft ihre flammende Mahnung dem deutschen Volke zu:

Dein Forschungsgeist, gereift im Druck der Zeit,
Darf keinem Volk, das Wahrheit liebte, weichen.
Die Tapferkeit war Deiner Söhne Schmuck;
Jetzt duldest Du des Franken Hohn und Druck.

Sie beklagt, daß der Deutsche „mit unbestimmter Liebe" nach allem dem hascht, was fremd nur ist und neu, und fordert:

„Ihr Deutsche, fühlet Euren eignen Werth!
Hört endlich auf, das Fremde nur zu preisen!
Erringt Euch selbst aus niedrer Sklavenschaft!
Ehrt Eure Helden, Eure Weisen!

Sie zeigt, wie das Ausland seine Geistesgrößen ehrt, und weist auf ihre litterarischen Lieblinge hin, die nicht nach Gebühr geschätzt würden:

Ach! Klopstocks Nam', einst weit umhergetragen,
Tönt jetzt von wenig Lippen nur;
Und halb verwischt ist schon des frommen Gellerts Spur!
Wo hört Ihr noch nach Utzens goldnen Tagen,
Nach Hagedorn und nach Michälis fragen?
Wer hört auf Kronegks Lied? — Und doch
Ist groß die Erndt aus jenen Frühlingstagen!
Nur Britten ehren unsern Bürger noch. —

Das Ausland komme, die deutsche Kraft zu ehren, Brittannien belohnt einen Herschel, Germanien aber läßt seine Edlen darben:

Ihr Schicksal kümmert eitle Seelen nie,
Und unsre Lehrer sind zu bald vergessen.
Erinnern nicht die Büchermessen
Von Jahr zu Jahr einmal an sie.

(Gedichte von Frau Elisa v. d. Recke, geb. Reichsgräfin von Medem. Herausgeg. von C. A. Tiedge, Halle 1816.)

seelischen Knechtung so schwer gelitten, naturgemäß. Aus der ehemaligen sentimentalen, leidenschaftlichen jungen Frau ist allmählich eine Dame von Welt von feierlich pathetischem Wesen geworden, die durch die Würde und Vornehmheit ihres Auftretens überall Eindruck macht, die aber auch mit ihrer steten Erhabenheit ein leichter Hauch von Langeweile umgiebt und die als „hohe Elisa" bespöttelt wird. Unantastbar aber war die Reinheit und Hoheit ihres Charakters, und an ihr Freundschaftsverhältniß mit Tiedge, mit dem sie seit 1822 in Dresden zusammenlebte, wagte sich kein hämischer Zweifel der Verleumdung heran. Beider sterbliche Reste ruhen Seite an Seite auf dem Neustadter Friedhofe in Dresden; der am 13. April 1833 entschlafenen Freundin ist Tiedge acht Jahre später (8. März 1841) nachgefolgt. Vor der Beerdigung (am 12. März) wurden die Seitenwände des Sarges, wie die Leipziger Zeitung berichtete, gelöst, weil auch Tiedge, wie seine Freundin Elise von der Recke, ohne diese Umgebung in der kühlen Erde ruhen wollte*).

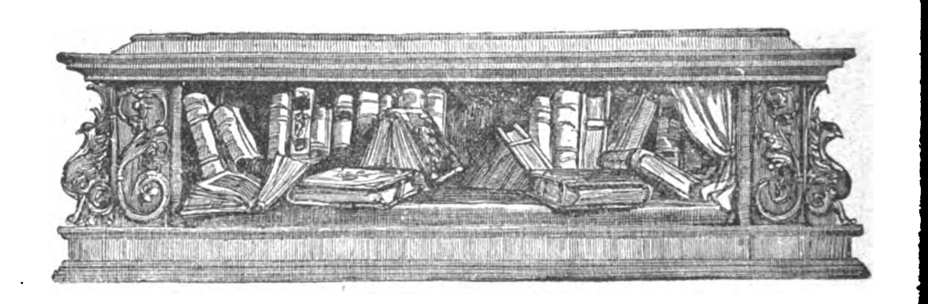
Zum Schluß sei mit einem Worte des Verhältnisses Elisas zu ihrem geschiedenen Manne gedacht. Während Elisa in die große Welt hinausgetreten war, hatte er, der gleichfalls unverheirathet geblieben war, in wachsender Vereinsamung gelebt. Wie er, der Vergangenheit nachsinnend, den Werth der Verlorenen und tiefer die Schuld seiner Herrennatur gegenüber diesem Geschöpfe, das er als eine willenlose Sache glaubte behandeln zu dürfen, erkannte, so war sich auch die in Welt- und Menschenkenntniß gereifte Elisa wohl der Fehlgriffe bewußt, die sie in ihrer Ehe in ihrer jugendlichen Unerfahrenheit und der Eigenart ihres Naturells nothwendig hatte thun müssen. Ihr Urtheil über ihn war ein anderes, milderes geworden; und so war es möglich, daß zwischen den getrennten Gatten ein Verhältniß gegenseitiger Achtung und Freundschaft sich entwickelte, das in einem anscheinend regelmäßig unterhaltenen Briefwechsel zum Ausdruck kam. Diese Briefe, die im Archiv des Schlosses Neuenburg, nach Mittheilung des jetzigen Besitzers Freiherrn W. v. d. Recke an Paul Rachel aufbewahrt werden, sind leider dem Herausgeber der Aufzeichnungen und Briefe Elisas nicht zur Verfügung gestellt worden. — Als Elisa im Oktober 1795 die Nachricht von der hoffnungslosen Erkrankung Georg von der Reckes erhielt, eilte sie sogleich zu ihm und gewährte ihm, der, nach Tiedges Bericht, seine Schuld ihr gegenüber lebhaft fühlte und ihre Verzeihung erbat, in den letzten Tagen den Trost ihrer milden Gegenwart. So klingt auch das an Dissonanzen reiche Verhältniß der Gatten mit der Versöhnung Beider freundlich harmonisch aus.

---

*) Vgl. Geschichte der Herren v. d. Recke, bearbeitet von einigen Gliedern der Familie, herausgeg. v. Constantin Graf v. d. Recke-Volmerstein und Otto Baron v. d. Recke. Breslau, 1878. S. 310. Es sei an dieser Stelle ein kleiner Irrthum Paul Rachels berichtigt: der in der Recke'schen Familiengeschichte Elisen gewidmete Abschnitt befindet sich nicht auf S. 378 ff., sondern auf S. 308 ff.

Auch in diesem Falle hatte sie die ihr von Goethe nachgerühmte Gabe: zu vereinigen, Mißverständnisse aufzuheben und einen friedlichen Zustand herzustellen, bewährt. Es ist dies in der That ein bezeichnender Zug ihres Wesens, der sich in der Umwandlung ihr mißgünstiger, oder ihr entfrembeter Personen zu Freunden und Bewunderern erfolgreich bethätigte. Sicher kann man diese stete Sucht, durch unbeirrbare Güte Andere zu überwinden, für sich zu gewinnen, als eine Art seelischen Eroberungsdranges deuten, in dem eine feine, unbewußte Eitelkeit Befriedigung sucht. Welch ein Triumph, einen Neider und Gegner zum reuigen Verehrer, eine gehässige Feindin in eine begeisterte Freundin verwandelt zu haben! Nicht schöner kann die Ueberzeugung von der eigenen moralischen Vollkommenheit gestärkt werden! Aber es wäre thöricht, über dem menschlich Allzumenschlichen, das dem reinsten und höchsten Streben anhaftet, über dem Unzulänglichen, das an allem irdisch Großen nachzuweisen, die in dieser Frauenerscheinung sich offenbarende Idealität und Lauterkeit des Wollens und die Höhe der erreichten schönen Menschlichkeit zu vergessen. Daß in ihrem Streben mancher Irrthum, manches Chimärische gewesen, hat sie selbst eingesehen; wie die Worte bezeugen, in denen sie den Zweck ihrer selbstbiographischen Aufzeichnungen klarlegte, die sie in der Erkenntniß geschrieben, daß „wir nicht leben, die holden Träume einer schöpferischen, Alles verschönernden Einbildungskraft in Erfüllung zu bringen: daß wir vielmehr leben, um uns in die Verhältnisse fügen zu lernen, die das Schicksal für Jeden webt."





Die Kainsage in ihrer ursprünglichen Form.

Von

Werner Moser.

— Ziegenhals. —

Seit es eine kritische Bibelforschung giebt, hat man das 4. Kap. des 1. Buches Moses, welches die Legende von Kain und Abel behandelt, als ein Fragment bezeichnet. Man berief sich zum Beweise hierfür auf die mannigfachen Widersprüche im Text und auf die Unklarheit des Ausdrucks. Eins aber hat man nie genügend hervorgehoben: die mangelhafte Motivirung des Mordes! Der erste Kampf auf Leben und Tod, von welchem die Sage zu berichten weiß, entbrennt wegen eines mißlungenen Opfers! Und diesen Fanatismus soll man zwei Männern zutrauen, die in Anbetracht ihrer Jugend und als Söhne eines wegen seiner Sünde verworfenen Elternpaares am wenigsten einer so eifersüchtigen Frömmigkeit fähig scheinen.

Die folgenden Beobachtungen führten zu der Annahme, daß die heutige Fassung des 4. Kapitels auf einer Fälschung beruht, und daß die Sage ursprünglich von dem Streite um ein Weib erzählte. Dieses Weib ist dann später von den Redaktoren des Pentateuchs allegorisch für Jahwe genommen worden, woraus sich die Unklarheiten des 4. Kapitels erklären.

I.

Zunächst ist es zum Mindesten auffallend, wie die Worte der Verse 1—8 sich weit eher einem Weibe als Jahwe in den Mund legen lassen, wie die Handlungsweise Gottes für ein Weib charakteristisch, für das höchste Wesen möglichst unpassend ist, und wie der hebräische Ausdruck viel zutreffender wäre, wenn ein Weib statt Jahwes im Mittelpunkte der Handlung stände.

Kap. IV. lautet in der Luther'schen Uebersetzung:*)

1. Und Adam erkannte sein Weib Heva, und sie ward schwanger und gebar Kain, und sprach: Ich habe einen Mann gewonnen mit dem Herrn.
2. Und sie fuhr fort und gebar Habel, seinen Bruder. Und Habel ward ein Schäfer; Kain aber ward ein Ackermann.
3. Es begab sich aber nach etlicher Zeit, daß Kain dem Herrn Opfer brachte von den Früchten des Feldes;
4. Und Habel brachte auch von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett.

Der mit „Opfer bringen" übersetzte Ausdruck heißt zunächst nichts als „Geschenke darbringen" und erst im übertragenen Sinne „opfern", wird auch nur selten in der letztgenannten Bedeutung angewandt**). Auch ist im Vers 3 nicht, wie z. B. bei Noah (Kap. 8, 20) von der Errichtung eines Altars die Rede, wodurch es noch wahrscheinlicher wird, daß die „Opfer" ursprünglich Geschenke waren, durch welche die Brüder ihre Schwester zu gewinnen suchten. In dieser Annahme liegt kein Anachronismus. Denn in derselben Schrift, die die Kainsage enthält, wird erzählt, wie der Abgesandte Abrahams Rebekka durch Geschenke für den Sohn seines Herrn einnimmt (Jahweschrift Kap. 24).

Und der Herr sah gnädiglich an Habel und sein Opfer;

5. Aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädiglich an.

Wodurch erkannte Kain, daß seine Gabe nicht gnädig angenommen wurde? Während die Bibel sonst immer ein Zeichen vom Himmel erwähnt, steht hier nichts dergleichen. Die ganze knappe Ausdrucksweise der Verse deutet darauf hin, daß an eine den Brüdern unmittelbar gegenüberstehende Person gedacht ist. Die bei uns eingenistete Vorstellung von aufsteigendem und niedergehendem Rauch ist freie Phantasie unserer Maler. Die Schrift berichtet hiervon ebenso wenig etwas, wie von einem Altar.

Ferner: Warum sieht Gott Abel und sein Opfer gnädig an, während er Kain verstößt?

---

*) Der Luther'schen Uebersetzung ist der Vorzug gegeben, weil sie die weitaus verbreitetste ist.

**) In der Bedeutung „Geschenk, Gabe" kommt „Minha" z. B. vor: Gen. 32, 14; Jes. 39, 1; Hos. 10, 6. In der Bedeutung „Geschenk an die Gottheit, Opfer" giebt der Ausdruck vornehmlich das unblutige Opfer wieder, wäre also hier, wo das Darbringen von den Erstlingen der Herde berichtet wird, in dem Sinne von „Opfer" zwar durchaus anwendbar, aber noch nicht einmal so besonders passend. — Es giebt natürlich ebenso, wie in jeder anderen Sprache, auch im Hebräischen Worte, welche nur Opfer, Brandopfer 2c., nie Geschenke an Menschen bedeuten können. Warum zeigt gerade diese Stelle einen so wenig bestimmten Ausdruck, der einer doppelten Deutung fähig ist? — Es steht der Annahme nichts entgegen, daß die Gaben, welche die Brüder, jeder nach seinem Beruf und Vermögen, darbrachten, keine Opfer, sondern Geschenke an eine nicht göttliche Person waren.

Als

Kain ergrimmte und seine Gebärde sich verstellte,

(eigentlich: er „entbrannte“ sehr und sein Angesicht fiel in Niedergeschlagenheit. Dillmann, Genesis, 6. Aufl. S. 93.)

weiß ihm der Herr nichts zu erwidern, als:

6. Warum ergrimmst Du, und warum verstellet sich Deine Gebärde?
7. Ist's nicht also? wenn Du fromm bist, so bist Du angenehm.

(eigentlich: Ist nicht, wenn Du gut thust, Erhebung sc. des Angesichts, „Heiterkeit“ da? Dillm., Gen. S. 94.)

An „Heiterkeit“ hat ein Mädchen noch mehr Gefallen als das allerhöchste Wesen, dessen Würde darüber erhaben ist. Jedenfalls kann Kains Niedergeschlagenheit allein für Gott kein Grund zum Verdammen sein. Eine Sünde aber hat Kain nicht begangen; es wird ihm auch keine vorgeworfen. Im Gegentheil hat er sich ebenso wie sein Bruder durch das Opfer freiwillig bemüht, es dem Herrn recht zu machen. Dem gerechten Herrscher der Welt steht es sonderbar an, Kain, der nicht einmal weiß, was er Böses gethan hat, aus Laune zu verstoßen und Abel zu bevorzugen. Er hätte ebensogut beide Opfer gnädig anschauen können. Ein Weib aber konnte nicht Beiden zu Willen sein, — wenigstens nicht zu derselben Zeit — und mußte nothwendig Einen abweisen. In diesem Falle brauchen wir auch nach keiner Schuld Kains zu suchen, um seine Zurücksetzung zu begründen. Ferner wird uns das leidenschaftliche „Entbrennen“ Kains durch seine sinnliche Erregung verständlich.

Die einzige Stelle aber, aus welcher man auf den ersten Blick keine Beziehungen zu einem Weibe herauslesen kann, ist die korrumpirteste und unverständlichste des ganzen Kapitels. (Vers 7, II. Theil.) Und gerade sie bestätigt bei näherem Zusehen die Vermuthung einer Fälschung und zeigt deutlich, wie Worte, die ursprünglich von geschlechtlichem Begehren sprachen, durch eine kleine Aenderung den Sinn wechselten und Jahwe in den Mund gelegt wurden.

Vers 7, II. lautet bei Luther:

Bist Du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Thür; und nach Dir hat sie Verlangen, Du aber herrsche über sie.

Es existiren von diesem Verse viele variirende Uebersetzungen, die aber im Grunde denselben Sinn ergeben. Im Uebrigen ist man sich darüber einig, daß der Text hier verderbt ist. Trotz der Aenderung aber, die der Satz einst erfahren hat, erkennt man noch jetzt deutlich, daß in ihm von Liebe die Rede gewesen ist: Der Wortlaut zeigt eine klare Anlehnung an Kap. 3, 16, woselbst Gott zu Eva spricht:

Dein Verlangen soll nach Deinem Manne sein, und er soll Dein Herr sein.

Auf diese merkwürdige Uebereinstimmung, die im Urtext noch deutlicher hervortritt, weist auch Dillmann hin. (Gen. S. 94.)

Das Kapitel fährt fort:

8. Da redete Kain mit seinem Bruder Habel. Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhub sich Kain wider seinen Bruder Habel und schlug ihn todt.

Jetzt erst, nachdem der Mord geschehen, tritt in Wahrheit Jahwe hervor. Jetzt, da es gilt, die schwere Verfehlung Kains zu verdammen, ist die Erwähnung Gottes geboten und wohlbegründet. Von hier ab wird der Text klar und unzweideutig:

9. Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist Dein Bruder Habel? Er sprach: Ich weiß nicht. Soll ich meines Bruders Hüter sein?
10. Er aber sprach: Was hast Du gethan? Die Stimme Deines Bruders Blut schreiet zu mir von der Erde.
11. Und nun verflucht seist Du auf der Erde, die ihr Maul hat aufgethan und Deines Bruders Blut von Deinen Händen empfangen.
12. Wenn Du den Acker bauen wirst, soll er Dir hinfort sein Vermögen nicht geben. Unstät und flüchtig sollst Du sein auf Erden.

Im Folgenden zeigt sich von Neuem ein Widerspruch, welchen die aufgestellte Vermuthung wiederum leicht löst.

13. Kain aber sprach zu dem Herrn: Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge.

Kautzsch, ähnlich Dillmann und Andere übersetzen hier:

Unerträglich sind die Folgen meiner Verschuldung.

Dies begründet Kain durch die folgenden Worte:

14. Siehe, Du treibest mich heute aus dem Lande, und muß mich vor Deinem Angesicht verbergen und muß unstät und flüchtig sein auf Erden. So wird mir's gehen, daß mich todtschlage, wer mich finde.

Obgleich nun Kain nicht entfernt so reumüthig und bußfertig ist, wie es nach der Luther-Ueberseżung den Anschein hat, läßt Gott doch Gnade für Recht ergehen und erwidert:

15. Nein; sondern wer Kain todtschlägt, das soll siebenfältig gerochen werden. Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, daß ihn Niemand erschlüge, wer ihn fände.
16. Also ging Kain von dem Angesicht des Herrn.

Diese Stelle ist um so auffallender, als sie dem Rechtsbewußtsein des jüdischen Volkes widersprach. Und wie kommt Jahwe, der eifrige Gott, der die Missethat der Väter heimsucht über die Kinder in's dritte und vierte Glied (5. Mos. V, 9), zu dieser milden Regung? Warum ist er gerade Kain gegenüber so leicht zur Vergebung geneigt, während er ihn doch kurz zuvor, wenn man der heutigen Ueberlieferung der Sage glauben soll, mit seinem Opfer abwies, obgleich Kain damals noch keine schwere Schuld auf sich geladen hatte? Das scheinbar Unlogische und Launenhafte im Verhalten des Herrn klärt sich auf, wenn man bei der Annahme bleibt, daß Vers

1—8 von einem Weibe sprachen. Zunächst ergiebt sich daraus, daß Gott nicht Anfangs in unbegründetem Zorn ein Opfer abweist und sich dann ein wenig später unvermuthet gnädig zeigt. Und ferner ist es die nothwendige Konsequenz, die man aus dem Gedanken des Kampfes um ein Weib ziehen muß, daß Gott den einzigen überlebenden Mann*) vor einem frühzeitigen Tode schützt, um das eben geschaffene Menschengeschlecht vor dem Untergange zu retten. Denn erst nach der Ermordung Abels empfängt das Weib, welches bis dahin unberührt oder wenigstens ungeschwängert geblieben war:

17. Und Kain erkannte sein Weib, die ward schwanger und gebar den Henoch. Und er bauete eine Stadt, die nannte er nach seines Sohnes Namen Henoch.

---

*) Hier mögen einige Worte darüber Platz finden, daß Kain nach der ursprünglichen Form der Legende in der That der einzige überlebende Mann war.

Kap. IV, 25 spricht allerdings von einem dritten, nachgeborenen Sohne Adams und Evas, von Seth. Wie S. 61. ff. dargelegt wird, gehört dieser Vers aber garnicht mehr zu der Jahweschrift, sondern ist eine Einschiebung der Redaktoren, welche zu dem mit Kap. 5 beginnenden Priesterkodex überleiten soll. Daß Seth ein wissenschaftlich gefundener, der populären Tradition fremder Ersatz für die eigentlichen Stammväter der Menschheit ist, geht schon daraus hervor, daß wir von Seth nichts als den Namen kennen. Die volksthümliche Sage schmückt ihre Helden anders aus und begnügt sich nicht mit einer trockenen Namensnennung. Soviel ist klar, daß der Verfasser der Jahweschrift nichts von einem Seth wußte und in **Kain** denjenigen sah, von welchem nach dem Morde das Fortbestehen des Menschengeschlechtes abhing. (vgl. S. 61). Darum giebt die Jahweschrift auch in Vers 17 ff. ein von Kain ausgehendes Geschlechtsregister. Hätte der Jahwist den Seth als Ersatz für Kain gekannt und den ersteren an Kains Stelle als Stammvater angenommen, so wäre es für den Jahwisten doch wichtiger gewesen, die Nachkommen Seths aufzuzählen, als die Nachkommen Kains. Die Jahweschrift (Kap. 4) kümmert sich aber garnicht um die weitere Nachkommenschaft Seths, und nur der von der Jahweschrift unabhängige Priesterkodex (Kap. 5) bringt ein von Seth ausgehendes Geschlechtsregister. —

Dieser schon allein vom Gefühl eingegebenen Annahme, daß die Sage ursprünglich das Weiterleben Kains für nothwendig zum Fortbestande der Menschheit hielt, steht auch der Vers 14 nicht entgegen: „Wer mich irgend antrifft, wird mich todtschlagen!"

Man könnte sagen, daß der Vers auf eine bereits von vielen Menschen bevölkerte Erde schließen läßt. Dieser Schluß stände aber mit der ganzen Art und Anlage der Erzählung in grellem Widerspruche. Offenbar setzt das Kap. 4 eine noch menschenleere Welt voraus; denn klar und deutlich wird uns die Abstammung von einem Menschenpaare berichtet, wie ja auch Vers 20 des Kap. III sagt: Eva wurde die Stammmutter **aller** Lebendigen, und nirgends hören wir, daß sich die Nachkommenschaft Adams bereits weit über alle Länder verbreitet hätte. An Menschen kann die Sage bei den erwähnten Worten also unmöglich gedacht haben. Die Inkonsequenz wäre eine zu große. Andererseits passen allerdings die in Vers 14 ff. gebrauchten Ausdrücke nicht auf Thiere. (Dillmann, Gen. S. 97.) Wohl aber bleibt noch eine dritte Möglichkeit: Außer Gott, Menschen und Thieren waren nach Vorstellung der Legende noch die Kerube vorhanden. Sie werden kurz vorher, im letzten Verse des — gleichfalls der Jahweschrift angehörenden — dritten Kapitels erwähnt. Daß im Kap. 4, Vers 14 ff. wirklich an diese überirdischen Wesen gedacht ist, geht des Weiteren aus folgenden Erwägungen hervor: Zunächst sprechen

Wie unverständlich ist die enge Anknüpfung dieses Verses und die Erwähnung des Weibes, von dem man nicht weiß, woher es stammt, und wie Kain dazu kommt, bei der heutigen Lesart des Textes! Und wie selbstverständlich und folgerecht klingen die Worte dagegen, wenn man die oben aufgestellten Behauptungen als richtig annimmt! Die ganze Sage, welche bisher das widerspruchsvollste Stück der Genesis darstellte, erscheint plötzlich ohne jede Künstelei als eine tief durchdachte und vollkommen konsequent durchgeführte philosophische Legende:

Gott schuf zwei Menschen und ließ sie im „Garten der Wonne“ allein, glücklich in nothwendiger Treue gegen einander leben. Jedoch das Glück dauerte nicht lange. Der Mensch begann nachzudenken. Was er bisher gedankenlos zufrieden genossen hatte, hörte auf, für ihn begehrenswerth und schön zu sein, nachdem er von dem Baume der Erkenntniß gegessen und die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der irdischen Freuden einsehen gelernt hatte. Das Paradies des kindlich unbekümmerten Dahinlebens endete mit dem Augenblicke, in welchem der Mensch anfing, den Grund und Zweck der Dinge zu erforschen. —

Eva gebar dem Adam den Kain und den Abel und eine Tochter. Kain erschlug seinen Bruder, um die Schwester für sich zu besitzen. Und die erste große Sünde eines Menschen gegen den anderen kam in die Welt durch die Leidenschaft, die bei Menschen mächtig war, wie bei Thieren.

die Verse weder von Menschen noch von Thieren, und die Worte des Urtextes deuten durchaus nicht so bestimmt auf Menschen hin, wie es in der Uebersetzung scheint. Auch wäre bei Kain, welcher soeben erst als Sieger aus einem Kampfe hervorgegangen ist, eine Furcht vor Wesen seinesgleichen unbegreiflich, zumal die Menschen ferner Länder von Kains That nichts wissen konnten. Des Mörders Angst, unstät und flüchtig dahinleben zu müssen, legt es nahe, an Racheengel zu denken (ähnlich den griechischen Erinnyen), bei welchen ein Entfliehen und ein Widerstand unmöglich ist, und welche den Schuldigen unerbittlich verfolgen. Daß den Keruben die Mission zufiel, die Sünden der Menschen zu strafen, zeigt sich unwiderleglich in Kap. III, 24, laut welchem die Kerube (Kautzsch gebraucht den Plural, Luther übersetzt: der Cherubim) mit der Flamme des zuckenden Schwertes sich vor dem Paradies lagern und dem sündigen Menschenpaare den Weg zum Baume des „Lebens“ wehren. Hier wie dort sind sie als Todbringer geschildert. Im Kapitel 3 ist es ihre einzige Aufgabe, den Menschen zu hindern, zum Baume des Lebens zu gelangen (Kap. III, 24), davon zu essen und dadurch „ewiglich zu leben“ (Kap. III, 22). In dem anderen Falle fürchtet Kain von ihnen einen vorzeitigen Tod. Ferner hat das Zeichen, welches Kain zum Schutze dienen soll, nur dann einen Sinn, wenn man bei der hier aufgestellten Vermuthung bleibt. Denn die etwa begegnenden Menschen konnten den Zweck und die Bedeutung des Zeichens nicht errathen. Ja, statt daß es Kain zum Schutze gedient hätte, wären Alle, die garnichts von seiner That wußten, überhaupt erst auf ihn aufmerksam geworden. Anders bei den Keruben. Ihnen war der Mord bekannt, und es war ein für alle Mal ihre Bestimmung, einen Frevel zu sühnen. In diesem Falle aber sollte das den Dienern des Herrn bekannte Zeichen die Verfolgung hindern und gleich einem ausdrücklich gegebenen Gegenbefehl wirken. Um aber seiner Weisung noch besonderen Nachdruck zu verleihen, droht der Herr mit siebenfältiger Vergeltung für den Fall, daß dennoch Einer den Kain erschlüge. Denn Gott liegt daran, den einzig überlebenden Mann zu erhalten.

Die Schwester aber folgte Kain, obgleich sie ihn anfangs verschmäht hatte, denn jetzt war er der Sieger und zudem der einzige überlebende Mann, so daß ihr eine Versöhnung mit ihm zur Nothwendigkeit wurde.

II.

Wenn auch jede einzelne der erwähnten Unregelmäßigkeiten zufällig sein könnte, so darf man doch von einem Zufall kaum reden, wenn jeder Vers sich als auf ein Weib bezüglich auslegen läßt.

Die Berufung auf einen Zufall ist aber völlig ausgeschlossen, wenn man zu einer Aenderung des Textes einen so triftigen Grund hatte, wie im vorliegenden Falle, und eine Fälschung so leicht war:

Es ist heute unzweifelhaft bewiesen, daß die 5 Bücher Mosis — der Pentateuch — nicht das Werk eines einzelnen Mannes sind, sondern die nach einem einheitlichen Plane durchgeführte Sammlung mehrerer Schriften und Sagen, welche bereits im Volke verbreitet waren und Ansehen genossen. In dem Verfahren, welches man dabei beobachtete, zeigt sich eine große Aehnlichkeit mit der Art und Weise, auf welche man das corpus juris schuf. Hier wie dort finden sich Interpolationen, welche Stücke, die ursprünglich in ihrer Tendenz völlig fremd waren, mit einander in Einklang bringen und im Sinne der herrschenden Anschauungen auslegen. Da zudem der Pentateuch das Gesetz des jüdischen Volkes wurde, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Zusammenstellung ebenso wie bei dem Justinianischen Werke durch die Regierung selbst geschah. Hierdurch war der Weg vorgeschrieben, den man bei der Interpretation zu nehmen hatte. Wo es irgend anging, übernahm man die Erzählungen wörtlich, wofür die doppelt berichtete Schöpfungsgeschichte ein klares Beispiel bildet. (Kap. 1 und 2.) Wo aber der Text im direkten Widerspruch mit der augenblicklich anerkannten Moral und dem Willen der Regierung stand, da interpretirte man. Und hier im 4. Kapitel traf man auf einen solchen Widerspruch.

Da die Bibel die Abstammung der Menschheit von einem einzigen Paare annimmt, so ist für sie eine anfängliche Inzucht die nothwendige Folge: der Kampf Kains und Abels wurde um ihre Schwester geführt. Das durfte man nicht zugeben, wenn man der Vorschrift des Vers 9 im 18. Kap. 3. Buch Mosis Geltung verschaffen wollte:

„Du sollst Deiner Schwester Blöße nicht aufdecken."

Man nahm lieber den Vorwurf der Unklarheit und Inkonsequenz auf sich und ließ ganz plötzlich im Verse 17 eine Frau für Kain auftauchen, ohne ihre Geburt und Herkunft zu erwähnen, als daß man gelehrt hätte, Gott habe von vornherein eine Vermischung unter Blutsverwandten gebilligt. Wie leicht hätten sich die Blutschänder auf diesen gesetzlich heiligen Präcedenzfall berufen können! Mochte Jeder bei sich über die Entstehung der Gefährtin Kains denken, was er wollte, — jedenfalls sollte nicht gleich auf den ersten Seiten des Gesetzes die Nothwendigkeit der Geschwisterehe klar

verkündet werden. Das 4. Kapitel vermeidet es so absichtlich, von einer Tochter Adams und Evas, sowie von der nothwendigen Geschwisterehe zu sprechen, daß dies allein schon den Verdacht einer Fälschung nahe legt.

Ein interessantes Zugeständniß einer Textänderung aber geben die Verse 25 und 26.

Nach einer summarischen Aufzählung der Nachkommenschaft Kains in Vers 18—24 heißt es:

25. Adam erkannte abermal sein Weib, und sie gebar einen Sohn, den hieß sie Seth; denn Gott hat mir, sprach sie, einen anderen Samen gesetzt für Habel, den Kain erwürget hat.

26. Und Seth zeugete auch einen Sohn und hieß ihn Enos. Zu derselben Zeit fing man an zu predigen von des Herrn Namen.

Dieser letzte Vers ist wahrscheinlich ein Emblema des hebräischen Tribonian. Als solches dokumentirt er sich, indem er durch die Erwähnung Seths zu einer mit dem nächsten Kapitel (Kap. V) beginnenden anderen Quelle, dem Priesterkodex überleitet. Im Priesterkodex folgt dann die Aufzählung der Nachkommen Seths, welche lückenlos bis Noah und von dort ab weiter durchgeführt wird. Man erreichte durch diese Ueberleitung eine Unterbrechung des Kain'schen Stammbaums und versuchte auf diese Weise noch mehr zu verschleiern, daß das jüdische Volk einer Geschwisterehe entspringe. Solche Ueberraschungen bietet der Stammbaum Israels an keiner anderen Stelle. Zweifellos ist das Geschlechtsregister früher auf Kain zurückgegangen. Die ganze lebhaft und breit erzählte Legende von Kain und Abel würde sonst ohne jeden historischen Werth am Anfang des bedeutendsten Werkes eines hochgebildeten Volkes stehen. Vor Allem aber enthält Vers 26 die bedeutsamen Worte:

Zu derselben Zeit fing man an zu „predigen" von des Herrn Namen.

Der betreffende hebräische Ausdruck wird von Kautzsch „anrufen" übersetzt und von Dillmann als „verehren" ausgelegt. Da nun Gebet und Opfer bei den Juden völlig dasselbe war, und ferner die Verehrung Gottes bei Kain und Abel so groß war, daß sie in heiligem Eifer mit einander stritten, so steht Vers 26 in direktem Gegensatz mit der in demselben Kapitel erwähnten Thatsache des Opfers. Auch die Juden merkten diesen Widerspruch, welchem sie durch eine falsche Auslegung des Textes zu entgehen suchten. (vgl. Dillmann, Genesis S. 105.) Luther, welcher an dem Sinn nicht rütteln wollte, setzte „predigen", wo er anbeten nicht sagen mochte. An ein „Predigen" zu denken, ist aber unmöglich, da dieses rein christliche Institut dem jüdischen Kultus fremd war.

So bleibt denn nur zweierlei anzunehmen übrig:

Entweder der Satz ist keine Interpolation und stand von vornherein im 4. Kapitel — dann ist er von den Redaktoren sinnlos

stehen gelassen und bildet einen sicheren Beweis dafür, daß in den Versen 1—4 ehedem nichts von einem Opfer stand,

Oder der Vers 26 ist eine Interpolation, — dann bedeutet er eine Art Entschuldigung der Redaktoren und hat den Sinn, daß die von ihnen soeben im Eingang des 4. Kapitels hypothetisch berichtete rituelle Anbetung nachweislich erst in den späteren Erzählungen zu Tage tritt.

Es entsteht hier die Frage, was man für ein Interesse daran haben konnte, einzelne Stellen bis zur Unkenntlichkeit zu verstümmeln, während es doch ein Leichtes gewesen wäre, sie ganz fortzulassen. Hierbei darf man nicht vergessen, daß jene alten Sagen unausrottbar im Volke wurzelten, und daß es dem Gesetzeszweck weit mehr entsprach, ihnen eine Legalauslegung zu geben, als den unmöglichen Versuch zu machen, traditionelle Legenden und Anschauungen zu unterdrücken. Auch lag es wohl kaum in der Absicht der Redaktoren, eine glatte Fälschung zu begehen. Dem widerspricht sogar die Erwähnung des Weibes Kains in Vers 17. Man hätte dieses Weib, dessen Anführung einerseits sinnlos geworden war und andererseits zu bedenklichen Fragen Anlaß geben konnte, ruhig fortlassen können. Auch Seth und viele Andere zeugen Kinder, ohne daß die Mutter derselben erwähnt wird. Daß gerade im Vers 17 das Wort „Weib" vorkommt, ist eine weitere Bestätigung der Vermuthung, daß im Vorangehenden ein Weib eine Rolle gespielt hat. Und dennoch ließen die Rabbinen in ihrer sprichwörtlichen Anhänglichkeit an die Tradition die Worte stehen, wie und wo sie standen: „sie legten nur aus". Man ließ keine Silbe fort und dichtete auch nichts hinzu, so sehr dies bei einer Begründung der Abweisung des Opfers am Platze gewesen wäre. Man wandte nur alle Worte des 4. Kapitels, welche in übertragener Bedeutung zur Noth auf Jahwe passen konnten, auf ihn an, ohne auf die sich daraus ergebenden Widersprüche zu achten. Und bei diesem Bemühen kam den Redaktoren zu statten, daß die alten Sagen wohl schon vielfach ihren Sinn gewechselt haben und in verschiedenster Weise symbolisch gedeutet sein mochten.

III.

Es besteht ein untrennbarer Zusammenhang zwischen unserer Gottesvorstellung und der geschlechtlichen Liebe, und wie unten nachgewiesen, wäre es durchaus nicht der einzige Fall, in welchem das Weib als symbolischer Vergleich für Gott gebraucht, und Gott wie ein geschlechtlich geliebtes Wesen behandelt und angeredet wird. Nicht von jeher war Gott das weltbeherrschende Princip, welches die Thaten der Menschen belohnt und bestraft. Erst die fortgeschrittene Kultur machte ihn zum Hüter ihrer Ordnung. Die ursprüngliche Philosophie sah in Gott vornehmlich das schaffende Prinzip, und diese Vorstellung ergab von selbst den Zusammenhang Gottes mit der Fruchtbarkeit und weiterhin mit der Liebe der Geschlechter.

In den alten hellenischen Sagen ist es Ἔρως, das geschlechtliche Begehren, welches den Κόσμος aus dem Χάος entstehen läßt.

Die phönikischen Sagen lehren, daß die Sehnsucht, Πόθος, dem Πνεῦμα befahl, sich mit dem Χάος zu vereinen, aus welcher Begattung dann der fruchtbare Urstoff entstand.

In der Bibel, welche im Verhältniß zu diesen urheidnischen Anschauungen recht jungen Datums ist, hat sich der Schöpfer bereits fast gänzlich zum allmächtigen Beherrscher gewandelt. Gott ist hier nicht mehr so klar als personificirte Fruchtbarkeit zu erkennen. Er ist mehr der kluge Werkmeister, der sein Ziel vor Augen sieht und leidenschaftslos schafft. Und doch erkennt man noch deutlich die unlösbare Beziehung zwischen Gott und Liebe: Der Stamm des Wortes „Jahwe" führt auf ein Nomen mit der Bedeutung „Begehren" zurück. Ursprünglich haben die Juden also wohl auch Ἔρως als Schöpfer der Welt angenommen. Und noch im Pentateuch erinnern manche Stellen an diese Auffassung der Urreligion. „Seid fruchtbar und mehret Euch" ist das vornehmste Gebot des Schöpfers (Kap. I, 22). Er setzt den Menschen in den Garten „Eden", den Ort der „Lust", der „Wonne" und giebt ihm, sobald er den Hunger seines Geschöpfes gestillt hat (Kap. II, 16), eine Gefährtin (II, 18). Mit allem lyrischen Reiz heißt es von ihm in Kap. III, 8: Adam und Eva hörten die Stimme Gottes, der im Garten ging, da der Tag kühl worden war. (Kautzsch: „In der Abendkühle".) Die Strafe des Weibes für ihren Sündenfall zielt nur auf ihr geschlechtliches Leben ab: „Ich will Dir viel Schmerzen schaffen, wenn Du schwanger wirst; Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, und Dein Verlangen soll nach Deinem Manne sein, und er soll Dein Herr sein." Auch mag wohl manch' eine Stelle, die bei Luther gar so abstrakt philosophisch klingt, ganz etwas Anderes bedeutet haben, als wir heute glauben: So spricht Vers 17 im Kap. II nicht vom Baum der Erkenntniß des „Guten und Bösen", sondern, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß übersetzt, vom Baum der Erkenntniß dessen, was „Lust und Unlust" erweckt.

Diese Häufung von Begriffen, die alle auf dieselbe zu Grunde liegende Anschauung zurückführen, kann nicht zufällig sein. Es giebt ja so viel andere Worte, bei denen ein doppelter Sinn und die Deutung auf Liebe ausgeschlossen ist, — warum gebraucht der Erzähler gerade die oben erwähnten Ausdrücke?

Es macht eben nicht nur die vernunftgemäße philosophische Betrachtung, sondern auch das G e f ü h l die Verschmelzung von Gott und Liebe unvermeidlich. Es ist dieselbe sehnsüchtige Stimmung, welche uns, je nach den Umständen, von dem Körper eines Mädchens oder von überirdischen seligen Gefilden träumen läßt. „Immer, wenn der Geist heißer arbeitet, in Träumen und phantastischer Sehnsucht schwelgt, so ist die Gewalt eines abgelenkten Liebesverlangens der Urkeim dieser Blüthen. Unsere Empfindung

für Farbenpracht, für Kunst und Form, für jede weltvergessene Träumerei ist eine duftige Rauchwolke, die ungelöschtem Liebesfeuer entsteigt." So kommt es auch, daß man beim Gottesdienst, um Andacht und Vertiefung zu erzielen, dieselben Stimulantien anwendet, wie bei einer Liebesfeier: Im Alterthum bestand der Kultus in den wildesten Orgien. Heute erregen bunte Processionen, Orgeltöne und Weihrauchduft die erforderliche Ekstase. Und die Wirkung? Die christliche Kirche, welche seit, und wahrscheinlich in Uebereinstimmung mit Christus Askese lehrt, ist in den Marienkult eingemündet und verheißt einen Himmel, den jungfräuliche Engel bevölkern. Dante glaubt sogar, daß jeder seine Geliebte droben wiederfindet.

Es wäre ein Leichtes, aus der Poesie der Kirche Beispiele anzuführen für eine Uebertragung menschlicher Liebe auf unser Verhältniß zu Gott, welche den eingangs erwähnten Vorgang bei der Bibelredaktion greifbar nahe rücken. Ein vollständiges Analogon aber zu der gewaltsamen Auslegung der Rabbinen finden wir frisch erhalten in der Bibel selbst. Hier hat man das „Hohelied Salomonis" ungeschlechtlich und „rein geistig" interpretirt und ist dabei zu noch wunderlicheren Ergebnissen gekommen, wie im IV. Kapitel der Genesis. Man sollte meinen, daß Verse wie Kapitel I, 12 ff. oder Kapitel VII, 7 ff. u. s. f. in ihrer Naivität und Größe über jede weichliche Deutung erhaben sind:

Kap. I, 12. Da der König sich herwandte, gab meine Narde ihren Geruch.

13. Mein Freund ist mir ein Büschel Myrrhen, das zwischen meinen Brüsten hanget u. s. f.

Kap. 7, 6. Wie schön bist du Liebe in Wollüsten.

7. Dein Wuchs ist hoch, wie ein Palmbaum, und deine Brüste gleich den Weintrauben.

8. Ich sprach, ich muß auf den Palmbaum steigen und seine Zweige ergreifen u. s. f.

Und doch hat man in diese zweifellos rein lyrischen Lieder einen je nach der herrschenden Lehre verschiedenen allegorischen Sinn hineingelegt. Die synagogale Tradition sah darin das Verhältniß Gottes zu Israel. Die christliche Kirche folgte der Erklärung des Origines, der in dem verherrlichten Mädchen die Christenseele sah, welche sich nach der Vereinigung mit dem Herrn sehnte. Als Theodor von Mopsueste als Einziger dies bestritt und das Hohelied für ein irdisches Liebeslied ausgab, trug ihm seine vorlaute Vernunft das Anathema der Kirche ein. (553.)

Es ist interessant zu beobachten, wie überall bei Religionen, die auf abstrakter Philosophie beruhen, die Neigung entsteht, Alles allegorisch aufzufassen. Und wie unbesorgt wird dabei vorgegangen! Luther, dessen Ehrlichkeit unzweifelhaft ist, und der so am Buchstaben hing, daß er nicht

einmal „bedeutet" für „ist" zulassen wollte, erlaubt sich allein in den oben besprochenen Kapiteln folgende bewußte Freiheiten, um einen Sinn herauszupressen, welcher seiner Vorstellung von einem geistigen Gotte entsprach: Kap. II, 17. „Gut und Böse" für „Lust und Unlust erweckend".

7. „Wenn Du fromm bist, so bist Du angenehm" statt: „Ist nicht, wenn Du gut thust, Heiterkeit da?"

26. „predigen" für „anrufen".

Dazu kommen einige Fehler, die ganz allein auf die vorgefaßte subjektive Meinung zurückzuführen sind, daß der Text nur so gedeutet werden könne, weil er nur so in Gottes Sinne sei, z. B.:

13. „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge," statt „Unerträglich sind die Folgen meiner Verschuldung."

Um wieviel ungenirter mögen die jüdischen Priester vorgegangen sein, die nicht gewissenhafter sein konnten, aber sicherlich weniger kontrolirt waren.

* * *

Auf Grund der soeben angestellten Betrachtungen kommt man zu folgendem Schluß:

Daß die Sage anders gelautet hat, als in der Bibel, ist bestimmt und geht aus der ganzen sinnlosen und inkonsequenten heutigen Form hervor. Daß im Mittelpunkte der Handlung ein Weib gestanden hat, ist sehr wahrscheinlich. Diese Wahrscheinlichkeit ergiebt sich daraus, daß einerseits eine Fälschung, oder besser: eine symbolische Auffassung des Stoffes leicht möglich war, andererseits bei Annahme eines solchen Vorganges sowohl die einzelnen Widersprüche des Kapitels sich lösen, als auch der ganzen Erzählung ein philosophisch groß erfundenes Motiv zu Grunde liegt. Nicht im Eifer der Gottesverehrung geschah der erste Mord, sondern im leidenschaftlichen Kampfe um das Weib. Er geschah in den Tagen der Jugend der Menschheit, da die Erde noch nicht viele Männer und Weiber hervorgebracht hatte, da die Nahrung noch leicht zu finden war, der Hunger noch keine Feinde schuf und das Weib den einzigen, heiß umstrittenen Besitz des Mannes bildete. Für den Mörder lag eine zwingende Nothwendigkeit zu seiner That vor. Es war nicht mehr ein einziger Mann für ein Weib, wie einst im friedlichen Paradies, — jetzt standen sich zwei Männer gegenüber, dasselbe Ziel vor Augen, und suchten ihr Begehren zu stillen. Die Begehrte aber mußte nothwendig den Einen abweisen, obgleich er ihr nichts Böses gethan hatte und sie ihm auch keinen Grund für ihr Verhalten angeben konnte. Denn Einer mußte zurückstehen, weil sie nicht Beiden zugleich angehören konnte. Da entschied das Recht des Stärkeren unter den Brüdern, und der Aeltere blieb Sieger.

Es ist ein großes Gefühl, die älteste menschliche Ueberlieferung, deren Sprichwörtlichkeit wir seit frühester Jugend athmen, plötzlich in anderem Lichte zu erblicken, als Millionen Menschen vor diesem Zeitpunkte. Mich fesselt diese Legende, weil sie, welche in der Anfangszeit aller Kultur die Anfänge unserer Existenz behandelt, so monumental dasteht und in eherner Schlichtheit nicht eine einzelne Episode darstellt, sondern

Das Weib,
Den Mann,
Das Leiden alles Lebenden!





Die Hochzeit zu Kana und ihre Bedeutung für das Kulturleben der europäischen Völker.

Von

Bernard Fischer.

— Leipzig. —

Die Menschen wollen lachen, wollen unterhalten sein. Und warum sollten sie es nicht? Der Kredit auf den Himmel ist heute etwas erschüttert, man läßt sich nämlich nicht gern mit der Hoffnung vertrösten, einst, in des Himmels Lenzgefilden sich zu vergnügen und im paradiesischen Pleroma Freuden zu genießen als Lohn für die Mühsale, die wir auf Erden erfahren. Man denkt sich „bis dat, qui cito dat" (doppelt zahlt, wer gleich bezahlt), besser ein Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache; hier also die Rechnung und her mit der Zahlung!

Und wir haben eine große Rechnung an den Himmel, das bischen Wohnen unter seinem Zelte haben wir mit Kummer und Leiden, mit Schmerz und Sorgen und anderen zahlreichen Mühsäligkeiten theuer genug bezahlt, als daß nicht auf unsere Rechnung doch etwas für uns herauskäme! Und warum sollten wir uns da nicht gleich bezahlt machen, sollten nicht jeden Augenblick erfassen, um lachen, jede Gelegenheit ergreifen, um uns freuen zu können.

Bleibt aber in dieser Welt uns noch Zeit übrig, uns zu unterhalten, können wir noch lachen? Jawohl! Zwar in der Welt, solange wir nämlich mitten im Getriebe des Daseins und in dem Treiben der Menschen um Erhaltung dieses Daseins stehen, giebt es keine Zeit für uns zur Unterhaltung und vergeht uns auch alle Lust zum Lachen. An der Welt

aber, wenn wir nämlich ganz theilnahmlos uns die Welt da draußen ansehen, da giebt's viel zu lachen, da können wir uns köstlich unterhalten.

Aber auch der Autor eines uns unterhaltenden Buches hat das Recht, etwas zu wollen, ja, muß wollen, und zwar nichts Geringeres, als den Leser weiser und besser zu machen, wenn er seinem Berufe als Schriftsteller gerecht werden und nicht selbst als Thor erscheinen will, weil er Schriftsteller und nicht lieber Tagelöhner oder Holzhacker geworden sei. Das aber, die Menschen vernünftiger und besser zu machen, ist eine schwere Sache. Denn um es zu thun, müssen wir vorerst dem Menschen seine Unvernunft, seine Mängel zeigen, wobei wir der Gefahr ausgesetzt sind, daß der Leser, sobald wir von seinen Fehlern sprechen, das mühsam zusammengeschriebene und mit Kosten gedruckte Buch bei Seite legt oder mit Widerwillen ganz und gar wegwirft. Wie fängt nun der geplagte Schriftsteller es an, um einerseits als unterhaltender Führer und Erklärer, andererseits als Volkslehrer und Sittenprediger seiner Pflicht gerecht zu werden?

Man müßte mit Blindheit geschlagen, selbst der größte Thor und verkehrteste Mensch sein, wenn man die Thorheit, Verkehrtheiten und die Ungerechtigkeiten der Menschenwelt nicht einsehen sollte. Die Menschen aber, welche diese Menschenwelt, die „Gesellschaft“ ausmachen, wissen sich zu helfen und entschuldigen sich damit, es sei dies der Zeitenlauf, der „Zeitgeist“, wie sie es nennen. Nun, lassen wir sie dabei, lassen wir sie Alle diese Dummheiten, Verkehrtheiten und Ungerechtigkeiten auf den armen Sündenbock, den Zeitgeist, schieben. Daß es da viel zum Lachen, zu bekritteln und bespötteln giebt, und daß dem Schriftsteller hier gute Gelegenheit geboten ist, als Erklärer und Führer die von ihm begleitete Gesellschaft recht gut zu amüsiren und zum Lachen zu bringen, ist ganz außer Zweifel; nur darf er, als Förderer der Wissenschaft, des Guten und Schönen, es nicht unterlassen, seine verehrte Gesellschaft, wenn sie über die Verkehrtheiten und Dummheiten des Zeitgeistes sich lustig gemacht und herzlich gelacht hat, darauf aufmerksam zu machen, daß sie, die verehrte Gesellschaft selbst, diesen Zeitgeist ausmacht, daß sie die Menschenwelt zwar von außen angesehen hat, eigentlich aber in sie hinein gehört, daß sie daher nur sich selbst verlacht, sich selbst verspottet hat.

Doch wollen wir gegen die Zeit und den Menschengeist nicht zu streng sein und den freundlichen Leser, der in dieser Zeitströmung lebt und zu dem Menschengeiste gehört, beruhigen mit dem Hinweise, daß Tausende oder Abertausende von Jahren nur Schritte seien, in welchen der menschliche Geist rasch vorwärts eilt, daß daher jede noch so kleine Errungenschaft, die er macht, einen Fortschritt bedeutet und lobenswerth ist. — Nur wolle er freundlichst eine kleine Exkursion nicht scheuen, zu der ich ihn einlade, hinaus in das etwas holprige Gebiet der Philosophie, wo wir aber nicht etwa mit starrer philosophischer Miene und metaphysischen Floskeln, sondern mit einer freundlichen Volkssage beginnen wollen.

Diese Volkssage will von dem Erbauer des Labyrinthes, jenes großen Wunderbaues auf Kreta wissen, er habe den Namen des Königs, auf dessen Geheiß er den Bau ausgeführt, in das Mörtelwerk, in jenes Material aus Sand und Kalk eingegraben, das bald verwittert und zerfällt, wogegen er seinen Namen in das harte Gestein eingemeißelt, in jenes Baumaterial, das der allzerstörenden Zeit am längsten zu trotzen vermag.

Das ist ein Bild des „Geistes", des die Materie überdauernden Gedankens. Der Gedanke ist Eigenthum alles Lebens. Was lebt, d. h. was sich nach seiner Loslösung von der Erde frei bewegt, muß doch den Willen haben, sich hierhin und dorthin zu bewegen, muß daher einen Gedanken haben, dessen Bethätigung der ausgeführte Wille ist. Auch die auf den niederen Stufen der organisch belebten Welt stehenden Wesen, wie Insekten und Weichthiere, denken — denken aber nur einfach ihren eigenen Gedanken, nur ihr Sein. Anders die Lebewesen höherer Ordnung, wie es die warmblütigen Wirbelthiere sind. Dieselben lesen aus unserer Haltung, aus unserem Auge unser Wohl- oder Uebelwollen gegen sie, nach welchem sie in der Bethätigung ihres Gedankens, in ihrem Wollen sich bestimmt fühlen; sie denken sonach schon doppelt, eigene und andere Gedanken. Eingepfercht aber zwischen den engen Grenzen des Daseins, zwischen Geburt und Tod, Entstehen und Vergehen, lebt das Thier nur ein Leben des „Da-Seins" und denkt auch nur Gedanken, deren Träger sich im Dasein befinden. So ist der Gedanke des Thieres, wenn es auch schon im weiteren Umfange Gedanken denkt, doch auf das vergängliche Dasein beschränkt, hat daher auf die Bezeichnung „Geist" ebensowenig einen Anspruch, als jener in's Mörtelwerk eingegrabene Name des Königs Minos. Mit diesem Anspruche auf Geist kann nur der Mensch auftreten, er, der Gedanken längst verrauschten Daseins denkt und dessen Denken, unvernichtet in seinem Dasein, noch nach Tausenden von Jahren fortbestehen wird.

Nicht mit Unrecht wird daher die Schrift, die Aufbewahrerin der Menschheitsgedanken, von den Alten als besondere Schöpfung und ihr Erfinder als göttlich inspirirt erkannt. Denn im Ueberdauern der Materie grenzt der Geist an die Gottheit, und durch Erfindung erweitert er täglich die Schöpfung, während es die Schrift eben war, die vom bloßen Gedanken zum „Geiste" ihn erhob.

Wer der göttlich inspirirte Mann war und auf welchem Boden sich dieser neue Schöpfungsakt vollzog, darüber sind die Meinungen verschieden. Gewöhnlich nimmt man Aegypten als Entstehungsland der Schrift an, wegen des Gebrauchs der Hieroglyphen daselbst. Doch bleibt dies immer nur eine Bilderschrift, den vom Zeichner derselben gedachten Gedanken nicht deutlicher widergebend, als sonst die bei uns gebrauchten Bilderräthsel. Die Bürgschaft für möglichste Deutlichkeit des Gedankens vermag allein zu leisten die bei uns heute noch übliche Buchstabenschrift. Dieselbe ragt wohl in das graue Alterthum zurück, ist aber doch nicht älter, als das Reich der Babylonier, in

welchem die sogenannte Keilschrift als Buchstabenschrift zunächst vorkommt und dessen Alter nicht über das vierte Jahrtausend v. Chr. zurückreicht. Zwischen diesen beiden, der unzuverlässigen Hieroglyphen- oder Bilderschrift Aegyptens und der mehr verläßlichen Keil- oder Buchstabenschrift der Babylonier liegt eine „Silbenschrift", wie sie im fünften Jahrtausend v. Chr. bis auf den heutigen Tag in dem von aller Weiterentwickelung sich abschließenden, von allem Fortschritt abgeschlossenen China nicht nur der Schrift, sondern auch der Sprache nach sich erhalten hat. Fo-Hi, ein Kaiser der Chinesen aus der halbgeschichtlichen Zeit des vorchristlichen dritten Jahrtausends, soll nach dem Zeugnisse des sonst sehr nüchternen chinesischen Weisen und Gesetzsammlers Kon-fu-tse (Confucius (551—479 v. Chr.) der Erfinder sein, indem er, wie das Zeugniß weiter anführt, Lage, Knöpfe und Windungen an gewissen verschiedenartigen Fäden, welche vorher als Zeichen für die rechtlichen Institutionen des Staates galten, durch Schriftzeichen ersetzt habe. Für diese Entstehungsart spricht auch die noch heute im Gebrauch stehende chinesische Schrift, die nicht, wie die Schrift der Zendvölker und Semiten, von der Rechten zur Linken geschrieben und gelesen wird, auch nicht, wie jene der indogermanischen Stämme, von der Linken zur Rechten, sondern von oben nach unten in Silben zu schreiben und zu lesen ist, wie etwa die Knoten und Windungen, die an lose hängenden Fäden geschürzt und gewunden werden.

Daß übrigens derartig geschürzte und gewundene verschiedenartig farbige Fäden in frühester Zeit als Zeichen für die wichtigsten Gebote und heiligsten Satzungen galten, ergiebt sich aus der mosaischen Institution, welche ihren Bekennern vorschreibt, „daß sie für alle Zeiten ihrer Nachkommenschaft Schaufäden mit einem himmelblauen Faden an den vier Ecken ihrer Gewänder machen sollen, auf daß sie beim Anblicke derselben sich erinnern an die Gebote Gottes". Ja, es wird sogar im 5. Buche Mosis als ein streng zu beobachtendes Gebot wiederholt, und zwar gleich hinter dem Verbote eines Kleidungsstückes vermischter Gattung, d. h. aus Leinen und Wolle, und soll in dieser Nebeneinanderstellung angedeutet sein, es solle das Tragen der „Schaufäden" auch zulässig sein, wenn darin eine Uebertretung jenes Verbots der „gemischten Gattung" liege. — Ebenso berichtet Alexander von Humboldt, im Staatsarchive von Mexiko Fäden gefunden zu haben, die mit ihren Knoten und Knöpfen und Anzahl der Windungen gewisse Staats-Institutionen nach Art unserer schriftlichen Gesetzbücher andeuteten.

Mögen daher indische und ägyptische Bauten noch älter sein und in ein noch tieferes Dunkel der Zeit zurückragen, so bleiben sie mit ihrer Bilderschrift doch immer nur Bruchstücke der Geschichte, geschichtliche Aphorismen gegen die in deutlich lesbarer Silbenschrift kontinuirlich fortgeführte Geschichte der Chinesen, und wir glauben keinen Irrthum zu begehen, wenn wir China als das strahlende Gefilde feiern, allwo der Träger, Schreiber und Bildner der Geschichte, der menschliche Geist sein rechtes Erwachen feiert.

Wie kommt es aber, daß ein Land, ein mächtiges Reich solchen Vorzuges sich uns heute als ein geistig so weit zurückstehendes und zurückgebliebenes Reich zu erkennen giebt? Das kommt daher, weil daselbst der Geist und mit ihm das ganze Reich zu lange stehen geblieben ist bei der Lösung des ersten Problems alles Denkens, bei dem Probleme der Selbsterhaltung.

In der ältesten auf uns gekommenen geschichtlichen Urkunde, in der Bibel ist auch zum ersten Male des Landes China (oder Kina, wie es in den Sanskrit-Urkunden genannt ist) Erwähnung gethan, das dort personificirt wird in dem Namen Kain. Als Stammvater der Mongolen, die stetig in Asien Raubkriege führten und noch im Mittelalter bis Mitteleuropa, bis zum Rheine vordrangen, wird er daselbst als Brudermörder vorgeführt, der, von Gott verbannt, im Osten seinen Wohnsitz nimmt. Bei seiner Verbannung und dem Fluche, mit dem sie ausgesprochen war, sagt er zu Gott: „Sieh', Du hast mich vertrieben von dannen, auf daß ich nimmer vor Dir erscheine. Dann wird es sein, daß Jeder, der mir begegnet, mich umbringt." Des Chinesen Sorge war also nur, er könne umgebracht werden — war nur die Selbsterhaltung. Von dieser einzigen Sorge um die Selbsterhaltung zeugt die Bemühung um die Erhaltung und die Heilighaltung der Gräber Dahingeschiedener, zeugt auch der riesige Bau der „großen Mauer", die der Chinese schon dreihundert Jahre v. Chr. aufgeführt hat im Norden des Reiches, um sich gegen feindliche Einfälle von dieser Seite zu schützen, zeugen auch die Befestigungen, mit denen er alle seine Städte und sogar Dörfer geschützt hat, so wie er auch in der Bibel als der erste Zeltbewohner genannt ist, als der Erste, der in Zelten Schutz gegen die feindlichen Elemente sucht. Der Fluch, keinen Gott zu haben, trifft Kain wegen dieser materialistischen Welt- und Lebensanschauung, wie auch der heutige Materialismus, er mag noch so schön und noch so sittlich thun, mag sich drehen und wenden wie er will, doch immer nur auf den Atheismus hinausläuft.

So nur auf seine Erhaltung bedacht und mit all' seinem Denken in die Materie versunken, erkannte der menschliche Geist es nur allzubald, daß sie, die Materie, keine Erhaltung gewähren kann, weil sie sich selbst zu erhalten nicht vermag, selbst eine dem Tode verfallene Masse, ein Hevel (Abel) ist, wie die biblische Urkunde den zweitgeborenen Sohn Adams nennt, als Träger einer Anschauung, wie wir sie in Indien kennen lernen, wohin der fortschreitende Menschengeist von China aus gelangte. Weinen und singen, singen und weinen, das sind die elegischen Klänge der so großartigen Lyrik der Inder. Ein Besingen der Schönheit der Natur, die in jenen Gefilden ihre ganze Kraft entfaltet, und Beweinen dieser Pracht, daß sie doch eine materielle und nicht bleibende ist. Gab es für den chinesischen Geist nichts als die Materie, so erkennt der indische, daß die Materie selbst ein Nichts ist und es daher nur ein Nicht-Sein giebt.

Das reine Sein des älteren Brahmanismus ist im Grunde mit dem Nichtsein identisch.

Erst auf seiner Weiterreise nach den Zend-Ländern (Baktrien und Persien) müht sich der menschliche Geist, auch ein Sein, ein Wirkliches und Dauerndes, zu finden. Neben der Nacht, neben der Finsterniß giebt es auch einen Tag, giebt es auch Licht, und so muß es neben dem Nichtsein auch ein bleibendes Sein geben. Sein und Nichtsein sind beide wesenhaft, aber diametral entgegengesetzt. Es ist nichts als ein Kampf des Lichtes und der Finsterniß, des Ormuzd (Ahuramazda) und Ahriman, wie die Beherrscher dieser beiden Reiche von dem parsischen Weisen Zarathustra genannt werden. Aber der Mensch glaubt gern, was er gern sähe, und so hat, bei aller Objektivität dieser Welt- und Lebensanschauung, sich doch auch der Wunsch zur Geltung gebracht, es werde einst die Zeit kommen, wo Ormuzd den Sieg über Ahriman davonträgt, wo das Princip des Guten, Wahren und Bleibenden doch obsiegen und zur Geltung kommen werde über das Trugwerk und die der Nichtigkeit verfallene Scheingestalt, wie sie als Keime des Bösen in der finsteren Materie liegen.

Unter diesem Mißtrauen gegen die Materie mußte nothwendigerweise auch das Ansehen des menschlichen Geistes mitleiden. Denn sei es auch — um in dem obigen Bilde zu bleiben — daß der Stein, in welchen der Name des denkenden Erbauers eingegraben ist, das Mörtelwerk überdauert, welches den Namen des den Bau blos anbefehlendes Königs trug, so bleibt immer doch nur die der Zerstörung und dem völligen Nichtsein verfallene Materie, und sei es auch, daß im Geiste ein Gedanke lebt, der vor Tausenden von Jahren gedacht worden ist, so entstammt doch dieser Gedanke nur der an der täuschenden Materie gemachten Wahrnehmung, ist mithin selbst nur ein Werk der Täuschung, die keine Zuverlässigkeit, keine Bürgschaft des Wahrseins und Dauerns in sich trägt.

Zu seiner, des Geistes, Rettung gab der jüngere und spätere Parsismus ihm zum Begleiter die unter dem Bilde der Sonne verehrte reine Vernunft. Sie, die erhaben über alle Sinneswahrnehmung und daher frei von aller Beeinflussung von der Materie ist, soll ihm zur Seite stehen, auf daß er nicht verfalle in die von der Materie, dem Werke des Ahriman vulgo Satan, ihm vorgespiegelte Täuschung.

Das war der erste Schritt, welchen der menschliche Geist gethan hat in das Reich des Sittengesetzes, wie auch der erste in das Gebiet des spekulativen Denkens — des Sittengesetzes oder der Ethik, indem er erkannte, daß nicht Alles, was unseren Sinnen gut bekommt, auch wirklich gut sei; — der Metaphysik, indem er zur Erkenntniß kam, daß die Dinge oft ganz anders sind, als sie uns durch die Sinneswahrnehmung scheinen, da hinter denselben noch etwas stecke, was sich der Sinneswahrnehmung ganz entzieht. Dieses den Sinnen sich Entziehende, von dem einfachen Gedanken Unerfaßliche galt als etwas Höheres und zwar sittlich Höheres, weil

es ein Anderes ist, als es im Sinnengenusse sich kundgiebt, galt als Uebersinnliches, schließlich als Gottheit. Da aber Alles in der Welt des Daseins sich uns nur durch die Sinne (Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Tasten) zu erkennen giebt, diese Wahrnehmungen aber ein sinnlich nicht erfaßbares und doch der Wahrnehmung überhaupt zu Grunde liegendes, sie ermöglichendes Etwas voraussetzen, so galt dieses nur geahnte übersinnliche und höher-sittliche Etwas als Gott, und so entstand der Pantheismus, welcher Alles in der Daseinswelt von einer Gottheit durchdrungen dachte, das ganze Leben oder alle Lebenskraft der Daseinswelt-Bildnerin, die Natur als Gottheit erkannte.

Eine genauere Analysis der Lebenskraft ergab aber, daß es mehrere Arten derselben gebe, daß die Sonne ihre Kraft ausübt, der Mond, die Sterne, das ganze Himmelsheer, daß sie allesammt, wenn auch jedes nach seiner Art, Lebensspender seien, und es ergab sich daraus der Polytheismus, jene Gottes- und Weltanschauung, welche die Himmelskörper einzeln als Götter verehrt. Zur völligen Ausbildung kam diese Anschauung in Vorderasien im Stromgebiete des Euphrat und des Tigris, in deren nördlichem Stromgebiete, in den kanaanitischen Ländern, sogar die Fortpflanzungskraft, die vegetabilische oder pflanzliche, wie auch die animalische als Gottheit verehrt wurde.

Wenn auch nicht ein klareres Wissen der Biologie und Physiologie, welche mehrere Lebensäußerungen auf eine einzige Ursache zurückführen und eine Vielheit von Kraftäußerungen auf eine geringe Zahl von Kräften reduciren, ja oft sie nur als Erscheinungen an einer Kraft erkennen — so war es doch eine kühne Ahnung, welche das Alt-Hebräerthum als Welt- und Gottesanschauung hinstellte, indem es eine Allkraft als Allgottheit lehrte. Es sind nicht verschiedene Kräfte, die an der Materie wirken, wie etwa das indische Brahm als Schöpfungskraft innerhalb der Materie waltet und m i t der Materie sich entwickelt, sondern es ist ein außerhalb der Materie für sich selbst Bestehendes, auf dessen Geheiß oder durch dessen Wort die ganze stoffliche Daseinswelt, also alle Materie nebst den ihr innewohnenden Kräften entstanden ist. — Klarer noch und etwas erweitert erscheint diese Welt- und Gottesanschauung im jüngeren Hebraismus oder Mosaismus, wie wir es nennen, wo auch dem menschlichen Geist, als Odem Gottes, ein Sein zukommt und zwar ein relatives, von Gott geschaffenes Sein, wogegen Gott oder jene Allkraft selbst als das außer aller Relation stehende Sein (2. Mose 3, 14), also als absolutes Ursein hingestellt wird.

Während nun die indische Brahm-Lehre, der Brahmanismus, in den vorderasiatischen Ländern zum Monotheismus, zur Lehre von einer Allkraft, die auch das absolute Sein ist, sich herausgebildet hat, ist sie in Indien selbst durch den Königssohn Çakjamuni zum völligen Atheismus — wenn wir die Menschenvergötterung so nennen dürfen — herabgedrückt worden, Brahm

selbst ist bloße Entfaltungskraft, die, sich ihrer selbst unbewußt, in der Materie schlummert und in dem Menschen erst zum Bewußtsein kommt, oder (wie das Wurzelwort Budh im Sanskrit, der Sprache Altindiens, andeutet) erweckt wird, weshalb die Anhänger dieser Weltanschauung den Lehrer derselben „Buddha", d. h. den Erweckten, den Erweckenden, den Weisen nannten. Dieses Erwecktwerden und dieses Erkennen hat mit Hintansetzung aller materiellen Eindrücke und Sinneserscheinungen, die nichts als Täuschung, nichts als ein relatives Nichtssein sind, der Mensch anzustreben, da erst hinter ihnen die Wahrheit, das absolute Nichtsein beginnt.

Die Zeit der Gründung des Buddhismus fällt schon in die Periode des Parsenthums, in das 6. Jahrhundert vor Christus, da wo schon Persien im Oriente als politische Macht auftritt, wir glauben daher keinen Irrthum zu begehen, wenn wir annehmen, es seien in dieser neu-indischen Weltanschauung schon einige Einflüsse des Parsismus zu erkennen. Die Materie bleibt immer eine Ausgeburt der Finsterniß und ist, als das täuschende Satanswerk und verderbliche Spiel des Ahriman, zu verabscheuen, zu vermeiden und zu besiegen durch Ormuzd, den Fürsten des Lichts, oder, wie es im Buddhismus dargestellt ist, von dem zu höherem Bewußtsein gelangten, erleuchteten Menschen.

Aber auch das allen orientalischen Gottesanschauungen so abholde Hebräerthum kann bei seiner Entwickelung in der dritten Periode, derjenigen des Prophetenthums, sich nicht ganz dem Einflusse entziehen, den bei dem Emporblühen der persischen Macht auch die altpersische Weltanschauung vom einstigen Siege des Ormuzd über das verderbliche Treiben des Ahriman äußert. Dies zeigt sich in der Messiasidee, der Idee einer schönen Zukunft, die einst eintreten soll, wo „die Völker ihre Schwerter zu Sicheln, ihre Speere zu Winzermessern umschmieden und nicht mehr die Kriegskunst üben werden", wo „das Kind am Natterloche spielt, Kuh und Bär ihre Jungen miteinander weiden" und „der Löwe wie das Rind vom Stroh sich nähren" u. s. w. — und wir thun dieser Schilderung hier deshalb Erwähnung, um den menschlichen Geist auf seinem weiteren Entwickelungsgange zu zeichnen. Sind doch die Physiologen auf Grund der Darwin'schen Theorie zu dem Ergebnisse gekommen, es seien die Formen der stofflichen Dinge in aufsteigender Vollendung begriffen in Folge der „Kreuzung", der Paarung und Verbindung mehrerer Gattungen mit- und untereinander; und ganz so verhält es sich mit dem menschlichen Geiste, der stets zur größeren und schöneren Entfaltung kommt, je mehr die einzelnen Denkgebilde sich in ihm vereinigen.

Fassen wir das Ergebniß aller dieser verschiedenen Denkgebilde zusammen, so sehen wir den menschlichen Geist in dieser Periode oder auf seinem Entwickelungsgange am Gängelbande einer Gottheit geführt, indem er fragt, ob es einen Gott giebt, wo wir ihn zu suchen und wie wir ihn uns vorzustellen haben: der ganze und ausschließliche Inhalt dieser Periode

ist Theologie, die Lehre von einem Gotte und über einen Gott. Eine Selbstständigkeit, als löse er sich gleichsam los von diesem Gängelbande, gewinnt der menschliche Geist auf seinem weiteren Wege, über die ionischen Inseln, aus Asien nach Griechenland.

Hier faßte man nicht die Materie in ihrer Ganzheit und ihrem Verhältnisse zu einem Gotte auf, sondern ließ Götter Götter sein und forschte nach der Materie in ihrer Mannigfaltigkeit. Was ist es, daß all diese unzählig vielen Dinge doch gemeinsam untereinander haben? Was ist es, das bei jedem dieser Dinge, trotz des ewigen Wechsels, der unablässigen Veränderung an ihnen, an ihrer äußeren Form, doch in ihnen immer unverwandelt bleibt? Was ist es, daß anfangs Eines war und dann erst so viel geworden ist? Was also ist die Wesenheit dieser Millionen und Abermillionen von Dingen? Möchten wir, wenn wir eine Welt bauen wollten, diese unzähligen Millionen von leblosen Dingen, die zwischen den Sonnenstäubchen und der Sonne selbst liegen, die unzähligen Lebewesen, die zwischen der Mücke und dem Elephanten liegen — jedes Einzelwesen für sich schaffen, oder möchte es nicht vernünftiger von uns sein, wir schüfen zuerst ein einzelnes Großes, aus dem späterhin die vielen kleinen Dinge sich herausbilden? Welches also ist das allgemeine Große, das bei der Weltschöpfung sich zu dieser Mannigfaltigkeit entwickelt hat? — Nicht etwa, daß man wirklich eine Welt hätte bauen wollen, — denn wohin mit ihr? — sondern man wollte es wissen, wie das hätte sein müssen. Es war reiner, ganz uneigennütziger Wissensdrang, welcher den Geist hier beschäftigte. Er fing an, Philosophie zu treiben, das heißt: er pflegte die Weisheit aus Liebe!

Ein Weltprincip also galt es zu finden. Da wurde denn auf dieses und auf jenes gerathen. Die Einen meinten, wässerige Theilchen befänden sich in allen Dingen enthalten und auch erhalten durch alle die Verwandlungen des Dinges; mithin sei das Princip aller Dinge, ja des ganzen Weltalls Wasser, das von allem Anfang an da gewesen sei und aus dem alles Weitere sich entwickelt habe. — Andere meinen wieder, das Weltprincip sei ein noch viel feinerer Stoff, der Aether, noch Andere nehmen die Luft überhaupt an, die sich verdichtet habe, woraus dann die ganze Welt der Dinge geworden sei. Kleine, dem Auge kaum sichtbare Theilchen, die so klein, daß sie kaum Träger irgend eines Gepräges, einer Form oder eines inneren Charakters sein konnten, also ganz unbestimmte und unbestimmbare Größen, Atome, wie man sie nennt, sollen es nach anderer Meinung gewesen sein, die sich allmählich zusammengeballt zu großen und größten Weltkörpern.

Bei alledem und trotzdem, daß die ionische Schule, wie man die Anhänger dieser Forschungsweise nennt, sich nur auf die Analyse der Materie beschränkte, konnte sie sich dennoch nicht des Gedankens erwehren, es müsse neben dieser sicht- und faßbaren, mittelst der Sinnesorgane wahrgenommenen

Materie noch etwas Unsichtbares und Unantastbares geben, das die Materie bewegt, sich aus dem einen Zustande in den anderen versetzt, das aber nur ein Begriffliches, ein nur unserer Vorstellung Zugängliches ist, auf dessen Bestehen wir blos aus einer sichtbaren Thätigkeit, einem Resultat seines Wirkens schließen, wie wir etwa vom Leben sprechen, als von einer unsichtbaren Kraft, durch welche unser Körper bewegt wird, wächst und sich entfaltet, d. h. aus einem Zustande in den anderen übergeht, woraus wir schließen, die todte Materie müsse Leben haben.

Diese unabweisbare Forderung führte die Schüler des Xenophanes, des Begründers der Eleatischen Schule, auf einen ganz anderen Versuch, die Frage zu lösen. Handelte es sich doch nur darum, die Vielheit auf eine möglichst geringere Zahl zurückzuführen, was nach ihrer Ansicht leichter und schneller erreichbar ist, wenn wir ganz und gar von der Materie absehen und nur die Eigenschaften und den Zweck der Dinge in's Auge fassen oder sonst dieselben nur begrifflich auffassen und sie so auf geringere Begriffe oder gar einen allgemeinen Begriff zurückführen.

Den von den Eleaten eingeschlagenen Weg weiter verfolgend, kommt der große Athener Platon auf die Lösung der Hauptfrage nach dem Principe, aus welchem und nach welchem die unzählig vielen wahrnehmbaren Gebilde entstanden sind. In der begrifflichen, blos aus Ideen und Gedankenbildern bestehenden und von dem Gedanken allein erfaßlichen Ideenwelt kommen die verschiedenen Dinge allesammt zusammen, deren Materie nichts als etwa die Farbe ist zum Ausfüllen jenes Gedankenbildes, oder sonst die Masse sind in der Gußform der Idee; und so ist auch der aus der Beschaffenheit des Dinges sich kundgebende Gedanke Wesenheit oder Princip desselben.

Mit dieser idealen Auffassung der Welt hatte wiederum der menschliche Geist einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan auf das Gebiet der Darstellung eines Gedankens, auf das Gebiet der idealen Kunst. Maler und Bildhauer waren es da, die ihre Gedankenbilder mittelst Pinsel und Farbe auf das Papier zauberten oder mittelst Hammer und Meißel dem harten Gestein einprägten, sowie auch neben diesen beiden Meistern mancher Meister der Redekunst erstand, der in seiner Rede ein großes Gedankenbild entwarf.

Aber diese schöne Zeit, herbeigeführt durch selbstlose uneigennützige Forschung, durch die echte, oder, wie wir sie sonst nennen, theoretische, exakte Philosophie, sollte nicht lange dauern und ward bald verdrängt von jener Forschung, welche stets ihr eigenes Ich vor Augen hat, eigennützig darauf sieht, was ihr, der Menschheit, aus dieser Welt der Dinge erwächst von der praktischen Philosophie.

Welches ist die Idee des Lebens? Mit welchem Gedankenbilde, Ideale, hat der Mensch sein Leben auszufüllen, um zweckentsprechend zu leben und gelebt zu haben? So fragte man sich, nachdem man die Wechselfälle des Lebens, die Wandelbarkeit der menschlichen Wünsche erkannt hatte.

Die Lust am Schönen, die Hedone, ist es, so sagt Epikur, der Stifter der nach ihm genannten Epikuräischen Schule; anders der Stifter der Stoa, Zeno, welcher die Tugend als höchstes Ideal und allein beglückendes nennt.

Wenn auch nicht den von ihm eingeschlagenen Gedankengang fortsetzend, dürfen wir doch nicht des großen Schülers Platons, des Aristoteles, vergessen, dessen tiefes Denken über alle Fächer der Wissenschaft im Denken aller kommenden Geschlechter nachklang und nachklingen wird, und mit dessen Philosophie die Glanzperiode griechischen Denkens auch ihren Höhepunkt erreicht hat. Denn er lebte schon zur Zeit des Macedonischen Welteroberers Alexander des Großen, welcher Griechenland dem Macedonischen Reiche einverleibte, das wieder nach seinem Zerfallen in verschiedene einzelne Reiche von dem gefräßigen Rachen Roms einzeln verschluckt wurde. So wanderte der griechische Geist in die Gefangenschaft Roms, gefesselt, gleich den übrigen Gefangenen, welche den Triumphzug der stolzen Siegerin zu verherrlichen gezwungen waren.

Denn was soll dieser geistige Schatz dem unter materiellen Waffen starrenden Rom? Höchstens daß es die praktische Beute desselben für sich verwerthet und die in Griechenland begonnene praktische Philosophie weiter betreibt, indem es dieselbe dahin benutzt, um die Beziehungen seiner Bürger zueinander und das Verhältniß festzustellen, in welchem die zahlreich unterworfenen Ländereien zu dem sie unterwerfenden Rom stehen. So blieb von der großen Gründung seiner Weltmacht dem siegreichen Rom nichts übrig, als daß es Begründer des Völkerrechtes und der bei uns so emsig betriebenen Socialpolitik war.

Aber auch von den großen Siegen Alexanders war nichts übrig geblieben, als die von ihm gegründete und nach ihm benannte Stadt Alexandria, die zwar mit ihrem Mutterlande Aegypten ebenfalls unter Roms drückender Herrschaft seufzte, aber doch zu einer eigenen Herrschaft sich emporrang, zur Herrschaft des Geistes durch die in ihre Mauern geflüchtete theoretische oder exakte Philosophie.

Daselbst lebte ein Jude Namens J'didja, griechisch Philo genannt. Seiner Abstammung und seiner frühesten Erziehung nach hatte er einen gegebenen Gott und kannte nur die Theologie, das heißt, jene Weltanschauung, welche einen Gott voraussetzt, auf dessen Geheiß die Welt und Alles, was sie füllt, entstanden ist. Seinem feinen Sinne und seinem später erlangten Wissen nach aber war er zugleich der griechischen Philosophie zugethan, jener Weltanschauung, die nichts als wahr anerkennt, als was sie mittelst ihres Denkens als bestehend erkannt, und so mußte nothwendigerweise aus dem Theologen ein Theosoph werden, Einer, welcher das Dasein eines Gottes erst zu beweisen sucht. Namentlich war es die Ideenlehre, die ihm als Philosophie am meisten zusagte und für dessen Lehrer, Plato, er nicht weniger begeistert, als sein ganzes Wesen erfaßt war vom Geiste

der Theologie Mosis. Wer nun von den beiden großen Männern hat Recht, und wen von beiden ihm so Theueren sollte er aufgeben? Keinen von ihnen, denn sie haben Beide Recht, Beide sagen und lehren dasselbe, nur daß der Eine, Plato, in griechischer Sprache der Philosophie, der Andere, Moses, in seiner orientalischen Bildersprache spricht. Er platonisirte sozusagen die Bibel und gab die Platon'sche Weisheit in biblischer Bildersprache wieder und wurde auf diese Weise Gründer der unter dem Namen Neuplatonismus nachmals so berühmt gewordenen Gottes- und Weltanschauung.

Lehrt Plato die Ideenwelt, eine Anzahl von Vorstellungen und Denkgebilden, welche als Vorlagebilder, als Gußformen dienten für alles in der Daseinswelt materiell Bestehende, so ergänzt Plato: alle diese Bilder und Vorstellungen sind nur Eines, sind die von Ewigkeit her bestehende ewige Vernunft, ist die Gottheit selbst; lehrt der griechische Weise, jene Vorlagebilder und Gußformen seien, wie mit Farbe oder sonst einem sinnenwahrnehmbaren Inhalte, mit Materie, ausgefüllt worden und machen demgemäß die Versinnlichung und die Verkörperung jener Ideen aus, so kommt der jüdische Theosoph zu Hilfe und ergänzt, es sei die Materie ausgeströmt (emanirt) aus der Idee, resp. aus der einigen Vernunft selbst, wie etwa das Licht aus der Flamme emanirt, allmählich dunkler wird bis zur völligen Finsterniß, bis zum ganz leblosen Gestein. Und wie geschah diese Emanation und diese Verkörperung der ewigen Vernunft? Antwort: Wie es in der Bibel geschrieben steht „Gott sprach, es werde". So ist die sinnenwahrnehmbare Körperwelt durch den Logos, wie das „Wort" griechisch heißt, entstanden, wie auch wirklich das Wort, der Logos, die erste Verkörperung des Gedankens, des Allgedankens oder ewiger Vernunft, der Gottheit ist.

Namentlich waren es Juden und Griechen, in deren inneres Geistesleben die kalte eiserne Hand Roms so schonungslos eingreift und welche daher von den damaligen geschichtlichen Ereignissen am härtesten betroffen waren. Nun hatten sie sich wieder aufgerafft, hatten eine Philosophie und einen philosophisch bewiesenen Gott.

Und Rom? — Rom war reich; und was braucht der Reiche einen Gott, was braucht er Philosophie? Sein Geld ist sein Gott, und die Art und Weise, wie er es erworben, sei sie welche immer, genügt ihm als Philosophie.

So wurde immer größer seine Macht, immer größer sein Uebermuth, und immer schwerer lastete auf den Besiegten der eiserne Arm des siegreichen Roms. Und in demselben Maße fingen auch Griechen und Juden immer mehr zu fühlen, daß die Herrschaft des Geistes doch nicht gewachsen sei der stolzen Herrschaft ihres Bedrückers und daß es statt eines philosophisch erwiesenen Gottes auch besser wäre — vorläufig wenigstens — einen thatkräftigen Messias zu besitzen. Einen solchen Messias glaubte man in dem

Nazaräer erblicken zu müssen. Kommt da ein Mann, ein unansehnlicher Jüngling, Sohn eines Zimmermanns aus dem so verspotteten und mißachteten Distrikte Galilea, und wagt es, „die Krämer aus dem Tempelberge zu vertreiben?" das ist der richtige thatkräftige Mann der Rettung!

Wir dürfen diese Worte des Neuen Testaments nicht buchstäblich nehmen, wenn wir die hohe Bedeutung und Tragweite derselben nicht unterschätzen sollen. Wie der Geschichtsschreiber Flavius und die Talmudisten selbst berichten, war um jene Zeit der Einfluß des Geldes auf das politische und religiöse Leben zugleich zu solch einer Höhe gediehen, daß selbst das Hohepriesteramt für Geld erkauft wurde. Diese Geldmacht zu brechen, wenigstens für das religiöse Leben, oder, wie es bildlich heißt, die Krämer aus dem Heiligthume zu vertreiben, das ist es, was sich jener Nazarener zur Aufgabe gestellt und was auszuführen er Muth genug hatte.

Kein Wunder daher, daß jene Partei, welche diese Herrschaft des Geldes so gerne sah, bemüht war, den Aufwiegler und einflußreichen Volksführer bei den Römern zu verdächtigen und daß diese dem Verdachte gerne Gehör schenkten, weil sie in jener Geldherrschaft ein Erlahmen des Volksgeistes erkannt hatten und weil der Kaufpreis dieser Volksentfaltung und der Ertrag der frevelhaften Korruption in ihren eigenen Staatssäckel floß.

Als daher wirklich eintraf, was jener Nazaräer richtig voraus gesehen, die Mauern Jerusalems gefallen und mit ihnen gefallen war das letzte Bollwerk der vorderasiatischen Länder, gebrochen war die letzte Kraft, welche am längsten Widerstand geleistet hatte dem siegereichen Rom, da ward auch das Loos der damals bekannten Welt besiegelt, sie der Willkür jener despotischen Macht unterworfen: Rom hatte keinen Widerstand mehr zu fürchten.

Sollte aber diese rohe Siegesmacht auf ihrer stolzen Höhe auch wirklich bleiben! Wie Viele haben im Zeitraume von kaum siebenhundert Jahren — und was sind siebenhundert Jahre für den Fortschritt des menschlichen Geistes, für die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, nichts als ein Schritt, nichts als ein Blüthenstäubchen, das im Schooße der Erde verweht, um bald wieder seine zarte Spitze durch die harte Scholle zu drängen — wie viele Eroberer zogen innerhalb dieses kurzen Zeitraumes über den Schauplatz der Begebenheiten und erlagen ihrem Schicksale; wie viele Weltreiche waren da erstanden, um bald wieder in ein Nichts zu zerrinnen; Nebukadnezar mit dem Ausbau seines babylonischen Reiches, Sanherib mit der Gründung des babylonisch-assyrischen Reiches, Cyrus mit dem Bau der persischen Weltmacht, Alexander der Macedonier endlich mit der Erhebung seines kleinen Reiches zur Beherrscherin der damaligen Welt: Alle, allesammt waren sie sammt ihren Errungenschaften vom Hauche der Zeit weggefegt und in das Nichts zurückgeweht; und das frevelnde Rom und seine Weltmacht sollten fortbestehen!

Die Welt war müde, bedurfte der Ruhe, die Menschen mußten einen

Gott, ein unbegreifliches Wesen haben, ein Wesen, das sie als Urgrund dieser mächtigen Umgestaltungen erkannten und als Macht, in welche sie alle Hoffnungen setzen konnten.

Man denke sich die Winterstube eines armen Mannes an einem regnerischen Wintertage. Es ist ein unfreundlicher, ja mürrischer, naßkalter Tag; denn auch der Winter hatte Lust und Laune verloren, seine Schneeflocken unter klarer Sonne spielen und vom kräftigen Windhauche umhertragen zu lassen. Lässig und träge läßt er nun den schweren Wassertropfen zur Erde fallen und krächzt und stöhnt und seufzt und gähnt hie und da in schläfrigen, gedankenlosen Windstößen. In der Stube selbst zankt die ärmlich bekleidete Hausfrau mit dem Ofen, der raucht, aber nicht brennen will. Denn der Hausbesitzer, ein geiziger Geldmensch, will nur seinen Miethzins, steigert ihn sogar von Quartal zu Quartal, läßt aber nichts im Hause machen, so daß der Ofen nicht zieht, die Fenster nicht schließen, und Fugen und Risse in den Wänden Wind und Nässe durchdringen lassen. Dabei zählt die geplagte Hausfrau ihren Kassenbestand und zerbricht sich den Kopf darüber, wie sie es eintheile, damit die wenigen Nickel genügen sollen, um mit ihnen Mittag- und Abendessen zu bereiten für die zahlreiche Familie. Denn der Familiensegen, etwas verschwenderischer gespendet, als arme Leute es bedürfen, ist hier in beiden Geschlechtern und in allen Altersklassen vertreten. Der älteste Familien-Nachwuchs, ein Fräulein, ist etwas mißmuthig, weil es seit bereits mehreren Jahren angefangen hat eine alte Jungfer zu werden, während die Jüngeren Papierstückchen beschmieren, was sie Malen nennen, weinen, zappeln mit Händen und Füßen, weil Mama kein Geld auf Vorlagebilder giebt, und die Kleinsten, gar wilde Jungens, sogar die goldgestickte Sonntagshaube der Mama, die sie eben zurechtgelegt hatte für das Leihhaus, als Helm aufsetzen, die Ofengabel, den Kleiderausklopfer, den für den Sommer aufbewahrten Fliegenklatscher und sonstige Utensilien des Hauses als Lanze und Speere gebrauchen bei den Soldaten-Spielen, wie sie es jüngst von den martialen Söhnen Roms gelernt.

Und in dieser Stube, bei diesen Sorgen und in diesem Rummel soll man philosophiren wollen, soll man noch mit dem Gottesgedanken sich trösten, soll man noch auf seine Weisheit und Tugendhaftigkeit pochen gleich jenem Manne, der vom Bette, unter welches er sich geflüchtet vor dem erzürnten Besenstiele seiner treuen Lebensgefährtin, ganz kouragirt hervorruft: Ich bin doch Herr im Hause! Zwar ist der pater familias ein gottesfürchtiger Schriftgelehrter, gewohnt auch unter ungünstigen Umständen das Gotteswort zu studiren und sich dabei einige Notizen zu machen; aber heute ist es gar zu arg und macht selbst die Tabakspfeife ihm Aerger, die verstopft ist und es ganz dem Ofen nachthut, durchaus nicht brennen zu wollen; noch die Dunkelheit der Nacht und ihre Beleuchtung mittelst eines spärlichen Oellämpchens fehlen, um diese Winterstube im ganzen Umfange ihrer Aermlichkeit zu zeigen.

Da plötzlich hört man von draußen ein Pochen, ein Poltern, ein Herumtappen an der Thüre, und als man den hölzernen Thürriegel wegschiebt und mit dem dunklen Oellämpchen hinleuchtet, gewahrt man einen Zugereisten, der sich hier die immense Schafpelzmütze von Schnee und Regen abgeklopft und lange herumgetappt hatte, den Eingang zu finden. Man heißt ihn eintreten, was er auch thut; denn er scheint sehr müde und sehr abgemattet von der Reise zu sein. Er erzählt die Erlebnisse seiner Reise, wie ekel ihm diese römischen Standorte sind, mit welch hämischen Blicken ihn überall römische Soldaten angesehen haben, wie es überall von solchem Gesindel wimmelt, wie diese Soldatenherrschaft in allen Landen überhand genommen hat. Während des Erzählens hatte er den Reisesack vom Rücken abgeknöpft und sich eine Prise Schnupftabak zur Erquickung genommen. Dann bringen die kleinen Kinder ihm den Stiefelzieher und sind beim Ausziehen der Stiefel ihm behilflich, was dem fremden Manne sehr gut gefällt, da er sonst die Stiefel gar nicht vom Fuße gebracht hätte vor Nässe. Dafür greift er in die Ledertasche, die er an der Seite hängen hat, und bringt heraus Mandeln und Rosinen und Zuckerzeug, und auch zahlreiche Bildchen mit Vorlageblättern, über welche die Kinderchen sich sehr freuen. Und nachdem man ihm den nassen Schafpelz abgenommen, denselben an den kalten Ofen zum Trocknen gehängt und er sich etwas erholt hat, da bindet er auf seinen großen Reisesack, darinnen eine Rehkeule, einige frisch geschossene Rebhühner, ein mächtig großer Schinken, ein schon gespickter Hasenrücken und dazu mehrere Kisten Cigarren sich befinden. Dann eilt er wieder zu dem am Ofen hängenden Schafpelz und zieht heraus aus der Seitentasche eine Flasche Rum, ein Packet echten chinesischen Thee und wieder ein Packet, enthaltend ein großes Umhängetuch, gestickt mit großen rothen Blumen, welches der Fremde in Damaskus eigens für die Hausfrau angekauft. Diese schönen Sachen alle packt er aus, legt sie hin, es sämmtlichen Hausbewohnern freistellend zuzugreifen ganz nach Belieben, was dem Einen oder dem Anderen gefällt; denn dieser fremde Zugereiste ist nichts Geringeres als der heilige Weihnachtsmann. Er kommt direkt aus Bethlehem, hat aber einen kleinen Umweg gemacht durch Syrien und Cölesyrien, weil er sehen wollte, wie es dort zugeht, und in Damaskus das rothgeblumte Tuch für eine zukünftige Gevatterin kaufen wollte.

Es ist dies wohl ein kleiner Umweg, welchen unser Reisender von Bethlehem nach dem in Galiläa gelegenen Dorfe Kana gemacht hat. Aber die Heiligen haben ihre eigene Geographie, ihre eigene Landkarte, darnach sie ihre Reise-Route konstruiren; und würde er wohl auch einen Sprung gen Rom gemacht haben, wenn er nicht Angst vor den Soldaten gehabt hätte. Jetzo erst kommt Leben in die Bude. Eiligst legt die Hausfrau ein weißes Tischtuch auf, öffnet schnell das Fenster, damit der Rauch etwas herausziehe, schließt es aber wieder bald, legt ihren alten Unterrock vor, auf daß Wind und Regen nicht durchziehen sollen, und schützt diese ge-

waltigen Vorgänge des Hauses vor der Neugier der Nachbarn, indem sie mit dem abgetragenen Schlafrock ihres Gemahls die Fenster verhängt. Sodann rennt sie eiligen Fußes zu dem großen Kachelofen, darein sie schürt mit emsiger Hand, was an leicht zündbarem Brennstoff sie erfassen kann: eine alte Bibel, geschriebene Traditionen, Notizen, Glossarien und sonstige Bemerkungen, die sich ihr gottesfürchtiger und gottgelahrter Ehegemahl seit längerer Zeit gemacht und zu Papier gebracht hatte; sie allesammt steckt sie geschäftig in den Ofen, zündet sie an, auf daß sie verbrennen und zum Brande erwecken das phlegmatisch und träge darin liegende nasse Holz und frische Reisig, die beide auch bald in ihr Element kommen und die mürrische Winterstube mit molliger Wärme füllen. Weiter steckt sie zwei Kerzen auf, zündet sie an und stellt sie auf den mit weißem Tischtuche gedeckten Tisch, woselbst alle die schönen Sachen ausgebreitet wurden, welche der heilige Weihnachtsmann in seiner großen Ledertasche, in seinem Reisesacke am Rücken und in den weiten Taschen seines Schafpelzes eingepackt und mitgebracht hatte. Hastig greift nun sämmtliches Hauspersonal, Jedes nach der für ihn passenden, ihm zugedachten Weihnachtsgabe, Alles mit der Bescherung ganz zufrieden. In seiner ganzen Ungetrübtheit sieht man das jugendliche Gemüth bei dem kleinen Hauspersonale, bei den Kinderchen, die vor Freude ganz außer sich sind, gar nicht wissen, wie sie liebevoller den Fremden nennen sollen, ob Gevatter, ob Großpapa oder ob nicht Onkelchen vielleicht das geeignete Wort wäre, das alle diese Liebesregungen umfassen möchte, und ranken auf dem Gaste herum, als wäre er ein Tannebaum.

Unterdessen hatte auch das in die Ofenröhre gesetzte Wasser angefangen zu wellen; es wird echt chinesischer Thee hineingeschüttet, der ein angenehmes Aroma verbreitet, und endlich wird auch die spendirte Flasche entkorkt und der Inhalt an Rum mit dem duftenden Bräu vermischt, das nun in weißen Porzellantassen servirt wird. Der Familienvater bittet nun seinen Gast, Platz zu nehmen, und Jeder von ihnen greift nach der auf dem Tische stehenden Kiste, nimmt eine Cigarre heraus, zündet sie an und läßt zwischen jedem andächtigen Schlucke des würzigen Bräus sinnend und bedächtig den Wohlgeruch derselben in kräuselndem Aetherblau den gravitätisch zugespitzten Lippen entsteigen. Sie haben über Vieles zu sprechen, sprechen bedächtig und würdevoll: denn Jeder von ihnen weiß, daß er einen ernsten Mann vor sich hat. Sie sprechen über Dieses und Jenes, über Gott und die Welt, über den Entwickelungsgang des Geistes, den Entwickelungsgang des Seelenlebens und den Geist, der im politischen Leben sich ausprägt. — Es verging eine geraume Zeit während dieses Gespräches; denn viel hatten die beiden Männer mit einander zu sprechen, und je länger sie mit einander sprachen, desto kürzer dünkte ihnen die Zeit, desto mehr erfuhr der Eine, daß der Andere ihm aus dem Herzen spreche, und suchte auch sein Herz vor ihm auszuschütten.

Während die beiden Männer so im ernsten Gespräche versunken sind,

die Kinder in einem Winkel der Stube mit dem Spielzeuge herumspielen und an den Leckereien sich ergötzen, welche der heilige Weihnachtsmann ihnen in der großen Ledertasche mitgebracht, ist die Hausfrau an der Ofenröhre beschäftigt mit Zubereitung des gespickten Hasenrückens und der Rehkeule. Als nun der den beiden Braten entströmende Wohlgeruch hoffen läßt, es sei das Küchenwerk im besten Zuge und bedürfe der Meisterin nicht mehr, erbittet der Gast vom Hausherrn sich die Erlaubniß, die Frau des Hauses an den Tisch laden zu dürfen, und während diese eiligst sich in Putz wirft, die goldgestickte Feiertagshaube aufsetzt und das soeben ihr spendirte Damaskusser seidene Halstuch mit den großen rothen Blumen um den Hals wirft, schreitet der Gast abermals zu seinem weiten Reisesacke, dem er weitere zwei Weinflaschen entnimmt, worauf er sie mittelst des Korkziehers, den er in der Tasche trägt, entkorkt und den ersten Becher Weines der Frau des Hauses ehrerbietigst reicht. Diese nimmt ihn in frauenwürdiger Haltung an, läßt sich an der Seite ihres Ehegemahls nach gemachter Verbeugung auf den von diesem ihr hingerückten Stuhl nieder, und es wird weiter debattirt, auch etwas getuschelt, was wie eine Art von Heiraths-Debatte sich ausnimmt. Nach längerem Getuschel und Debattiren und nachdem man mehrere Mal sich gegenseitig in freundlichster Weise zugetrunken, bittet die Hausfrau sich entfernen zu dürfen, vorgeblich, sie müsse in die Küche schauen, um das Abendessen in Ordnung zu bringen; denn, fügt sie sorgsam hinzu, obschon sie in der Küche und in der ganzen Hauswirthschaft sich ganz auf ihre Tochter verlassen könne, wolle sie sich doch nicht die Ehre und das Verdienst entziehen lassen, für einen so würdigen Gast selbst Dienste geleistet zu haben. Sie entfernt sich, und nach einer längeren Weile tritt eine weibliche Person ein, um den Tisch abzuräumen und ihn in Ordnung zu bringen für die Abendmahlzeit.

Eine schlanke, edle Gestalt, zart und fein geformt, als wäre sie soeben dem Schaume des Meeres entstiegen, eine Aphrodite im strengsten Sinne des Wortes, wohl etwas Orientalisches in ihrer brünetten Färbung, die aber durchwoben ist von einem zarten flüchtigen Roth, mit einem Auge, in welchem wohl orientalisches Feuer lodert, das aber an Keuschheit und Sanftmuth dem frommsten Täubchen-Auge nicht nachsteht, und auch die Haarlocken, welche dieses schöne Gesicht umrahmen, lassen weder dem orientalischen noch dem griechisch-occidentalen Schönheitssinne etwas zum Wünschen übrig. Diesem ganzen Wesen körperlicher und geistiger Erscheinung entspricht auch die äußere Umhüllung: ein einfaches, aber zierliches Gewand, in welches die edle Gestalt wie hineingegossen erscheint. Es ist die Tochter des Hauses, als welche sie dem Gaste von dem Hausvater vorgestellt wird. Während ein Anflug zarter Röthe der verklärten Sonnenröthe gleich über ihre fein geschnittenen Gesichtszüge hinwallt, verbeugt sie sich in anmuthiger Grazie und würdevoller Keuschheit vor dem ihr eben vorgestellten Gaste, den sie in lieblich-süßem Tone und Worten, die wie ein goldner Faden von den rosigen

Lippen kommen, willkommen heißt und in dessen Ohren dieses Willkommen — wenigstens nach Erwiderung des Gastes zu schließen — wie eine Engelstimme klingen mußte. Geräuschlos und behende räumt sie den Tisch ab von dem Thee-Weingelage und richtet ihn wieder her für das Abendessen. Einen leisen Vorwurf, der in dieser Engelsstimme nur als Liebeston erklingen muß, macht sie der soeben wieder eintretenden Mama, die in der Eile und ihrer so angenehmen Ueberraschung durch den würdigen Gast es verabsäumt habe, Stühle und Tisch in besseren Stand zu setzen und das sonstige Möblement doch vom Staube frei zu machen. Sie that dies Alles, und thut es so geräuschlos und so sorgsam mit einem Händchen, daß, wenn wir sie selbst nicht gesehen hätten, wir schon daraus schließen könnten, es gehöre dem schönsten Weibe der Erde an. Der Fremde beobachtet sie liebevollen Blickes in all ihrem Thun; sucht beim Abschied in tiefer Verbeugung die zarte, feine Hand in die seine zu legen, und kann, nachdem das Mädchen einer Elfe gleich dahingeschwebt war, sich nicht der Worte enthalten: die Maid gefällt mir; ein Testimonium, das die Herzen der Eltern um so süßer durchrieselt, als es aus dem Munde eines Vaters kam, der eben auf der Suche sich befindet nach einer Lebensgefährtin für seinen heirathmuthigen Sohn.

Welch eine kalte, rauchige unheimliche Winterstube war die Welt damals unter der kalten, waffenstarrenden Macht Roms, und solch eine beglückende Wendung vollzog sich in ihr mit der Kunde von der Fleischwerdung Christi als Logos: Da hatten die Juden ihren Messias, den nöthigenfalls auch die Perser als ihren Ormuzd, die Indier als ihren Buddha ansehen konnten, da und da hatten die Griechen ihr Platonisches Ideal, ihr großes Bilderbuch und ihre schönen Vorlegebilder zum Hoffnungsstrahle im thränenden Auge, zum wonnevoll ertragenen Schmerze für das Ziel der Menschheit, zur verklärten Mutterliebe und zur Liebe, für die man aufgeht und in der man durch Qual und Leiden sich emporschwingt zur höchsten Wonne, dahin, wo alle Leiden verstummen, kein Schmerzensruf mehr ertönt, alle Qual ein Ende, der Tod seinen Stachel verloren hat; wo nichts als ungetrübte Freude, wahres Wonnegefühl, die Glorie Gotte ruht: die trefflichsten Vorlegebilder zu der erhabensten Menschengestalt.

Und die Philosophie erst! Die konnte sich gar nicht genug freuen, konnte gar nicht mit den Gratulationen fertig werden, welche sie dem Evangelisten Johannes darbrachte, daß er dahintergekommen, es sei jener Messias der Juden, Christus, wie von den Griechen der Name übersetzt ist, nichts Anderes, als der zu Fleisch gewordene Logos; er sei die erste Entäußerung der einigen Vernunft Gottes, sei daher „Anfang" der Daseins- oder Körperwelt, sei aber „von Anbeginn in Gott und mit Gott" dagewesen. Selbstverständlich, daß demgemäß auch der heilige Geist, in welchem Christus sich über seine Jünger ergoß, ebenfalls Gott selbst ist, oder, wie die Kirche diese Dreieinheit in bildlicher Form darstellt: Vater, Sohn und der heilige

Geist sind Eines und dasselbe. Es kommt noch die Gnostik hinzu, welcher gemäß **alles** menschliche Denken nur Strahl jener ewigen Vernunft ist, und wir würden die Gottheit gar nicht ahnen, so nicht Göttlichkeit uns innewohnte, und das Problem der Philosophie, Alles auf eine Einheit zurückzuführen, ist vollkommen gelöst. Da giebt es nichts als Gott, die ewige Vernunft, welche alle Vergangenheit, alle Zukunft umfaßt und in welcher der Logos, der heilige Geist lebt, wie überhaupt jeder Gedanke an Gott in jener Gottheit von Anbeginn her lagen. Und was die Materie anbelangt — die ist nichts als die Umrahmung jenes Gedankens, als die Schattirung jenes großen Ideals, das durch sie zur klareren Sichtbarwerdung kommt.

Ueber die schwierige Frage, daß ein Gott so viel litt, haben uns die Evangelisten bereits beruhigt, weil es in den Prophezeiungen über den einstigen Messias der Juden, den Gott seinen Sohn nennt, heißt: „Er ist geplagt von Krankheiten", „Er trug unsere Schmerzen", „Mit Frevlern findet er sein Grab" und viele ähnliche Weissagungen über den einstigen Erlöser. Daß aber all' dieses Leid ihn treffen mußte, lag, wie schon Kirchenväter es erklären, in dem Umstande, daß er, als Logos, einst Materie geworden ist, Materie werden mußte, wenn eine aus Materie bestehende Daseinswelt werden sollte, bis er „der Schlange", dem in die Materie gehüllten Naturleben, den Kopf zertrat, durch seinen Tod den physischen Tod tödtete und vom Kreuze aus, da er den Höhepunkt physischen Schmerzes erreichte, gen Himmel fuhr.

Diese Verschmelzung, oder, wie wir es bildlich dargestellt, Verschwägerung Philonisch-jüdischer Gottes- und Weltanschauung mit der griechischen Philosophie ist das Freudenmahl, wo der Wein in Fülle floß und nur das wurde, wozu der Wunsch ihn machte: es ist die „Hochzeit von Kana".

Aber nicht Juden und Griechen allein sollten bei diesem Mahl sich freuen, sondern das ganze Heidenthum, alle Völker der Erde, zu denen die Apostel in allen Sprachen die Evangelien verkündet, sollten theilnehmen an diesem großen Völkermahle und waren von Sendboten dahin geladen. „Ihr könnt essen, was ihr wollt, könnt trinken, was ihr wollt, braucht euren Leib nicht zu peinigen, eure Seele nicht zu kasteien; vergeßt aber nicht das hohe Menschen-Ideal, Christus, vor Augen zu haben: dann wandelt ihr über die Daseinswogen hin, wie über festen Boden, und die Wellen des Lebens, mögen sie hoch gehen, wie der sturmaufgewühlte See Tiberias, sie verschlingen euch nicht." So lautete die Einladung an die heidnische Welt, welche die Apostel allen Völkern der damals bekannten Welt überbrachten.

Nach Muster dieses bescheidenen frommen Mahles und der ihm zu Grunde liegenden Duldsamkeit und Treue bildeten sich auch an vielen anderen Orten Genossenschaften und Gemeinden, in welchen Vertrauen auf Gott, Zufriedenheit und gegenseitige Unterstützung zum Glücke der einzelnen Glieder aufblühten, und bald erkannte auch der Imperator Roms, dort wo der Apostel Paulus mit der Verbreitung der neuen Lehre thätig war, daß

ein derartig bescheidener, frommer Haushalt doch besser und beglückender sei, als der frivole Taumel und die luxuriöse Völlerei seines Reiches, und daß mit dem neuen jüdisch-griechischen Gotte sich doch besser haushalten ließe, als mit dem verlotterten Götterthume des alten Roms. Da aber ein so mächtiger Imperator, wie es Konstantin der Große war, Alles kann, auch dem Traumgotte gebieten kann, ließ er von diesem sich ein Kreuz vorträumen, auf welchem in feuriger Schrift die Worte standen: „In hoc signo vinces“. Unter diesem Zeichen (der Duldung) mußt du siegen; und er siegte auch.

So zog Christus im dritten Jahrhundert nach seinem Erdenwallen als Gott in Rom ein.

Aber die Ideenlehre des griechischen Plato, welche in ihrer Neugestaltung durch die Alexandrinischen Juden z. Th. die Grundlage des Christenthums ausmachte, war nicht allgemein anerkannt, ward sogar bald nach ihrer Verbreitung von eigenen Schülern des Plato und von keinem Geringeren, als von dem großen Philosophen Aristoteles hart bekämpft. Ebenso war die Macht Roms keine überall gleich gefürchtete und das Erzittern der Erde unter dem Hufe seiner Streitrosse kein überall gleiches und kein gleich fühlbares. In demselben Maße als das Land der Juden, Palästina und das ganze hellenisirte Cölesyrien schon ihrer geographischen Lage nach, als Thor zu Vorderasien und den Pontus-Ländern, vom Andrang der römischen Waffengewalt am meisten zu leiden hatten, waren die mehr südlich gelegenen Ländergebiete, wie die südlichen Euphratländer und das südliche sogenannte glückliche Arabien, von jenem Andrange wenig oder gar nicht betroffen.

Kein Wunder daher, daß man in den letztgenannten Ländern sich gegen jeden Einfluß von Westen her gerne verschloß, nicht weniger in geistiger als in politischer Beziehung. Solch eine ganz entgegengesetzte Strömung giebt sich uns am deutlichsten zu erkennen in der großen, ja, größten und einzigen aus dem Alterthume zu uns gekommenen Encyclopädie, wie ich das jüdische Schriftenthum nennen möchte, dessen Abfassung in die Zeit von Alexander d. G., wo das Judenthum in das weitere Volksleben tritt, also im vierten Jahrhundert v. Chr., bis zum Abschlusse des babylonischen Talmud im fünften Jahrhundert nach Christi fällt. Während nämlich im palästinensischen Schriftenthume, umfassend den hierosolymitanischen Talmud und die Schriftauslegung (Midrasch) auf römische Sitten, römisches Recht und auch griechische Philosophie gar oft Bezug genommen wird, die Spekulation also ganz dem Westen zugewandt ist, ist der Geistesblick Babyloniens stets nur dem Osten zugewandt, sind in dem daselbst abgefaßten Talmud vorherrschend persische Sitten, persisches Recht, auch Sagen und Satzungen des tieferen Ostens besprochen, und finden sich sogar im Talmud-Traktate Baba Bathra (Folio 54) ganz possirliche Jagdgeschichten, zum Besten gegeben von einem indischen Proselyten Namens Schmul.

Vom Logos ist daselbst aber keine Rede, und es ist ein gewaltiger Irr-



thum vieler Gelehrter und Lexikographen, wenn sie den in dieser Litteratur oft genannten **Mitatron** für den Logos halten. Wie bereits erwähnt, hat das babylonische Schriftthum sein Augenmerk auf den Parsismus in Bezug auf Gesetze und Sitten, und hat es auch seine Angelologie wie auch seine Dämonologie ganz dem Parsismus nachgebildet. An der Spitze der Letzteren, der Dämonen, und im Dienste des Ahriman, der der Materie anhaftenden Sinnentäuschung und des Fürsten der Finsterniß, steht der parsische Asmodeus, Aschmedai im babylonischen Schriftthume genannt, an jener, an der Engel Spitze und im Dienste des Ormuzd, des Fürsten des Luftreiches und Princips des Guten, steht **Mithra**, die reine, von aller Sinnentäuschung freie Vernunft, in jenem Schriftenthum mit Reduplikation des T-Lautes, Mitatron genannt, um den Zahlenwerth des Buchstaben gleich zu machen dem Zahlenwerthe des Gottesnamens Schaddai. Nun aber sind die Engel wie auch die Dämonen nichts Anderes als Mitteldinge, Wesen, die zwischen dem höchsten Wesen, der schaffenden Gottheit, und dieser Niederwelt des geschaffenen vergänglichen Daseins stehen, also körperlose Menschen in ihren guten und in ihren bösen Eigenschaften, immerhin aber nur **geschaffene** Wesen, die keinesfalls aber mit dem schaffenden Gotte und den Ursprüngen alles Seins identisch sind, wie es etwa der Logos mit der göttlichen ewigen Vernunft ist.

Weniger noch als wegen dieses verschiedenen Gottesbegriffes konnte die Religions-Reform, als welche wir die Anfänge des Christenthums angesehen haben, den im babylonischen Reiche wohnhaften Juden zusagen wegen ihrer eingeführten Erleichterung durch Aufhebung des Speisegesetzes und der Beschneidung. In letzterem Punkte hatte es die Reform auch mit den Bewohnern des südlichen Arabiens zu thun, mit den Ismaeliten nämlich, welche, als Nachkommen Abrahams und Ismaels, die Beschneidung als erste und wichtigste Glaubenslehre ansahen. Was sonst einer Reform Bedürftiges an dem als Grundlage dienenden alten Mosaismus war, wie es Zeitverhältnisse und Erweiterung des Verkehrs erheischten, war nun seitens des späteren Schriftthums, resp. des Talmuds geschehen, der nun für die ursprünglichen Sterndiener des südlichen Arabiens, die sich zum mosaischen Monotheismus bekennen wollten, zur Grundlage der neuen Religion, des Islam, wurde. So hat Mohamed in dem von ihm hergestellten islamitischen Kanon, im Koran, Vieles, ja, das Meiste seiner Glaubenslehre dem Talmud, namentlich dem babylonischen Talmud entnommen, wurde so Begründer der islamitischen Religion, die er im siebenten Jahrhundert durch „Feuer und Schwert" in die weiteste Fernen trug und die nun heute die vorherrschende Religion nicht nur des Hauptlandes, der Türkei, sondern des größten Theils Asiens ist. Ueber Afrika drang am nördlichen Gestade des Mittelmeeres, durch Fez, Tunis und Marokko seine Glaubenslehre bis an die „Säulen des Herkules", die heutige Straße von Gibraltar, hinüber nach dem südlichen Spanien, wo in Andalusien das

türkische Khalifat erstand, das von nun an für den islamitischen Glauben in Europa das wurde, was das nun in politischen Verfall gerathene Rom früher daselbst für das Christenthum war.

Hatte dieses, das Christenthum, einen Gewährsmann für sich, den Plato, auf dessen philosophisches System es seinen Gottbegriff stützte und auf dessen Grund es sein Glaubens- und Religionsgebäude aufführte, so stürzte der neue islamitische Glaube sich auf den Gegner des Plato, auf Aristoteles, dessen kurz vorher in den Kellerräumen von Stagira aufgefundene Schriften Gegenstand eifrigen Studiums für die Andalusische Schule wurden. Araber und Juden haben da, wo es möglich war, ihre Glaubenslehren mit der Aristotelischen Philosophie in Einklang zu bringen, dieselbe eifrig betrieben, anderen Falles, da nämlich, wo eine Vereinbarung nicht zulässig schien, sie zu widerlegen gesucht, und es läßt sich jedenfalls nicht in Abrede stellen, daß wir dem Fleiße dieser Schule viel zu verdanken haben sowohl in Sammlung als auch in Bezug auf ein richtiges Verständniß der Aristotelischen Schriften.

Mit dem Sturze des arabischen Khalifates im dreizehnten Jahrhundert gewann wieder das Christenthum die Oberhand auf dem Gebiete der theosophischen Forschung, und mit ihm kam auch wieder die Platonische Ideenlehre in Fassung des Neuplatonismus oder der Alexandrinischen Philosophie zur Geltung. Vom nördlichen Spanien durch Frankreich, durch Belgien und Deutschland bis England hinauf haben die größten Geister dreier Jahrhunderte, die Scholastiker, sich gemüht um die Aussöhnung des Glaubens, namentlich des christlichen Glaubens, mit der Philosophie, namentlich der Alexandrinischen, oder des Neuplatonismus.

Dadurch und inzwischen war das spekulative Material derart angewachsen, daß eine Theilung des Lehrstoffes sich als nothwendig erwies. Die Eintheilung war eine einfache, von Aristoteles bereits vorgeschlagen: in Physik und Metaphysik, Untersuchungen über Körperdinge, deren Träger die Materie ist, und solche über Gedankendinge, deren Träger nur die Vorstellung ist. Weiter theilte sich die ehemalige praktische Philosophie, jene Spekulation nämlich, welche ihre Verwerthung im Gedeihen der menschlichen Wohlfahrt anstrebt, in die Rechts- und Staatenlehre, indem sie dort das einträchtige Bestehen unter einander, hier, in der Staatenlehre, die Beziehung der einzelnen Länder zu einander zu regeln sucht. Auch der Gottesgedanke theilte sich in die Theologie, welche das Dasein eines Gottes voraussetzt und es nur mit den Lehren über Gott zu thun hat, und in die Theosophie, welche das Dasein eines Gottes erst zu beweisen sucht. Die Metaphysik, die eigentliche Pflegestätte der Theosophie und die ursprüngliche exakte Philosophie stand damals noch und steht heute noch vor demselben Probleme, vor dem sie vor mehr als zweitausend Jahren gestanden, und sucht auf dieselbe Weise die Lösung, wie damals die Eleaten sie gesucht, die dadurch die eigentlichen Begründer der Metaphysik wurden. Aber Alles in weit größerem, in unvergleichlich

großem Maßstabe. Stand sie damals vor dem Probleme, alle Vielheit zu beseitigen, um eine Einheit zu gewinnnen, die sie als Urgrund aller Dinge ansehen könnte, und suchte sie die Lösung darin, daß sie von der Materie ganz absah und Dinge nur nach ihren Eigenschaften und nach ihrer Beschaffenheit, nach der ihnen innewohnenden Kraft und ihrer Wirkung untersuchte, daß sie abstrahirte, wie wir diese Art der Untersuchung nennen, um auf diese Weise die Dinge nur als Gedankendinge vor sich zu haben; so steht sie heute vor dem Probleme, den ganzen Kosmos zu abstrahiren, das heißt, die Summe aller Dinge nebst den ihnen innewohnenden Kräften als ein einheitliches Ganze, als eine Allmacht zu erkennen, die zugleich Allvernunft ist und von Anbeginn her jenen Kräften ihre Ziele gesetzt: daß sie also da, wo sie damals nach einem Gedankendinge forschte, heute einen Weltgedanken sucht.

Ob ihr, der Metaphysik, dies einst gelingen werde und ob, wenn es ihr gelungen sein sollte, diesen Weltgedanken gefunden zu haben, es ihr weiter gelingen wird, jene Allmacht und Allvernunft zugleich als Allgüte und Allliebe, als das zu erkennen, was im Gemüth des Menschen liegt und dem Menschen am meisten Noth thut, als einen Gott — wer vermöchte das voraus zu bestimmen!

So wären wir denn von dem Ausfluge zurück, den wir etwas abseits vom Wege gemacht haben, den zu verfolgen wir eigentlich von Anbeginn uns vorgenommen hatten, den Weg unterhaltender Plaudereien. Ich sehe, lieber Leser, wie Du Dich dehnst und streckst, bemerke, daß Du nur mühsam das Gähnen unterdrückst, wie Einer, der sich etwas gelangweilt, abgespannt und müde fühlt. Ja, ich muß es gestehen, daß das Philosophiren etwas Langweiliges, Trockenes und Ermüdendes ist, und daß irgendwelcher Roman viel mehr Anregung und Interesse bietet; wenn da beispielsweise eine so heimliche, stille Liebe spielt, wenn so ein interessanter Ehebruch mit Intriguen sich abspinnt, oder sonst eine Kriminal-Affaire von haarsträubenden Verbrechen strotzt, wobei natürlich, wie dies in Romanen und derartigen Geschichten üblich ist, der Heros des Stückes einige Male sterben und wieder aufleben muß: — daß derartige Erzählungen mehr Spannung und größeres Interesse bieten, daran zweifle ich nicht. Doch halte ich Dich, freundlicher Leser, für einen zu ernsten und zu würdigen Menschen, als daß ich Dir zumuthete, Du fändest an solchen Erzählungen Gefallen, sowie ich es auch unter der Ehre eines besseren Schriftstellers finde, mit einem Menschen zu sprechen, der von solch einem Gedankenkitzel sich gerne bethören läßt.

Auch die heute zu unseren Tagen in Flor stehende Utopienmalerei sagt mir als Thema der Unterhaltung nicht zu. Vielmehr möcht' ich gegen jene Menschenbeglücker und Staatenverbesserer, gegen jene Maler ihrer Utopien, die Worte gebrauchen, welche der Prophet seinem leichtlebigen und leichtgläubigen, seinem frivolen Zeitalter zuruft: „Spinnengewebe ist's, was sie weben, Basiliskeneier sind's, die sie ausbrüten". So laß' sie denn weben

das Gewebe ihrer Träume, es zerstiebt nicht nur vor den Stürmen, sondern sogar schon vor dem leisesten Wehen des Lebens, laß' sie ausbrüten die Pläne ihres Glückes und ihrer Menschenbeglückung, und sie sind die Unglücklichsten, sie werden getödtet vom Gifthauche der in schönen, schillernden Farben spiegelnden Schlange, von der Wunschlosigkeit erschlaffenden und tödtenden Schlaraffenthumes.

Zwar soll mein Buch, ja, muß jedes Buch die sichtliche Darstellung irgend eines Gedankens, eines Gemüthszustandes, eines Charakters, oder das Insceniren einer Naturerscheinung, das Voraugeführen einer Landschaft, also immer eine Art Malerei, oder richtiger, eine Wortmalerei sein; doch dürfen die Worte nicht der Gewöhnlichkeit voreilen, darf das Bild nicht an Farben überladen sein; und nur dann ist das Kunstwerk ein gelungenes, wenn nichts Erkünsteltes daran ist, wenn es natürlich ist und, wie die Natur selbst, dem Leser freieren Spielraum giebt, daß er sich aus ihrer Erscheinung mache, was er will.

So will auch ich Dir, freundlicher Leser, eine in bescheidenen Farben gemalte Welt vorführen, eine Art orbis pictus, wie man ihn in früherer Zeit mit gutem Erfolge für den Zögling gebrauchte, ihm Länderkunde beizubringen und mit den Menschen und ihren Theorien betraut zu machen. Dir, Deiner Phantasie bleibe es aber frei gestellt, aus diesem zu machen, was Du willst; kannst in der „grauen“ Erle, in den Theorien der Menschen, erblicken „einen König mit Krone und Schweif“, kannst es aber auch nehmen für einen „bloßen Nebelstreif“, kannst, wenn Du gerade von der Menschenwürde und der Menschengröße Dich durchdrungen fühlst, jedes Menschendasein als eine geschichtliche Epoche, als eine besondere Aera erachten, kannst aber auch, wenn Du gerade etwas mißstimmig und übler Laune bist, es mit dem indischen Lyriker als den „zitternden Tropfen am Lotosblatte“ ansehen. Das Alles sei Deiner Stimmung, lieber Leser, Deiner Lebensanschauung und Deiner Auffassungsart überlassen, ohne daß ich es im Geringsten wagte, in dieselbe irgendwelchen Eingriff zu thun.

Freilich scheint es mir wie ein kleiner Eingriff in das Gemüth, scheint auch ganz und gar kleinlich und ist thatsächlich auch ganz unmodern, dem heutigen Zeitgeiste am wenigsten entsprechend, wenn ich in dieser meiner Darlegung so viel über Gott und über die verschiedenen Gottesanschauungen spreche. Doch nicht so, meine Lieben; die Sache mit Gott ist nicht so leicht und ist nicht so schnell abgethan, wie es unsere schnelllebige und leichtgläubige Zeit annimmt, und der am faulen Denken angesetzte Schimmel, der heute so modern gewordene Materialismus, über diese Frage in's Reine gekommen zu sein glaubt. Denn ohne daß ich unbedingt und ganz der oben erwähnten gnostischen Anschauung beipflichte, es sei all' unser Denken nichts als ein Funke der göttlichen Allvernunft, und wir würden garnicht denkfähig sein, wenn eine Göttlichkeit uns nicht innewohnte; ohne diese Meinung glaube ich doch in der „Geschichte des menschlichen Geistes“ zur

Genüge dargethan zu haben, welch' eine mächtig treibende Kraft der Gottesgedanke im Denken der Menschen war. Denkt sich nun die materialistische Philosophie jeden Trieb im physiologischen Leben und der biologischen Entfaltung als den blinden Gehorsam einer großen Naturkraft, die sie als das Ewige, als Gott anerkennt, warum sollte jene Kraft, die im Menschen so mächtig waltet und sein Denken zur Erforschung der Ewigkeit treibt, kein Gott sein?

Uebrigens will ich durchaus nicht meinen Gottesglauben Dir, lieber Leser, aufdrängen, oder sonst Dich zum frommen, gottesfürchtigen Manne machen; und war diese ganze theo- und philosophische Exkursion nur des Zweckes wegen von mir unternommen, um Dich mit dem Begriffe von „Menschengeist" und dem von „reiner Vernunft" betraut zu machen, um, sozusagen, die Hauptpersonen meines Buches, Herrn Anthropopneuma, wie ich den Menschengeist nenne, und Mithra, wie die alten Perser die reine Vernunft nannten, Dir, lieber Leser, vorzustellen.

Sonst — muß ich offen gestehen — wird's beim Philosophiren uns ebenfalls etwas duslig und schwindlig. Aber — der Vergleich dürfte Dir vielleicht aus Calderons so wunderschöner Dichtung bekannt sein — wie der Seidenwurm sich in das eigene Gespinnst einspinnt, um nie wieder aus demselben herauszukommen, nie wieder zum Leben zu erwachen, also sinnt der Mensch und spinnt sich in die Fäden seines Denkens ein, bis stille steht der Gedanke, weil er aus dem Gewirre nicht mehr herauskommt, weil immer verworrener die Fragen vor ihm liegen, und er erkennt, wie unzureichend sein Denken ist, oder aber bis ganz und gar stille steht sein Leben.

Und wie mir und Dir und dem kleinen Seidenwürmchen mag es auch ergehen, ja, ergeht es gewiß auch mancher philosophischen Größe, manchem, als großen Philosophen gefeierten Lehrer. Er schweigt aber und läßt die Welt dabei, als verstünde er Alles, als läge das ganze Gedankenreich vor ihm ausgebreitet wie eine Landkarte, und wüßte er Bescheid zu geben auf ihr über jeden Flecken, über jedes Dorf, über jedes Flüßchen und jeden Steg. Ist es doch so schön, als Philosoph vor der Welt zu glänzen, als Beherrscher des weiten Gedankenreiches. Nur darf er nicht König oder gar Kaiser sein. Denn diese Beherrscher der Erde sind Götter, und von Gott oder gar Göttern wollen unsere Philosophen nichts wissen; zumal solche Götter viel zu thun, viel mit Menschen zu verkehren haben und bei alledem es dennoch keinem einzigen Menschen nach Willen thun. Aber so ein königlicher Prinz zu sein, — und es ergeht diesen philosophischen Prinzen im weiten Reiche des Denkens nicht besser, als es jenem verzauberten Prinzen einst ergangen ist im verzauberten Schlosse.

Hast Du, freundlicher Leser, schon etwas gehört über die Geschichte vom verzauberten Prinzen und dem verzauberten Schlosse? Dieselbe klingt etwas märchenhaft, und wir würden sie kaum glauben, so sie nicht in alter Chronik urkundlich dokumentirt wäre, von zweien Zeugen, die sie selbst erlebt und die ich hier selbst sprechen lasse:

In Nacht und Nebel, unter Wind und Wetter gehen wir einen weiten langweiligen Weg, öde und schauerlich. Ueber Stock und Stein schreiten wir dahin, bei jedem Schritte mit andern und neuen Hindernissen kämpfend; hier ist ein Stein, über den wir straucheln, dort eine Baumwurzel, über die wir hinstürzen, hier eine Ringelpflanze, in welcher unser Fuß etwas verstrickt wird, dort wieder dunstiger Nebel, der uns den Athem raubt; und was das Merkwürdigste dabei ist: trotz dieser Oede, Leere und völligen Abgelebtheit der Natur, wird es doch schlüpfrig unter unseren Füßen und scheint es uns, als zerträten wir mit jedem Tritte ein Lebewesen.

Da schimmert aus weiter Ferne ein Lichtglanz uns entgegen, von dem wir hoffen, daß er aus bewohntem Hause herrühre, und wie der bange Wüstenwanderer dem Sterne, der von finsterer Meeresbrandung umbrauste Schiffer dem Leuchtthurme, eilen wir dem Lichtglanze zu. Derselbe wird immer größer, je mehr wir uns ihm nähern, und immer größer wird unsere Zuversicht, daß dort Menschen wohnen. Unsere Hoffnung hat uns auch nicht getäuscht; denn nach längerem Gange sehen wir uns vor einem Prachtbau, vor einem Schlosse, aus welchem durch zahllose Fenster heller Lichtglanz uns entgegenströmt.

Wir treten ein in die weite Halle, gehen weiter, gehen beflügelten Schrittes, finden uns aber nach langer Wanderung durch Erd- und unterirdische Geschosse und obere Stockwerke in derselben Halle, von der wir ausgegangen, obschon wir in gerader Richtung und stets in horizontaler Geraden fortgegangen zu sein glaubten; so verschlungen sind da die Wege, so täuschend die Irrgänge und so verrätherisch der ganze labyrinthische Bau. Wir pochen an die eine der zahlreichen hohen Thüren an; kein Laut, kein Ruf, der uns eintreten, willkommen hieße. Ueber Teppiche, wo kaum unsere Tritte hörbar, vorbei an goldumrahmten Spiegeln, in denen wir uns selbst als Gespenster erscheinen, schreiten wir dahin, von dem einen Prachtsalon in den andern, von dem einen getäfelten Gemach in das andere, von der einen Prunkstätte in die andere; überall Alles die größte Pracht, der größte Luxus, der höchste Aufwand an Kunstsinn und Reichthum. Und doch scheinen dieser ganze Reichthum, alle die Pracht und Herrlichkeit und unberechenbarer Aufwand, die Reichthümer an edlem Gestein, an kostbarem Erz, an Diamanten, Perlen, Rubinen nicht zu erreichen, die da aufgespeichert sind und zerstreut umherliegen in den unterirdischen Gängen des Schlosses, etwa in so großer Menge und unter nicht größerer Beachtung als die Steinkohle in den Kellern reicher Leute.

Vergebens sehen wir uns nach dem Besitzer des Schlosses um, ihm unsere Bewunderung, unsere Werthschätzung seines Schönheitssinnes, unseren tiefgefühlten Dank auszusprechen für den Kunstgenuß und die uns gewährte Gastfreundschaft. Vergebens; wir sehen, wir hören Niemanden. Ueberall Stille, tiefe Grabesstille, ein Reich des Todes und des Schreckens, woselbst

nur abgeschiedene Seelen wohnen, Geister nur noch den grausigen Gruß sich einander zurufen.

Das einzige Lebewesen, das in goldgetäfeltem Prunkgemach auf hohem Throne sitzt, ist ein schwarzer Kater. Wie der uns anschaut! Was verräth diese Miene? Sind es Drohungen, die aus diesen Augen blitzen, oder ist es ein herzlicher Willkommengruß, der aus ihnen strahlt, sind es Stolz und Verachtung, mit denen er uns anschaut, oder sind es flehentliche Bitten um unseren Beistand, sind es Gluthen, die aus diesen Augen strömen, uns zu vernichten, oder ist es ein Thränenstrom, in welchem sie sich baden, unser Mitleid zu erregen? Er scheint es selbst nicht zu wissen. Ist er doch trotz all' dieses vieldeutungsvollen Mienenspiels derart in das Spiel mit dem eignen Schwanze versunken, daß er gar nicht zu wissen scheint, was um ihn her vorgeht.

Uns wird sehr unheimlich an diesem Ort, und gerne möchten wir ihn verlassen, wenn wir nur wüßten wohin? Für Nichtsthun und um nur einen Zeitvertreib zu haben, kehren wir zurück in die Kellerräume und füllen uns die Taschen mit Juwelen, edlen Gesteinen, Kostbarkeiten und sonstigen Reichthümern, wie sie nur der Mensch sich denken und wünschen kann.

Und merkwürdig genug: trotz aller dieser Reichthümer und aller dieser Schätze fühlten wir uns beengt, fühlten eine Oede, eine Leere in uns, die uns grausen machte, so daß das Krähen eines heiseren Hahnes uns wie eine rettende Stimme, lieblich wie süßer Orgelton erklang. War's doch der Gruß, den der Hahn der Morgenröthe, dem erwachenden Morgen, entgegenbringt, den wir so sehnsuchtsvoll erwartet. Der Ruf kam wohl aus weiter Ferne, kaum hörbar für das Ohr, zumal der Hahn, wie bereits erwähnt, etwas heiser krähte; desto sichtbarer aber waren die Folgen desselben für das Auge. Denn in dem Maße, als das erröthete und erleuchtete, verdunkelte sich der Strahlenglanz im Schlosse und erlosch daselbst die frühere Helle. Ein zweiter Ruf des Hahns, der nach einigen Minuten schon aus geringerer Weite ertönte, und die Mauern des Hauses fingen an zu beben und sich in die Erde zu versenken. Schon zagte unser Herz, als sollten wir hier unser Grab finden, als nach einigen Augenblicken in nächster Nähe das Krähen des Hahnes zum dritten Mal erfolgte, und wir uns unter freiem Himmel auf offnem Felde sahen.

Was war das? fragten wir einander, uns gegenseitig anstarrend. War es toller Spuk, den uns gespielt neckische Kobolde, war es eine wilde Phantasie, die im rollenden Blute durch unser Gehirn zog, oder war es der Traumgott, der diese Schattenbilder uns vormalte? Woher aber dieser Staub, diese Asche, zu welcher in unseren Händen geworden waren die Reichthümer, die wir aus jenem Schlosse mit uns genommen hatten? So war es ja doch kein eitler Traum, kein leeres Phantasiegebilde und keine bloße Neckerei, sondern war ein Ernst, eine traurige Wirklichkeit; und was war es?

Aber auch das Nichtwissen ist ein System, sogar ein philosophisches

System; es ist die sogenannte Skepsis, die alle Sinneswahrnehmungen anzweifelt, und wir hätten gerne die Wahrnehmungen in jener Nacht angezweifelt, wenn es uns nur gelungen wäre, auch den Hunger abzuzweifeln, den wir nach all' den Strapazen jener Nacht in uns verspürten und der uns außer allen Zweifel setzte, daß wir leben und hungrig sind.

Bald sollten wir auch Gesinnungsgenossen finden, Menschen nämlich, die keine Skeptiker sind und es sich glauben, daß sie Hunger haben. Es war nämlich damals zur Sommerzeit, wo viele Menschen auf Feld und Wiesen beschäftigt waren, und viele derselben, wie wir sahen, ihr sogenanntes zweites Frühstück mit gutem Appetit verzehrten, welche uns daher auch glauben werden, daß der Hunger bei uns nicht bloße Einbildung oder Sinnestäuschung, sondern ein wirklich Reales ist, und uns um so williger beistehen und uns einige Abfälle ihres Mahles werden zukommen lassen, wenn wir ihnen unser trauriges Abenteuer im Schlosse mittheilen werden. Da hatten wir uns aber sehr getäuscht.

Denn sobald wir anfingen vom Schlosse zu erzählen, so bekreuzigten Alle sich, und sie traten in weite Entfernung von uns, als wir erzählten, daß wir sogar die Nacht über daselbst verweilt. Wir wurden jetzt von den früher so freien, feschen Frühstückern mit solch' einer Scheu, solch' einem Entsetzen und Argwohn angesehen, als säßen auf unsern Schultern Medusenhäupter; als lugte aus jedem unserer Augen ein Heer von Kobolden heraus. Viele von ihnen haben sogar vor uns ausgespuckt, weil das ein probates Mittel oder wenigstens eine bewährte Prophylaxis gegen Verhexung sein soll. Gefährlich fing aber erst an die Lage für uns zu werden, als eine Maus vor uns hinlief. Eine Maus, die, wie einer der Feldarbeiter mit untrügerischem Auge will gesehen haben, dem Einen von uns aus dem Halse gesprungen war; also das sicherste Symptom der Hexerei. Nachdem nun das unschuldige Mäuschen in wilder Jagd mit Steinen, Spaten und Holzklötzen erlegt worden war, wandte der Troß sich gegen uns, und es würde auch uns dasselbe Schicksal ereilt haben, wenn nicht glücklicher Weise der Gutsherr angeritten gekommen wäre.

Dieser, ein respektabel aussehender und, wie wir später Gelegenheit hatten ihn kennen zu lernen, ein feiner Mann, stieg von dem sonst frommen, aber jetzt eben sich wild bäumenden Rosse, das er einem der Arbeiter zu halten gab, und forderte uns in höflichem Tone auf, seinen Grund und Boden zu verlassen. Der unsererseits versuchten Entschuldigung kam er mit den Worten zuvor: „Ich weiß, oder wenigstens vermuthe Alles, wünsche aber nicht, daß Jemand auf meinem Felde getödtet werde, so wenig, wie ich es zugeben kann, daß dieses mein Feld eine Stätte der Hexerei werden solle. Ja sogar Geld bot er uns an, falls wir solches, um unsern Hunger zu stillen, bedürften, doch rieth er uns, weil wir noch nicht gefrühstückt hätten, sogleich in's nahe liegende Dorf zu gehen und uns daselbst ungesäumt zum Geistlichen zu begeben, damit dieser eine Wachskerze von uns an-

nehme, uns mit Weihwasser besprenge und uns zur Beichte vorlasse. Das werde der geistliche Herr auch thun, wie er hinzufügte, wenn wir uns auf ihn, den Gutsherrn, beriefen, und stehe es uns frei, sobald wir im Besitze des Absolutoriums seien, auch sein Haus zu besuchen.

So eilten wir dem Dorfe zu und schnurstracks auf die Pfarre, kauften eine weiße Wachskerze beim Küster, der uns, unter Berufung auf den Gutsherrn, auch beim Herrn Pfarrer anmeldete. Wir wurden auch sogleich vorgelassen und hatten hier die höchst angenehme Ueberraschung, einen Priester im wahren Sinne des Wortes, einen Mann kennen zu lernen, der würdig war, ein Diener Gottes zu sein. Er nahm uns freundlich auf, verhehlte uns aber nicht, daß er in uns systematische Sünder wähne, Männer nämlich, die von ihrem Denken irre geleitet worden sind, und die in ihrem Wahnwitz gewöhnlich etwas schwer auf bessere Wege sich bringen lassen. Doch thue das nichts, sei vielmehr bei glücklichem Gelingen am meisten geeignet, den wahren Glauben in uns zu wecken, jenen Glauben, zu dem wir gelangen, weil wir die Unzulänglichkeit all' unseres Denkens erkannt, und daher zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß es etwas gebe, das wir mit unserem Denken nicht umfassen, sondern nur in unserem Gefühle erfassen können: daß es einen Gott giebt. Zum Denken, fährt er weiter fort, sind wir geboren und haben der Würde, Mensch zu sein, uns begeben, wenn wir aufhören zu denken oder gar nicht denken. Doch vermögen nicht alle Menschen sich so hoch im Denken emporzuschwingen, dahin nämlich, zu wissen, daß alles Denken nicht ausreicht, das zu finden, was wir suchen, dessen Dasein wir fühlen und danach wir uns sehnen. So muß es denn für jeden Menschen genügen, daß er fühlt und daß er ein Sehnen in sich verspürt, darf aber nie aufhören zu denken, daß der Gegenstand seines Fühlens und seines Sehnens ein Wirklicher ist; darf nie Gott aus dem Gemüthe verlieren.

Da, wie er uns ansieht, wir nicht zu dieser, zu der gewöhnlichen Menschenklasse gehören, zu jener Klasse der Gläubigen nämlich, für die es genügen muß, zu denken, was sie fühlen, sondern die über das Fühlen selbst denken, so sucht unser Mentor uns auf den Irrthum aufmerksam zu machen, welcher in der gewöhnlichen Definition dieses höheren Denkens, derjenigen der Theosophie, liegt. Ein Irrthum, sagt er, ist es, wenn wir Gott in der Welt und nicht umgekehrt, die Welt durch Gott zu erklären suchen; deutlicher gesprochen: wenn wir die stoffliche, materielle Daseinswelt voraussetzen und mittelst unserer Vernunft aus dieser erst das Geistige und den einheitlichen Weltgedanken, den höchsten Geist, Gott, herauszufinden suchen, anstatt daß wir den in unserem Gemüthe wurzelnden Gott voraussetzten und durch ihn den Geist dieser Welt und den Weltgedanken durch unsere Vernunft zu erfassen suchten. Ersteres thue der Materialismus, Letzteres der Idealismus. Für den Materialisten, denjenigen, welcher dem erst bezeichneten Forschungsgang folgt, ist der Gedanke, ist unser ganzes Selbstbewußtsein nichts Anderes

als ein physiologischer und biologischer Prozeß, der sich bei Entwicklung der Materie und mit ihr zugleich abspielt und vollzieht; Beide, der Gedanke wie auch unser Selbstbewußtsein, sind für den Materialsten, wie unser Mentor sich des Beispiels bediente, nicht Weiteres, als die Politur am Metalle, der Glanz und eitle Flimmer am Erze und an dem von thörichten Menschen so hochgeschätzten edlen Gestein und sonstigen Juwelen-Plunder. Und mit diesen seinen Trägern, deren Ursprung Staub der Erde ist, in welche sie einst wieder zerfallen, erlischt auch jener Schimmer und aller Glanz, zerfällt in ein Nichts all' unser Denken. Wie öde und schauerlich es dann auf diesem Gedankengange wird, hat schon so Mancher (— indem er uns so prüfend ansah —) erfahren, dem da die Welt nur die Ausgeburt finsterer Nacht, eine Wächterhütte ist, am Abhange des Grauens, und dem das ganze menschliche Dasein, alles Leben nur als Schatten, als die Zerrgestalt einer wilden Phantasie, als eitler Wahn und wüstes Traumgebilde erscheint. — Bei dem letzten, in etwas erregter Stimme gesprochenen Worte hielt der würdige Greis, unser verehrter Mentor, einige Augenblicke inne, warf abermals einen prüfenden Blick auf uns und fuhr dann sanft und beruhigend fort:

Wie anders der Idealist. Ihm ist der Gedanke, jener Funke der ewigen Vernunft in uns, Träger der Materie, der noch bleibt, wenn auch der Staub, diese stofflichen Theile der Materie, unser Körper, gealtert und vollends weggefegt von ihm ist. Und der höchste Gedanke, dessen Sinnbild die frei brennende Leuchte ist, — dabei zeigte er auf die von uns gespendete Wachskerze — das Ideal höchster Güte, höchster Weisheit und höchster Vollkommenheit, der Gedanke an eine Gottheit, die wir in unserem Gemüthe nur ahnen, nicht aber mit unsrer Vernunft umfassen können, und der in unserem Thun nachzuahmen und durch unser Thun sich gefällig zu erweisen unsere höchste Religion ist; dieses Denken an einen Gott muß uns leiten, muß uns vorleuchten auf unserem Gange durch das Erdenthal, auf unserem Gedankengange durch das unübersehbare Gebiet der Forschung, auf daß wir nicht straucheln, nicht irre gehen und in die Finsterniß des Wahnes und das Dunkel der Dünkelhaftigkeit und der Selbstüberschätzung gerathen.

Auf die Beichte übergehend, belehrte er uns weiter: Das Wort ist eben so viel, als es wenig, ja, gar nichts ist. Wenig ist das Wort und löset, wie jeder Hauch, sich in ein Nichts auf, wenn es nur von den Lippen kommt und ein Lippenhauch bleibt, wenn wir uns nicht des Inhaltes klar und bewußt werden, wenn es nicht vom Herzen kommt. Regellos und wirre, öde und Finsterniß war das All, ein Chaos sich bekämpfender Elemente, bis Gott das große Werde sprach. Das Wort Gottes war es also, der Logos, durch welches die Ordnung in die Welt eintrat, durch welches aus ewiger nächtlicher Finsterniß der lichte Tag hervorging, durch welches das Chaos sich klärte und der Kampf der Elemente sich in Frieden auf-

löste, die Welt wurde, und der Mensch in ihr zu Bewußtsein kam, zum Bewußtsein, daß ein Gott, eine göttliche Seele in ihm wohnt, die ihm das Bewußtsein seiner selbst eingiebt, und die er rein zu halten hat vor jeder Verunreinigung, vor jeder Sünde. So ist es der Mensch, durch dessen beglückendes und sündenreines Handeln die Gottheit in dieser stofflichen Daseinswelt wieder erstrahlt, und war es beim Werden der Welt die Gottheit selbst, die in dem Logos, in Christo, sich offenbarte. Wenn Ihr, so fuhr er fort, an diese Wahrheit glaubet, wenn Christus in Eurem Herzen wohnt, und das Wort, das Bekenntniß Eures Fehles, Eurer Beichte Euch von Herzen kommt, dann wird die Finsterniß des Unglaubens, des quälenden Zweifels, aus Euch weichen und der Kampf der Leidenschaften und der sinnlichen Lüste sich zu Eurer Sühne in Seelenfrieden bei Euch auflösen.

Ebenso hielt der würdige Priester, nachdem er die Beichte uns abgenommen, bei Besprengung mit dem Weihwasser uns einen belehrenden Vortrag: Wenn der Apostel Johannes die in Unglauben, in das Heidenthum versunkenen Menschengestalten am Jordan durch Besprengung mit Wasser taufte und dadurch zu Gläubigen, zu wirklichen Menschen machte, so that er dies in Bezugnahme auf die Worte, welche der Prophet, der heilige Seher, im Namen Gottes spricht, und die da lauten: „Ich sprenge auf euch Wasser der Reinigung, auf daß ihr euch reiniget von all' euerer Unreinigkeit und ich von all' euerem Götzenthume euch reinige“. Also, merkt es Euch wohl — hier nahmen die Worte unseres Mentors einen ernsten Ton an — also, wohl gemerkt: die Wasser allein reinigen nicht, wenn Ihr nicht selbst die Reinigung an Euch vornehmt, wenn Ihr nicht selbst Euch bekehret und die Sünde erkennt, mit welcher Ihr Eure Seele befleckt, und nie könnt Ihr Eueres Götzenthums frei werden, frei werden von Zorn, Haß und Mißgunst, von Geld=, Hab= und Genußsucht, und wie die Zerrgestalten, die heidnischen Götter heißen mögen, denen Ihr im Herzen fröhnt, wenn nicht Gott des Erbarmens und der Liebe, Gott des höchsten, heiligsten Gedankens in Euch, in Eurem Herzen wohnt. Tritt nicht diese Selbstreinigung bei Euch ein, wohnt nicht der wahre Gott in Eurem Herzen, dann gleicht ihr Jenem, der eine Reinigung bei sich vornehmen läßt, und das todte Insekt, durch dessen Berührung er sich die Verunreinigung zugezogen, noch immer fest in der Hand hält; er mag in die rauschenden Fluthen und die ganze Tiefe des Jordans hinabsteigen — und er kommt so unrein herauf, als er unrein hinabgestiegen war. —

Mit diesen Worten waren wir entlassen, und war die religiöse Ceremonie auch beendet. Gerne hätten wir dem würdigen Seelsorger die Hand geküßt, wogegen er sich aber sträubte, ja sogar verwahrte er sich vor jedem Dank mit dem Bedeuten, der einzige und auch ganz ausreichende Dank für ihn sei, wenn wir seine Lehre zu unserem Wohlergehen und unserem Heile beherzigen und befolgen. Das versprachen wir von ganzem Herzen, und das wollen wir auch wirklich befolgen.

Von da aus, aus der Kirche und der Pfarre, begaben wir uns zum Gutsherrn, der uns auf das Freundlichste aufnahm. Er ließ uns Essen vorsetzen und setzte sich selbst zu uns. Nun erzählte er uns, welche Bewandtniß es mit dem Schlosse und unseren Erlebnissen in demselben hat:

Ein König, so lautete die Märe aus alter Zeit, war mit seinem einzigen Sohne, dem Prinzen und zukünftigen Thronfolger, sehr unzufrieden. Derselbe war sehr phantastisch angelegt, beschäftigte sich mit Dingen und Fragen, die gar nicht in das Fach des Regierungswesens gehörten, welches doch das zukünftige Bereich seiner Thätigkeit war, und für welches er sich vorzubereiten hatte. Oft ermahnte ihn sein königlicher Vater, er möge doch auf Menschenkenntniß sich verlegen, auf das, was der Gesellschaft, dem Staatenleben wohlthut, möge Landes- und Völkerkunde studiren, möge Reisen machen, um die verschiedenen Regierungsformen kennen zu lernen, um die bestbefundene für den Staat, den er einst regieren solle, zu wählen. Aber Alles vergebens; er suchte vielmehr Fragen aufzuwerfen, die in gar keiner Bewandtniß zu den Regierungsformen und dem Völkerverkehr standen, und stellte Probleme auf, die im glücklichen Lösungsfalle viele andere Probleme nach sich gezogen haben würden. Oft machte sich der König den Spaß oder versuchte es vielmehr, die Lächerlichkeit dieses Beginnens seinem Sohne klar zu machen, indem er dieses Haschen nach Problemen und Lösungen und abermals und wieder neuen Problemen mit dem Auflauern eines Katers am Mauseloch verglich, der lange vergeblich hier lauere und aus purer langer Weile mit dem eignen Schwanze spiele und lange spielen werde, bevor er das Gewünschte erhasche, bevor es ihm oder einem der Sterblichen gelingen werde, alle diese Probleme, das Räthsel des Lebens zu lösen.

Einmal war's, da sprach der König diesen Vergleich im Zorn aus, sprach ihn in Gegenwart eines Feindes des Prinzen aus und sprach ihn leider aus zur Unglücksstunde; so wurde dieser Vergleich zum Fluche, und der unglückliche Kronprinz mußte zum Kater werden.

Das kränkte den König sehr, und es brach ihm das Herz, und er brach oft in Thränen aus, wenn er alle seine Hoffnung, sein Theuerstes im Leben, sein eignes Fleisch und Blut, seinen Prinzen und Thronfolger, so als einen Kater herumschleichen sah, schnüffelnd von Mauseloch zu Mauseloch, hüpfend von Dach zu Dach und von dem einen Holzstoß auf den anderen. So klagte er seinem ersten Minister, dem Premierminister, sein Leid, bat ihn, beschwor ihn, ja, gebot ihm, Rath zu schaffen. Da nun jeder Diplomat eine Art Privilegiums besitzt, lügen und täuschen zu dürfen, also schon einen satanischen Anflug hat, und der erste dieser Diplomaten, der Premierminister, schon auf ganz freundlichem Fuße mit dem Satan, dem Teufel, selbst steht, mit ihm sogar schon Du und Du ist, so bat er diesen, ihm beizustehen, damit er dem Befehl des Königs doch einigermaßen entsprechen könne. Der Teufel entsprach diesem Wunsche des Freundes und bauete in einer einzigen Nacht jenes Schloß auf, in welchem nun fortan der Prinz, als Kater, seinen

Thron bestieg. Er bauete es des Nachts, weil die Werke des Teufels nur Werke der Nacht und der Finsterniß sind, die vor dem Lichte des Tages verschwinden. Das also — und damit schloß der Gutsherr seine Erzählung, — das also ist die Geschichte des Schlosses, in welchem Ihr die vergangene Nacht zugebracht.

Jetzt erst, nachdem unser nobler Gastgeber uns die Zustände so aufgeklärt, begriffen wir die auffallende, widerspruchsvolle Haltung des Schloß-Katers, dessen Blick solch einen Stolz, solch eine Herrschsucht verrieth, und dabei doch so demüthig und so flehentlich uns durchdrang, der als Prinz gewohnt war, daß er gebiete und man ihm gehorche, in seiner jetzigen Lage aber doch gezwungen war, zu bitten, daß man ihn erlöse.

Armer Kater, wirst Du einst erlöst werden! —

Nach vielen Gedankenstrichen, welche hinter diesem großen Ausrufungszeichen der wärmsten Theilnahme folgen, sind eigenhändig die Namen jener zwei Zeugen gezeichnet, welche dieses Erlebniß selbst durchgemacht haben.

Nur bitte ich, es nicht Scheinheiligkeit, Frömmelei oder Heuchelei nennen zu wollen, die mir sehr verächtlich sind und in ihrer Zumuthung mir schon als sehr beleidigend erscheinen; sonst stelle ich es dem freundlichen Leser frei, es Beschränktheit, Schwäche oder gar Dummheit zu nennen, wenn ich offen gestehe, daß ich glaube. Nicht etwa, daß ich ein frommer, streng gläubiger Mensch wäre, der den Glauben cum sanguine et succo in sich aufgenommen und nicht anders kann, als glauben; sondern weil ich es so will, weil ich es vernünftiger finde, zu glauben. Denn, wie soll man es recht machen? Glaube ich, so verstehe ich den lieben Herrgott und seine Rechtspflege nicht, glaube ich nicht, dann verstehe ich mich und die Welt nicht. Wenn ich einmal aber schon zur Dummheit verbannt bin, so will ich doch wenigstens das von ihr haben, glücklich oder doch weniger unglücklich zu sein, will das Leben lieber poetisch verträumen, eingesungen von engelfrommen Chören und angefächelt vom warmen Hauche des Glaubens, als daß ich unter dem kalten, eisernen Fuße des Materialismus wach und prosaisch friere.

Bei dieser meiner Neigung zu poetischen Träumereien und phantasievollen Lebensbildern ist es ganz folgerichtig, daß jenes phantastische Märchen vom Schlosse mich sehr für sich einnahm, und die handschriftliche Mittheilung von Jenen, in deren Phantasie sich die Märe als wirkliches Ereigniß abspielte, mir lieb und theuer war. Namentlich war es der in der Erzählung sprechend angeführte Seelsorger, der mir sehr gefiel und dessen phantastische Bilder mich so angenehm berührten, daß ich süß weiterträumte und aus dem Traume nie zu erwachen wünschte.

Da war es einmal, daß ich mit einem von mir, einem in den modernen Theorien tief steckenden und von Philosophemen der Neuzeit Starrenden, Beaugenglasten und Beaugenschirmten in Gespräch kam und bei dieser Gelegenheit ihm mein Wohlgefallen an jener Erzählung aussprach. Dabei war das überlegene, selbstgefällige und selbstbewußte Lächeln mir nicht

entgangen, das da seinen Wahrheit und Weisheit sprudelnden Mund umspielte, und das so eine Art des Erstaunens ausdrückte, wie ein Mensch mit gesundem Verstande, ja, sogar mit einiger Bildung, wie er mir das Kompliment machte, noch an solchen „Albernheiten" Gefallen finden kann. Hell lachte er aber auf über den Ausgang der Geschichte, indem er ausrief: Der Kater soll also Herr des Hauses sein!

Bei diesem Gespräche und namentlich bei der letzt in hellem Lachen ausgerufenen Bewunderung erinnerte ich mich an ein Büchlein über Poetik, das ich vor mehreren Jahren gelesen, wo die Satire, resp. die Muse derselben, wie folgt definirt ist:

„Die Satire ist eine nicht weniger lieblich anziehende, als zu der Tugend sanft heranziehende Dichtung; lieblich anziehend, weil sie den erhabensten Ernst scherzweise vorträgt, und sanft zur Tugend heranziehend, weil die meisten Menschen sich dünken, tugendhaft zu sein, und daher für die Tugendlehren selten ein Ohr haben, hier aber in der Zeichnung des Lasters erst sehen, daß dieses eigentlich ihre Tugend sei." Weiter wird hier die Muse der Satire dichterisch in Reimen dargestellt, daß sie

> witzig und vieldeutig spricht,
> Tausende der scharf gespitzten Pfeile
> Hinschleudert in jedem Wort, in jeder Zeile.
> Und kann sie auch nicht Mohren und Mulatten bleichen,
> So fühlt doch Jeder, den es sticht,
> Und lacht zum vollen Beifallszeichen,
> Wenn auch nicht über sich, doch recht herzlich — über seinesgleichen. —

Wie bereits erwähnt, gab der Gedanke dieser Definition mir die Anregung zum Niederschreiben des weiteren Buches und erinnerte ich mich lebhaft an dasselbe bei Gelegenheit des Gespräches mit einem Bekannten, und als er hell auflachend ausrief: „So ist der Kater Herr des Hauses!" Denn wer sonst ist der schwarze Kater, der mit dem eignen Schwanze spielt, als — unsere moderne Philosophie, jener moderne Philosoph, der sich als Herr im Gedankenreiche dünkt? Ja, wenn man alt wird, wird man zum Kinde, zum Spielhans, ja sogar auch zum schwarzen Kater, der in Ermangelung eines anderen Spielzeuges mit dem eignen Schwanze spielt, und Europa ist alt geworden. Der menschliche Geist, dessen Resumé doch eigentlich die Philosophie ist, thut daher gut, wenn er eine jüngere Kraft, Amerika, aufsucht, und es dürfte auch ihn etwas abkühlen und ihm dienlicher sein, als die Reise über die beiden Kontinente Asien und Europa. Also Glück auf die Reise!





Ein Rückblick auf die Brügger Kunstausstellung*).

Von

Toni Goldschmidt.

— Breslau. —

In Brügge, dem todten Brügge, hat diesen Sommer eine Kunstausstellung stattgefunden. Im Gouvernementsgebäude, zu Füßen des mittelalterlichen Belfried, der den Glanz und die Pracht der alten Zeit mit erlebte, waren die Werke der alten Meister auf kurze Monate wieder vereinigt. Aus den entlegensten Galerien Europas kehrten sie in die alte Heimat zurück, und hinter den stillen Mauern, fern vom Getriebe der Gegenwart, wurde die Vergangenheit wieder lebendig, stieg das Bild einer todten, versunkenen Kultur glänzend vor uns herauf. Es ist das Verdienst unserer Zeit, jene Epoche, deren Künstler vor wenigen Jahrzehnten noch kaum dem Namen nach bekannt waren, der Vergessenheit entrissen zu haben. Bis vor Kurzem bedeutete Rubens die niederländische Kunst, verdunkelte seine strahlende Persönlichkeit die bescheideneren Vorgänger. Erst die Gegenwart, die sich an all' dem runden Ausladenden müde gesehen, der die derbe Sinnlichkeit von Rubens auf die Nerven fällt, hat jene Primitiven zu ihren Lieblingen erkoren, fühlt sich hingezogen zu ihrer herben Formensprache, zu ihrem leise vibrirenden Empfindungsleben. In den stillen, schummerigen Sälen am Marktplatz von Brügge zog das 15. und 16. Jahrhundert wieder an uns vorüber. Für die Kunstgelehrten, für stilkritische

*) Gute Reproduktionen von den Hauptwerken der Ausstellung findet man in dem soeben erschienenen Werke von H. Hymans „L'exposition des primitifs flamands à Bruges", auf das hier hingewiesen sei.

Studien bot die Ausstellung eine seltene Fundgrube; wichtiger schien mir aber der Gesammteindruck, daß wir einmal die Gelegenheit hatten, die fortlaufende logische Entwicklung dieser Kunst zu verfolgen, in den vielen unbekannten Werken die fehlenden Glieder einer einheitlichen Tradition kennen zu lernen. —

In den Niederlanden wie in Italien bedeutet das Ende des 14. Jahrhunderts einen wichtigen Wendepunkt, die Jahre, in denen der Mensch aus der mittelalterlichen asketischen Ideenwelt erwacht, die Kämpfe der Feodalzeit hinter sich läßt, um sich dem Lebensgenuß, den Freuden dieser Welt zuzuwenden. Hier sind es die Herzöge von Burgund, deren Regierung wie die der Medici in Italien, die glänzende Aera einleitet. Wenn wir die Beschreibungen des Hoflagers Philipps des Guten, die Berichte jener Festlichkeiten lesen, so entrollt sich ein farbenprächtiges Bild nach dem andern, schier unwirklich in ihrer märchenhaften Pracht. Freilich, es fehlt der Zusammenhang mit der Antike, das Erbtheil jener uralten Kunstvergangenheit; nicht der reine, geläuterte Geschmack Italiens waltet in den Anfängen ihrer Kultur, zunächst kommt die naive Schaulust, die kindliche, ein wenig barbarische Freude am Glänzenden, Aeußerlichen darin zum Ausdruck. Taine sagt darüber in seiner „Philosophie de l'art": „En effet les hommes de ce temps par les curiosités et l'élan de leur imagination sont des enfants; leur plus forte envie est d'amuser leurs yeux, ils jouent avec la vie comme avec une lanterne magique". Diese Worte sind zugleich bezeichnend für die Anfänge ihrer Kunst. Aus dem Handwerk, der Kunstfertigkeit der Goldschmiede und der Illumineure wächst allmählich die Malerei hervor und bewahrt zunächst die Kennzeichen ihrer Abstammung.

Jan v. Eyk ist der Hofmaler Philipps des Guten, und in seinen Werken spiegelt sich zum ersten Mal der heitere Glanz, der ganze bunte Schein jener Jahre. Um die sprühende Farbenfreude seiner Umgebung auf die Leinwand zu bannen, erfindet er sich in der Oelmalerei ein neues Ausdrucksmittel. Und es ist erstaunlich, wie er diese Technik beherrscht, wie er es versteht, die widerstreitendsten Farben zu satten Akkorden zusammenzustimmen; daneben behält sein Pinsel die mühselige, filigranfeine Durchführung, den tüftelnden Fleiß des zünftigen Handwerkers. Wenn man den Eyksaal betrat, glaubte man in eine schimmernde Schatzkammer zu blicken. Verbrämte Meßgewänder mit funkelnden Juwelen besetzt, zierlich ciselirter Goldschmuck, leuchtende Seidenstoffe, flimmernde persische Teppiche, — das Alles einte sich zu wahrhaft blendender Wirkung. Vom Genter Altarwerk waren leider nicht alle Theile beisammen. Hubert, der große mittelalterliche Monumentalmaler, fehlte gänzlich. Nur das Brüsseler Museum hatte Jans Adam und Eva geschickt, und neben den feinen kleinen Bildchen gesehen, wirkten die beiden plumpen Figuren ein wenig barbarisch, plebejisch, zeigten ebenso wie die Madonna aus Löwen, daß Jan besser that, sich auf kleines Format zu beschränken. Seine Brügger Madonna des

v. d. Paele schoß auch in der Ausstellung den Vogel ab; was er in der Farbe, in der Behandlung des Stofflichen, vor Allem in dem erstaunlichen Porträtkopf des Stifters leistet, konnte er später nicht mehr übertreffen. Eine Reihe zierlicher, winziger Madonnen, theils in der Kirchennische, theils im Rosenhaag, die unter Glas ausgestellt waren, zeigten am deutlichsten den Zusammenhang mit der Miniaturmalerei. Außerdem hatte man Gelegenheit, wunderbare Beispiele seiner Porträtkunst vereinigt zu sehen. Die gleiche Freude an krausem, minutiösem Detail überträgt er auch auf die Menschen und gelangt bei dieser getreuen Naturwiedergabe manchmal zu überraschenden Resultaten. Namentlich ist das Bildniß seiner Frau zu nennen, in ihrer strengen, steifleinenen Biederkeit vom Schlage der Frau Jodocus Vyt; ob sie sich über die unerbittliche Wahrheitstreue ihres Eheherrn gefreut hat, der ihr kein Fältchen schenkte, die damals 35 jährige um mindestens zehn Jahre älter erscheinen ließ, mag dahingestellt sein. — Die nächste Künstlergeneration hat noch so vollständig von den Anregungen Jans zu zehren, daß es nicht immer möglich ist, ihre Werke von denen des Meisters zu unterscheiden. Kleine zarte Bilder sind es, in denen sich der Duft einer vergangenen Zeit wunderbar erhalten hat. Neu und folgewichtig ist aber dann erst das Hauptwerk der kommenden Epoche: der heilige Eligius des Petrus Christus aus der Sammlung Oppenheim. Im großen Format zeigt der Künstler die Werkstatt eines Goldschmiedes mit allem Zubehör, darin den Schutzpatron der Gilde, den heiligen Eligius, der einem Brautpaar Ringe verkauft. Denken wir uns den Heiligenschein weg, so haben wir ein schlichtes Sittenbild, das Erstlingswerk jenes wichtigen Stoffgebietes, das uns über die Kultur früherer Zeit Aufschluß giebt. Freilich lehrte die Ausstellung, daß dieses Beispiel nicht, wie man bisher geglaubt, vereinzelt dasteht; einige unbekannte interessante Bildchen verdienen ebenfalls Ehrenplätze in der Geschichte des Sittenbildes. „Ein Familienfest auf Schloß Rumbeken“, noch heute in Besitz der Rumbekener Schloßherren, zeigt eine festliche Versammlung am Seeufer vor einem Schloß; das Problem des Gruppenbildes, als dessen Schöpfer Mantegna gefeiert wird, ist hier im Kleinen schon sehr geschickt gelöst. Die Brabanter Schule liefert ein kleines Repräsentationsstück, zeigt den Kaiser von seinen Wählern umgeben. Aus etwas späterer Zeit endlich stammt die Predella des Gerard van der Meire: die Belagerung Jerusalems. Auf niedriger, breiter Tafel, in miniaturhafter Ausführung wird der Kampf der eindringenden Soldaten geschildert. Die Belagerungsmaschinen, die Befestigungswerke sind wichtige Dokumente für die damalige Kriegsführung. Wenn Christus' Bedeutung auf diesem Gebiet dadurch etwas geschmälert erscheint, so muß man ihn auf einem andern Feld als großen Meister anerkennen. In dem köstlichen Männerbildniß der Sammlung Salting bewundert man nicht nur den vorzüglichen Koloristen, auch in dem träumerischen Ernst des Ausdrucks zeigt er eine psychologische Feinheit, die man nicht bei ihm vermuthet hätte.

Mit Roger van der Weyden, dem Stadtmaler von Brüssel, und Dirk Bouts, dem Stadtmaler von Löwen, tritt dann dem Hofstil Eyks und seiner Schule eine neue Volkskunst entgegen. Nicht mehr an wenige Auserlesene, an das geschulte Auge des feinsinnigen Amateurs wendet sich der Künstler, sondern an die große Masse, an Jene, die da beten und arbeiten, die von der Kunst ganz andere Dinge verlangen, sich daran erregen, erbauen wollen. Technik und Stoffe ändern sich dementsprechend. Hager und fahrig werden die Gestalten, verhungerte Typen aus dem Volke treten an die Stelle der phlegmatischen Behäbigkeit von früher. Und der Instinkt des großen Haufens verlangte nach dem Grausigen, dem Uebersinnlichen. Christi Passion und die Martyrien beherrschen das Repertoire. In Rogers schmerzensvollem Pathos, in Dirks herbem Stil findet das neue Empfinden den deutlichsten Ausdruck. Selbst die Landschaft macht diese Wandlung zum Volksthümlichen mit. Jan v. Eyk malte sie strahlend in ihrem Festesschmuck, in ihrem glänzendsten Ornat. Dirk Bouts wird mit Recht als vorzüglicher Landschafter gefeiert, der sich als einer der Ersten in die Schönheiten seiner Umgebung versenkte, auch dem Unscheinbaren seine Reize abzugewinnen vermochte. Aber er sieht die Natur mit den Augen des ehrsamen Bürgers, der am Sonntag vor die Thore spazieren geht, feiertäglich und ein wenig spießbürgerlich zugleich; eine gewisse „Sonntagnachmittagstimmung" ist darüber ausgebreitet. Das Löwener Abendmahl, die Martyrien des Hyppolit und Erasmus waren vorzügliche Beispiele der Bouts'schen Kunst. Roger war in einer thränenvollen mater dolorosa, ein paar Kreuzabnahmen und Madonnen leidlich charakteristisch vertreten, am besten noch durch seine Bildnisse, durchgearbeitete nachdenkliche Köpfe, die auch einer neuen Generation angehören. Neben diesen beiden Malern fiel dann vor Allem der Meister v. Flémalle auf, jener neu entdeckte mysteriöse Unbekannte, dessen oeuvre noch nicht recht gesichtet ist; zwei intime Madonnendarstellungen, deren sinnlicher Frauentypus von seinen Zeitgenossen absticht, und ein monumentales Dreifaltigkeitsbild stempelten ihn auch in der Ausstellung zu einer interessanten Persönlichkeit. Von Hugo van der Goes, dem vielseitigsten Künstler jener Jahre war kein Werk ausgestellt, das an den Portinari-Altar heranreichte. Auch Geertgen v. St. Jans, so seltsam burlesk in seinen sonstigen Darstellungen, ragte hier nicht besonders hervor.

Räumlich nur ein paar Schritte von diesen Meistern entfernt, an Empfindung durch eine Welt von ihnen getrennt — Hans Memlinc. Durch Seitenwände war ihm im größten Saale ein eigner Raum abgegrenzt, und in diesem kleinen Specialmuseum, durch keine anderen Bilder beirrt, konnte man sich seinem Zauber hingeben, den stillen König von Brügge grüßen. Brügge und Memlinc, die stillen Kanäle, die hallenden Glocken und die bleichen Madonnen, — sie lösen die gleiche Empfindung aus; eine Kunst spricht, die organisch mit ihrem Boden verwachsen, die deshalb gerade an ihrem Entstehungsort eine unmittelbare Wirkung auf uns übt.

Das Grundmotiv für Memlincs Eigenart könnte man in einer Todesallegorie sehen, einem mehrtheiligen Bild mit Todtenschädeln, Gerippen und anderen Emblemen der Vergänglichkeit. Brügge, die reiche Stadt ist bettelarm geworden. Krankheiten haben verheerend gewüthet, durch die Versandung des Hafens liegt Handel und Gewerbe brach; aus dem glücklichen Brügge wird „Bruges la morte“, die verödete stille Stadt, die wir heute kennen. Und dieser Niedergang fällt mit dem Sterben der Gotik zusammen. Die letzten Ausläufer der Brügger Kunst mögen diesen Gleichklang empfunden haben; instinktmäßig klammern sie sich an den alten Stil, als könnten sie der Gegenwart die Thür verschließen, durch die Formen der Vergangenheit auch wieder ihren Glanz heraufbeschwören. Finden wir in ihren Bildern vereinzelte Ornamente des neuen Stils, so sind sie rein zufällig angebracht, gotisch bleibt die Anordnung, der Spitzbogen bestimmt die schlanke Gliederung der Gestalten. Und auch der kindlich ergebene Glaube des Mittelalters wird wieder wach. Aber nicht die grausamen Marterscenen sucht man heraus, sondern man malt die mädchenhafte Maria, die selber so blaß, von dumpfer Ahnung durchbebt, die Gebete der Menschen verstehen wird. Keusche Jungfrauen umgeben sie, Engel musiziren, reichen dem Christkind Früchte, und dahinter breitet sich ein wunderbares Stückchen Welt, so unberührt, so paradiesisch schön, daß es wie ein zarter Akkord die heilige Stimmung des Glanzen begleitet. Den Ehrenplatz in der Ausstellung hatte der Ursulaschrein und die anderen lieben Bekannten des Johanneshospitals. Der feierliche Glanz der Gewänder, die schlanken stillen Prinzessinnen mit den schmerzlichschönen Händen, — das übte auch hier seine traumhaft, hypnotische Wirkung. Aber daneben fand man neue Bilder, die sich ihnen würdig an die Seite stellen. Die Verkündigung der Sammlung Radziwill ist ein zartes Gedicht von einer unbeschreiblichen rührenden Schönheit. Maria in ihrem lichtblauen Gewand mit den langen, schlanken Händen, scheint die wunderbarste Verkörperung der „Jungfrau“. Durch das Fenster sieht man ein Stückchen blauen Himmel, auf ein weiches Rosig-Blau ist das Ganze gestimmt. Auch psychisch schlägt der Künstler neue Töne an, läßt zwei milde tröstende Mädchenengel die stehende Maria stützen. Eine andere Perle ist die Devonshire-Madonna. Fast vergißt man hier die Holdseligkeit der Gestalten, so überirdisch schön und friedlich ist die Landschaft des Hintergrundes, ein schlichtes Stückchen Natur, aber durch die Seele eines Memlinc gesehen. Noch eine Reihe ähnlicher Meisterwerke wäre zu erwähnen, doch der Katalog umfaßte vierzig Nummern; zu viel, um sie hier einzeln aufzuzählen. Nur der Porträts sei noch gedacht, jener blassen resignirten Menschen mit den betend gefalteten Händen, in denen sich der Geist der sterbenden Stadt so wunderbar wiederspiegelt. Besonders das Bildniß einer alten Frau aus einer Pariser Privatsammlung zeigt im Blick jene müde Hoffnungslosigkeit, wie wir sie später nur noch bei Rembrandts Greisenbildern wiederfinden.

Neben Memlinc bot Gerard David den Hauptanziehungspunkt der Ausstellung; ein neuer Stern scheint in ihm aufgegangen, da man seine Werke hier vereinigt gesehen. Man liebte es bisher, David lediglich als Schüler und schwächeren Nachahmer des Memlinc hinzustellen, ihm eine eigene Persönlichkeit abzusprechen, aber die Ausstellung hat das Irrige dieser Auffassung bewiesen. Denn aus den Werken spricht eine Kunst, die sich nur in kleinen Aeußerlichkeiten des Stils mit Memlinc berührt, psychisch auf eine ganz andere Note gestimmt ist. Gleich sein Hauptwerk, die Rouener Madonna, von Heiligen umgeben, trägt einen ganz anderen Charakter als die gleichartigen Darstellungen seines Vorgängers. Bei Memlinc liegt ein beklemmender, ahnungsvoller Ernst über der Versammlung. Maria, in strenger Frontalstellung blickt starr in's Leere, als gehöre sie schon einer anderen Welt an, sei nur das willenlose Werkzeug einer höheren Macht. Davids Maria in ihrer holden Befangenheit, weilt auf der Erde. Schämig wagt sie nicht aufzublicken, als fürchte sie die vielen fremden Augen. Auch die Jungfrauen haben nichts von der Unnahbarkeit jener heiligen Prinzessinnen. Liebe herzige Backfische sind es, die eifrig aus ihrem Büchlein herbeten, kleine Mädchen von einem so süßen keuschen Reiz, daß man den Wunsch hat, sie möchten aus ihrem Rahmen herniedersteigen und mit uns plaudern, statt so ehrbar dazusitzen. Eine kindliche Annuth, eine so liebenswürdige Naivität kennzeichnet alle Werke, daß man sie nur noch mit denen des Lombarden Borgognone vergleichen könnte. In der Taufe Christi bewunderte man neben dem träumerischen Liebreiz der Gestalten auch die seltsam moderne Landschaftsauffassung; die lauschige Waldwiese mit den spielenden Sonnenlichtern könnte von einem Meister aus Fontainebleau gemalt sein.

Die beiden großen Cambysesdarstellungen interessirten hauptsächlich, weil antike Stoffe damals nur sehr selten behandelt wurden. Und der Niederländer malt kein lustiges Götterabenteuer, sondern giebt in dem antiken Martyrium ein Pendant zur Schindung des heiligen Bartholomäus, freilich, ohne daß sein milder Pinsel dem Grausigen des Inhalts gerecht wird. Ansprechender sind eine Reihe kleinerer Werke: das stimmungsvolle Interieurbildchen des Straßburger Museums, auf dem Maria mit so lieber gotischer Unbeholfenheit dem Kinde den Brei reicht, der heilige Hieronymus der Sammlung Somzée, wo der Gegensatz des kranken, schwindsüchtigen Mannes mit der feiertäglichen Parklandschaft seltsam ergreifend wirkt. Endlich zeigte ihn die Ausstellung als einen ganz aparten Koloristen; denn es ist wunderbar, wie sich in der Rosenhaagmadonna, dem kleinen Bijou der Sammlung Arco-Valley die zierlichen hellen Gestalten vom Smaragdgrün der Landschaft abheben, wunderbar auch, wie er in der Madonna der Sammlung Oppenheim den blauen Himmel und die gelblich grünen Blätter zu eigenthümlich kühler herbstlicher Harmonie zusammenstimmt. Und wie solch ein träumerischer schöner Spätherbsttag steht Gerard David selber am Ende der Brügger Kunst.

Wie ein Mißklang berührte es, wenn man von jenen zarten letzten

Gotikern zur Renaissance übergeht, die rauschenden Farben, die robuste Kraft der jungen Antwerpener Schule erscheinen fast brutal nach jener Traumkunst. Wie Quentin Massys inmitten seiner spitzpinseligen Epoche zu seiner breiten, saftigen Pinselführung gelangte, wissen wir nicht. Thatsache ist, daß in ihm der niederländischen Kunst der erste große Maler entsteht, der ferne Ahnherr des Rubens. Wie sich in dem Männerportrait der Liechtenstein-Galerie das leuchtende Grau des Gewands von der grünen Landschaft abhebt, dazu das Schwarz der Mütze, das helle Braun des Pelzes als pikante Farbenflecke hineinklingen, das ist ein Akkord, dessen Zauber sich in Worten nicht beschreiben läßt; Velazquez mag sich daran gefreut haben. Zugleich hat Quentin den entscheidenden Schritt von der Gotik zur Renaissance gethan, als Erster die breite runde Gebärde, die Monumentalität des neuen Stils in den Niederlanden zum Ausdruck gebracht. Und mit dieser neuen, robusten Technik ausgerüstet, wendet er sich dem Leben der Gegenwart zu, hat uns in einer Reihe vorzüglich beobachteter Volksscenen die Typen seiner Zeit überliefert. Wie er in den betenden Greisen der Galerie Doria, der Diebin der Sammlung Porrtalès gewisse komplicirte Ausdrucksnüancen festhält, das mag wohl schon auf Leonardos Einfluß zu schreiben sein; denn auch bei seinen etwas manierirten Madonnen müht er sich, das leonardeske Lächeln in's Niederländische zu transponiren. Quentins holländischer Zeitgenosse Lukas v. Leyden war in der Ausstellung nicht gut weggekommen: eine Herodias, zwei Passionsbilder, winzige, miniaturhafte Werke, deren groteske Ausstaffirung an den Mummenschanz streifte, gaben keinen Begriff von der Kunst des Meisters.

Abseits von der allgemeinen Entwickelung, für die Kunstgeschichte nicht minder wichtig, steht dann eine andere eigenartige kleine Gruppe: die Patinir, Bles, Bosch. Patinirs Werke aus Privatbesitz zeugten von einer ganz überraschenden Meisterschaft und erklärten seinen verbreiteten Ruhm als Landschafter. Denn sie sind ganz wunderbar, diese intimen kleinen Sommerlandschaften, die er als Schauplatz seiner religiösen Stoffe wählt. Tief blau glänzt der Himmel, ein klares Bächlein schlängelt sich durch schattige Wälder, durch einen hellgrünen Wiesengrund; etwas von Böcklin'scher Farbenfreude spricht aus den entzückenden Bildchen. Bles, sonst einer der Feinsten, kam in der Ausstellung neben Patinir nicht auf. Seine Anbetung des Kindes der Sammlung Cook, die so merkwürdig mit Davids Wiener Darstellung verwandt ist, Der Gang nach Emmaus mit seiner zierlich ausgeführten Landschaft, der Christophorus, — es sind zusammengewürfelte Werke, die kein einheitliches Bild seiner Persönlichkeit ergeben. Dafür bot uns Bosch interessante Ueberraschungen. Es ist seltsam, wie in diesem Meister die langunterdrückte Eigenart einer ganzen Race übersprudelnd zu Worte kommt. Die barocke Phantastik des Nordens, seine krause Fabellust, die sich bisher nur schüchtern in den alten Holzschnitzereien gemeldet, hält mit ihm in der Malerei ihren Einzug. In Fieberdelirien scheinen sie erfunden, diese beunruhigenden

Fabelwesen, diese Mißgeschöpfe, die sich aus Vögeln und Kannen, aus Fischen und Gefäßen zusammensetzen, um den armen Antonius zu versuchen oder die Verdammten zu placken. In der Ausstellung interessirte noch mehr als derartige, schon bekannte Werke ein anderes Bild, nämlich eine Anzahl Karikaturen, in einem Rahmen zusammengestellt. Diese Fratzen, die Leonardos Galerie noch in's Nordische übersetzen, sind wohl das Wüsteste, Abenteuerlichste, was die niederländische Kunst je ersonnen.

Die ganze folgende Zeit steht unter dem Einflusse des großen Lombarden. Es ist oft darüber geschrieben worden, wieviel die niederländische Kunst durch die Italienisirung verloren habe; Taine hat nachgewiesen, daß die nationale Entwickelung sich ganz anders vollzogen hätte, wenn jene unheilvolle Berührung mit dem Süden nicht gekommen wäre. Aber haben wir sie wirklich zu bedauern? Wenn man vor den Werken Mostaerts, Scorels, des Meisters der weiblichen Halbfiguren steht, zweifelt man daran; denn der neue fremde Klang, der in die Werke gekommen, ist ein so süßer, einschmeichelnder, daß man ihn nicht wieder missen möchte. Mit dem schüchternen Liebreiz des Gerard David hat sich der geheimnißvolle Zauber Leonardos verbunden. Sein Schüler Luini, dessen milde Anmuth den Niederländern am nächsten verwandt, steht hinter den Werken, hat das glänzende Lockenhaar, das weiche Oval und das träumerische Lächeln gegeben, aber germanisch bleibt der Geist, der diese keuschen Mädchengestalten beseelt. Der Meister der weiblichen Halbfiguren war in der Ausstellung mit vier Bildern vertreten. So hieß es wenigstens im Katalog. Aber die vier Werke aus der Harrach-Galerie, aus Brügger, Pariser und Londoner Privatbesitz zeigten so große Verschiedenheiten, daß man daran zweifeln könnte, ob sie von einem Künstler herrühren. Die Briefschreiberin der Sammlung Pacully ist von solch' räthselhafter Lieblichkeit, ihr goldblondes gewelltes Haar, die gewählte Eleganz der Toilette machen einen so mondänen Eindruck, daß die lieben Mandolinenspielerinnen der Harrachgalerie daneben fast ein wenig spießbürgerlich wirken. Es ist ein interessanter Beitrag zur Psychologie der Sammlungen, daß jenes Bild nach Paris, das trauliche biedermeierische Konzert nach Wien verschlagen wurde. Mostaert war besonders reizvoll mit seinen kleinen Magdalenen vertreten, die er bald als schmuckes Patriziertöchterlein darstellt, bald als kindlich reuige Büßerin, in Lumpen, aber mit sauberem weißen Häubchen in der Wüste beten läßt. Scorel und Mabuse konnte man in der Ausstellung nicht immer auseinanderhalten, oft widersprachen sich der Katalog und die Angaben der Besitzer. Hervorzuheben ist das blumenhaft zarte Ildefonsobildchen und die rothlockige, traumverlorene Madonna der Sammlung North brook, Scorels Portrait der Agathe von Schönhoven und Mabuses Glasgower Madonna an der Quelle. Mehr merkwürdig als schön wirkte Mabuses Herkules und Antäus, eine Darstellung echt römischen Stils mit reicher Renaissancearchitektur, aber von minutiöser niederländischer Ausführung. Das Bild kündigt schon die

Gefahr an, die der Kunst daraus erwuchs, wenn sie die eigene Auffassung gänzlich verleugnete, sich zum Sklaven einer fremden Empfindungswelt machte. Der Einfluß der Lombarden gab keinen Mißklang, weil ihre weiche Frauenseligkeit dem niederländischen Gefühl verwandt ist. Als aber die Künstler anfingen, sich bei den Römern, den Venetianern Rath zu holen, mußte die Kunst in hohle Nachahmung verfallen. Barend van Orleys Frauenportrait wirkte wie ein schlechter Palma Vecchio: bei den religiösen Stoffen ist ihm Michelangelo zu Kopfe gestiegen, und das Ergebniß ist naturgemäß unerfreulich. Annehmbar war nur sein originelles Miniaturportrait Karls V., das den Kaiser in der Umrahmung eines Thorbogens zu Pferde darstellt, wie er einen Maurenkönig niederreitet. Lanzelot Blondeels Werke zeigen dann den Uebergang zu einem überladenen Barock. Ein universaler Meister mag er gewesen sein, dieser seltsame Künstler, der Schöpfer des berühmten La France-Kamin; es ist nur schade, daß ihm die verschiedenen Künste ein wenig im Kopf herumrumorten, denn die ganz merkwürdigen gemalten Goldarchitekturen stören den Eindruck seiner Bilder.

Inmitten dieser ungesunden Eklektik, in dieser hohlen Theaterwelt, steht aber ein Künstler, der ganz und gar in der Heimat wurzelt, ihr seine urwüchsige Größe dankt: Pieter Brueghel. Noch ist er ein Stiefkind der Kunstgeschichte, noch hat man ihn nicht nach Verdienst gewürdigt, diesen merkwürdig modernen Meister, den erst die Kunstbewegung der Gegenwart wieder zum Leben erweckte, weil sie alle Probleme, die sie heute beschäftigen, bei ihm schon behandelt findet. Das Landschaftsempfinden der Impressionisten, der Stil Laermanns, Th. Th. Heines, — die allermodernsten Bestrebungen sind in seinen Werken schon im Keim enthalten. Freilich, um seine große eigenartige Monumentalität voll zu würdigen, muß man ihn in Wien studiren; die Ausstellung bot zwar Meisterwerke, aber quantitativ nur wenig. Die Volkszählung des Brüsseler Museums gehört zu jenen wunderbaren, winterlichen Dorfscenen, in denen er als Raumkünstler, als stimmungsvoller Landschafter, vor Allem aber als feintoniger Kolorist bis heute unerreicht ist. Doch solche Werke hatte man schon in anderen Galerieen bewundert; dagegen zeigte ihn das Schlaraffenland der Sammlung Kaufmann von einer ganz neuen Seite, als Märchenerzähler. In einem geistreichen Ausschnitt giebt er die Geschichte vom Schlaraffenlande, malt einen Baum, an dem Torten wachsen, gebratene Thiere, die mit Bestecken herumlaufen, endlich die sich räkelnden Faulpelze. Wie er diese schlafenden Gestalten mit ein paar kecken Strichen boshaft karikirt, das hat wohl nur noch in Zeichnungen des „Simplicissimus" seinesgleichen. Aber Brueghel war um Jahrhunderte zu früh gekommen, in eine kraftlose degenerirte Zeit ragt er hinein, der Künstler, den erst spätere Generationen begreifen sollten, ein Riese unter Epigonen.

In einem Saale des oberen Stockwerks waren diese letzten Ausläufer vereinigt. Und hier sei noch zum Schluß eines feinen Künstlers, des Jan

Massys gedacht; denn seine Werke spiegeln am besten die Empfindungen des Zeitalters wieder, jene seltsame Müdigkeit, die unweigerlich am Ende langer Kunstepochen zu Tage tritt. Der Kunsthistoriker geht geringschätzig an solchen Meistern der Verfallzeit vorüber und sieht in ihren Werken nur den Niedergang der Technik. Für den aber, der die Kunstgeschichte auch als eine Geschichte der Menschheit auffaßt, sind jene Bilder wichtige Dokumente, vielleicht die allerinteressantesten, weil sie in ihrer krankhaften Ueberfeinerung unserer Zeit so viel zu sagen haben. Massys Judith der Sammlung Dannat ist aus ähnlichen Empfindungen entstanden wie die Werke Gustave Moreaus. Es liegt etwas unbeschreiblich Preciöses in der zierlichen Gebärde, mit der die schlanken Finger Haupt und Dolch fassen. Krankhaft blaß hebt sich der entblößte Oberkörper vom Hintergrund. Roth ist das Haar, von gleißendem Diadem gekrönt. Wie sie mit den halbgeschlossenen Augen unbeweglich in's Leere starrt, hat sie etwas Satanisches, etwas von jenem beklemmenden, sphinxhaften Reiz, den wir von Leonardos Weib aus der Liechtenstein-Galerie, auch von den dämonischen Gestalten des Kölner Verfallzeitlers von St. Bartholomäus kennen.

In derartigen Werken, die den betäubenden Duft des Welkens, des Vergehens, ausströmen, klingt diese erste große Epoche aus. Tiefe Dämmerung liegt über der Kunst; aber auch schon etwas von jener bangen, ahnungsvollen Stimmung, die die Natur vor Sonnenaufgang, vor Thau und Tag, im Banne hält. Noch ist die Sonne nicht da, aber man fühlt, daß sie kommen wird. In der Ferne zeigt sich die leuchtende Gestalt von Rubens.





Das Tagebuch von Pawlik Dolsky.

Novelle.

Von

N. A. Apuchtin*).

6. November.

Ich habe gestern einen sehr seltsamen Eindruck erlebt. Schon seit einer Woche war mir nicht wohl. Nicht, als ob eine ernste Krankheit sich vorbereite, ich fühlte mich nur anders wie sonst: bald sind es Kopfschmerzen, die mich quälen, bald ist es Husten, der sich einstellt, Nachts leide ich an Schlaflosigkeit, am Tage macht sich eine unbegreifliche Schwäche geltend. Gestern entschloß ich mich, den Arzt, den ich oft bei Maria Petrowna treffe, kommen zu lassen. Derselbe that Alles, was in einem ähnlichen Falle üblich ist. Er besah und behorchte mich in die Kreuz und die Quer, stellte die Temperatur des Körpers fest, klopfte meine Brust mit irgend welchem Stöckchen, war in Betreff der Zunge und des Pulses neugierig und setzte sich dann nachdenklich an den Schreibtisch. Ehe er sein Recept zu Ende geschrieben, sprang er auf, legte wieder sein Ohr an mein Herz, wobei er unwillig den Kopf schüttelte.

Ich bat um Aufklärung.

„Sehen Sie," begann er stockend und seine Ausdrücke suchend, „nehmen wir an, Ihr Herz sei in Ordnung, aber wie soll ich es Ihnen sagen . . . Betrachten Sie mal Ihre Pantoffeln: Sie tragen sie schon lange und werden es wohl noch lange thun können, aber die Spitzen sind weiß geworden. Sie sind verschlissen. So ähnlich ist es Ihrem Herzen ergangen, es kann ja auch verschleißen. Wie alt sind Sie?

„Wie alt ich bin? Ich?"

„Nun ja, Sie. Warum setzt Sie meine Frage in Erstaunen?

---

*) Aus dem Russischen übersetzt von Natalie von Bessel-Bonn.

„Weil mir dieselbe nie in den Sinn gekommen ist. Ich bin über vierzig.“

Der Arzt lachte auf.

„Ich zweifle nicht daran, daß Sie über vierzig sind, aber wie viel denn? Sind Sie nicht näher an die Fünfzig?

„Vielleicht doch.“

„Da sehen Sie, ein Mann von fünfzig Jahren muß sich sagen, daß er alt ist, und sich nicht darüber wundern, daß sein Herz schwächer arbeitet, als in jungen Jahren.“

Der Arzt näherte sich mit Entschlossenheit dem Schreibtisch und setzte gleich drei Recepte auf.

„Darf ich denn wenigstens heute ausfahren?“ fragte ich mit schüchternem Flehen.

„Unter keiner Bedingung! Morgen müssen Sie stündlich beide Arzneien abwechselnd einnehmen, für die Nacht reiben Sie sich mit der Salbe ein, und übermorgen werde ich vorsprechen.“

„Ich habe aber Maria Petrowna bestimmt versprochen, bei ihr zu essen. Sie wissen doch, daß sie heute ihre Nichte erwartet.“

„Das hat nichts zu sagen! Von hier aus werde ich zu Maria Petrowna fahren und ihr sagen, daß ich Ihnen verboten habe, das Haus zu verlassen. Sie werden noch Zeit haben, sich die Nichte anzusehen; sie bleibt den ganzen Winter bei Maria Petrowna.“

Nachdem er das Papierchen, das ich ihm wie verstohlen — als ob ich etwas Unrechtes thäte — eingehändigt, nachlässig in die Tasche gesteckt, entfernte sich der Arzt mit wichtiger Miene.

Dieser ärztliche Besuch brachte mich auf die traurigsten Gedanken. Wie ist es denn eigentlich? Seitdem ich denken kann, habe ich mich jung gefühlt, und nun stellt es sich heraus, daß ich ein alter Mann bin? Noch gestern trank, aß, schlief ich, machte den Damen den Hof, wie ein junger Mann, jetzt muß Alles anders werden.

Eben, als ich in meinem Schreibtische kramte, fand ich ein altes, von der Zeit vergilbtes Heft mit der Aufschrift: „Aufzeichnungen aus meinem Leben. Dresden.“

Ich hatte vor Jahren, im Auslande lebend, in sehr aufgeregtem Gemüthszustande, angefangen in diesem Hefte zu schreiben. Ich entnehme daraus die letzten Zeilen:

„Ich muß enden. Ich sehe es ein, ich verstehe weder mich selbst, noch das mich umgebende Leben. Die Zeit muß kommen, wo sich in der Seele Alles beruhigen wird, der Zeitpunkt des traurigen Altseins wird herankommen, — dann werde ich vielleicht diese Aufzeichnungen wieder zur Hand nehmen.“

Augenscheinlich ist jetzt dieser Zeitpunkt herangekommen. Schon längst hat sich Alles in der Seele beruhigt, der Lebensweg ist fast überschritten, es ist Zeit, die Summe zu ziehen. Nicht nur, daß ich gegessen, geschlafen

und den Hof gemacht, ich habe auch während meines ganzen Lebens beobachtet und nachgedacht, ich möchte mir gern das Resultat erklären von:

Meines Geistes kühlem Forschen
Und des Herzens trübem Sinnen.

Ich weiß nicht, ob diese Aufzeichnungen zu etwas führen werden, jedenfalls freue ich mich, eine mir zusagende Beschäftigung gefunden zu haben. —

Doch warum bin ich denn eigentlich ein alter Mann? Es ist der reine Unsinn! Mein Gesicht ist jung, ich habe kein einziges graues Haar, auf den Bällen tanze ich, die Mütter betrachten mich als einen Heiraths-kandidaten, und die Hauptsache, Alle nennen mich Pawlik Dolsky. Nur Leute, mit denen ich ganz wenig bekannt bin, reden mich, Pawel Matweitsch an, sonst aber immer Pawlik, blos Pawlik ... Man wird doch keinen alten Mann Pawlik nennen! Noch kürzlich habe ich im Klub gehört, wie Jemand einem alten Herrn, der einen Partner zum Whist suchte, sagte: „Aber Sie haben doch Pawlik Dolsky". Diese Vertraulichkeit verdroß mich sogar einigermaßen, weil ich den Betreffenden kaum kannte, doch jetzt sehe ich ein, daß er vollkommen Recht hatte. Was konnte er thun, wenn mich Alle so nennen? Und dieser widerliche Arzt, der selbst jung erscheinen möchte und Maria Petrowna zärtliche Blicke zuwirft, der behauptet, ich sei ein alter Mann. Unsinn, Unsinn und wieder Unsinn!

* * *

8. November.

Heute entnahm ich meinem Schreibtische eine Sammlung meiner Bilder, die ich nach dem Tode meiner Mutter vom Lande mitgebracht hatte, und begann sie zu betrachten. Das erste Bild — ein Daguerreotyp, das im Jahre, wo man mich nach Petersburg gebracht, gemacht worden war. Es ist schon ganz verblaßt, statt des Gesichtes nur ein weißer Fleck. Das zweite Bild, schon eine Photographie, ich bin in der Uniform eines Kammerpagen abgebildet. Was war ich doch damals für ein Prachtkerl! Dann bin ich in einem Husarenattila, dann im Fracke mit der Kette des Friedensrichters, dann in der Kammerherrnuniform und noch in verschiedenen Gruppen. Eins davon — mit Aljöscha Okomzeff und seiner Frau — rief in meiner Seele die schwersten Erinnerungen hervor und weckte mein längst beruhigtes Gewissen wieder auf. Lange vermochte ich es nicht, mich von diesem stummen Zeugen vergangener Stürme loszureißen, dann trat ich an den Spiegel und begann, mein Gesicht mit den Bildern zu vergleichen. Meiner Ansicht nach sehe ich dem Pagenbilde am ähnlichsten. Fast dasselbe Gesicht, nur habe ich jetzt einen großen Schnurrbart, den ich damals nicht besaß, und um bei der Wahrheit zu bleiben, ist das Haar lichter geworden. Dafür aber sind der Blick, der Ausdruck dieselben. Der Arzt ertappte mich bei dieser Beschäftigung.

„Nun sagen Sie, Fedor Fedoritsch," fragte ich ihn, „sehe ich diesem Pagen ähnlich? Nicht wahr, der Unterschied ist nur gering?

„Ein gewisser Unterschied ist allerdings vorhanden. Erstens hat der Page keine Runzeln . . ."

Dieser Arzt wird mich entschieden um den Verstand bringen. Natürlich ist mir das Wort: Runzeln schon längst bekannt, und ich habe es mehr als einmal im Gespräch gebraucht, aber ich habe mir niemals Rechenschaft darüber gegeben, was es eigentlich sei.

„Wo habe ich denn Runzeln?" rief ich voll Verzweiflung aus.

Der Arzt zeigte mir „wo".

„Das sollen Runzeln sein? Es sind einfach zufällige Hautvertiefungen.

„Nehmen wir das an; aber bei Ihnen als Page waren diese Zufälligkeiten nicht vorhanden, jetzt sind sie da."

„Es sind die Folgen des Nachdenkens, langer Betrachtungen."

„— Ja, langer Betrachtungen, hauptsächlich aber — der langen Jahre. Regen Sie sich nur nicht auf, beruhigen Sie sich und lassen Sie mich mal Ihr jugendliches Herz behorchen."

Bei meiner seligen Mutter, die eine kranke Frau war, auch bei Maria Petrowna, die immer gesund ist und sich beständig behandeln läßt, habe ich zur Genüge die verschiedensten Typen von Aerzten gesehen. Fedor Fedoritsch gehört zum widerlichsten Typus. Er ist ein witzelnder und ironischer Arzt. Ich habe immer Angst, er möchte einmal in einem Recept ein lateinisches Wortspiel verschreiben, das einem nachher recht schlecht bekommen könnte.

* * *

19. November.

Heute hat mich Maria Petrowna in Begleitung des Arztes besucht.

Maria Petrowna ist eine sehr seltsame Frau; sie zieht sich wie ein grauer Faden durch mein ganzes Leben. Ich bin, wie es scheint, in meiner Kindheit in sie verliebt gewesen. Ich hätte vielleicht diesen Umstand schon längst vergessen, wenn sie ihn mir nicht gelegentlich in's Gedächtniß zurückriefe, indem sie ihre Sätze folgendermaßen anfängt: Vous qui m'avez tant aimée. Wir sind mit ihr im gleichen Alter, aber im vorigen Jahre stellte es sich nach ihren Worten heraus, daß ich fünf Jahre älter sei. Ich bin Brautführer gewesen, als sie den bejahrten General Kunischtscheff heirathete, der sechs Jahre nach der Hochzeit starb und ihr ein Haus auf der Sergiewskaja, in welchem sie im Winter wohnt, und ein großes Gut bei Rjasan, wo sie die Sommermonate zubringt, hinterließ. Jetzt ist sie eine ziemlich starke, frische Blondine, die sich nicht nur für ihre wirklichen, sondern auch für ihre angeblichen Jahre prächtig erhalten hat. Sie ist keine dumme Frau, doch würde sie, wenn sie nicht so zerstreut wäre, viel klüger erscheinen..

Sie folgt aufmerksam der Litteratur, die Revue des deux mondes liest sie von der ersten bis zur letzten Zeile, denkt lange über das Gelesene nach, sodaß ich stets aus ihren Gesprächen schließen kann, bei welchem Artikel sie stehen geblieben ist. Einst bei Tische, als die Rede von einer französischen Schauspielerin war, unterbrach sie das Gespräch, indem sie sich zu mir mit der Frage wandte: „Nicht wahr, Paul, was war doch diese byzantinische Kaiserin Zoë für eine seltsame Frau?“ Ein anderes Mal fragte sie Kolja Kunischtscheff, einen entfernten Verwandten ihres verstorbenen Mannes, der von der Kriegsschule zu ihr beurlaubt war:

„Was denken Sie, Nicolas, über die Lage der Fellahs in Aegypten?“ Statt der Antwort schlug er nur seine Sporen aneinander.

Ich sehe Maria Petrowna fast täglich. Meistens langweile ich mich bei ihr, aber es zieht mich zu ihr hin, wie nach einem stillen, zuverlässigen und gewohnten Hafen. Wir verbringen zuweilen ganze Abende zusammen, indem wir über Poesie und Liebe sprechen und den Stadtklatsch leicht durchnehmen. Sie liebt die Musik und spielt gern die Chopin'schen Nocturnes, aber sie führt sie mit solchem Gefühle aus und verlangsamt derart das Tempo, daß man sie nicht erkennen kann; manchmal klimpert sie aber in ihrer Zerstreutheit allen möglichen Mißklang. Ich habe bemerkt, daß, wenn sie besonders traurig ist, sie Les cloches du monastère zu spielen beginnt. Bei den ersten Tönen dieses weinerlichen Stücks übermannt mich stets der Schlaf.

Maria Petrowna erkennt nur die platonische Liebe an. Mit dem oben erwähnten Kolja Kunischtscheff ereignete sich im vergangenen Jahre ein charakteristischer Vorfall. Als er zum Offizier befördert worden war, stellte sie ein unglaubliches Gethue mit ihm an. Maria Petrowna lud ihn unaufhörlich ein, gab sogar, trotz ihrer Abneigung für große Empfänge, ihm zu Ehren Gesellschaften. Damals freute ich mich schon für sie, weil ich dachte, daß sie, nachdem sie ihr ganzes Leben über Liebe gesprochen, sich endlich ordentlich verliebt hätte. Es endigte damit, daß mir eines Morgens ein lakonisches Briefchen überbracht wurde, „Mon cher Paul, venez me voir, j'ai à vous parler.“ Ich fand Maria Petrowna in Thränen von Arzeneien und Kompressen umgeben.

„Ich habe Sie gebeten zu kommen,“ begann sie mit schwacher Stimme, „weil ich Sie für einen wahren Freund halte. Sie glauben nicht, wie peinlich es ist, sich durch die Menschen irre geführt zu sehen. Ich bin vollkommen von Nicolas enttäuscht, er hat mich nicht verstanden.“

„Aber was hat er gethan?“

„Ich kann Ihnen nicht sagen, was er gethan, nur Eines will ich Ihnen mittheilen, er hat mich ganz und gar nicht verstanden.“

Da ich nichts in Erfahrung bringen konnte, begab ich mich zu Kolja. Er nahm zuerst meine Fragen etwas übel.

„Verstehen Sie doch nur, Kolja,“ sagte ich ihm, „daß ich nicht ge-

kommen bin, um eine Untersuchung einzuleiten. Eigentlich geht mich ja die Sache nicht im Geringsten an. Ich möchte nur als Maria Petrownas und — Ihr Freund einem zwischen Ihnen entstandenen Mißverständniß ein Ende bereiten. Was ist eigentlich vorgefallen?"

„Aber wirklich, es ist nichts vorgefallen," antwortete er lachend. „Ich habe den ganzen Abend bei der Tante zugebracht, sie hat die meiste Zeit Noctürnes gespielt, dann wurde das Souper aufgetragen, dann weiß ich nicht, warum . . . mit einem Worte, ich habe vielleicht einmal zu viel ihr Händchen geküßt. Sie hat sich geärgert und ist weggegangen."

„Ich glaube vollkommen, daß Sie Maria Petrowna nicht haben beleidigen wollen, da Sie sie aber doch gekränkt haben, so — was kostet es Ihnen, sich bei ihr zu entschuldigen?"

„Aber ich bitte Sie, ich bin bereit, mich hunterttausend Mal zu entschuldigen."

Ich brachte den Sünder augenblicklich zu Maria Petrowna. Er bat ehrerbietig um Verzeihung, erhielt dieselbe, doch von der Zeit an stellte er seine Besuche bei der Tante fast vollständig ein. Dieses Mal hatte er sie ganz gut verstanden.

Heute erschien Maria Petrowna bei mir ganz in Schwarz gekleidet und mit einem Gesichte, wie man zu einer Trauermesse geht. Nachdem sie mich aufmerksam angesehen, erheiterte sie sich.

„Ich finde, Paul, daß es nicht so schlimm mit Ihnen steht, als wie es Fedor Fedoritsch gesagt hat.

Der Arzt machte ihr ein ausdrucksvolles Zeichen, das seinen Zweck vollständig verfehlte, denn ihr entging es, und ich bemerkte dasselbe.

„Allerdings ist Paul etwas mager geworden, aber sehen Sie nur, er hat sogar Farben . . . Und wissen Sie, Fedor Fedoritsch, mir scheint es, daß es garnicht nöthig ist, ihn mit Ihren starken Mitteln zu behandeln. Man könnte ihm pulsatilla oder mercurius solubilis geben. Wie denken Sie darüber?

„Sie kennen Maria Petrowna," erwiderte scharf der Arzt, „meine Ansicht über die Homöopathie . . ."

„Ach ja, pardon, ich habe vergessen, daß Sie hier sind, aber ich glaube doch, daß pulsatilla nicht schaden könnte."

„Wenn sie auch nicht schaden kann, so kann sie doch nicht helfen, und wenn sie helfen kann, so kann sie auch schaden. Das ist une cercle vicieuse, aus der Sie nicht herauskommen werden."

„Wie oft habe ich Ihnen gesagt, Fedor Fedoritsch," bemerkte Maria Petrowna im Tone zärtlichen Vorwurfs, daß cercle männlich ist und daß man sagen muß: cercle vicieux und nicht vicieuse."

Der Doktor, ganz außer sich über die Verbesserung der französischen Sprache, für die er eine unüberwindliche Leidenschaft hegte, und hauptsächlich über die Erwähnung der Homöopathie, erklärte, er hätte einen Schwerkranken,

zu dem er unverzüglich fahren müsse. Trotz meiner Bitten entschloß sich Maria Petrowna nicht, allein bei mir zu bleiben, und fuhr auch weg. Wahrscheinlich erwartete sie auch meinerseits irgend eine Ausschreitung in der Art von Kolja Kunischtscheff.

Sie fand jedoch dafür einen vorzüglichen Vorwand — ihre Nichte. Von dieser eben aus dem Institute entlassenen Nichte hatte sie mir seit ihrer Rückkehr vom Lande in einem fort erzählt. Sie bildete sich ein, sie unendlich zu lieben, obgleich sie sie zum letzten Male gesehen, wie Jene drei Jahre alt gewesen. Jetzt behauptet sie, ihre Nichte sei bezaubernd, nennt sie „l'enfant de mon coeur“ und bedauert unendlich, daß es mir noch nicht geglückt sei, sie zu sehen.

Ich dagegen bedaure es nicht im Geringsten. Dieselbe ist wahrscheinlich irgend ein sentimentales, semmelblondes Institutsfräulein, in der Art wie sie selbst.

* * *

1. Dezember.

Nun sind schon drei Wochen seit dem Anfange meiner Krankheit verflossen. Ich habe eine ganze Menge Arzeneien und Salben durchprobirt; nach jedem neuen Mittel behauptet der Arzt, es hätte gewirkt, dabei entläßt er mich nicht aus dem Hausarreste. Abends besuchten mich einzelne Freunde, heute ist Niemand gekommen, und ich setze mich mit Vergnügen an diese Aufzeichnungen.

Um die Summe des verflossenen Lebens zu ziehen, muß man vor Allem entscheiden, was ich eigentlich für ein Mensch gewesen bin: ein guter oder ein schlechter, ein kluger oder ein dummer, ein glücklicher oder unglücklicher. Ich steckte mir eine Cigarre an, nahm auf dem Divan Platz und dachte während zwei Stunden über die erste Frage nach. Ich kam zum Schlusse, daß dies selbst für den wahrheitsliebendsten Mann eine nicht zu entscheidende Frage sei. Wenn sich Jemand Mühe giebt, sein früheres Leben sich zu vergegenwärtigen, kommen ihm sogleich seine guten Thaten besonders deutlich in den Sinn: dem hat man Gutes erwiesen, den gerettet, einst hätte man eine Niederträchtigkeit begehen können und hat es nicht gethan. Die Erinnerung an die schlechten Handlungen ist unendlich blasser. Wenn aber unser Gewissen plötzlich durch eine unzweifelhaft häßliche That beschwert wird, so ernennt sich dasselbe gefällige Gewissen zu unserm eigenen vereidigten Rechtsanwalte und beeilt sich alle möglichen Rechtfertigungen auszudenken, als ob es fürchte, daß im Falle wir uns für schuldig erklären, man uns augenblicklich, wenn auch nicht in einen ganz entfernten, so doch nicht genug centralen Ort verbannen würde. Ein ähnliches Gefühl empfand ich eben und empfinde es jedes Mal, wenn ich an Aljöscha Okontzeff denke. Doch davon ein anderes Mal.

Es ist noch schwerer, seine Eigenschaften, als seine Handlungen richtig

zu schätzen. Wenn wir andere Menschen beurtheilen, so haben wir ein ganzes Lexikon von Abstufungen in Vorrath, aus dem wir je nach Bedarf eine beliebige entnehmen. Hier sind drei Menschen, die ihr Eigenthum auf gleiche Art wahren. Von ihnen ist uns der Erste sympathisch, wir nennen ihn sparsam, vernünftig; den Zweiten lieben wir nicht, er ist unserer Ansicht nach geizig; den Dritten können wir nicht leiden, er ist ein Knauser. Die Geschichtsschreiber lassen sich in ihren Urtheilen meist durch ähnliche Sympathien, oder besser noch gesagt, Launen leiten. Ohne sich gegen die Wahrheit zu versündigen, können sie immer eine Abstufung wählen, können eine bekannte historische Persönlichkeit streng oder grausam, gütig oder schwach nennen. Es versteht sich von selbst, daß bei der Beurtheilung seiner eigenen Eigenschaften selbst der Mensch, der am meisten wünscht, wahrheitsgetreu zu bleiben, dennoch die zartesten Abstufungen wählen wird. Uebrigens hat es Beispiele gegeben, daß Menschen ihre Vergangenheit in den schwärzesten, mit Absicht verdichteten Farben vorgestellt haben. Für solche öffentliche Bußen kann man kein besseres Epigraph wählen, als den bekannten Ausspruch „Demuth, die mehr als Stolz". Aus der Tiefe dieser schriftstellerischen Beichter blickt der hoffärtige Gedanke hinaus: „Da seht Ihr, Leser, bis zu welchem Grade ich für meine Vergangenheit streng bin; ersehet daraus, welche Vollkommenheit ich jetzt erreicht habe." Bis morgen.

2. Dezember.

Bin ich gescheit oder dumm? Wenn man mir eine ähnliche Frage unvermuthet über irgend einen meiner Bekannten vorgelegt hätte, so wäre es mir schwer geworden, dieselbe gleich, ohne Ueberlegung zu beantworten. Ich spreche nicht über Genies oder Idioten, doch von diesen und jenen giebt es ja nicht viele. Um so schwerer ist es mir, ein Urtheil über mich selbst zu fällen. Im Allgemeinen sind die Begriffe über Geist sehr verschieden. In der Gesellschaft nennt man größtentheils denjenigen klug, der viele französische Wortspiele auswendig kennt, oder den, der über Alle schimpft. In der Gelehrtenwelt gilt derjenige für klug, der die Geduld gehabt hat, die größte Menge unnöthiger Bücher durchzulesen; in den geschäftlichen Kreisen derjenige, der die meisten Menschen hintergangen hat. Jemanden für gescheit oder dumm zu erklären, kostet entschieden nichts; es hängt oft von der Stimmung ab. Da habe ich Maria Petrowna nicht dumm, wenn auch eine zerstreute Frau genannt, aber als ich es niederschrieb, befand ich mich in einer großherzigen Laune. Wäre ich damals etwas böse gewesen, hätte ich sie dreist dumm nennen können, ohne mich dabei wirklich sehr weit von der Wahrheit zu entfernen. Gestern schickte sie mir dennoch homöopathische Kügelchen mit dem strengen Befehle, dem Arzte nichts davon zu sagen. Heute trat Fedor Fedoritsch zu mir ein mit der Frage:

„Nun, hat Ihnen denn die Pulsatilla geholfen?"

„Von wem wissen Sie es?“

„Selbstverständlich von Maria Petrowna.“

Meiner Ansicht nach ist die Logik der einzige Maßstab für den Geist, und von diesem Standpunkt aus kann ich mich nicht für klug erklären. Oft habe ich nicht das gethan, was ich gesagt, gedacht. Dabei kann ich beschwören, daß ich niemals mit Ueberlegung, mit Berechnung gelogen habe. Meine alte Tante Awdotja Markowna sagte mir, als sie mich einst für einen Jungenstreich schalt:

„Selbst bist Du klug, aber Dein Kopf ist dumm.“

Ich glaube, sie hatte Recht.

Ich entstamme einer adligen, streng konservativen Familie. Die Erziehung im Korps und der Dienst im Regiment haben diese Richtung noch mehr gefördert. In Folge des hauptsächlichen und einzigen, oben erwähnten Romans meines Lebens nahm ich meinen Abschied, ließ mich auf dem Lande nieder und gerieth unter die Friedensrichter. Unser Gouvernement zeichnete sich durch ungewöhnlich liberale Friedensrichter aus, und unter ihnen war ich einer von den liberalsten. Wie dies geschah, kann ich hier nicht erklären. Uebrigens verwirrten sich damals diese Begriffe bis zur Lächerlichkeit; jeder Einzelne konnte sich für das, was er wollte, halten. Von Kindheit an war mir beigebracht worden, daß der Konservative der Richtung der Regierung folgen müsse, hier ereignete es sich, daß die Regierung liberaler als die Gesellschaft war. Unser Gouverneur — einst einer der grausamsten Gutsbesitzer — weinte jetzt vor Rührung bei dem Worte Befreiung. Natürlich, wäre es der Regierung in den Sinn gekommen, die Bauern wieder zu Leibeignen zu machen, so wären seine Rührungsthränen noch reichlicher geflossen. Diesem Gouverneur gleich, donnerte ich an und strafte die abscheulichen Plantators und Vertheidiger der Leibeigenschaft im Namen der liberalen Richtung, die man der Kürze wegen damals einfach „ehrliche“ nannte. War ich vollkommen aufrichtig? Ja und nein, wie eine mir bekannte Dame sagt, die zu verstehen geben will, daß sie Alles weiß und dabei fürchtet, in die Klemme zu gerathen. Zuweilen umfingen mich Minuten schweren Nachdenkens. Da dachte ich, der Onkel Platon Markitsch . . . bis zu siebzig Jahren hat er als Ritter der Ehre gelebt, er ist von ungewöhnlicher Güte, die Bauern lieben ihn über Alles. Aber er ist ein Mann von alten Grundsätzen, es ist ihm schwer, sich mit den neuen Ideen zu befreunden, er befürchtet für seine Kinder das völlige Elend. Wie ist es zu verwundern, wenn er so viel wie möglich seine eigenen Interessen vertheidigt? Ist es möglich, daß man auch ihn als „unehrlich“ betrachten muß? —

Aber diese Minuten des Nachdenkens wurden durch den Lärm der allgemeinen Berathungen, der Zeitungsartikel, hauptsächlich aber der Mode übertönt, und wir donnerten, straften und terrorisirten das Gouvernement, ohne den geringsten Unterschied zu machen zwischen Leuten in der Art wie

Platon Markitsch und den wirklichen Koryphäen und Virtuosen des leibeigenen Rechtes.

Es ist sehr möglich, daß ein so leidenschaftliches und deshalb ungerechtes Verhalten in der Sache für jene historische Rolle, die wir zu spielen hatten, unumgänglich nöthig war. Als diese Rolle zu Ende ging, verließen wir die Bühne, und ich kehrte ganz naturgemäß in den früheren Kreis von Menschen und Begriffen zurück. Im vorigen Jahr trafen sich einige gewesene Terroristen in Petersburg. Ich hatte freundschaftliche Beziehungen mit ihnen aufrecht erhalten, und wir verabredeten uns, zusammen im Restaurant zu essen. Anfangs empfanden wir eine gewisse Verlegenheit, aber unter dem Einflusse des Weines und der alten Erinnerungen verschwand dieses Gefühl, und gegen Ende des Essens tönten wieder „Vertheidiger der Leibeigenschaft“, „Kampf mit den Plantators“, „ehrliche Richtung“ — dieses ganze Arsenal der einst gefürchteten, jetzt unnöthigen Worte. Für ein paar Stunden wähnten wir wieder Kalifen zu sein. War ich dieses Mal aufrichtig? Wieder werde ich mit dem Ausspruche der bekannten Dame antworten: ja, und nein. Die mit diesen Worten verknüpften Begriffe sind längst in das Gebiet des Anachronismus übergegangen. Früher bildeten diese Worte den Auswuchs neuer Ideen, den Bruch des ganzen Lebens, jetzt sind sie einfach eine Frage der Terminologie.

* * *

6. Dezember.

Jetzt ist die Frage an der Reihe: Bin ich ein glücklicher oder unglücklicher Mensch gewesen?

Vom allgemeinen Standpunkt aus war ich unzweifelhaft sehr glücklich, denn ich habe ein unabhängiges Vermögen und was man sehr unbestimmt eine Stellung in der Gesellschaft nennt. Aber das Geld ist doch — ein negatives Gut; daran wie an die Gesundheit denkt man nur, wenn sie nicht vorhanden sind.

Im Erreichen gerade dessen, was man nicht hat, besteht meiner Ansicht nach das Glück, und deshalb dauert es nur einen Augenblick. Kaum hat der Mensch das Ersehnte errungen, so wünscht er schon etwas Größeres. Und sogar dieser Augenblick wird Einem durch die Einmischung in unser Leben von Freunden und Feinden, was fast dasselbe ist, vergiftet.

Was sind Freunde, und was sind Feinde?

Eine wahre, auf langjährige Bekanntschaft und gegenseitige Liebe gegründete Freundschaft kommt im Leben jedes Menschen äußerst selten vor, und für diejenigen Beziehungen, bei deren Vorhandensein man die Menschen als „gute Freunde“ bezeichnet, bedarf es weder der Achtung, noch der Liebe. Gute Freunde sind Menschen, die es für ihre Pflicht halten, in unserer Seele und in unserem Leben herumzustöbern, die bei jedem Zusammentreffen mit Einem der größten Freude Ausdruck geben, und denen es sehr wenig

Kummer macht, wenn uns ein Mißgeschick oder gar ein Schmerz ereilt. Ich habe bemerkt, daß solche oberflächliche, freundschaftliche Beziehungen sich viel öfter in Folge gemeinschaftlicher Fehler, als in Folge gemeinschaftlicher Tugenden entwickeln. Gemeinschaftliche Tugenden oder Talente erwecken Eifersucht und folglich auch Neid. Es ist aber einem Manne, der einen Fehler an sich kennt, sehr angenehm, denselben Fehler bei anderen Menschen zu entdecken, und naturgemäß findet er diese Menschen ausgezeichnet, schon um sich selbst zu rechtfertigen.

Feindschaft entsteht zuweilen unter Menschen durch das Aneinanderprallen gemeinschaftlicher Interessen. Es ist dies eine natürliche Feindschaft, es ist die Feindschaft zweier Hunde wegen des zwischen sie geworfenen Knochens. Doch oft sind die Gründe zur Feindschaft flüchtiger und zufälliger Natur, gleich denen der Freundschaft. Sie treffen Herrn NN. zum ersten Mal in einem bekannten Hause und sagen in seiner Gegenwart, die Sängerin Solfeggio sänge falsch. Hätte NN. dazu geschwiegen oder Ihre Ansicht getheilt, so wären Sie vielleicht Ihr ganzes Leben in freundschaftlichen Beziehungen mit ihm geblieben. Aber NN. ist in die Sängerin Solfeggio verliebt und giebt Ihnen eine scharfe Antwort. Der Ton seiner Erwiderung setzt Sie in Erstaunen, und Ihrerseits sagen Sie ihm eine Stichelei, die die Grenzen der Höflichkeit nicht übersteigt. Das genügt: NN. ist Ihr Feind bis zum Grabe, er spürt jedem Ihrer Worte nach, hebt Ihre Schwächen hervor, wird vielleicht nicht 'mal vor der Verleumdung zurückschrecken.

Wie oft schändet eine solche ephemere Feindschaft höhere, geistige Sphären. Da hat der bekannte, geehrte Schriftsteller X. einen Artikel über Genossenschaften erscheinen lassen. Ein anderer, nicht minder geehrter Schriftsteller Z. liebt nicht Genossenschaften und schreibt eine Erwiderung auf den Artikel von X., in welcher er übrigens volle Achtung dem Talente des Verfassers zollt. X. ist demungeachtet unzufrieden und deutet in seiner Antwort an, Z. sei nicht genügend mit dem Gegenstande, über welchen er zu schreiben unternommen, unterrichtet. Z. überführt seinerseits X. der Unrichtigkeit der von ihm gemachten Citate. Die Polemik entbrennt immer mehr; zum Schlusse führt der Gedankenaustausch X. so weit, daß er die zweideutige Stellung von Z.s Frau erwähnt, und Z. erzählt sehr durchsichtig, wie X. einst bei der Eröffnung eines Vergnügungslokals durchgeprügelt worden ist. Ueber Genossenschaften ist in diesen Artikeln zur Verwunderung und Unzufriedenheit des Publikums schon nicht mehr die Rede.

Doch ist die Sache die, daß sich das Publikum gar nicht wundert und keinen Unwillen empfindet. Die Mehrzahl interessirt sich viel weniger für die Frage der Genossenschaften, als für die der Prügel von X. und der Intriguen von Z.s Frau.

Doch habe ich mich nicht weniger als X. und Z. vom Gegenstande meiner Betrachtungen entfernt. Indem ich auf die Frage von dem Glück

zurückkomme, erinnere ich mich unwillkürlich an den Zeitpunkt meines Lebens, den ich schon öfters hier erwähnt habe, den Zeitpunkt fieberhafter Thätigkeit und sinnlosen Glückes, dem mein ganzes späteres Leben zum Opfer gefallen ist. Ich will morgen versuchen, diese Geschichte, die auf viele von mir aufgeworfene Fragen wird Antwort ertheilen können, wahrheitsgetreu zu erzählen.

* * *

7. Dezember.

Alëscha Okontzeff war mein nächster Nachbar, entfernter Verwandter und der größte Freund meiner Kinder- und Jugendjahre. Niemals habe ich einen sympathischeren Menschen getroffen. Ein origineller Geist vereinigte sich bei ihm mit dem zärtlichsten, theilnehmenden und kindlich vertrauenden Herzen. Er war dreiundzwanzig Jahre alt, als er sich mit einer reichen und vornehmen Moskauer jungen Dame vermählte. Nie werde ich meine erste Begegnung mit Helene Pawlowna vergessen. Ich hatte vom Regiment einen dreimonatlichen Urlaub erhalten und fuhr nach meiner Wassiliewska, um die Geschäfte bei Gelegenheit der „Emancipation", wie man sich damals ausdrückte, zu ordnen. Bei der Durchreise in Moskau ging ich in das Troitzkische Restaurant und erblickte am Ende des Saales, fast bei der Orgel, Alëscha mit einer jungen und schlanken Frau. Er fiel mir um den Hals und stellte mich seiner Frau vor.

„Siehst Du, Lilja," sagte er mit ungeheuchelter Freude, „Du mußt doch irgend eine Ahnung, daß wir ihn hier finden würden, gehabt haben."

„Gar keine Ahnung habe ich gehabt," antwortete Lilja lächelnd. „Ich hatte einfach noch nie im Leben eine Orgel gehört und schon längst beschlossen, sobald ich verheirathet sein würde, unbedingt in einem Wirthshause zu frühstücken."

Das Frühstück verlief sehr heiter. Ich weiß noch ganz genau, daß dies erste Mal Helene Pawlownas Schönheit keinen besonderen Eindruck auf mich hervorbrachte. Das Einzige, was mir an ihr auffiel, war ihr seltsamer, räthselhafter, in die Ferne gerichteter Blick. Es schien, als ob in diesen grünlichen Augen eine Frage, auf die Niemand Antwort ertheilen konnte, erstarrt sei. Nach dem Frühstück kam ihr ein neuer Einfall in den Sinn: zum Photographen zu fahren und zur Erinnerung an dieses Frühstück eine Gruppe machen zu lassen. Wir erfüllten selbstverständlich ihren Wunsch, und dieses Bild, das ich das prophetische genannt, ist bei mir das einzige Denkmal der Vergangenheit geblieben. Am selben Abend verließen wir zusammen Moskau und begaben uns auf's Land. Zwischen unseren Gütern lagen nicht mehr als vier Werst, und wir sahen uns natürlich täglich.

Nach ungefähr zwei Monaten fing ich an zu bemerken, daß der räthselhafte Blick oft lange auf mir ruhte . . . Daß ich mich in Helene Pawlowna verliebte, ist nicht zu verwundern, aber warum sie mich lieb gewann,

das kann ich bis heute nicht verstehen. Alëscha sah viel besser aus als ich, und auch in jeder anderen Hinsicht wage ich es nicht, mich mit ihm zu vergleichen . . . Und unser Roman begann, ehe noch ein halbes Jahr nach ihrer Heirath vergangen war.

In späterer Zeit, wenn ich mein damaliges Benehmen prüfte, tröstete mich der Gedanke, daß ich mit meinen Gefühlen lange gekämpft hatte. Leider muß ich gestehen, daß, wenn ich auch gekämpft, der Kampf kein andauernder gewesen war. Wenn ich als ganz ehrlicher Mann hätte handeln wollen, so hätte ich vor Ablauf meines Urlaubs wegfahren müssen. Aber ich fuhr nicht weg, nahm sogar Nachurlaub, dann trat ich aus dem Regiment aus, übernahm die Stellung eines Friedensrichters und verlebte zwei Jahre auf dem Lande. Diese zwei Jahre sind der interessanteste und schmachvollste Zeitabschnitt meines ganzen Daseins. Ich genoß mein Leben vollauf, ich gab mich nicht vollständig Helene Pawlowna hin; die Pflichten eines Friedensrichters nahmen mehr als die Hälfte meiner Zeit in Anspruch, die Liebe war mir mehr ein Ausruhen und eine Zerstreuung, so daß ich nicht 'mal als Rechtfertigung die Stärke und Macht meiner Neigung anführen darf. Den Winter verbrachten Okontzeffs in der Gouvernementstadt, ich miethete ein im Hofe ihres Hauses stehendes Nebengebäude und besuchte sie, sobald ich mich frei machen konnte. Ich kann nicht behaupten, daß mein Gewissen sich die ganze Zeit nicht regte. Ich konnte zuweilen nicht ohne Entsetzen das gute vertrauende Gesicht Alëschas ansehen, aber eben dies Bewußtsein von der Tiefe meines Verbrechens, verbunden mit der beständigen Angst, ertappt zu werden, verlieh dem ganzen Roman einen besonderen sündhaften Reiz.

Gegen Ende des zweiten Winters erkältete sich Alëscha und wurde ernstlich krank. Helene Pawlowna entfernte sich nicht von seinem Bette und erfüllte mit bewundernswerther Selbstlosigkeit die Pflichten einer Pflegerin, als aber Alëscha anfing sich zu erholen, konnte sie ihren schweren, immer wiederkehrenden Trübsinn nicht verbergen. Die Sache war die, daß die Aerzte durchaus verlangten, Alëscha solle auf ein Jahr ein warmes Klima aufsuchen. Helene Pawlowna konnte ihn nicht allein fahren lassen, und es schien ihr unmöglich, die Trennung von mir zu ertragen. Vergebens gab ich ihr die Versicherung, ich würde sie im Sommer im Auslande aufsuchen, — sie blieb untröstlich. Endlich gegen Ende April erklärte man Alëscha stark genug, um die Reise zu unternehmen, und die Abreise wurde auf zwei Tage darauf festgesetzt. An diesem Tage hielt ich mich bei Okontzeffs besonders lange auf. Der Abend war so warm, daß die Balkonthüre offen stand und Alëscha die frische Frühlingsluft mit Entzücken einathmete. Helene Pawlowna war auch lebhaft geworden, plauderte heiter über die bevorstehende Reise, dann machte sie ihrem Manne die Arzenei zurecht und sagte mir lächelnd, es wäre nun für mich Zeit zu gehen. Ich war schon an der Thür, da rief mich Alëscha zurück.

„Siehst Du, Pawlik,“ sagte er, mir fest die Hand drückend, „ich wollte

Dir sagen . . . Du kannst Dir nicht denken, wie glücklich ich bin, reisen zu können, aber es ist mir sehr schwer, mich von Dir zu trennen. Gieb mir Dein Wort, uns bestimmt im Sommer nachzukommen.

Keine noch so bitteren Vorwürfe Alëschas hätten es vermocht, meine Seele derart zu erschüttern, wie diese einfachen, freundschaftlichen Worte es thaten. Wie ein Stein lag es mir auf dem Herzen, eine dunkle Ahnung eines unbekannten und unvermeidlichen Unheils ließ mich keinen Schlaf finden. Nur gegen Morgen schlummerte ich schwer und unruhig ein.

Man weckte mich mit der Nachricht, Alëscha sei gestorben. Die Aerzte hatten bei diesem unerwarteten Ausgange der Krankheit vollständig den Kopf verloren; dann entschieden sie, es sei ein akuter Rückfall gewesen, und beruhigten sich dabei. Als Hauptschuldige an demselben wurde die offene Balkonthür erklärt. Bei den Trauergebeten war die ganze Stadt anwesend, und Allen fiel der tiefe, bis zur Verzweiflung sich steigernde Schmerz Helene Pawlownas auf. Mir kam es gar nicht in den Sinn, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln, weil ich selbst unter der Last der Scham und des Kummers buchstäblich zusammenbrach. Bei dem Begräbnisse schlug sie mit dem Kopfe an die Sargwand und wurde auf den Stufen des Katafalks ohnmächtig. Ich wußte nicht, ob es für mich passend sei, sie an diesem Tage zu besuchen, aber sie enthob mich dieses Zweifels, indem sie mir schrieb, sie würde mich um neun Uhr erwarten. Ich fand sie bleich, aber gefaßt, in einem neuen, weißen, mit Spitzen besetzten Schlafrock. Sie empfing mich mit den Worten:

„Welches Glück, daß endlich Alles zu Ende ist!“

Und sie reichte mir lächelnd die Hand.

Ich war so bestürzt über diese Worte, dieses Lächeln und den Anzug, daß ich keinen Laut hervorbringen konnte. Ich hatte das Gefühl, an einem ganz dunklen Orte zu stehen, und daß sich eine unermeßliche Tiefe unter meinen Füßen bewege. Plötzlich erhellte ein grelles, unheilverkündendes Licht diese Dunkelheit und diesen Abgrund. In meinen umdüsterten Geist drang mit ungewöhnlicher Klarheit der Gedanke, Helene Pawlowna habe Alëscha vergiftet. In demselben Augenblick, wo ich das dachte, sagte sie eine französische Phrase, deren Sinn darin bestand, daß eine Frau, wenn sie wirklich liebt, vor keinem Opfer zurückscheue, die Männer jedoch (ich weiß noch, sie sagte vous autres) ein solches nicht 'mal zu würdigen wüßten.

Wäre nun Helene Pawlowna des Mordes an ihrem Gatten angeklagt worden und ich Geschworener gewesen, so hätte ich nicht den Muth gehabt, sie schuldig zu sprechen. Aber an jenem entsetzlichen Tage fiel der von ihr ausgesprochene Satz derart mit meinem Gedanken zusammen, daß mir auch nicht der Schatten eines Zweifels blieb. Ich wollte mich auf sie stürzen und ihr das Bekenntniß entreißen, wollte eilen und verlangen, man solle Alëschas Leiche ausgraben und öffnen . . .

Ich that nichts davon. Ich überwand mich, entschuldigte mich mit

Kopfschmerzen und verließ Helene Pawlowna mit dem Versprechen, sie am nächsten Morgen zu besuchen. Ich glaube sogar, daß ich sie zum Abschiede auf die Stirn küßte.

Am nächsten Morgen floh ich bei Anbruch des Tages nach Wassiliewka; übergab schleunigst die Geschäfte und fuhr nach dem Auslande weg. Vier Jahre lang trieb ich mich in Europa herum, von einem Ort zum anderen eilend, ohne, wo es auch sei, Ruhe zu finden. Der Gedanke, ich sei der indirekte, aber thatsächliche Mörder Aleschas, verfolgte mich überall. Helene Pawlowna versuchte mir zu schreiben, indem sie mich Anfangs anflehte, wiederzukommen, und mich später mit Vorwürfen überhäufte; ich antwortete ihr nicht. Ich bin aber überzeugt, daß, wenn sie plötzlich irgend wo mit ihrem räthselhaften Lächeln vor mir erschienen wäre, ich mich ihr wieder zu Füßen geworfen und jedem ihrer Worte Glauben geschenkt hätte, aber ihre Briefe waren bitter und scharf — und bestärkten mich nur in meinem Verdachte. Sie erwähnte niemals diesen Verdacht: vielleicht ahnt sie nichts bis zum heutigen Tage . . .

Endlich that die Zeit das ihrige. Ich kehrte nach Rußland zurück, ließ mich in Petersburg nieder, trat wieder in den Dienst, schrieb mich im Klub ein und begann jenes müßige Weltleben zu führen, bei dem ein Tag nach dem anderen vergeht, ohne Freude oder Leid zu bringen, den Verstand und das Gewissen durch den eintönigen Lärm einschläfernd und zeitweise das Herz durch den nichtssagendsten Kampf des kleinlichsten Ehrgeizes erregend.

Nach Wassiliewska begab ich mich nur ein einziges Mal, als ich die Nachricht von der schweren Erkrankung meiner Mutter erhielt. Helene Pawlowna traf ich dort nicht. Man erzählte mir, daß sie ungefähr zwei Jahre nach Aleschas Tode eine neue Ehe mit irgend einem polnischen Grafen eingegangen, bald wieder Wittwe geworden sei und nun auf ihren neuen polnischen Gütern lebe. Dann hörte ich ganze fünfzehn Jahre nichts mehr von ihr. Zu Beginn des vorigen Winters saß ich beim Morgenempfange bei der Fürstin Koselsky und war schon im Begriff, mich zu verabschieden, als die Gräfin Sawolska angemeldet wurde.

„Es ist meine alte Moskauer Freundin,“ erklärte uns die Hausfrau. „Wir gingen zusammen aus, elle était bien belle alors. Jetzt ist sie hergekommen, um ihre Töchter auszuführen.“

Herein trat eine Dame in einem schwarzen Kleide, mit einem gelben Gesicht und erloschenen Augen, ohne jegliche Spur von früherer Schönheit. Hinter ihr gingen zwei sehr elegant gekleidete junge Mädchen.

„Chère Hélène, quel bonheur de vous voir enfin,“ brachte die Fürstin hervor, indem sie sich mit ihrem schweren Körper geräuschvoll zum Empfange des Gastes erhob.

Bei dem ersten Laute der Stimme der schwarzen Dame fuhr ich unwillkürlich zusammen. Es war Helene Pawlowna. Die Fürstin stellte ihr die Gäste vor, unter ihnen auch mich.

Helene Pawlowna maß mich mit einem raschen und aufmerksamen Blick, und ohne mir die Hand zu reichen, sagte sie, sich an die Fürstin wendend:

„Nous nous connaissons de longue date, Monsieur a été très lié avec mon premier mari.“

Von da an traf ich Helene Pawlowna sehr oft in der Gesellschaft. Ihr Benehmen mir gegenüber war fast bis zur Unhöflichkeit schroff. Eines Abends, auf einer Gesellschaft bei derselben Fürstin Koselsky, kam ich ohne mein Zuthun in ihre Kartenpartie hinein. Der erste Robber verlief ganz gut, als sie aber mit mir spielen mußte, rief sie einen ältlichen General heran und überließ ihm ihre Karten, indem sie behauptete, müde zu sein. Ihre jüngste Tochter zweiter Ehe ist nicht hübsch, obgleich sie an Helene Pawlowna in deren Jugend erinnert, dafür ist aber die älteste reizend. Sie ist im Aeußeren, wie im Wesen, das vollkommene Ebenbild Alöschas: oft wünschte ich an sie heranzutreten und sie näher kennen zu lernen, aber wahrscheinlich in Folge der von der Mutter erhaltenen Weisungen sieht sie mich an, als ob statt meiner sich ein leerer Raum vor ihr befände.

Nun habe ich in aller Kürze meinen Roman erzählt . . . Kann man ihn denn wirklich als Glück bezeichnen? Mein Benehmen in dieser ganzen Geschichte war weder ehrenhaft, noch klug. Ich kann mich nur damit rechtfertigen, daß Viele an meiner Stelle ähnlich gehandelt hätten. Aber ist das eine Rechtfertigung?

* * *

25. Dezember.

Gestern, nach fünfzigtägiger Gefangenschaft, hat man mir endlich meine Freiheit wiedergegeben. Meine erste Ausfahrt war zu Maria Petrowna zum Weihnachtsbaum. Ueber diesen Weihnachtsbaum wurden schon seit einem Monat Reden geführt. Wie ich es schon gesagt, kann es Maria Petrowna nicht leiden, große Empfänge abzuhalten, weil sie immer glaubt, Alle langweilen sich bei ihr. Sie schließt von sich auf Andere: wenn sie wenig bekannte Gäste unterhalten muß, kann sie das nervöse Gähnen nicht unterdrücken und nimmt sogar homöopathische Mittel dagegen ein, allerdings ohne Erfolg. Man behauptet, daß sie einst, als sie im Salon drei Mütter, deren Töchter im Saale tanzten, zu beschäftigen hatte, dabei einschlief. Diesen Weihnachtsbaum entschloß sie sich für ihre Nichte herzurichten, wodurch sie dieser den größten Beweis ihrer Liebe gab.

Ich hatte mich in der letzten Zeit so sehr an Einsamkeit und an meine mit einem dunklen Schirm versehene Lampe gewöhnt, daß beim Betreten von Maria Petrownas Salon ich mich vollkommen über den Lichterglanz und die vielen Menschen bestürzt fühlte. Es waren eine Menge Kinder jeden Alters, aber noch mehr Erwachsene da. In der Saalthüre, einem memento mori gleich, stand mein Arzt. Er hatte den modernsten,

wie mit kleinen Flügeln versehenen Frack, eine weiße Binde an, und auf seiner Brust glänzte ein Knopf mit einem enormen Brillanten — wahrscheinlich war derselbe falsch. Er betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen, klopfte mir wohlwollend auf die Schulter und sagte:

„Nun, es scheint ja gut zu gehen, nur dürfen Sie kein Eis essen."

Ich gelangte nur mit Mühe bis zu Maria Petrowna. Sie befand sich in einer eher melancholischen, als gelangweilten Stimmung. Ich erkundigte mich nach der Ursache.

„Ach, Sie wissen ja, Paul, wie ich Kinder liebe, und Gott hat mir dieses Glück versagt. Was würde ich geben, wenn alle diese Kinder die meinigen wären!"

„Das wäre aber sehr schlimm für Sie, Maria Petrowna, dann müßten Sie wenigstens hundertundfünfzig Jahre alt sein . . ."

„Vous avez toujours le mot pour rire . . . Wie hat Ihnen meine Nichte gefallen?"

„Ich habe Sie nicht gesehen."

„Ist es möglich? Ich werde Sie gleich mit einander bekannt machen. Mischa, bitte, suchen Sie Lydie und schicken Sie sie zu mir.

Mischa Koselsky, ein großer und schöner Kammerpage mit einem heiteren, lächelnden Gesichte, ging auf die Suche. Nach einem Augenblicke eilte ein sehr hübsches Mädchen mit einer Stutznase und mit schwarzen, neckischen Augen herbei. Sie ist schon siebzehn Jahre alt, aber man kann ihr höchstens fünfzehn geben. Es war mir dies eine große Ueberraschung, in der Art eines Weihnachtsgeschenks: ich weiß nicht, warum ich es mir durchaus nicht hatte vorstellen können, daß Maria Petrowna eine so bezaubernde Nichte besäße. Von ihrem erhitzten Gesichtchen wehte es Einem wie unverfälschte Heiterkeit entgegen. Sie nahm einen ernsten Ausdruck an und verbeugte sich feierlich vor mir, doch hielt sie es nicht lange aus und begann gleich zu lachen.

„Ich kenne Sie schon lange, die Tante besitzt viele von Ihren Bildern, und Sie sehen Kostja sehr ähnlich."

„Wer ist dieser Kostja?"

„Er ist mein Onkel. Ich nenne ihn Kostja, weil ich ihn sehr lieb habe. Wollen Sie Bonbons haben? Diese sind nicht gut, ich will Ihnen Chokolade bringen."

„Lydie Lwowna," sagte herbeilaufend Mischa Koselsky, „die Baronin ist mit ihren Töchtern angekommen, Sie müssen hin, sie zu empfangen."

Lydie machte wieder ein ernstes Gesicht, wie es sich für die Wirthin gehört, und ging gemessen der Baronin entgegen, unterwegs ergriff sie aber einen dicken Jungen in einem weißen Anzuge und stülpte ihm eine grüne Papiermütze auf den Kopf.

Mich führte der Arzt zu seiner Frau, um mich ihr vorzustellen. Ueberhaupt war der Doktor sehr aufgeräumt und wollte durchaus beweisen,

er sei ein naher Freund des Hauses. Er sprach sehr laut, selbstverständlich französisch. In der letzten Zeit behandelte er eine französische Cocotte und lernte bei ihr einen gewählten Pariser Jargon.

In allen Ecken des Saales ertönte seine Stimme: „Consi — consi, Madame. En voilà une gaffe, par exemple“ u. s. w. Dies hinderte ihn jedoch nicht, sich in den Artikeln zu irren, z. B. sagte er: l'arbre est très belle.“ Was war da zu thun, die Artikel zu bewältigen, das brachte er nicht fertig, es ist seine Achillesferse. Seine Gattin ist eine kleine, farblose, sehr einfach angezogene und wahrscheinlich verprügelte Frau. Unaufhörlich liefen zwei blonde Töchter zu ihr heran und brachten ihr Bonbons, Apfelsinen und verschiedene Kleinigkeiten vom Weihnachtsbaume. Sie packte Alles sorgfältig in ein großes, ledernes Ridicule ein.

Ich hatte noch keine Zeit gehabt, mit meiner neuen Bekanntschaft ein Gespräch anzuknüpfen, als Lydie auf einmal vor mir stand mit einem kleinen, rosa Mützchen in der Hand. Ein ganzer Haufen junger Leute blieb ungefähr zwei Schritte hinter ihr stehen.

„Hier ist Sonja Koselsky,“ begann sie mit gesenktem Kopfe, indem sie mir von unten einen schlauen Blick zuwarf — „Sonja Koselsky, die behauptet, ich würde nicht den Muth haben, Ihnen dieses Mützchen aufzusetzen, und ich sage, daß ich es wagen werde. Sie werden doch nicht böse sein?“

„Durchaus nicht, wenn es Ihnen Vergnügen bereiten kann.“

„Wie gut Sie doch sind, die Tante sprach die Wahrheit . . . Doch will ich es besser nicht thun: es wäre nicht passend, und Miß Teck würde mich auszanken.“

„Wer ist Miß Teck?“

„Wie, Sie kennen nicht Miß Teck? Es ist meine Gouvernante, sie ist sehr streng. Ich will Ihnen lieber Eis bringen.“

„Ich danke Ihnen, der Doktor hat mir verboten, Eis zu essen.“

Der Arzt dachte scharfsinnig nach und sagte:

„Es schadet nichts, wenn ich dabei bin, ist es erlaubt.“

Lydie lief fort, um Eis zu holen, und die rosa Nachtmütze, die sie aus Höflichkeit Mützchen genannt, setzte sie sich, zur großen Freude der Jugend, auf.

„Lydie Lwowna,“ sagte ich, nachdem ich von ihr eine Untertasse mit einer rothen Flüssigkeit, die einst Eis gewesen war, erhalten. „Sie bewirthen mich heute derart, daß ich auch das Recht habe, Ihnen nächstens Bonbons mitzubringen, welche essen Sie am liebsten?“

„Rosa Rahmbonbons.“

In ihrem rosa Kleide, mit der rosa Mütze auf dem Kopf, mit gerötheten Wangen sah sie selbst entweder wie eine rosa Blume oder ein rosa Bonbon aus.

Gegen elf Uhr plünderte man den Baum, die kleinen Kinder wurden zum Schlafen weggebracht, und die erwachsenen Kinder fingen zu tanzen an. Es wurde ohne jede Unterbrechung getanzt, und zwar mit solcher Lebhaftigkeit,

daß sogar Maria Petrowna dieses Mal nicht hätte behaupten können, man langweile sich bei ihr. Ich walzte mit Lydie zwei Mal herum, wonach sie mir sagte:

„Wissen Sie auch, daß Sie sehr gut tanzen, viel besser als alle jungen Herren, außer Mischa."

„Lydie Lwowna, warum beleidigen Sie mich? Bin ich denn ein Greis?"

„Nein, Sie sind kein Greis, aber Sie sind doch bei Jahren . . ."

„Beweisen Sie mir, daß Sie mich nicht für einen Greis halten, und tanzen Sie die Masurka mit mir."

Lydie hatte noch keine Zeit gehabt, mir eine Antwort zu geben, als der unausstehliche Arzt es für nöthig hielt, sich in unser Gespräch einzumischen.

„Nein, Väterchen, dies werden Sie schon bleiben lassen. Jetzt müssen Sie schleunigst nach Hause, für das erste Mal ist es genug. Sie dürfen weder die Masurka tanzen, noch soupiren."

Ich widersprach schüchtern, aber der Arzt blieb unerbittlich.

„Sehen Sie sich im Spiegel an . . . Wie sehen Sie aus?"

Ich mußte mich fügen. Als ich das Eßzimmer, in welchem sich Niemand befand, durchschritt, blieb ich vor einem Spiegel stehen, und was erblickte ich? Ich erblickte ein sehr lebhaftes, jugendliches Antlitz, das niemand Anderem als Pawlik Dolsky glich, der sein ganzes Leben soupirt und die Masurka getanzt hatte.

Ich kehrte von meinem Abend sehr befriedigt nach Hause zurück, konnte aber, wahrscheinlich vor Müdigkeit, an die ich in letzter Zeit nicht mehr gewohnt war, lange nicht einschlafen. Gegen Morgen träumte es mir, ich äße rosa Rahmbonbons.

28. Dezember.

Nachdem ich zwei Tage zu Hause gesessen, fuhr ich heute zum Essen nach dem Klub. Ich war sehr begierig zu sehen, ob man an mir irgend eine Veränderung wahrnehmen würde. Der erste Eindruck war ein angenehmer. Im Flure stieß ich auf den dicken Wasska Tusemtzoff, den man in seinen Pelz zwängte.

„Ach, guten Tag, Pawlik . . . Wo hast Du so lange gesteckt?"

„Ich war fast zwei Monate krank."

„Als ob man Dir das ohne Weiteres glauben könnte! Was hat Dir fehlen können? Sieh' Dich nur an — Milch und Blut! Aber den Weibern den Hof machen — das ist Dein Fall! Wo ißt Du zu Mittag?"

„Im Klub, und Du?"

„Mir hat meine Frau befohlen zu Hause zu essen, wir haben Gäste. Setze Du Dich auch zu mir in den Wagen und iß bei uns. Meine Frau wird sich freuen . . . Was willst Du hier versauern?"

„Nein, danke, heute kann ich nicht."

„Nun, wie Du willst."

Beide Portiers liefen herbei, um Wasska in den Wagen hineinzuschieben, und ich, durch seine Worte ermuthigt, lief tapfer die erste Hälfte der Treppe hinauf und erstickte fast vor Asthma. Ich mußte mich auf den Treppenabsatz setzen, um zu Athem zu kommen. In diesem Augenblicke kam der alte und verehrte Vorsteher Andreï Jwanitsch aus dem Lesezimmer herauf. Er erkundigte sich auch, warum ich so lange nicht im Klub gewesen sei, und ich mußte ihm den ganzen Verlauf meiner Krankheit ausführlich erzählen. Andreï Jwanitsch hörte mir mit großer Theilnahme zu, schüttelte dann den Kopf und äußerte, wie für sich:

„Ja, das ist auch wunderbar, Stepan Stepanitsch lebt immer noch . . .“

Diesen Ausspruch hatte ich schon gar nicht erwarten können. Stepan Stepanitsch ist über achtzig Jahr alt und liegt schon seit zwei Jahren gelähmt da. Was habe ich denn Gemeinschaftliches mit ihm? Die gedrückte Stimmung, die sich meiner in Folge dieses netten Vergleiches bemächtigt hatte, zerstreute sich etwas bei Tische. Alle kamen mir sehr herzlich entgegen, das Essen war ausgezeichnet und das Gespräch sehr animirt. Die alten Herren gedachten der Vergangenheit, und da es mir im Leben zufällig vergönnt gewesen ist, mit sehr interessanten Menschen zusammenzukommen, so wurde auch ich munter und erzählte viel. Andreï Jwanitsch verdarb mir auch hier den ganzen Spaß. Gegen Ende des Essens wandte er sich zu mir mit dem liebenswürdigsten Lächeln.

„Sie haben ja, Pawel Matweïtsch, so viel bemerkenswerthe Männer gekannt. Sagen Sie mir, bitte, sind Sie nie mit unserem berühmten Historiker Karamsin zusammengetroffen?“

Eigentlich wollte ich antworten: „Nein, Karamsin habe ich niemals getroffen, aber mit Lomonossoff habe ich mich geduzt,“ hielt mich aber zurück, weil meine Ironie vergeblich gewesen wäre. Karamsin ist ungefähr zwanzig Jahre vor meiner Geburt gestorben. Wie konnte ich denn mit ihm zusammentreffen? Es ist wunderbar, wie diese Leute in Folge des Alters die elementarsten Begriffe von Chronologie einbüßen!

Abends beim Whistspielen machte ich einzelne grobe Fehler. Warum eigentlich? Wahrscheinlich, weil ich lange nicht mehr gespielt hatte, und vielleicht fange ich wirklich an Stepan Stepanitsch zu gleichen, der schon vor zehn Jahren so alt war, daß man ihm die Renoncen verzieh.

3. Januar.

Das Haus von Maria Petrowna ist nicht mehr zu erkennen. Früher war es ein stiller Hafen; jetzt, dank Lydies Anwesenheit ist es ein ununterbrochener weltlicher Bazar. Drei Prinzessinnen Koselsky: Sonja, Wera und Nadja, Sonja die Zweite, Sibkin, Sonja die Dritte (den Familiennamen habe ich vergessen), Kousine Katja, Kousine Lisa, noch einige junge Damen, „ihre Namen wisse Du, o Herr“ — verschiedene Pagen, Lyceisten und junge Offiziere, — Alles das wimmelt im gastfreundlichen Hause auf der

Sergiewskaja herum. An der Spitze der ganzen Jugend steht Mischa Koselsky, der augenscheinlich in Lydie verliebt ist und ihr Adjutant genannt wird. Maria Petrowna hat endgiltig zu glauben aufgehört, man langweile sich bei ihr, und einmal versprach sie sich sogar in ihrer Zerstreutheit, indem sie mir sagte:

„Il paraît pourtant, que cette jeunesse s'amuse chez moi."

Lydie ist sehr lieb mit mir und sehr lieb im Allgemeinen. Ich bestellte ein paar Pfund rosa Rahmbonbons, ließ sie in eine rosa Bonbonniere in Form eines Mützchens einpacken und brachte es ihr zu Neujahr. Anfangs war sie sehr erfreut über das Geschenk und lief zu Miß Teck, um ihr dasselbe zu zeigen, kam aber mit einem etwas betrübten Gesichte wieder.

„Ich hielt Sie für so gut; jetzt sehe ich aber, daß Sie ein Schalk sind. Sie haben mir diese Bonbonniere mit Fleiß gebracht, um mich an mein dummes Benehmen bei dem Weihnachtsbaume zu erinnern. Es ist doch wahr?"

„Es ist wahr, aber ich wollte Sie durchaus nicht kränken. Ein Witz ist den anderen werth, — das ist Alles. Wenn Sie sich aber geärgert haben, Lydie Lwowna, so verzeihen Sie mir . . ."

„Nein, ich habe mich nicht geärgert, von nun an werde ich nur wissen, daß Sie ein Schalk sind . . . Darf ich Sie Pawlik nennen?"

„Natürlich dürfen Sie das, ich werde Sie aber Lydie nennen."

„Ausgezeichnet, ich bin sehr froh . . . Und wollen Sie jetzt mit mir einmal Walzer tanzen?"

„Was ist Dir denn, Lydie?" mischte sich Maria Petrowna ein. „Wie kann man auf dem Teppiche und ohne Musik tanzen?"

„Das schadet nichts, Tante, Pawlik tanzt vorzüglich."

„Nein, Unsinn, Unsinn, überhaupt nimmst Du Dir viel zu viel heraus. Paul ist doch kein Junge, daß er Dir alle Deine Launen erfüllte . . ."

Ach, obgleich ich auch kein Junge bin, legte ich doch den Hut weg, verließ meinen Platz und hätte wahrscheinlich Lydies Laune befriedigt, aber in diesem Augenblicke stürmten Sonja Sibkin und Kousine Katja mit zwei Gouvernanten und drei Fähnrichen in das Zimmer. Die ganze Kohorte begrüßte uns flüchtig und entfernte sich mit Ungestüm nach dem Saale.

„Quelle bonne et charmante enfant," sagte Maria Petrowna, ihrer Nichte nachblickend, „aber Paul, Sie verwöhnen Sie unverantwortlich. Sie ist schon ohnedies von Allen verwöhnt worden."

22. Februar.

Trotz der Befürchtungen und Prophezeiungen meines geistvollen Aeskulaps, bin ich so rüstig und gesund wie schon lange nicht mehr. Ich verbringe ganze Tage bei Maria Petrowna und fühle mich eben so jung wie Mischa Koselsky. Es kommt mir zuweilen vor, ich sei wie ehedem ein Kammerpage, ich wäre nie Offizier, nie Friedensrichter, nie Kammerherr gewesen, daß das Ganze nur ein dummer Traum sei, von dem ich eben auf-

gewacht bin. Lydie wird mit jedem Tage bezaubernder und lieber. Sie hat mich zum zweiten Adjutanten ernannt, und ich erfülle mit Wonne ihre sämmtlichen Aufträge. Ich habe die Verpflichtung, Logen zu besorgen, verschiedene Fahrten zu Stande zu bringen und Maria Petrowna zu überreden, wenn sie irgend etwas nicht erlauben will. Mein Bekanntenkreis hat sich vollständig verändert. Ich habe bei Sonja Sibkins Mutter und bei dem Vater von Kousine Katja Besuch gemacht. Eine besondere Freundschaft verbindet mich mit allen Gouvernanten. Dank der Gouvernante von Kousine Lisa habe ich mich als Mitglied einer wohlthätigen Gesellschaft in Lausanne eingeschrieben und für die Gouvernante von Sonja der Dritten (ich vergesse immer den Familiennamen) habe ich angefangen, Briefmarken zu sammeln. Sogar die eisige und langzähnige Miß Teck ist etwas für mich geschmolzen und vertraut mir ihre Familiengeheimnisse an. Allerdings sammle ich für sie Cigarrenabschnitte, die sie jeden Monat durch die Gesandtschaft nach England schickt.

Von meinen früheren Bekannten verkehre ich nur noch bei der Fürstin Koselsky. Gestern habe ich bei ihr auf dem Balle getanzt.

Es war dies ein reizender bal d'adolescents. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß Lydie die Königin des Festes war und Alles anordnete. Ihrem Befehle folgend tanzte ich vor und — ich darf es sagen, ohne zu prahlen, — machte meine Sache gut nach den Ueberlieferungen der guten alten Zeit. In früheren Jahren war es meine Spezialität. Da Kousine Lisa sehr unschön ist und oft ohne Tänzer bleibt, mußte ich zwei Quadrilles hintereinander mit ihr tanzen; dafür beglückte mich aber Lydie mit der Masurka. Sie wurde beständig gewählt, und ich konnte nur wenig mit ihr sprechen. Aber wie schön war es, ihren Bewegungen zu folgen und dabei zu wissen, daß sie doch gleich zu mir wiederkommen würde.

Es war ein sehr, sehr schöner Abend, aber beim Abschiede setzte mich die Fürstin Koselsky in Erstaunen durch die übertrieben große Dosis Dankbarkeit, die sie mir zu Theil werden ließ.

„Merci, merci, lieber Pawlik," wiederholte sie ein paar Mal, „vous avez dansé comme un ange, ich werde Ihnen dafür einen Kuß geben."

Und sie berührte meine Stirn mit ihren fetten Lippen. Nehmen wir an, dies sei liebenswürdig gewesen, aber zu anerkennend war es entschieden. Was ist denn so Besonderes dran, daß ich auf einem Balle getanzt habe? Mit mir zusammen verabschiedeten sich zwei chevaliers-gardes, und ihnen sprach sie gar keinen Dank aus.

Ueberhaupt hat die Fürstin komische Begriffe. Vous avez dansé comme un ange! Wie sie wohl herausgefunden hat, daß Engel tanzen!

(Schluß folgt.)



Oscar Wilde als Problematiker.

Von

Max Hoffmann.

— Berlin. —

Daß Oscar Wilde, in dessen anregender Gesellschaft viele der Edelsten seiner Nation — worunter auch König Eduard VII. als Prinz von Wales — manche angenehme Stunde verlebten, einer der geistreichsten Engländer gewesen ist, steht jetzt unumstößlich fest, trotz seines furchtbaren Sturzes im Jahre 1895, der schrecklicher war, als der des Satan in Miltons „Verlorenem Paradies". Nach und nach tauchen auch wieder Bücher von ihm auf, die seiner Zeit mit büttelhafter Wuth von den steifleinenen Vertretern des unentwegten „cant" vernichtet oder in dunkle Winkel geschleudert worden waren. „Dorian Gray", „Lady Windermeres Fächer", „Eine Frau ohne Bedeutung" und „Salome" liegen bereits deutsch vor, seine von Walter Crane illustrirten fünf Märchen sind vor Kurzem in dritter Auflage herausgegeben worden und zeigen sich hier und da in deutschen Zeitschriften; sein Einakter „Salome" und die Komödie „Bunbury haben kürzlich auf einer Berliner Bühne das Lampenlicht erblickt*) — kurz, die Werke des schnell verdammten, einst unumstrittenen Tonangebers des Londoner feinen Geschmacks beginnen zwei Jahre nach seinem elenden Tode langsam wieder zu erwachen.

Und er verdient es. Denn an Niemandem besser als an ihm läßt sich erkennen, daß jene Männer, die man als Angehörige des „dritten Geschlechts" bezeichnet hat, durchaus nicht die Bösewichte sind, als die sie Gesetz und öffentliche Moral hinstellt, sondern daß sie meist bedauernswerthe Abnorme sind, die oft ein aufs Höchste gesteigertes, allerfeinstes Kunstverständniß und zartestes Gefühl für litterarische, wissenschaftliche und sociale Probleme besitzen. Das beste und für uns naheliegendste Beispiel dafür bietet Platen. Mit dem wühlenden Spürsinn des Hasses hatte Heine, unbeirrt durch die Entrüstung seiner Zeitgenossen über diese Enthüllungen, die wahre Veranlagung seines Innern erkannt, und die später herausgekommenen Tagebücher des gräflichen Poeten haben die Vermuthungen des boshaften Gegners bestätigt. Fast an jeder einzelnen Dichtung Platens läßt sich seine Vorliebe für männliche Wesen nachweisen; mag er nun in den „Ghaselen" den Schenken besingen, als Balladen- und Romanzenfiguren uns Gestalten wie Alarich, Zobir, Harmosan, Wittekind, Kaiser Otto III. vorführen, oder die Abbassiden

---

*) Die erste deutsche Aufführung der „Salome" wurde bereits vor 1½ Jahren von der „Freien Litterarischen Vereinigung" in Breslau veranstaltet; das Lobe-Theater daselbst war auch die erste deutsche Bühne, auf welcher — am 22. Nov. d. J. — „Lady Windermeres Fächer" in Scene ging.

als Helden eines Epos wählen, das Weib wird fast gar nicht oder nur als untergeordnet erwähnt. Auch in seinen „Sonetten". Dazu gehört auch die Thatsache, daß er in Kunst und Litteratur gern auf solche Größen hinweist, die nach seiner Meinung eine der seinigen ähnliche Veranlagung besaßen, auf Hafis, Michel Angelo, Winckelmann und Shakespeare in seinen Sonetten, von dem er singt:

Nicht Mädchenlaunen störten deinen Schlummer,
Nur stets um Freundschaft sehn wir warm dich ringen.

Ein ähnliches, wahrscheinlich unbewußtes Verfahren, durch das er seine Abnormität vor dem Forum der Welt und seines eignen geängstigten Gewissens zu vertheidigen glaubte, schlug auch Oscar Wilde ein, indem er aus der Geschichte aller Zeiten und Völker solche Männer feiert, die zur Rechtfertigung seines Wesens dienen. Im „Dorian Gray" spricht er von der „Liebe, die Michel Angelo, Montaigne, Shakespeare und Winckelmann empfunden hatten".

Durch die eherne Macht grausamer Umstände gezwungen, hat er dann seine Denk- und Fühlsweise öffentlich zu rechtfertigen gesucht in der dritten Hauptverhandlung gegen ihn vor dem „Central Criminal Court" am 30. April 1895, wo er sich folgendermaßen äußerte: Die Liebe, die in diesem Jahrhundert ihren Namen nicht nennen darf, die Zuneigung eines älteren Mannes zu einem jüngeren, wie sie zwischen David und Jonathan bestand, wie sie Plato zur Grundlage seiner Philosophie machte, und wie wir sie in den Sonetten Michel Angelos und Shakespeares finden — jene tiefe geistige Neigung, die ebenso rein wie vollkommen ist und die großen Werke der Kunst eingiebt, jene Liebe, die in diesem Jahrhundert mißverstanden wird . . . sie ist schönheitsvoll, sie ist herrlich, sie ist die edelste Form jeder Zuneigung. Sie ist geistig, und sie besteht zwischen einem älteren Mann und einem jüngeren, wenn der ältere geistreich ist und der jüngere noch seine unberührte Hoffnungs- und Lebensfreudigkeit besitzt . . .

Wenn wir das Alles in Betracht ziehen, so ist es nicht zu verwundern, daß Wilde sich auch eingehend mit dem Problem, das uns Shakespeare in seinen Sonetten bietet, beschäftigt hat. Bekanntlich giebt uns kein Dichter der Weltlitteratur durch sein Leben und seine Werke härtere Nüsse aufzuknacken, als der große Brite. Letztere stehen in unbegreiflich riesenhafter Größe vor uns; ersteres ist ein Buch mit sieben Siegeln geblieben und wird es bleiben. Wir wissen nur ganz wenig darüber, und auch dies wenige nur sehr ungenau. So war es denn möglich, daß selbst ernsthafte, wissenschaftlich gebildete Männer den Spuren der hysterischen Amerikanerin Delia Bacon folgten, die zuerst im Jahre 1856 den Lordkanzler ihres Namens als den Verfasser der Shakespeare'schen Dramen hinstellte. Und ähnlich wie den Dramen erging es auch den hundertvierundfünfzig Sonetten, die unter dem Namen Shakespeares umlaufen. Veranlaßt durch die überschwänglichen Gefühlsäußerungen, die darin niedergelegt und größtentheils an einen jungen Mann gerichtet sind, und durch die sonderbare Widmung, die der ersten im Jahre 1609 herausgekommenen Gesammtauflage der Sonette vorgesetzt ist, stellte man verschiedene Theorien auf, die sowohl die Widmung, als auch den Inhalt näher verständlich und begreiflich machen sollten. Zu diesen Theoretikern gesellte sich auch Oscar Wilde, der seinem ganzen Denken und Fühlen nach ein eifriger Bewunderer jener Gedichte sein mußte, in seiner kleinen, reizenden Schrift „The portrait of Mr. W. H.", die jetzt in einer von Johannes Gaulke besorgten Uebersetzung bei Spohr in Leipzig erschienen ist.

Wilde erfaßt seine Aufgabe als echter Künstler. Er giebt uns nicht wie ein trockner Gelehrter langweilige Buchstabengelehrsamkeit, sondern eine kleine, mit köstlicher Anschaulichkeit erzählte Geschichte, in der er spielend seine eingehende Kenntniß des Stoffes und seine tiefen Studien verwerthet. Er führt uns einen jungen Engländer Cyril Graham vor, der „in mancher Hinsicht etwas vom Weibe an sich hatte, obgleich er ein sehr guter Reiter und Fechter war". Wirkliches Gefallen fand er nur an der Poesie und der Schauspielkunst, beschäftigte sich immerfort mit Shakespeare und recitirte ihn auch gern. Er glaubte, endlich das Geheimniß der Shakespeare'schen Sonette enthüllt zu haben. Er

versicherte, daß alle Gelehrten und Kritiker auf einen ganz falschen Weg gerathen wären und daß er der Erste wäre, der dank seiner logischen Beweisführung dahinter gekommen wäre, wer der mysteriöse Mr. W. H., dem die erste Ausgabe gewidmet ist, gewesen sei. Er geht von der Voraussetzung aus, daß der junge Mann, an den Shakespeare seine tief leidenschaftlichen Sonette gerichtet hatte, eine Persönlichkeit gewesen sein müsse, die in der Entwicklung seiner dramatischen Kunst ein lebendiger Faktor gewesen sei, und solches könne weder von Lord Pembroke, noch vom Grafen Southampton, auf die man gewöhnlich die Sonette bezieht, behauptet werden. Er untersucht die verschiedenen Theorien, widerlegt sie und kommt dann zu dem Schluß: „Der Mensch, dem Shakespeare Unsterblichkeit versprach, war sicherlich kein Anderer als der jugendliche Schauspieler, für den er Viola und Imogen schuf, Julia und Rosalinde, Portia und Kleopatra und selbst Desdemona."

„Von diesem Gesichtspunkt geleitet, nahm er alle Sonette aufs Sorgfältigste durch, um zu beweisen, daß nach seiner Auslegung alles Dunkle, Häßliche und Uebertriebene aus den Sonetten verschwand und diese plötzlich in höchster künstlerischer Klarheit erstrahlten ... Es steht außer Frage, daß in der Shakespeare'schen Truppe sich ein begabter jugendlicher Schauspieler befunden haben muß, den er mit der Darstellung seiner erhabenen Heroinen betraut hat ... Cyril Graham wollte sogar den Namen des jugendlichen Schauspielers entdeckt haben. Er hieß nach seiner Meinung Will, oder wie er ihn noch lieber nannte: Willie Hughes."

Man muß gestehen, daß diese Annahme viel Bestechendes für sich hat. Sagt doch selbst Bodenstedt, der sonst die Frage nach dem räthselhaften W. H. offen läßt und den in den Gedichten angeschlagenen Ton auf den zu jener Zeit allgemein verbreiteten Freundschaftskultus zurückführt, in der Einleitung zu seiner meisterhaften Uebertragung der Sonette: „Sie erinnern uns an alles Bedeutendste in seinen Dramen, bieten uns eine Fülle verwandter Klänge, Gedanken, Betrachtungen und Stimmungen. Es ist uns, als ob er diese Sonette geschrieben haben müsse, bevor und während er „Romeo und Julia" dichtete, jene, während er mit „Hamlet" beschäftigt war, andere, während seine Lustspiele entstanden. Wir entdecken zwischen ihm und seinen Helden einen geheimnißvollen Zusammenhang."

Dadurch giebt auch Bodenstedt zu, daß die Sonette nahe Beziehung zu dem dramatischen Schaffen Shakespeares verrathen.

Dem schaffenden Künstler Oscar Wilde genügte es aber nicht, die nackte Theorie in seiner Geschichte zu verkünden, und gemäß seiner Neigung fürs Phantastische und Excentrische verquickt er mit seiner Erzählung einen mysteriösen Vorgang. Cyril Graham wünscht, seinen Freund Erskine von der Richtigkeit seiner Lösung ganz zu überzeugen, und begeht deshalb eine Fälschung, indem er sich insgeheim nach seiner Angabe ein Bild anfertigen läßt und dies für ein durch ihn zufällig aufgefundenes altes Portrait jenes unbekannten Schauspielers ausgiebt. Als der Freund diesen Betrug entdeckt und ihm Vorwürfe deswegen macht, begeht er Selbstmord, um zu zeigen, wie fest und unerschütterlich sein Glaube an seine Sache sei, und „um sein Leben dem Sonetten-Geheimniß zum Opfer zu bringen".

Aber die Theorie vererbt sich mit dem Bilde wie ein magischer Schicksalsspruch weiter, geht nun auf Erskine, der sie erst mit allen Mitteln der Logik bekämpft hat, über und schlägt ihn ganz in ihren Bann. Auch er geht — allem Anscheine nach freiwillig — in den Tod und überläßt das verhängnißvolle Bild und damit die Theorie, befleckt mit dem Blute zweier Menschen, dem Erzähler der Geschichte, der nun beim Betrachten des Bildes, das in seinem Studirzimmer hängt, „manchmal denkt, daß sich vielerlei zu Gunsten der Willie Hughes-Theorie bezüglich der Shakespeare'schen Sonette sagen läßt".

So endet Wildes geistvolles Büchlein. Geistvoll auch durch manche seiner bekannten cynischen Aperçus. Z. B.: „Sommersprossen sind ein Privileg der schottischen

Familien, wie die Gicht eines der englischen ist. Cyril pflegte zu sagen, daß er von Beiden immer noch die Gicht vorzöge." Oder: „Es ist immer ein thörichtes Beginnen, Jemandem einen Rath zu geben, aber noch verwerflicher ist es, Jemandem einen guten Rath zu geben. Wenn du es aber dennoch thust, würdest du es zu bereuen haben." Das sind echte Oscariana!

Wie aber gerade Wilde dazu gekommen ist, diese Geschichte zu schreiben, erkennt man aus seiner Beschreibung des Bildes. „Es stellte einen jungen Mann im Costüm des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts dar, der neben einem Tische stand, die rechte Hand auf ein offenes Buch gestützt. Er machte den Eindruck eines Siebzehnjährigen und war von ungewöhnlicher Schönheit, doch von stark ausgesprochen weiblichem Typus. Ja, hätte er nicht Herrenkleidung und kurz geschorenes Haar getragen, man hätte dieses Gesicht mit den traumverlorenen Augen und den zarten Scharlachlippen für ein Mädchengesicht halten können." — Und mit welcher Begeisterung zählt Wilde die Kosenamen des Dichterfreundes aus den Sonetten auf: Der zarte Liebling seiner Mußestunden, die Rose der ganzen Welt, der Herold des Frühlings, der in das prächtige Gewand der Jugend gehüllt war, der Lieblingsknabe, dessen Stimme ihm wie Musik erklang und dessen Schönheit die Nahrung seines Herzens war!

Er glaubte bei dem größten Dichter, den unser fruchtbarer Planet bis jetzt hervorgebracht hat, ähnliche Gefühlstöne wie in seinem eigenen Herzen entdeckt zu haben, und aus inniger Freude darüber schuf er sein novellistisches Phantasiegebilde, das dem Litterarhistoriker ebenso interessant sein wird, wie dem unbefangenen Leser, der sich, gleichgiltig gegen die theoretischen Erörterungen, an dem sophistischen Stil und der großen Darstellungskunst Wildes ergötzt.





Illustrirte Bibliographie.



Gartenlaube-Bilderbuch. Der Deutschen Jugend gewidmet vom Verlag der Gartenlaube, Ernst Keils Nchfl. G. m. b. H. in Leipzig.

Die Kunst im Leben des Kindes! Das ist das neueste Schlagwort; und solche Schlagworte flößen mir ein gewisses Mißbehagen ein. Sobald gewisse, durchaus natürliche, aus der Nothwendigkeit hervorgegangene Bestrebungen erst in einem Schlagwort ihre Abstempelung erhalten und damit ihre officielle Einführung erlangt haben, pflegt sich heutzutage der übertriebene Eifer Unberufener sofort der Sache zu bemächtigen, sie durch maßloses Wiederholen zu trivialisiren oder durch Uebertreibung oder theoretisches Tifteln so zu verzerren, daß sie schließlich ihren eigenen wahren Freunden verleidet wird, wie den Tischgästen der Brei, in dem zu viele Köche herumgerührt haben. Die geistlose Nachahmung, die Phrase und die Verlogenheit bilden das leidige Gefolge des Schlagwortes, das anfangs wie eine Offenbarung, als der bewußte, klare, verständliche Ausdruck von bisher noch nicht geklärten, ringenden Tendenzen aufklärend und zielsetzend erscheint, und mit freudiger Ueberraschung und Begeisterung empfangen wurde. Hoffen wir, daß unter dem Schlagworte der „Kunst im Leben des Kindes“ nicht allzuviel mehr gesündigt werden mag. Es wird gar zu viel von ihr geredet, als daß man nicht ein Recht zu Befürchtungen hätte, die denn auch zum Theil bereits durch einige künstlerische Extravaganzen gerechtfertigt worden sind. Vor Allem soll man nicht, in der Einbildung, etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes in's Leben zu rufen, vergessen, daß auch schon in früheren Zeiten für die Kunst im Leben des Kindes Musterhaftes geschaffen worden ist, daß es auch hier eine Tradition giebt, an die man anknüpfen kann — eine Tradition, die freilich lange genug unterbrochen gewesen ist. Der Grundsatz, daß für die Jugend das Beste gerade gut genug sei, ist lange sträflich hintangesetzt worden, und heute noch wird in Bild und Wort vielfach gegen das Kind gefehlt, für das jede Sache als ein die Entwickelung beeinflussendes Element von Wichtigkeit ist und danach behandelt werden muß. So muß in den künstlerischen Gaben, die man dem Kinde darreicht, auch wirklich der Geist eines ernsten Künstlers leben und zugleich der eines feinfühligen, verständnißvollen Kenners der Kinderseele. Wir finden unter den neueren Erscheinungen auf dem Büchermarkte manche, die in erfreulichem Maße diesen Forderungen entspricht. Zu den besten unter ihnen gehört das von dem Verlag der „Gartenlaube“ als eine Festgabe anläßlich des 50 jährigen Bestehens dieses

Familienblattes der deutschen Kinderwelt auf den Weihnachtstisch gelegte „Gartenlaube-Bilderbuch".

Das „Gartenlaube-Bilderbuch" ist nicht eine Schöpfung neuerungssüchtigen Wagemuthes, eines entdeckungslüsternen Experimentireifers, der ebensogut einen Volltreffer



Muttersöhnchen. Originalzeichnung von Fritz Reiß.
Aus: Gartenlaube-Bilderbuch. Leipzig, Ernst Keils Nachf.

machen, wie einen Fehlschuß thun kann; es wandelt im Allgemeinen in Bild und Wort sichere Bahnen, zuverlässige Pfade, die zweifellos zu einem schönen Ziele führen. So finden wir hier eine Menge altvertrauter Namen von Dichtern und Zeichnern, die von vornherein die Gewähr boten, daß zum Mindesten Geschmacklosigkeit, tollkühne Extravaganz

und excentrische Phantastik dem Werke fern bleiben würde. Vielleicht mag dem, der in erster Linie auf frappirende Originalität, auf künstlerisches Neuland erpicht ist, das „Gartenlaube-Bilderbuch“ im Ganzen ein wenig zu konservativ erscheinen, in der Weiterentwickelung der alten Tradition zu zurückhaltend erscheinen — er wird vielleicht den Wunsch hegen, daß mehr solcher stärkeren modernen Persönlichkeitsnoten wie in Ernst Kreidolf, Arpad Schmidhammer, Caspari und H. Vogeler in dem Buche erklingen möchten. Aber Jeder wird zugeben, daß in dem einmal von dem Herausgeber gezogenen Rahmen, in den sicheren künstlerischen Grenzen, die er sich sorgsam abgesteckt, Vortreffliches geleistet worden ist, daß hier die oben betonte Forderung künstlerischen Geschmacks und liebevollen Verständnisses der Kinderseele erfüllt worden ist. Es giebt unter



Originalzeichnung von E. H. Walther.
Aus: Gartenlaube-Bilderbuch. Leipzig, Ernst Keils Nachf.

der reichen Fülle von dichterischen Gaben in Vers und Prosa Manches, das nicht nur Kinder entzücken, sondern auch durch echt poetische Empfindung und vollendete Form den erwachsenen Leser erfreuen wird. So sind die Gedichte von Viktor Blüthgen: „Im Juni“, von Therese Dahn: „Frühlingsträume“ echte Lyrik; reizend sind ferner ein paar Gedichte von L. von Strauß und Torney und von Anna Ritter. Letztere ist auch mit einem Märchen im Tone Andersens „Die einsame Blume“ glänzend vertreten. Alte liebe Bekannte der Kinderwelt sind J. Trojan und Heinrich Seidel. Sehr ansprechend sind ferner die Erzählungen, Skizzen und Gedichte von Klara Hohrath, deren Gedicht „Gespräch zwischen Hans und Grethe“ Arpad Schmidhammer mit prächtigem Humor illustrirt hat, und deren Geschichte vom Glockenelfchen in Fritz Reiß einen poesievollen und dabei feinen neckischen Humor entfaltenden Illustrator gefunden hat, der sich hier auf seinem eigensten Gebiete zu befinden scheint.

Fritz Reiß' prächtiges „Muttersöhnchen" sind wir durch das Entgegenkommen der Verlagshandlung in der Lage hier — neben anderen Illustrationsproben: einem Gnomenbildchen desselben Meisters, einer anmuthigen Zeichnung von E. H. Walther und einem von Flinzers fein beobachteten und humorvoll aufgefaßten Thierbildern — zu reproduciren. Daß Hans Hoffmann, der uns Erwachsenen so manches sinnvolle Märchen geschenkt hat, den Geschmack der Kinder mit besonderem Raffinement getroffen hat, werden ihm die Leser seines Märchens „Das Chokoladenschloß" bezeugen müssen, in welchem er nach einem ähnlichen Recept wie jene Dichter verfährt, die nach Schillers Wort die Wollust und den Teufel zugleich malen, um nach allen Seiten hin Gefallen zu erwecken, — d. h. in's Kindliche übertragen, daß er die Gaumenphantasie der Kleinen durch Schilderung der verlockendsten süßen Herrlichkeiten erweckt und zugleich der Naschhaftigkeit drohend die moralische Ruthe weist. Auch sonst wird — nicht in verstimmender Weise, — eine pädagogische Einwirkung angestrebt, die sich gelegentlich — in „Ottos Ferienreise" von W. Heimburg — mit einem Appell an das patriotische Gefühl verbindet. Auf den Humor des Kindes versteht sich Agnes Harder in ihrem Märchen „Der Bär und der Haarschneider (illustrirt von Paul Neumann) gut — und neben ihr haben Andere für die Erheiterung in einer Weise gesorgt, die da beweist, daß sie die besonderen Mittel wohl kennen, mit denen die kindlichen Lachmuskeln in Bewegung zu setzen sind. Man kann nämlich ein großer Humorist für die Erwachsenen sein, ohne als solcher vor der jüngeren Generation bestehen zu können. Es giebt eine ganze Anzahl von Kindergedichten, die den großen Leuten bei Weitem mehr Spaß machen, als den Kleinen. Um die Reichhaltigkeit des Buches zu erhöhen, ist auch Frau Musika vertreten durch zwei Lieder von Chr. Bering, und hat Irene Braun in anregender Plauderei Anweisung zu „allerlei Spielen" gegeben.

Den zahlreichen Bildern in Schwarzdruck ist eine beträchtliche Zahl solcher in Buntdruck gesellt, die durch leuchtende Farbenpracht das kindliche Auge erfreuen und doch dabei alles Grelle, Rohe vermeiden und in sorgfältiger Abstimmung einen harmonisch-künstlerischen Eindruck erzeugen.

Das Buch ist auch, was Papier und Druck anbetrifft, mustergiltig ausgestattet und sein Preis (3.00 Mk.) in Anbetracht der Fülle und Güte seiner Gaben ein mäßiger. Möge es in recht vielen Häusern Eingang finden, um Tausende von Kinderherzen zu erfreuen.

O. W.



Bibliographische Notizen.

Philosophische Bibliothek. Band 84. Friedrich Schleiermachers Monologen. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung, Bibliographie und Index von Friedrich Michael Schiele. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1902. 1 Mk. 40 Pf.

Schiele hat sich der verdienstvollen Aufgabe unterzogen, Schleiermachers Mono-

logen „die Neujahrsgabe" des Jahres 1800, in einer sorgfältig mit den späteren Auflagen Wort für Wort verglichenen kritischen Ausgabe neu herauszubringen. Daß das edle Werk eine solche liebevolle Mühewaltung verdient, braucht dem Freunde Schleiermachers, dem Liebhaber der Romantik, ja vielleicht jedem Bewunderer stilvollendeter Denkergaben nicht erst des Näheren bewiesen werden. Ein Index gewährt dem Leser interessanten Einblick in fleißige Schleiermacher-Philologie.

H L.

Im Goldland des Alterthums. Forschungen zwischen Zambesi und Sabi von Dr. Carl Peters. Mit 50 an Ort und Stelle gemachten Original-Illustrationen von Tennyson Cole, 1 Heliogravüre, 50 photographischen Aufnahmen und 2 Karten. München 1902. Verlag von J. F. Lehmann. Preis geheftet Mk. 14.—, schön geb. Mk 16.—

Der bekannte Forscher giebt in seinem neuen Werke ein Bild seiner zielbewußten Wirksamkeit auf einem interessanten wissenschaftlichen wie real geographischen Gebiete. Es handelt sich hier nicht um einen Gelehrten am Schreibtisch, der in beschaulicher Seelenruhe den Problemen durch das scharfe Denken allein beikommt, sondern um ein rühriges Wanderleben, das mit nach außen energisch um sich greifender Thätigkeit verknüpft ist. Die Darstellung derartiger Forschungsmühen und -ergebnisse steht daher auch in eigenthümlichem Kontrast zu den Berichten über die Versuchsanordnungen und säuberlichen Methoden unserer üblichen Gelehrtenarbeit. Doch ist im Grunde hier wie dort das Experiment, die kluge Fragstellung an die allzeit in ihrer Weise antwortende Natur, von entscheidender Bedeutung.

H. L.

Waldwinter. Roman von Paul Keller. Mit Bildern von P. Brockmüller. Herausgegeben von der Deutschen Litteratur-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Wenn die Zeichen nicht trügen, wird dieser Roman die Bedeutung eines Dokumentes für die Geschichte des litterarischen Geschmacks gewinnen. Im Geschmack des Lesepublikums macht sich eine Aenderung bemerklich — eine Sehnsucht nach einer modernisirten Romantik. Eine geraume Zeit hindurch war das lesende Volk begeistert für eine Erzählungskunst, in der gewaltige Zeitprobleme, krankhafte Kulturzustände oder das Ringen des Socialismus wider den Kapitalismus und den Feudalismus geschildert und erörtert wurden: jetzt aber zeigt sich die Uebersättigung und das Verlangen nach etwas Anderem. Der Keller'sche Roman ist zufällig in einer für ihn günstigen Zeit erschienen; er bietet das „Andere". Der Held ist ein liebenswürdiger, gemüthvoller, träumerischer und riesig gescheiter Müßiggänger vom romantischen Schlage. Er geht allerdings nur während der Dauer der Erzählung müßig; sonst ist er ein moderner Großstadtmensch. Dadurch unterscheidet er sich von den Haupthelden Tieck'scher, Schlegel'scher und Eichendorff'scher Erzählungen. Er entflieht aus dem Trubel und Wirbel der großen Stadt; er will einen Winter in der Waldeinsamkeit verbringen, und während dieses Winters erlebt er auf einer alten Ritterburg seinen großen Roman. Viel morgenfrische, übermüthig sprudelnde Jugendlust lacht uns schallend aus dem Buche entgegen, und oft auch lauscht die Seele goldenem Märchenklange. Der Stil ist von bestrickender Lebendigkeit, der Dialog von reizender Natürlichkeit, die Naturschilderungen sind einzig, und insbesondere dürfen wir Schlesier uns freuen an einer unvergleichlich schönen Schilderung des Riesengebirges. Der Roman enthält auch düstere, erschütternde Kapitel; im Allgemeinen aber ist es ein lachender Roman, in dem sich Alles zum Guten wendet. Ein Roman der Stille! Er wird viele Freunde finden.

rs.

Der Ruf des Lebens. Von Karl Rosner: Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Das Buch erzählt vom Ruf des Lebens, der an die Sterbenden ergeht.

Der Doktor Cornelius ist ein Mann geworden, ohne jemals recht gelebt zu haben.

Er war ein fleißiger Arbeiter der Wissenschaft; und nun beginnt sein Körper allmählich zu sterben. „Höchstens ein Jahr noch," sagen ihm die Aerzte, und „höchstens ein Jahr noch," sagt er sich selber. Er lebt in einem Kurort, wo bleiche Menschen — durstig nach Leben und Sonnenschein — langsam in's Grab wanken; „höchstens ein Jahr noch," dann ist die Reihe an ihm. Er ist ruhig, er hat keinen Wunsch mehr.

Da tritt das Weib in seine sinkenden Tage: — leise, fast unmerklich Anfangs, bis die ganze Trostlosigkeit seines Sterbens über ihn kommt und er nach dem Leben schreit und weint wie ein Kind. „Höchstens ein Jahr noch;" er glaubt es nicht mehr, denn er will es nicht mehr glauben. Gierig

feilscht er jetzt um jede minutenlange Verzögerung des Endes, und mit der ganzen grausigen Zähigkeit des Sterbenden kämpft er um die Liebe des Weibes, das ihm — es ist die alte Geschichte — nur Freundschaft geben kann.

Unter der Hypnose des Halbtodten ist sie bereit, ihr junges Leben an sein welkendes zu binden, als auch an sie der große Ruf ergeht: leben, leben! — Ein Anderer, der Arzt ihrer lichtlosen Seele, zieht sie von dem sterbenden Doktor zurück. Der Doktor ist schlimm daran; „höchstens ein Jahr noch"; er ist zerschlagen und bankerott. Und im Tode noch, im Wahnsinn will er die große Abrechnung mit dem Leben halten; er ringt noch einmal mit dem Weibe — Brust gegen Brust — und daneben das grundlose Bergwasser. Hier ist er der Stärkere. Im Bergsee ist Alles zu Ende. „Der Ruf des Lebens" — es klingt zum Schluß wie eine bittere Ironie.

Es liegt ein gutes Quantum „Idee" in dem Ganzen. Aber es ist mehr eine traurige Geschichte als ein großer Griff, es zeigt mehr zarte Sentimentalität als Tiefe.

Rosner hat noch wenig geschrieben. Er soll ein guter Uebersetzer sein; es ist schön, wenn dichterische Persönlichkeiten selber sich in den Dienst eines Größeren stellen und so dessen berufene Interpreten werden.

Und vielleicht belehrt er uns mit einem späteren Werk, daß er nicht nur ein feinsinniger dichterischer Geist, sondern auch ein großer Erzähler ist. B.

Die Grafen von Buchenau. Roman von Arthur Zapp. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Goethe sagt: „Der Roman ist das wahre Leben, nur folgerecht, was dem Leben abgeht." Diesen einfachen Grundsatz befolgt A. Z. Er verkündet weder ein neues Evangelium der Kunst, noch übermenschliche Lebensregeln, sondern bekennt sich zu dem gesunden realistischen Idealismus, dem das Häßliche die absolute Negation des positiv Menschlichen ist, also des Vernünftigen, Edlen, Großen, und zieht in zahlreichen Büchern ehrlich gegen alles Schlechte zu Felde mit dem Kampfruf, den schon Aeschylos in dem Kehrvers seines „Agamemnon" widerhallen läßt: Das Gute soll siegen! In all seinen Erzählungen ist der Zusammenhang des Planes so fest und die Ver- und Entwicklung der Handlung so übereinstimmend mit den Gesetzen der Natur und der Moral, daß der Leser nirgends einen Bruch mit dem in der Wirklichkeit für möglich Gehaltenen entdecken kann. Auch dem vorliegenden Roman, der in den Grafen von Buchenau zwei verschieden geartete Charaktere darstellt, liegt eine sittliche Tendenz zu Grunde. In spannender Weise erzählt er, wie der leichtsinnige Bruder, den schließlich ein unglücklicher Zufall des Mordes verdächtigt, mit Hilfe des guten Bruders gerettet und gebessert wird. N.

Die Grenze. Roman aus der amerikanischen Gesellschaft von Fred. W. Priemer. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Der Titel bezeichnet nicht den Ort der Handlung, sondern das sittliche Maß der Handlungen, die hier geschickt zum Roman verknüpft werden. Der Verfasser sagt auf S. 210: „Die Amerikaner glauben, die letzte Grenze der europäischen, das heißt der veralteten Kultur hinter sich gelassen zu haben, und die Europäer sind der Ansicht, daß die Amerikaner noch nicht einmal an der Anfangsgrenze europäischer Civilisation angekommen seien. — Wo ist die Wahrheit? Das Feld dieses Kampfes ist zu groß, zu labyrintisch, zu erregend und zu wechselnd, als daß es von dem einzelnen Menschengeiste überblickt werden könnte. Die Zukunft mit ihrem Weltgericht wird einst das entscheidende Wort sprechen." — Nur wenige der geschilderten Personen haben diese Grenze erreicht und werden dem Leser sympathisch. Es wäre aber unrecht, dem Erzähler, der uns ein wahres Spiegelbild amerikanischer Zustände geben wollte, dies vorzuwerfen und der Lüge den Vorzug zu geben, weil sie das Uebel der Wahrheit oder die Wahrheit des Uebels umgeht, beschönigt. N.

Das Eulennest. Roman von Baronesse Falke. Dresden, Heinrich Minden.

Der uns in zweiter Auflage vorliegende Roman der geschätzten Verfasserin erscheint uns nicht ganz gleichwerthig mit ihren früheren Productionen; sie unternimmt es mit anerkennenswerthem Freimuth, die Schwächen ihrer eigenen Gesellschaftsklassen zu geißeln, aber wenn sie den Grafen Kelsberg zum Falschmünzer werden läßt, um den gesteigerten Anforderungen an Luxus und Wohlleben genügen zu können, so erscheint uns dies etwas sehr romanhaft.

Das Eulennest ist der Spottname, welchen der Graf seinem verfallenen Familienschlosse giebt; in diesem bleibt ein altes Thurmgemach ewig verschlossen und

reizt dadurch die Neugierde sämmtlicher Schloßbewohner; aber Niemandem gelingt es, den Eintritt zu erzwingen, auch dem jungen Weibe des Grafen nicht, schließlich findet Rosine, die Schaffnerin, den Schlüssel und entdeckt mit Schrecken in dem Gemache alle nothwendigen Utensilien zu der modernen Goldmacherkunst, die sie vernichtet, um die Ehre des Grafen zu retten, zu welchem sie lange schon eine stille Liebe hegt.

Falsch und schlecht erschien dem Grafen die Gesellschaft, in welcher er lebte, ihr geschminktes Laster, ihre herzlose Koketterie ekelten ihn an, und müde vom Widerstande wurde er falsch und schlecht wie sie; — dieses Bekenntniß, welches der Graf für seine Schwester niederschreibt, ist das bedeutungsvollste Wort des Romans. mz.

Symphonien des Windes. Alles Leben ist nur ein Hauch. Von Georg von Oertzen. Freiburg i. B., C. Ragoczy (E. Jedele).

Zahlreiche Bücher geben von der Gedankenfülle und Tiefe dieses Dichters das beste Zeugniß. Die vorliegenden Dichtungen bestätigen seine Unerschöpflichkeit. 61 Lieder dem Winde zu widmen, das ist keine leichte Aufgabe. Wie nahe lag die Gefahr der Wiederholung, der Eintönigkeit! G. v. Oe. vermeidet sie glücklich, indem er dem Thema immer neue poetische Seiten abgewinnt. Bald schildert er den Wind als Befreier, der das Schlechte vernichtet und verweht, bald als Sämann, der mit gutem Samen Feld und Wüste zu neuem Leben weckt, bald schreibt er ihm seelische Kräfte zu: „Jugendthorheit, Laune, Liebe — sagt, im Wirbel dieser drei, wer im Gleichgewichte bliebe, wär' vom Wind kein Hauch dabei?" oder an anderer Stelle: „Vom Weltenliede wehn im Wind zerrißne Melodieen ... sie wimmern, wie ein krankes Kind, sie drohen, sie entfliehen. Ein Eulenruf, ein Glockenschall, das Hammerwerk des Schmiedes, von Noth und Tod der Widerhall, sind Stimmen dieses Liedes. Und wen es packt, dem wird zu Sinn, als trüg' auch ihn im Winde ein athemloses Jagen hin, das nie sein Ziel sich finde". Den Gegensatz dazu bilden die als Anhang unter dem Motto „und ward eine tiefe Stille" beigefügten stimmungsvollen Sommerabendlieder. N.

Blätter aus meinem Skizzenbuch. Gesammelte kleine Erzählungen von Dr. C. Budde. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Georg Reimer.

Scharfe Beobachtungsgabe und Poesie, Verstand und Gemüth haben gleichen Antheil an diesen vierzehn anmuthigen Skizzenblättern. Dies zeigt sich besonders in den Erzählungen, die, wie Mannuckerle und Mannickerle — Joachim — Philosophie des Unbewußten — Ein Glück, — Begebenheiten en miniature schildern. Hier gesellt sich zu den genannten Vorzügen noch jener naive Humor, der seine Echtheit durch das liebevolle Eingehen und Aufgehen im Kleinen bewegt. Für den Werth des Buches spricht der günstige Erfolg seiner ersten Auflage. N.

Luginsland. Dorfgeschichten. Von Wilhelm von Polenz. Berlin, bei F. Fontane & Co.

Markige Figuren und drastische Geschichten, aus der Fülle praktischer Erfahrung herausgestaltet, füllen dieses jüngste Buch von Polenz aus. Schmucklos, ohne schönfärbende Sentimentalität, stellt er die Leute und Dinge vor uns hin. Aus mancher dieser kleinen Geschichten hätte vielleicht ein guter Dorfroman werden können. So, in aller gedrängten Kürze, athmen sie, straff und kernig, nur mitunter ein bischen die Nüchternheit des Referats. K. W. G.

Vizefeldwebel Starke. Roman von Maximilian von Rosenberg. Berlin, bei F. Fontane & Co.

Eine tragische Geschichte aus dem Militärleben, nüchtern und sachlich, aber mit starker Plastik und Beobachtungsfähigkeit gegeben. K. W. G.

Die Blauen. Roman von Paul von Schönthan. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 1902.

Der humoristische Roman behandelt die ergötzlichen Schicksale eines modernen Malers. Durch Wiedergabe der Handlung soll hier dem Genuß des Lesers nicht vorgegriffen werden. Nur das sei erwähnt, daß die sehr witzig karikirten Personen und der geistreiche äußerst gewandte Stil des Autors auch die satirische Schärfe behaglich munter erscheinen lassen. Der Verfasser scheint über die ganze Skala der harmlos die Lachlust erregenden Wirkungen mit souveräner Virtuosität zu verfügen. H. L.

Cantilenen der Einsamkeit. Ein Gedichtbuch von Ottokar Winicky. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Das dünne, nur 46 Seiten zählende Büchlein enthält wirkliche, eigenartige Poesie. Die Sprache dieses Dichters hat nichts mit dem abgedroschenen poetischen Jargon gemein, sondern ist sorgfältig durchdacht und entspricht dem Sinn und Wohlklang der

Worte. Die Gedichte sind kurz und verrathen das künstlerische Streben, tiefen Gefühlen in klarer, schöner Form Ausdruck zu geben: z. B. Ein sündhaft Lied. Es sang eine stille Fröhlichkeit: Dein Frühling will sich künden, Der spricht Dich los für alle Zeit Von Deinen schwersten Sünden. Es sang eine stille Traurigkeit: Träumst Du von Tugendpfründen? Was wär' Dir geblieben in Deinem Leid, Hättest Du nicht Deine Sünden? N.

Gedichte von Margarethe Mores. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

„Seht mich nicht im Weltgetriebe, in des Lebens Sturmgebraus, denn mich treibt's auf Bergeshöhen in die Einsamkeit hinaus. Kerker sind mir Eure Stätten, Leben brauch' ich, brauche Licht und das weite Meer der Ferne, das von ewiger Freiheit spricht." So lautet das poetische Bekenntniß dieser Dichterin. M. M. zählt nicht zu den kleinen, knechtischen Alltagsseelen, die des guten Tones oder des guten Lohnes wegen sich beugen und binden lassen, sondern zu den einsamen und freien, die, getragen von den Flammenschwingen der Sehnsucht und der Leidenschaft, immer wieder das Wagestück des Ikarus nachahmen. Sie bleibt dabei aber wahr und verleugnet nicht, wie so manche ihrer Schwestern, im Gefühl und Ausdruck ihr Geschlecht. Nur eine Probe: Gar Mancher sprach: „Komm, laß uns glücklich sein, auf daß die Welt mit ihrer Noth entrücke! Doch leise wehrt' ich, fremd war mir dies Land der Sehnsucht, — denn mir bangte vor dem Glücke. Er aber sprach: „Komm, willst Du meine Noth, mein Elend heilen? Kampf nur ist mein Leben!" Da wußte ich, daß über Grab und Tod mein Schicksal nur in seine Hand gegeben. N.

Gedichte. Von Paul Busson. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

„Die kühnsten Luftschlösser hab' ich gebaut, Auf meinen Glücksstern leichtsinnig vertraut. — Wie sind die Träume so bald verglommen, Wie ist doch Alles so anders gekommen! Die Liebe war falsch und die Treue erlogen, Nun hat mir der Rauhreif das Herz überzogen. — Ob Alles auch floh, — Eins blieb mir im Innern: Der Freund des Grams, — ein süßes Erinnern." So beichtet P. B. poetisch. In der That machen seine Gedichte den Eindruck süßer oder herber Erinnerungen, in deren Mittelpunkt die alte, ewig junge Zauberin, die Liebe steht. Das eigenartige Titelbild, das ein in der Betrachtung eines Todtenkopfes versunkenes Mädchen zeigt, hätte sich der Herausgeber sparen können. Auch ohne diesen wenig geschmackvollen Hinweis spürt jeder verständige Leser, daß der Dichter nicht heuchelt, sondern wahre Erlebnisse giebt. Dies verrathen besonders die Cyklen: „Marie" u. „Fräulein Namenlos" und die Gedichte: Sünde, Das süße Mädel. Nach dem Diner. Der Spieler. Verirrt. N.

Den im vorigen Hefte kurz erwähnten litterarischen Festgaben mögen hier noch einige andere folgen; zunächst solche für die Jugend.

Es giebt fast keinen Erdenfleck, den die ihr gewidmete Litteratur unberücksichtigt läßt. Der bekannte Reiseschriftsteller Karl Tanera giebt in seiner Erzählung „Die Rauhreiter" (mit elf Vollbildern von Zimmer, Berlin, Trowitzsch u. Sohn) ein Bild wirklicher Zustände in den Vereinigten Staaten, das jene falschen Vorstellungen, welche die an phantastischen Uebertreibungen reichen, längst Vergangenes als gegenwärtig darstellenden alten Indianergeschichten erzeugen, zu beseitigen berufen ist.

Deutsches Kämpfen und Arbeiten in Ostafrika schildert Otto Felsing, der Verfasser von „Gert Janssens China-Abenteuer", in seinem Buche „Der blaue Diamant" (Elberfeld, Sam. Lucas), das ebenso wie jenes nicht nur eine spannende, an Abenteuern reiche, doch von wüster Phantastik freie Lektüre für die reifere Jugend bietet, sondern zugleich ein Volksbuch sein soll, das in zuverlässiger, wahrheitsgetreuer Schilderung die Kenntniß von Land und Leuten im Rahmen einer fesselnden Handlung vermittelt. Das Buch ist mit 12 Vollbildern und zahlreichen guten Textillustrationen geschmückt. —

Paul Lindenberg führt seine jungen Leser in das Reich des Weißen Elephanten, in dem der Held seiner Erzählung Kurt Nettelbeck allerlei merkwürdige, interessante und gefährliche Abenteuer erlebt, die die Romantik deutschen Kaufmannslebens im Auslande veranschaulichen. Das Buch ist mit zahlreichen Bildern nach photographischen Aufnahmen und nach Zeichnungen von Martin Ränicke u. A. geschmückt. —

Auf besonderes Interesse darf bei der deutschen Jugend, die dem südafrikanischen Kriege dieselbe leidenschaftliche Theilnahme gewidmet hat, wie das deutsche Volk überhaupt, die von A. Oskar Klaußmann besorgte freie Bearbeitung des Werkes von Christian de Wet: „Der Kampf

zwischen Bur und Brite" (Verlag von Karl Siwinna in Kattowitz) rechnen. Die elegant gebundene illustrirte Jugendschrift ist bereits für 4.50 Mk. erhältlich, während das vortrefflich ausgestattete, mit dem Bildniß des Verfassers und Illustrationen geschmückte und mit Kartenskizzen versehene deutsche Originalwerk 12.50 Mk. kostet. Es darf trotz der ungemein angeschwollenen Litteratur über den Burenkrieg der allgemeinen Beachtung sicher sein. Das Wort eines Mannes wie de Wet, ob er auch behauptet, kein Schriftsteller zu sein, verhallt auch in dem Gewirr unzähliger Stimmen nicht ungehört. —

Daß der Schalksnarr sich dem ernsten Helden nachbarlich gesellt, ist eine Keckheit, die aber Till Eulenspiegel — denn um ihn handelt es sich — sehr ähnlich sieht. Man gehe mit ihm nicht zu streng darob in's Gericht. Dachte doch Goethe resp. Goethes Herrgott milde über den Schalk; — und dann ist dafür gesorgt, daß er seine derbsten Spässe diesmal für sich behält; auch hat er dank Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig, und Walter Tiemann, dem bekannten Meister des Stiftes, ein so hübsches, stilgerechtes Gewand bekommen, daß der alte Bursche sich gar prächtig ausnimmt.

Ein Buch, das bereits Tausende von alten wie jungen Lesern entzückt hat und noch Tausende entzücken wird, bietet in festlichem Gewande und mit reicher illustrativer Ausstattung die Deutsche Verlagsanstalt mit ihrer Ausgabe von Wilhelm Hauffs romantischer Sage vom „Lichtenstein". Sie wird mit ihren zahlreichen hübschen Bildern von Carl Häberlin, G. A. Closs und Walter Zweigle, bei dem mäßigen Preise von 4 Mark, um so mehr Freunde finden, als der 100. Geburtstag des liebenswürdigen Dichters die Anregung, ihm erneut näher zu treten, giebt. Der Verlag hat sicher mit dieser Sonderausgabe aus seiner großen illustrirten Prachtausgabe von Hauffs Werken einen glücklichen Griff gethan.

Pädagogische Ziele und moralische Belehrung verfolgen die von J. Rinck, dem Herausgeber der bekannten trefflichen Zeitschrift „Deutscher Kinderfreund" herausgegebenen Erzählungen für die Jugend, die aber gewiß kein kindlich Gemüth durch die erkennbare Absicht der Belehrung verstimmen werden, da sich die Lehre ungezwungen, wie von selbst, als die Blüthe einer fesselnden Handlung ergiebt. Das geschmackvoll ausgestattete, mit sehr hübschen Illustrationen von M. Hohneck und E. Voigt geschmückte, billige Büchlein (Pr. 1.60 Mk.) vereinigt unter dem Titel „Goldfäden" (Dresden, Expedition des deutschen Kinderfreundes) Erzählungen und Märchen von M. Rickmeyer, Käthe Friedmann, Oskar Wilda, Ingeborg Alsen, Carl Tetzel, Clara Lassen und E. Bartels. —

Für die Erheiterung der Kleinsten sorgt Lothar Meggendorfer mit seinem humoristischen Bilderbuche „Trulala" (Verlag von Carl Haushalter in München), das von allerlei lustigem Mißgeschick in drolligen Versen und Bildern berichtet. —

Einige hervorragende Neuerscheinungen, die als Festgeschenke für Erwachsene Empfehlung verdienen, seien angereiht. Im Verlage der „Deutschen Verlags-Anstalt" in Stuttgart sind — außer der bereits oben erwähnten illustrirten Ausgabe von Hauffs Lichtenstein — zwei interessante Prachtwerke erschienen: die bereits von uns besprochene volksthümliche Völkerkunde von Dr. Kurt Lampert: „Die Völker der Erde", die, reich illustrirt, Lebensweise, Sitten und Bräuche aller lebenden Völker schildert, und „Durch den Indischen Archipel", von Hugo V. Pedersen, in welchem einmal nicht ein gelehrter Forschungsreisender, sondern ein Künstler die Wunder asiatischer Natur und Fürstenhöfe anschaulicher noch als durch sein Wort durch den Zeichenstift vor Augen führt. Wir kommen im nächsten Hefte auf dies werthvolle Werk (Preis in Original-Prachteinband 25.00 Mk.) ausführlich zurück. — Ein paar interessante Romanbücher des genannten Verlages müssen hier ebenfalls vorläufig mit kurzem Hinweis abgethan werden. Wilhelm Meyer-Förster, der erfolgreiche Verfasser von „Alt-Heidelberg", hat sich in seinem Roman „Süderssen" einem von ihm früher mit Erfolg gepflegten Genre, dem Sportroman, wieder zugewandt; August Sperl, der uns so vortreffliche historische Erzählungen geschenkt hat, versucht sich in seinem neuesten Buche „Herzkrank" (illustrirt von O. Meyer-Wegner) an einem Stoff aus dem modernen Leben, indem er eine heitere Badegeschichte erzählt; einen ausländischen historischen Roman von Weltruf: Henryk Sienkiewicz' „Quo vadis" bietet der Verlag in einer durch ihre Eigenart hervorstechenden Ausgabe; — der ganze ca. 800 Seiten umfassende Roman ist auf so dünnem, dabei festem Papier gedruckt, daß das handliche Büchlein in seinem schmiegsamen Einbande nur 225 Gramm wiegt. (Pr. 4.00 Mk.) — Der Frauenwelt sind zwei Bücher gewidmet: „Ueber-

leg's!" von Tony Schuhmacher (Pr. 4.00 Mk.), die hier in ihrer bekannten anregenden und gemüthvollen belehrenden Weise über Alltagsdinge plaudert, und Amalie Baischs Buch „Das junge Mädchen auf eigenen Füßen", das ein verständnißvoller Führer und Berather bei der Wahl weiblicher Erwerbszweige ist.

Die von uns bereits gewürdigte Pantheon-Ausgabe des S. Fischer-schen Verlages in Berlin ist durch drei weitere Klassiker-Bände bereichert worden: Lessings „Nathan den Weisen", (Textrevision und Einleitung von Professor Alb. Köster), Shakespeares „Hamlet", eingeleitet von Prof. Robert Fischer, der die Schlegel'sche Uebersetzung gewählt, aber sie von den zahlreichen Fehlern und Inkorrektheiten befreit hat, und „Eichendorffs Gedichte" in einer sorgsamen, mit feinem Geschmack zusammengestellten Auswahl von Emil Strauß. Die vornehm ausgestatteten Bücher in ihrem einfach-eleganten weichen Lederbande (Preis je 2.50 Mk.) werden von allen Bücherfreunden, die goldenen Trank aus kunstvollen silbernen Gefäßen zu trinken lieben, freudig willkommen geheißen werden.

Auch einer unserer besten Lyriker hat uns eine werthvolle Gabe gespendet: „Martin Greif", mit seinen „Neuen Liedern und Mären", die in gediegenster Ausstattung, geschmückt mit dem Bildniß des Dichters nach dem Gemälde von Wilhelm Trübner, im Verlage von C. F. Amelangs Verlag in Leipzig (Pr. geb. 4.00 Mk.) erschienen sind. Möge diese Weihnachtsgabe des Dichters — der wir später noch einige Worte widmen werden — vom deutschen Volke durch die entsprechende Gegengabe an den Dichter erwidert werden — d. h. durch Ankauf und Lektüre des qualitativ und quantitativ so reichen Buches.

Eine Wiedererweckung der Legende, und damit die Erneuerung eines Denkmals der deutschen Nationallitteratur bietet R. von Kralik in seiner „Goldenen Legende der Heiligen" (München, Allgem. Verlags-Gesellschaft), die ihren Namen von dem berühmtesten Legendenwerke des Mittelalters, der „Legenda aurea" entlehnt hat und sich dem Ton und Geist der alten Vorlagen so treu als möglich anschließt. Die Ausstattung und der Buchschmuck von Georg Barlösius sind durchaus stilgemäß.

Die Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München giebt in dem Werke „Die Kunst des Jahres" (Pr. 4.50 Mk.) in 363 gut ausgeführten Bildern einen Ueberblick über die Kunstausstellungen des eben zu Ende gegangenen Jahres und damit über den Stand und das Wesen des derzeitigen Kunstschaffens. Dem Verzeichniß der abgebildeten Werke — Gemälde wie Skulpturen — sind biographische Angaben über deren Urheber beigefügt. —

Für die Lachlustigen hat Edwin Bormann eine Unzahl neuer Dichtungen in Hochdeutsch und Sächsisch zusammengereimt, die er unter dem Titel „Es lebe der Humor" (Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag) seinen Verehrern bietet. Ist auch Manches nur „Füllung", wird auch manche bloße Wortspielerei, mancher Kalauer nur sehr harmlose Gemüther erfreuen, so findet sich doch in dem allzu freigebigen Bande genug — namentlich unter den sächsischen „Boësien" — was allseitig fröhliche Stimmung zu erzeugen vermag. Und in dieser ernsten Zeit muß man dafür doppelt dankbar sein.

Im Verlage dieser Zeitschrift (Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender) ist eine Anzahl neuer interessanter Werke erschienen, die, in ihrer Mannigfaltigkeit verschiedenem Geschmack Befriedigung bietend, sich durch ihren Inhalt, wie ihre Ausstattung als Festgeschenke empfehlen. Von den poetischen Werken, die obenanstehen mögen, sind die „Gedichte Roffhacks" (Pr. geb. 4.00 Mk.) durch die feinsinnige Würdigung, die sie in dieser Zeitschrift durch Hans Lindau erfahren haben, sowie durch die mitgetheilten Proben unsern Lesern bereits nahe gerückt worden. Nicht nur der dichterische Werth dieses Buches, das den Gehalt einer reichen inneren Entwickelung, einer auf dem Grunde einer reifen, tiefen Erfahrung ruhenden abgeklärten Lebensweisheit in vornehm künstlerischer Form vermittelt, sondern auch der von Franz Hein herrührende Buchschmuck und die geschmackvolle Ausstattung haben allseitige Anerkennung gefunden. Einen dankenswerthen Ueberblick über die Lyrik des Nordens giebt uns der von Emil Jonas herausgegebene, von Prof. C. Beyer-Boppard eingeleitete „Nordische Musenalmanach" (Pr. geb. 5 Mk.), in welchem die bedeutendsten skandinavischen Dichter, unter ihnen auch König Oskar II. von Schweden, mit charakteristischen Proben ihrer Lyrik in treuer deutscher Nachbildung vertreten sind. — Philipp Holitscher behandelt in seinem Buche „Im Reiche der Dichtung" Stoffe aus Geschichte und Sage

wie auch aus dem Leben der Gegenwart mit gleichem Geschick in leicht fließenden, gewandt gereimten Versen. Von den Romanen des Verlages gebührt die erste Stelle, durch die Bedeutung des Themas und dessen kraftvolle und doch großzügig einfache Durchführung, der Erzählung „Ein Kampf um Gott" von Dagobert von Gerhardt-Amyntor (Pr. geb. 3 Mk.), die in ergreifender Weise das Opfer, das ein Cistercienser-Mönch seiner Gewissensfreiheit bringt, und die seelische und sittliche Läuterung eines Frauenherzens schildert und zugleich ein fesselndes märkisches Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern entrollt. Interessante, zum Theil in novellistische Form gekleidete culturhistorische Schilderungen, die uns das Universitäts- und Studentenleben früherer Zeiten anschaulich vor Augen führen, enthält Hugo Christof Heinrich Meyers Buch „Aus alter Burschenzeit" (Pr. geb. 3 Mk.), das namentlich in akademischen Kreisen viel Freunde finden wird. Karl Baranowsky, der Verfasser der „Modernen Ehen", zeigt auch in seinem neuesten Werke „Halbnaturen" (Pr. geb. 4 Mk.) seine fest zugreifende und sicher formende Hand, die, von dem Geiste sittlichen Ernstes geführt, Menschen und Menschenschicksale lebensvoll gestaltet, um an ihrem Beispiel der modernen Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten. Der Roman von Emma Friedländer-Werther: „Römische Luft" (Pr. geb. 6 Mk.) fesselt durch die lebendige und treue Darstellung des gesellschaftlichen Lebens der italienischen Hauptstadt. Geschichten in Moll und Dur nennt Max Hoffmann seine unter dem Titel „Hochzeitnacht" (Preis geb. 5 Mk.) vereinigten Novellen und Skizzen, in denen er heitere und düstere Stoffe aus dem Alltagsleben als ein fein empfindender Poet behandelt, der bald durch weiche Melancholie uns berückt, bald ironische und satirische Töne wirksam anzuschlagen weiß. Ein Buch, das vornehmlich in Mädchenkreisen sich seit Jahren großer Beliebtheit erfreut, die sich bisher nicht gemindert hat, liegt in fünfter Auflage vor: der Roman „Haideröslein" von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. (Pr. geb. 5 Mk.). Blanka von Gündel hat das Werk mit ansprechenden Illustrationen geschmückt, die seine Eignung als Festgabe noch erhöhen.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abstammungslehre, Der gegenwärtige Stand der. Von J. Reinke. Türmer V. 1.
Bayreuth und das Wagnererbe. Von W. Kleefeld. Westermanns Monatshefte. 47. 1.
Bennigsen, Rudolf von. Von H. Rickert. Deutsche Revue XXVII. Okt.
— Von M. Lorenz. Kultur I. 6.
Brahm's Jugendzeit, Aus. Von M. Kalbeck. Deutsche Rundschau XXIX. 1.
Epilepsie, Ueber. Von A. Kussmaul. Deutsche Revue XXVII. Okt.
Fred, W., Aus der Kunstlitteratur. Von M. Osborn. Litt. Echo IV. 24.
Geschichtsschreibung, Philosophische, (Kurt Breysig). Von K. W. Goldschmidt. Nord und Süd 1903. Jan.
Hamletproblem. Das. Von R. v. Kralik. Litterarische Warte IV. 1.
Hebbels, Der Sieg. Von A. Bartels. Deutsche Monatsschrift II. 1.
Heraklit zu Spinoza, Von. Von A. Riehl. Zukunft X. 52.
Hofmann, Ludwig von. Von G. Hermann. Westermanns Monatshefte 47. 1.
Holzamer, Wilhelm. Von H. Benzmann. Deutsche Heimat V. 50.
Italien und seine moderne Kultur, Ueber. Von H. Biermann. Kultur I. 7.
Kainsage in ihrer ursprünglichen Form, Die. Von W. Moser. Nord u. Süd 1903. Januar.
Kana, Die Hochzeit zu, und ihre Bedeutung für das Kulturleben der europäischen Völker. Von B. Fischer. Nord und Süd 1903. Januar.
Kinkel, Johanna, Glaubensbekenntniss. Von A. v. Asten-Kinkel. Deutsche Revue XXVII. Okt.
Kunst im Kampf der Weltanschauungen, Die. Von P. Friedrich. Nord und Süd 1903. Jan.
Laube, Heinrich, Erinnerungen an. Von R. v. Gottschall. Deutsche Revue XXVII. Oktober.
Mechanik als Philosophie, Die. Von H. Friedmann. Zukunft X. 51.
Moltke, Graf von, Persönl. Erinnerungen an den. Von W. v. Kardorff. Deutsche Monatschrift II. 1.
Musik und Leben. Von K. Storck. Türmer V. 1.
Natur und Kultur. Von A. Tille. Zukunft X. 51.
Recke, Elisa von der. Von O. Wilda. Nord u. Süd 1903. Januar.
Rembrandt als Mystiker. Von A. Drews. Kultur I. 7.
Rohde, Erwin. Von W. Golther. Deutsche Monatschrift II. 1.
Schönheitsproblem, Das. Von J. Gaulke Türmer V. 1.

Schreiner, Olive. Von A. Brynnemann. Litt. Echo IV. 24.
Seelenblindheit, Ueber die. Von W. Manz. Deutsche Revue XXVII. Oktober.
Siegesallee und das Bismarckdenkmal, Die. Von W. Kirchbach. Westermanns Monatshefte 47. 1.
Turin. Von J. Meier-Gräfe. Zukunft X. 52.
Ultramontanismus und das Deutsche Reich, Der. Von G. Kaufmann. Deutsche Monatsschrift II. 1.
Universitäten. Die französischen. Von K. Schirmacher. Westermanns Monatshefte 47. 1.
Wilde, Oscar, als Problematiker. Von Max Hoffmann. Nord u. Süd 1903. Januar

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Andrejew, Leonid, Die Lüge. Ausgewählte Erzählungen. Deutsch von Nadja Hornstein. Dresden. Heinrich Minden.
Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Bd. XVI. Heft 11, November 1902. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag. (Rud. Helm.)
Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Zwölfter Jahrgang. 1902. Heft 20—21. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Baisch, Amalie, Das junge Mädchen auf eigenen Füssen. Ein Führer durch das weibliche Berufsleben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Bartels, Adolf, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Fünfte verbesserte Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius.
Bastier, Paul, La Mère de Goethe. Paris, Perrin et Cie.
Biedenkapp, Dr. Georg, Im Kampf gegen Hirn-Bacillen. Eine Philosophie der kleinen Worte mit Ergebnissen für Politik und Pädagogik. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Björnson, Björnstjerne, Auf Storhove. Drama. München, Albert Langen.
— Thomas Rendalen. Roman. Deutsch von Wilhelm Lange. Mit dem Bildniss des Verfassers. 2. Auflage. Berlin, Franz Wunder.
Bonomelli, Msgr. Jeremias, Das neue Jahrhundert. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Professor Valentin Holzer. München, G. Schuh & Cie., G. m. b. H.
Bormann, Edwin, Es lebe der Humor! Neue Dichtungen in Hochdeutsch und Sächsisch. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.
Born, M., Natur- und Lebensbilder. Gedichte. Braunschweig, Richard Sattler.
Busse-Palma, Georg, Mord. Geschichten, die mein Dolch erzählt. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.
Castellani, Ch., Das Weib am Kongo. Deutsch von Margarete Bruns. Mit Einleitung und Anmerkungen von Max Bruns. Mit zahlreichen Abbildungen. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
Deutsche Kunst und Dekoration. VI. Jahrgang. Heft 3. Dezember 1902. Darmstadt, Alex. Koch.
Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. XXV. Jahrgang. Heft 2 u. 3. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Diemar, A. von, Festspiele für eine und für mehrere Personen. (Schwabacher'sche Sammlung populärer Schriften.) Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.
Diene dem Ewigen! Was nützt die theosophische Gesellschaft ihren Mitgliedern? Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
Ebersberger, Thea, Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.
Eichendorff, Gedichte. Ausgewählt von Emil Strauss. (Pantheon-Ausgabe.) Berlin, S. Fischer Verlag.
Enderling, Paul, Tolle Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.
Felsing, Otto, Der blaue Diamant. Streifzüge und Abenteuer eines jungen Deutschen in Deutsch-Ostafrika. Mit 12 Vollbildern und zahlreichen Text-Illustr. Elberfeld, S. Lucas.
France, Hector, Aus dem Reiche des Haschisch und andere Erzählungen. Algerische Sittenschilderungen übersetzt von Y. Dresden, Moewig & Höffner.
Hartmann, Alma von, Zurück zum Idealismus. Zehn Vorträge. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
Hauff, Wilhelm, Lichtenstein. Romantische Sage. Reich illustrirt. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
Hauptmann, Carl, Die Bergschmiede. Dramatische Dichtung. München, Georg D. W. Callwey.
— Mathilde. Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau. München, Georg D. W. Callwey.
— Unsere Wirklichkeit. München, Georg D. W. Callwey.
Helfft, Dora, Ein moderner Jurist. Zeitbild. Dresden, Heinrich Minden.
Heyse, Paul, Romane und Novellen. Wohlfeile Ausgabe. Lieferung 9—15. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. G. m. b. H.
Hirundo, C., Till Riemenschneider. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Hohenhausen, Baronin Elise von, Die feine junge Dame. Ein Buch des Rathes für alle Fragen des feineren geselligen Verkehrs und der guten, häuslichen Sitte mit besonderer Rücksicht auf die Ausbildung von Geist, Herz und Gemüth. Nebst einem Anhang: Lebensregeln. Stuttgart, Schwabacher Verlag.
Hübel, Felix, Der Schmetterlingskuss. Aus dem Tagebuche eines Zwanzigjährigen. Leipzig, Hermann Seemann Nachfl.
Huch, Friedrich, Geschwister. Roman. Umschlag und Einband von Plehn. Berlin, S. Fischer, Verlag.
Kapp, H., Bildende Kunst und Schule. (Pädagogische Abhandlungen. Heft 58.) Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlg. (Hugo Anders)
Kerner, Zwölf Geschichten vom Studiosus Kurt. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.
Kewitsch, Prof. Dr., Die Vulkane Pelé, Krakatau, Aetna, Vesuv m. Illustrationen. Norden, Diedr. Soltaus Verlag.
Kirchbach, Wolfgang, Was lehrte Jesus?! Zwei Ur-Evangelien. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhdlg.
Klaar, Alfred, Schauspiel und Gesellschaft. Eine Studie. Berlin, Johannes Räde.

Kleemeier, Friedr. Joh., Handbuch der Bibliographie. Kurze Anleitung zur Bücherkunde und zum Katalogisiren. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Köbke, Peter, Briefe von Julius Lange. Einzig berechtigte Uebersetzung von Ida Anders. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel.)

Kretzer, Max, Der wandernde Thaler. Eine Märchendichtung in fünf Akten. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

Kretzschmar, Hermann, Musikalische Zeitfragen. Zehn Vorträge. Leipzig, C. F. Peters.

Kröger, Timm, Eine stille Welt. Bilder und Geschichten aus Moor und Haide. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, Kiel, Lipsius & Tischer.

Kunst des Jahres, Die, Deutsche Kunstausstellungen 1902. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

Kunst und Künstler. Monatsschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbe. Jahrg. 1. Heft 1. Berlin, Bruno Cassirer.

Kürschners Jahrbuch 1903. Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann. Begründet 1898 von Joseph Kürschner. Herausgegeb. von Herm. Hilger. Mit Hunderten von Illustrationen. Berlin. H. Hilger.

Lampert, Kurt, Dr., Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste u. Ceremonien aller lebenden Völker. Mit etwa 650 Abbildungen. Liefrg. 17—22. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Lappe, Friedrich, Bilder und Bildung. (Pädagogische Abhandlungen. Heft 70.) Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Anders.)

Lapsa, Edwart, Tant' Jula. Ein Dünastrandisches Gequassel. Riga, Gr. Münstereistrasse 6, Typo-Lithographie „Gutenberg".

Lessing, Nathan der Weise. Ein dramasches Gedicht in fünf Aufzügen. (Pantheon-Ausgabe. Berlin, S. Fischer, Verlag.

Liebisch, Rudolf, Der zerbrochene Krug und anderes. Dessau. C. Dünnhaupt.

Linde, Otto zur, Fantoccini. Dresden, E. Piersons Verlag.

Lindenberg, Paul, Kurt Nettelbeck. Abenteuer eines jungen Deutschen in Siam. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlg.

Litterarischer Rathgeber für Weihnachten 1902. Herausgegeben von der Redaktion der „Litterarischen Warte". München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Mauthner, Fritz, Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Dritter Band: Zur Grammatik und Logik. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

Meggendorfer, Lothar, Trulala. Humoristisches Bilderbuch. München, Carl Haushalter.

Meissner, Sofie, Modernes Kochbuch. Mit besonderer Berücksichtigung der hygienischen Grundsätze der Neuzeit und der nationalen Küche. 1. Lieferung. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 13. u. 14. Brief. III. Beilage: Konjugationsmuster für alle Zeitwörter der spanischen Sprache, regelmässige wie unregelmässige. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

— Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell, Dr. W. Körner u. P. Perwow. 20. u. 21. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandung.

Mellin, George Samuel Albert, Marginalien und Register zu Kants Kritik der Erkenntnissvermögen. II. Theil. Gotha, E. F. Thienemann.

Memoiren des General Rapp (Adjutanten Napoleons I.) Von ihm selbst erzählt. Uebertragen von Oskar Marschall v. Bieberstein. Mit dem Bildniss des General Rapp. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Meyer-Förster, Wilhelm, Süderssen. Roman. 3. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Moeller-Bruck, Arthur, Die Moderne Litteratur. Berlin, Schuster & Loeffler.

Neugebauer, Emil, Halte Haus. Buchführung der Hausfrau. Erste Auflage. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Co.

O' Meara, Barry E., Napoleon I. in der Verbannung oder Eine Stimme von St. Helena. Meinungen und Aeusserungen Napoleons über die wichtigsten Ereignisse seines Lebens in seinen eignen Worten. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Band I, II u. III. Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther.

Pater, Walter, Imaginäre Porträts. Deutsche Uebertragung von Felix Hübel. Leipzig, Lindenstr. 20, Insel-Verlag, G. m. b. H.

Photographische Correspondenz. Zeitschrift für Photographie und verwandte Fächer. Unter besonderer Mitwirkung des Herrn Hofrathes Prof. Dr. Josef Maria Eder und anderer hervorragender Fachmänner redigirt und herausgegeben von Ludwig Schrank. XXXIX. Bd. XII. Heft. Dezember 1902. No. 507 der ganzen Folge. Wien, Verlag der Photograph. Correspondenz.

Richter, Wilhelm, Kunst und Schule. (Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Herausgegeben v. W. Bartholomäus. VIII. Band. Heft 2. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlg. (Hugo Anders.)

Salomon, Alice, Sociale Frauenpflichten. Vorträge gehalten in deutschen Frauenvereinen. Berlin, Otto Liebmann.

Salus, Hugo, Ernte. München, Albert Langen.

Schönaich-Carolath, Prinz Emil von, Lichtlein sind wir. Die Kiesgrube. Die Wildgänse. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Schönthan, Paul von, „Pariser Modell". Roman. Dresden, Moewig & Höffner.

Schröder, Paul Friedr., Die Hexe von Glatz. Ein geschichtlicher Roman aus dem Jahrhundert des dreissigjährigen Krieges. Oppeln, Georg Maske.

Schumacher, Tony, Ueberleg's. Plaudereien. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Schumacher, Heinrich Vollrat, Pflug und Schwert. Roman. I. u. II. Band. (Auswahl von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, Band VI, VII). Berlin, W. Vobach & Co.

Schur, Ernst, Das Buch der dreizehn Erzählungen. Leipzig, Hermann Seemann Nachfl.

Seidl, Arthur, Kunst und Kultur. Produktive Kritik in Vorträgen, Essays, Studien. Berlin, Schuster & Loeffler.

Servaes, Franz, Heinrich v. Kleist. Mit 61 Abbildungen. (Dichter u. Darsteller.) Herausgegeben v. Dr. Rudolph Lothar. IX.) Leipzig, E. A. Seemann.

Shakespeare, Hamlet, Prinz von Dänemark. Uebers. von A. W. v. Schlegel. (Pantheon-Ausgabe). Berlin, S. Fischer Verlag.

Sutro, Emil, Das Doppelwesen der menschlichen Stimme. Versuch einer Aufklärung über das seelische Element in der Stimme. Berlin, W. Fussinger.

Sperl, August, Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Steig, Reinhold, Neue Kunde zu Heinrich von Kleist. Berlin Georg Reimer.

Stein der Weisen, Der. Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XV. Jahrg. 1902/1903. Heft 14. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Steinheil, Carl, Die Schlangenkönigin. Ein Märchen aus den Bergen. München, Carl Haushalter.

Stephan, Heinrich von, Kunst in Ernst und Scherz. (Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Herausgegeben von W. Bartholomäus. VII. Band. Heft 8.) Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung. (Hugo Anders.)

Tanera, Karl, Der Rauhreiter. Erzählung für die reifere Jugend aus dem amerikanischen Leben der Gegenwart. Mit 11 Vollbildern von Ernst Zimmer. Berlin, Trowitzsch u. Sohn.

Thiébault, General de, Memoiren aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreichs. I. Band. Stuttgart, Robert Lutz.

Tiemann, Walter, Till Eulenspiegel. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Turgenjeff, Gedichte in Prosa. Leipzig, Insel-Verlag, G. m. b. H.

Vierordt, Heinrich, Vaterlandsgesänge. Zweite umgearbeitete, vermehrte Auflage. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.

Viersen, G. W., Weite Herzen. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

Weltall und Menschheit, Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwerthung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgeg. von Hans Kraemer. Lieferung 15—17. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 47. Jahrg. No. 3. Heft 555. Dez. 1902. Braunschweig, George Westermann.

Westkirch, Luise, Jenseits von Gut und Böse. Roman. 2 Theile in 1 Bande. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Wet, General Chr. R. de, Der Kampf zwischen Bur und Brite (Der dreijährige Krieg.) Deutsche Original-Ausgabe. Mit Illustrationen, Kartenskizzen und dem Bildniss des Verfassers. Kattowitz, Carl Siwinna.

— Der Kampf zwischen Bur und Brite. (Der dreijährige Krieg.) Für die Jugend frei bearbeitet von A. Oskar Klaussmann. Mit Karten und Illustrationen. Kattowitz, Karl Siwinna.

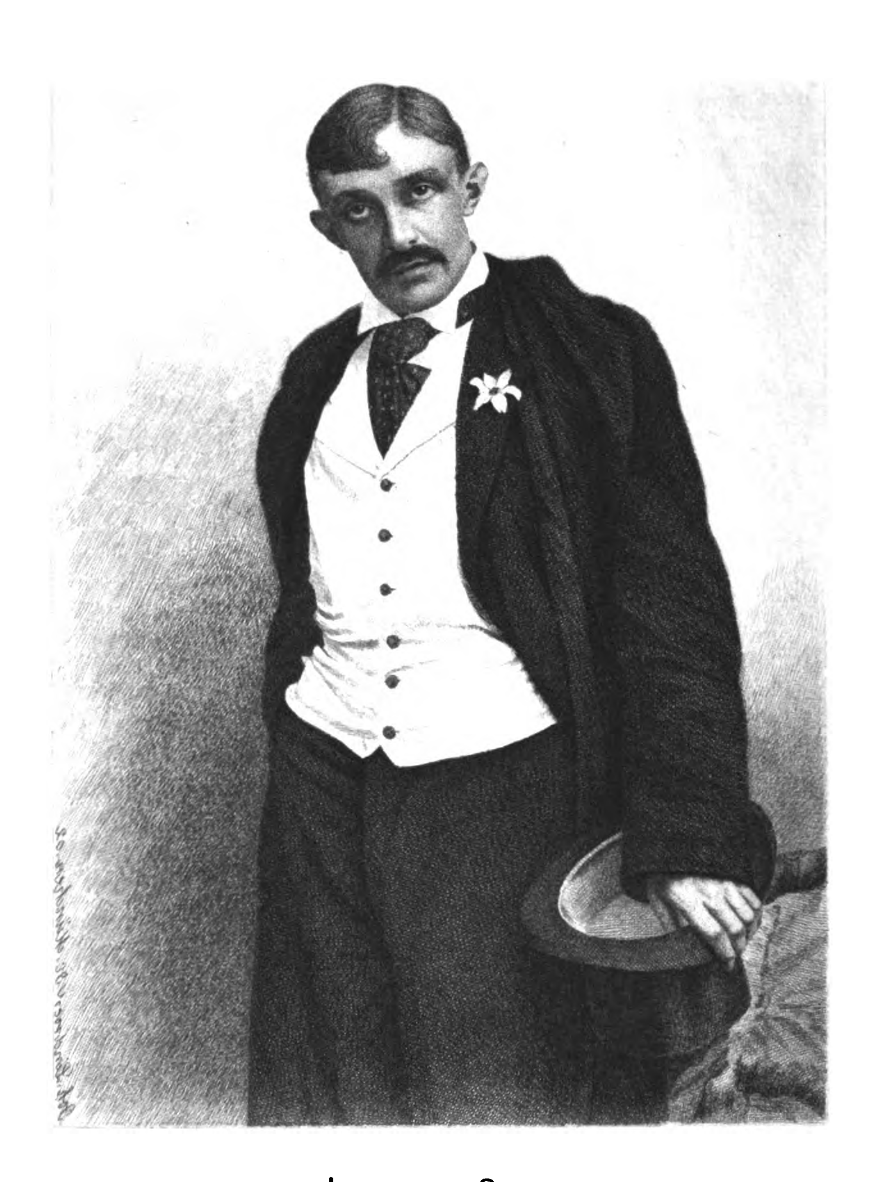
Wichert, Fritz, Zwischen Auf- und Niedergang, Gedichte. Dresden, Carl Reissner.

Windholz, J. L., Das neue Leben. Ein moderner Roman. Leipzig, Hermann Seemann Nachfl.

Briefe Hugo Wolfs an Emil Kauffmann. Herausgegeben von Edmund Hellmer. Berlin, S. Fischer. Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Herman Bang.

Lichtdruck-Verlagsanstalt v. S. Schottlaender i. Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CIV. Band. — Februar 1905. — Heft 311.

(Mit einem Portrait in Radirung: Herman Bang.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Herman Bang.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CIV. Band. — Februar 1903. — Heft 311.

(Mit einem Portrait in Radirung: Herman Bang.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.



Das dunkle Thor.

Schauspiel in vier Aufzügen.

Von

Felix Philippi.

— Berlin. —

Personen:

Geheimer Commerzienrath Wandenberg.
Geheimrath Frohner.
Baron von Westkirch.
Generalkonsul Petersen.
Bankdirektor Birch.
Justizrath Buddaeus.
Oberingenieur Johannes Falkenried.
Der Wirth zum „Himmelreich".
Grobbien, Fuhrherr.
Wenninger, Schlossermeister.
Lanz, Schuster, genannt der „Hihi".
Lene Maurer, Schankmädchen.
Amalie Schwartz, Briefbotin.
Carl Dominik.
Erster, Zweiter, Dritter, Vierter, Fünfter, Sechster } Arbeiter.
Winkelmann, bei Wandenberg bedienstet.
Ein Protokollführer.
Arbeiter. Diener bei Wandenberg.

Zeit: Die Gegenwart.

Erster Akt.

Das Wirthshaus „zum Himmelreich".

Ein großer, düsterer, verräucherter Raum. Eine sehr hohe und breite, immer offen stehende Mittelthür (Allgemeiner Auftritt) durch welche man auf einen steinigen, von einigen kleineren Felsstücken eingerahmten Weg sieht. Trotzdem es gegen Mittag, ist es draußen ziemlich dunkel, wie von Nebeln verdüstert. Links und rechts*) von der Thüre hohe und breite Fenster, durch welche man eine wilde Hochgebirgslandschaft, in den Spitzen mit Schnee überschüttet, erblickt. Die Fenster haben keine Vorhänge. In den tiefen Fensternischen Tische und Bänke. Die linke Wand: in einer stumpfen Ecke ein großer, schmutziger eiserner Herd, auf dessen offenem Feuer viele dampfende Töpfe, an der Wand hölzerne Löffel, Quirle und Blechtöpfe. Ueber dem ganzen Herd ein großes geschwärztes Dach (Rauchfang). Neben dem Herd eine kleine Thür, zu der einige Stufen hinaufführen. Dann das „Buffet", bestehend aus einem langen, auf zwei roh gehobelten Böcken liegenden Brett, das mit dunklem Wachstuch und darunter mit einem Tischtuch von sehr zweifelhafter Sauberkeit bedeckt ist. Auf dem Buffet 20—30 Flaschen verschiedener Größe mit bunt gefärbten Schnäpsen, eine besonders große Flasche ist mit einem großen Todtenkopf bemalt, ferner eine hölzerne Wanne zum Ausspülen der Gläser. Daneben eine große Schüssel mit kalten Fleischwaaren; eine Holztonne mit Heringen. Unter einer schmierigen Glasglocke Käse. Hinter dem Buffet an der Wand eine große Schiefertafel mit vielen in Kreide geschriebenen Namen und Strichen. Besonders erkenntlich ist der Name Dominik, hinter dem besonders viele Striche. Im Vordergrund ein Faß Bier auf einer Stellage. Die rechte Wand: vorn eine einflügelige Thür, über der ein aus blauem Zuckerpapier angefertigtes Plakat hängt mit der ungelenk in Kreide geschriebenen Inschrift „Loschieh". Fast den ganzen Mittelraum nehmen lange lehnenlose Bänke und fest eingerammte ebenso lange Tische ein, hier und da auch ein Holzstuhl, sämmtliche Tische und Bänke ungedeckt, natürlich muß genügender Raum für die Cirkulation frei bleiben. An den Wänden grelle Plakate mit Anzeigen überseeischer Linien, Anpreisungen von Schnäpsen und Tabellen von Unfallversicherungsgesellschaften. Ueber der Mittelthür ein ordinär gemaltes Schild „Wirthshaus zum Himmelreich", zwischen Mittelthür und rechtem Fenster auf einer an der Wand ziemlich hochhängenden Schiefertafel deutlich lesbar: „Menüh", darunter „Kohlsuppe" und darunter „gebahkene Hammelfühße feinfein 30 Fennige". Unter der Tafel ein an der Wand angebrachtes primitives Waschbecken mit grobem Handtuch. Von der Mitte der ganz verräucherten Decke herab hängt eine unangezündete Petroleumlampe mit Blechschirm. Das Ganze muß den Eindruck der ordinären Arbeiterkneipe machen.

Erste Scene.

Der Wirth (ein feister Mann mit geröthetem listigem Gesicht in Hemdsärmeln und Schürze, hantirt am Buffet.) **Der Fuhrherr Grobbien** (in einem langen blauen Kattunkittel und) **der Schlossermeister Wenninger** (hemdsärmelig mit Schurz, geschwärzte Arme, Handwerkszeug auf der Bank neben sich, jeder ein Glas Schnaps vor sich; vom rechten Fenster her hinkt langsam) **der Schuster Lanz** (Ende der 50, Stoppelbart, grauweiße wirre Haare, dürftig gekleidet).

Wenninger (sich seine Pfeife mit einem Streichholz an seiner Hose ansteckend). Also Prost! Sollst leben!

Grobbien. Prost! (Stoßen an und trinken.)

Wenninger (zu dem sich in einiger Entfernung schüchtern an denselben Tisch hinsetzenden Lanz). Na, Schuster, stößt Du nicht mit an?

Lanz. Hab' nichts zu trinken!

Grobbien. Laß' Dir doch einen einschänken!

Lanz. Hab' kein Geld! Hihi! (Lacht leise vor sich hin.)

Wenninger. Du Geizkragen! Wo hast Du's denn vergraben?

Lanz. Alles hin! Alles futsch! Hihi!

Grobbien. Trink eins auf meine Rechnung! He! Wirthshaus! Schnell noch drei „Himmelreiche!"

Wirth (schenkt aus der Flasche mit dem Todtenkopf die beiden Gläser voll und setzt auch für Lanz eins hin). Ganz frische Sendung! Wohl bekomm's!

*) Alle Bezeichnungen gelten vom Zuschauer aus.

Wenninger (den Wirth vertraulich in die Seite stoßend). Na, alter Gauner, geht's Geschäft immer flott?

Wirth (nach dem Büffet zurück). Passabel! So lila!

Grobbien (lacht). Der Gierschlung ist ja nie zufrieden!

Wenninger. Hand auf's Herz, Giftmischer, wieviel hast Du denn eigentlich gehabt, als Du hier vor vier Jahren das „Himmelreich“ aufgemacht hast? Wette: keinen Groschen! Und jetzt?

Grobbien . . . hat er sicher seine 25 bis 30000 Mark auf der hohen Kante! He!

Wirth (pfiffig, lacht). Nächstens wird mich der Herr Geheimrath Wandenberg anpumpen. Ihr verdammten Neidhammel!

Wenninger (Lanz auf die Schulter klopfend). Hast ja an dem allein schon ein Vermögen verdient.

Lanz (unheimlich, man weiß nie, ob er's im Scherz oder Ernst meint). Ja, ja, Alles an mir! . . . Haus und Garten . . . und Werkstatt . . . und Wiese . . . und Acker . . . Alles hat der Sakramenter da drüben! Alles! . . . (Er lacht.) Hihi!

Grobbien. Ja, sag' mal, Hihi, wovon lebst Du denn jetzt eigentlich?

Lanz (murmelt). Weiß selber nicht! . . . selber nicht! Sache vom lieben Gott! . . . Nicht meine Sache!

Wenninger. Wo schläfst Du denn? Hast denn gar keinen Unterschlupf?

Grobbien. Komm' zu mir! Ich lasse Dir im Stall Stroh aufschütten!

Lanz. Dank' Dir schön! Brauch's nicht! Schlafe gut! Schlafe warm! Im dunklen Thor da draußen! Hihi!

Wenninger. Im Tunnel? Ja, Mensch, da kannst Du doch nicht die ganze Nacht bleiben? In der Luft? Da mußt Du ja ersticken!

Lanz. Glaubst es nicht? Kannst es schon glauben! . . . Da hinter dem neunten Stollen rechts . . . da ist 'ne tiefe Kiesgrube, da leg' ich mich 'nein . . . da ist's warm! . . . Und Wasser zum Trinken und Waschen habe ich genug . . . da kommen aus dem Felsen Quellen . . . starke, große Quellen . . . die fließen jetzt!! . . . Mir fehlt Nichts . . . hab' ein freies Leben! . . . (sich verlierend) ein freies Leben! (Kleine Pause.)

Grobbien. Siehst es, Wirthshaus, so weit hast Du den armen Kerl mit Deinem verfluchten Giftzeugs gebracht. Hat Haus und Hof und schließlich noch sein bischen Verstand versoffen!

Wirth. Ja freilich! Du Schandmaul! Als ich herkam, war er schon so absonderlich!

Wenninger. Ja, weißt Du vielleicht, was ihn um sein bischen Verstand gebracht hat? Die Leute reden so mancherlei!

Wirth. So närrisch ist er seit dem Tage, als sie ihm seinen zwanzigjährigen Sohn aus dem Tunnel erschlagen in's Haus gebracht haben!

Deswegen schläft er ja auch in der dunklen Kiesgrube. Da haben sie seinen Jungen gefunden. Kein Mensch ist damals recht klug daraus geworden . . . gemunkelt hat man allerlei.

Wenninger. Na, ich dächte, er hatte doch auch noch 'ne Tochter? Wo ist denn die eigentlich?

Wirth. Hinaus in die Welt!

Lanz. Und die ist weit!

Zweite Scene.

Vorige. Die Briefbotin Amalie Schwartz.

Briefbotin (schwarze doppelreihige Tuchjacke mit buntem Amtskragen, dunkler, runder Strohhut, querüber Ledertasche, Stock, erscheint im rechten Fenster, [spricht sehr schnell] und ruft hinein). 'Morgen, 'Morgen', 'Morgen, die Herren! (Während sie eintritt.) Alles wohl? Alles gesund? Hier ist die Zeitung! Fortsetzung vom Roman! Der Graf heirathet die arme Schneidertochter doch! Hatte schon eine Schandwuth auf den Kerl! Prise gefällig? Empfehle mich allerseits!

Grobbien. Na! Na! Na! Hast Du's denn gar so eilig? Schnell hierher! Fräulein Briefträger! Auf ein Glas!

Wirth (der Briefbotin in die Backen kneifend). Korn? Kümmel? Wachholder? Pfefferminz?

Briefbotin. Hände weg! Nicht anfassen! Nur ansehen! Gieb mir lieber ein „Himmelreich".

Lanz. Das Himmelreich! Ja, ja, da kommen wir noch Alle hin! Alle! Hihi!

Grobbien (zu der sich am selben Tisch hinsetzenden Briefbotin). Also, alte Klatschbase, was giebt's Neues?

Briefbotin. Hab' keine Zeit! Keine Zeit! Erlauben die Herren? Neues? Neues giebt's garnicht! Dem Grubenbauer ist diese Nacht sein Hof abgebrannt, die Frau Schneidermeister hat Drillinge gekriegt, dem Apotheker hat der Blitz zwei Kühe erschlagen, auf der anderen Seite vom Tunnel hat's einen großen Erdrutsch gegeben, bei dem wurden drei Arbeiter verschüttet, zwischen Langenau und Birkenfeld ist der Postomnibus in den Graben gefallen, beim Gottesdienst heut Morgen ist der Kramer Heimberg — Gott hab' ihn selig und schenk' ihm die ewige Ruh' — vom Schlage getroffen . . .

Wenninger (hält ihr die Hand vor den Mund). Amalia! Um Gottes Willen, hör' auf!

Briefbotin (nach Luft schnappend, während ihr Wenninger noch den Mund zuhält) . . bei der Kirchweih in Hammersbach . . .

Wenninger. Willst Du wohl stille sein!

Briefbotin (keuchend). Hammersbach . . .

Wirth (lacht). Wenn Die mal im Zuge ist, können sie zehn Pferde nicht halten!

Briefbotin (mit Wenningers Hand vor dem Mund). . . . Haben sie dem Christian Gernig . . .

Grobdien. Wirthshaus! Ein Heftpflaster!

Briefbotin . . . das rechte Ohr abgebissen! (Man lacht.) Daß ich nicht lüge . . . das linke Ohr! das linke! (Sie macht sich von Wenninger los.) Sonst giebt's nicht Neues, absolut nichts Neues! Ihr Wohlsein die Herren! (Sie schnupft.)

Grobdien. Na, ich dächte, das wäre für einen Tag gerade genug!

Lanz. Postbote, hast keinen Brief für mich?

Wenninger. Du närrischer Kerl, wer wird denn an Dich schreiben?

Lanz (zitternd). Keinen Brief für mich?

Grobdien. Vielleicht gar 'nen Liebesbrief, Hihi! (Alle lachen.)

Wirth. Laßt ihn doch gehen! Er bildet sich ein, seine Tochter wird ihm noch mal schreiben!

Briefbotin. Hätt' ich beinahe vergessen! Hier hab' ich was! (Sie nimmt eine schwarze Hornbrille und einen Brief aus der Ledertasche und liest langsam.) „An Ihro Hochwohlgeboren Fräulein Lene Maurer . . . abzugeben im Wirthshaus „zum Himmelreich", eingeschrieben.

Wenninger. Solch blitzsaubere Person giebt's nicht alle Tage!

Briefbotin (selig). Ich war auch 'mal solch blitzsaubere Person!

Grobdien. Wann denn? Wohl in den Freiheitskriegen?

Briefbotin (schelmisch). Habe manchem jungen Mann den Kopf verdreht!

Wenninger. Zum Beispiel: meinem Großvater!

Briefbotin (schmachtet nach dem Wirth hinüber). Aber man hat heute noch seine Anbeter!

Grobdien. Schau nur, was für verliebte Augen sie dem Wirthshaus zuwirft! Na, zur Taufe vom ersten Jungen stehe ich Pathe!

Briefbotin. Ich muß mir solche Späße verbitten, sowohl als königlicher Beamter, als auch als Jungfrau!

Wenninger. Ja, Kreuzschockschwernoth! 'n paar Augen hat die Lene im Kopf! Ganz närrisch könnte man werden.

Lanz (unheimlich). Ist meine Braut, hihi!

Grobdien. O Du Tolpatsch, die sucht sich schon was Bessres aus. Paß nur auf, Wirthshaus, daß Dir die nicht mal ein feiner Herr wegstibitzt! Dann kannst Du Deine Bude zumachen!

Wenninger (lacht). Kannst ganz ruhig sein, in die Mausefalle kommt so leicht kein feiner Herr! He, Wirthschaft, noch zwei „Himmelreiche!" Und für die königliche Post einen ganz feinen mit Himbeer!

Briefbotin. Trinke keinen Tropfen mehr. Aber bitte mit recht viel Himbeer! Prise gefällig? Es war doch das rechte Ohr vom Christian Gernig! . . . Also, wo ist das hochwohlgeborene Fräulein?

Wirth. Zieht sich noch an! Werde sie rufen! (Zur linken Thüre.) Lene! Lene!

Grobbien. Ein hoher Beamter will Sie sprechen!

Wenninger. Soll mich wundern, wenn die noch keine Bandelage hat!

Grobbien. Der Dominik ist schon hinter ihr her.

Wenninger. Der verfluchte Kerl? Dann adieu, Lene!

Briefbotin. Ja, wenn man ihn so reden hört . . .

Wirth. Na, was denn? was denn? He?

Briefbotin . . . dann meint man, er hätte das Mädel schon in der Tasche!

Lanz (ruhig). Dann lügt er!

Grobbien. Hast ganz Recht! Das ist 'ne aparte! Die thut mit Allen schön und mag doch keinen leiden!

Lanz (langsam). Einen doch!

Wenninger (lacht). Am Ende gar Dich!

Lanz (sicherer). Einen doch!

Grobbien. Also 'raus mit der Sprache!

Wenninger. So red' doch, wenn Du's weißt, Du Aufschneider!

Briefbotin. Ich zahl' Dir . . . das heißt: der Herr Wenninger zahlt Dir ein „Himmelreich", wenn Du's sagst!

Grobbien. Ich zahle zwei! Na?

Lanz (sieht Grobbien an, langsam und schwankend). Zwei Himmelreich?

Wenninger (belustigt). Ich zahle drei!

Wirth (lacht). Nur immer zu! Ich habe noch mehr!

Briefbotin. Herrgott, wenn ich so 'was wüßte! So sag's doch endlich, alter Maulwurf!

Grobbien. Drei Himmelreiche zum ersten, zum zweiten . . . (Er hält ihm sein volles Schnapsglas hin.) Na?

Lanz (erhebt langsam und zitternd die Hand, um das Glas zu fassen).

Grobbien. Möchte das Mädel gar zu gerne ein bischen hänseln!

Briefbotin (verhimmelnd). Und ich erst!

Lanz (zieht die Hand zurück). Dann nicht! Hihi!

Wirth. Laßt ihn doch gehen, den alten Narren! Heut hat er wieder seinen krausen Tag!

Lanz (in die Ferne blickend). Einen doch!

Grobbien. Meinst Du: Du kannst uns nur foppen? Drück' Dich, sonst . . . (Er will ihn von der Bank schieben.)

Wenninger. Mach' weiter, Du Lump, oder . . .

Dritte Scene.

Vorige. Lene Maurer (von links, ein auffallend schönes Mädchen von vielleicht 23 Jahren, mit prachtvollen lose gesteckten Haaren; sie trägt ein dunkles fußfreies Kleid mit etwas aufgestreiften Aermeln, Geldtasche über der weißen Schürze; sie bleibt einen Moment auf den Stufen stehen).

Lene. Pfui Teufel!

Wenninger (sich umsehend). He?

Lene (langsam die Stufen herunter). Schämt's Euch 'was, dem alten Mann zu drohen! Dazu gehört freilich viel Muth!

Grobbien (zu der langsam vorkommenden Lene). Na, na, na! Nur nicht gleich so aufbegehren! Man kann am Ende doch seinen Scherz machen!

Lene. Mit dem nicht!

Wenninger. Lene, ist der Hihi vielleicht gar Dein Schatz?

Lene. Erstens haben wir noch nicht Brüderschaft getrunken, Herr Schlossermeister . . .

Briefbotin (klatscht in die Hände). Bravo! Bravo! So mache ich's auch immer, wenn sich mir Einer zu vertraulich nähert!

Lene. Jedenfalls ist mir der alte Hihi lieber, als das ganze Mannsvolk hier! (Sie geht an Lanz vorüber und streichelt ihm langsam den Kopf.)

Lanz (sie verklärt ansehend, demüthig). Danke! Danke!

(Kurze Pause.)

Wirth. Na, Lene, tummeln Sie sich ein bischen! Schnell aufdecken! Gleich werden sie drüben zum Mittag läuten! Werde Ihnen helfen!

Lene. Nicht nöthig! Bin schon zur rechten Zeit fertig! (Sie nimmt vom Buffet hölzerne Löffel und blecherne Teller und beginnt, einzelne Tische zu decken.)

Briefbotin (steht auf). Fräulein Hochwohlgeboren! Bitte um Ihre werthe Unterschrift!

Lene. Geben Sie her! (Sie unterschreibt mit einem Bleistift, den sie sich aus den Haaren zieht, an einem Tische stehend, den Schein, betrachtet den Brief, zerreißt ihn ungelesen und wirft ihn in's offene Herdfeuer.)

Grobbien. Na, Lene, neugierig sind Sie nicht!

Briefbotin (zur Lene). Prise gefällig? Empfehle mich! Bezahle das nächste Mal! Habe keine Zeit mehr! Hochachtung allerseits! (Sie geht zur Mittelthür hinaus und sieht dann zum rechten Fenster hinein.) Uebrigens, was ich noch vergessen habe: Die Katze vom Barbier Wieser hat zwölf Junge gekriegt, heute ist Kaffeegesellschaft bei der Frau Postsekretär, der Tischler Braun hätte beinahe das große Loos gewonnen, die Hebamme ist heute Nacht sieben Mal gerufen worden . . .

Wenninger. Himmelbombenelement, nu' aber 'raus, königliche Post!

Briefbotin (sehr entrüstet). Merken Sie sich das, Herr Wenninger, man läßt die Leute ausreden, vor Allem aber eine junge Dame! (Sie verschwindet.)

Vierte Scene.

Vorige ohne Briefbotin.

Wirth (mit Lene deckend). Der Brief war wohl wieder von dem da drüben?

Lene. Vom Agenten! Drei Mal hat er mir schon geschrieben und

mir goldene Berge versprochen, wenn ich auf der anderen Seite vom Tunnel in der „ewigen Seligkeit“ einstehen würde!

Wenninger. Vom „Himmelreich“ zur „ewigen Seligkeit“ .. das ist doch die richtige Reihenfolge!

Grobbien. Na, bis vor vier Wochen wollten Sie doch durchaus hinüber?

Lene. Und jetzt will ich nicht mehr!

Wenninger. Warum denn nicht?

Lene. Meine Sache!

Grobbien (leise, zu Wenninger). Siehst es! Der Dominik steckt ihr schon im Kopfe!

Lene (deckt jetzt am rechten Tisch den vorderen Eckplatz; sie legt eine kleine weiße Serviette hin; ordentliches Besteck, ein Weinglas, einen Porzellanteller, Salzfaß.)

Grobbien (zum Wirth). Du, Dicker, für wen deckt die denn da gar so nobel auf?

Wirth. Für den Herrn Oberingenieur Falkenried!

Wenninger. Was? Kommt denn der jetzt auch in's „Himmelreich?“

Wirth. Vom frühen Morgen bis in die Nacht steckt er im Tunnel. Damit er ja keine Zeit verliert, ißt er hier schnell Mittag . . .

Grobbien (lachend). Kohlsuppe und Hammelfüße? Na, verwöhnt ist er nicht!

Wirth. Und seit vier Wochen schläft er auch drüben im Fremdenzimmer. Muß was Besonderes los sein im „dunkeln Thor“.

Wenninger. Haben ganz Recht, Lene, bleiben Sie nur hier bei uns! Hier können Sie viel mehr Geld verdienen, als bei den Hungerleidern am südlichen Ende!

Grobbien. Ja, hol' mich der Kuckuck, seitdem sie hier vor sechs Jahren angefangen haben, das große schwarze Loch zu bohren, haben wir Alle schönes Geld verdient. Ihr Einheimischen und wir aus der Nachbarschaft! Früher hatten wir Alle zusammen nichts, und jetzt? (Klopft sich auf die Tasche.) Da sitzen die Musikanten! Nee, nee, auf den Tunnel lasse ich nichts kommen! Der macht uns noch Alle reich, bis sie mit dem Bau fertig sind!

Lanz. Am meisten mich! Hihi!

Wenninger. Ja natürlich, Dich! Du bist beim Tunnel ein Millionär geworden!

Lene. Armer Kerl! Der hat in dem grausigen dunkeln Thor Alles verloren, was er gehabt hat!

Lanz (hinkt langsam nach hinten).

Wenninger. Das Meiste verdient bei der Geschichte aber doch der Geheimrath Wandenberg! Das muß ja gleich nach Millionen gehen!

Wirth. Wird sich so auch wohl gehören! Als Unternehmer vom Ganzen!

Grobbien. Möchte doch nicht mit ihm tauschen! Mit all' seinem Geld und seinen Sorgen dazu!

Wenninger. Ja, Sorgen wird er wohl schon haben! Donnerwetter, diese Berechnungen! Daß da Alles klappt! Dazu gehört ein Kopf! Großartig!

Grobbien. Und dann so über 5000 Menschen futtern und kommandiren! Daß sie alle Ordre pariren.

Wenninger. Ach, das ist noch das Wenigste! Da heißt's arbeiten oder heidi! Haste nicht gesehen! . . . Die Hauptsache ist die Kopfarbeit! Ja, ja, Mordskerle sind sie schon, er und seine Ingenieure! (Sie sprechen leise weiter.)

Lene. Willst Du denn schon gehen, Hihi? Magst Du was essen? 'was Warmes?

Lanz. Dank' Dir schön, Lene, hab' noch keinen Hunger! Hab' ja erst zu Mittag gegessen! Vor acht Tagen! Hihi!

Lene. Bleib', ich geb' Dir 'was! (Sie geht zum Herd, häuft einen Teller, bringt ihn dann Lanz und drückt ihn auf eine Bank.)

Lanz (will zitternd ihre Hand ergreifen und sie küssen).

Lene (zieht erschüttert die Hand zurück). Ach was! Dummes Zeug! Nichts da!

Wirth (ist in die Mittelthür getreten und sieht nach den Bergen hinauf). Diese verfluchten Nebel! Hängen wieder wie die Bettlaken 'runter!

Grobbien (hinüberrufend). Aber wie ganz schmutzige!

Wirth. Wenn nur endlich 'mal wieder die Sonne scheinen wollte!

Lanz (leise). Nur Geduld! Sonne wird schon wieder scheinen! . . . Sonne bringt es an den Tag! (Er ißt.)

(In diesem Augenblick hört man von links, aus weiter Entfernung einen langgezogenen grellen Dampfpfiff und dann das Läuten zahlreicher elektrischer Glocken.)

Wirth (schnell zurück). Mittagszeit! Schnell, Lene, schnell! (Er eilt geschäftig zum Buffet, sich vergnügt die Hände reibend.) Jetzt geht's Geschäft los!

Lene (ist an den Herd getreten und rührt in einigen Töpfen, die elektrischen Glocken hören auf, während des Folgenden hört man den Dampfpfiff immer stärker, wie von einer sich nähernden Lokomotive.)

Wenninger (der sich wieder seine Pfeife, wie oben, angesteckt hat, im Gespräch fortfahrend). Ja, ja, darin gebe ich Dir schon Recht! aber — kannst mir's glauben — der Hauptkerl ist doch der Falkenried! Ein Mordskerl! Das ist Einer! Ich glaube, der Mensch hat paar Augen auch auf dem Rücken!

Grobbien. Na, was ich so gehört habe . . verflucht streng soll er sein!

Wenninger. Und doch schwören sie Alle auf ihn! Dem darf Keiner ein Haar krümmen! Der weiß, was er will! Wenn der Wandenberg den nicht hätte . . . na, gute Nacht, Tunnel!

(Der jetzt in unmittelbarer Nähe hörbare Pfiff verstummt; man hört zunächst leises, dann lauteres Stimmengewirr und das Scharren und Trappen vieler Füße.)

Fünfte Scene.

Vorige. Arbeiter.

(Zwei Arbeiter gehen am linken Fenster vorüber und treten dann ein; kräftige Gestalten mit geschwärzten Gesichtern [natürlich nicht übertrieben], der Eine in einer, die Brust freilassenden Blouse, Ledergurt, kurze in hohen Stiefeln steckende Beinkleider; der Andere hat die Jacke über die linke Schulter gehängt; Beide tragen am Ledergurt kleine brennende Grubenlaternen; diese Kleidung ist ungefähr für alle Arbeiter dieselbe, [Mütze, weicher Hut], hie und da geht Einer von ihnen beim Eintritt ans Waschbecken und wäscht sich Gesicht und Hände.)

Erster Arbeiter (die Laterne löschend). Mahlzeit die Herren bei einander!

Wenninger. Mahlzeit, Hans!

Grobdien. Mahlzeit, Karl!

Zweiter Arbeiter. Tag, Lene! (Ihr lustig die Hand reichend.) Hab' 'nen Mordshunger! Her mit der Suppe! (Schnuppernd.) Sakrament, riecht die gut! (Beide setzen sich Lanz gegenüber.)

Erster. Wenn's der Hihi erlaubt! (während)

Lene (die dampfenden Suppenteller den Beiden hinsetzt).

Erster (lacht). Hast Dir da hinten im „dunkeln Thor" ein possirliches Bett eingerichtet. Hab's eben gesehen! (Man sieht vier Arbeiter von links kommen, die dann eintreten.)

Zweiter (heiter). 'ne Matratze aus Kies und das Kopfkissen aus Stein! (Mit Behagen essend.) Mußt 'nen harten Schädel haben, Hihi!

Lanz (sich langsam mit der Faust gegen den Kopf schlagend). Der hält viel aus!

Erster. Kannst Du denn da schlafen?

Lanz (verklärt). Und träumen!

Zweiter. Wirst aber bald das Quartier wechseln müssen!

Lanz (erschrocken). Warum?

Zweiter. Sonst versaufst Du! In den Wassern!

Erster (schwerer). Ja, ja, die Wasser! Die soll der Teufel holen!

Zweiter. He! Lene! Hierher zwei Bier!

(Von den vier neu hinzugekommenen Arbeitern haben inzwischen drei Platz genommen.)

Dritter. Mir auch eins!

Vierter. Mir auch! Den verdammten Staub 'runterspülen!

Fünfter. Lene! ein „Himmelreich"!

Wirth (am Bierfaß, er schänkt Bier in Blechbecher und hilft der Lene geschäftig beim Bedienen.)

Sechster (hat sich gewaschen, befriedigt). Ah! So'n bischen Wasser thut doch zu wohl!

Erster. O jeh! Schau doch den noblen Lienhard! Wäscht sich in der Mittagspause! Schnappt vor lauter Feinheit nächstens noch über!

Zweiter. Lene! Heut lass' ich 'was draufgehen. Bin sakrisch vergnügt! Heut' Nacht ist der Kronprinz bei uns eingerückt!

Lene (freundlich). Gratulire! Schönen Gruß an die Frau! Laden's mich nur zur Taufe ein! Den Kuchen bringe ich mit!

Grobdien (hinüberrufend). Und ich fahre Deine Frau und den Bengel in die Kirche! Natürlich umsonst! Prost Karl!

Zweiter. Jesses, die Welt geht unter! Der Fuhrmann hat die Spendirhosen an! (Man hört von draußen Gesang, ungeübt, aber doch wohlklingend; ein ganzes Rudel Arbeiter, 10—12, treten singend ein und gruppiren sich zwanglos und in heiterer Unterhaltung.

Wenninger. Siehst es, Grobdien, was ich Dir gesagt habe! Der Falkenried kann noch so streng mit ihnen sein, zufrieden sind sie doch Alle!

Grobdien. Ja, weiß es der Himmel! Sieben Stunden haben sie jetzt in der kohlrabenschwarzen Nacht und in der Stickluft gearbeitet, und bei dem Mordshunger singen sie noch! (Nach und nach füllt sich der ganze Raum mit Arbeitern, nicht alle haben angezündete Laternen, aber die meisten; immerwährend geschäftiges Leben; einige gehen selbst an die Schänke und trinken dort; andere suchen sich selbst, in dem Heringsfaß stochernd, etwas aus, wieder andere bleiben, kurze Pfeifen rauchend, in der rechten Fensternische stehen u. s. w.)

Erster (kauend). Möchte nur wissen, was es zwischen dem Herrn Falkenried und Dominik heute Vormittag gegeben hat!

Dritter (hinüberrufend). Gegeben hat's was?

Zweiter (ohne sich nach dem Dritten, der an einem anderen Tisch sitzt, umzusehen). Hast wohl geschlafen, Fritze?

Vierter. Na, bei uns hat man heute wieder sein eigenes Wort nicht verstehen können! . . . Mir noch 'mal Kohlsuppe!

Zweiter. Na ja! Ihr dahinten beim Dynamit! Famoses Konzert! (Die Gruppen wechseln.)

Dritter. Zündfäden liegen jetzt da, die Kreuz und die Quer . . . (Lacht.) Vorsicht! Sonst fliegt die ganze Bude in die Luft!

Fünfter. Na, Hans, so red' doch, was war denn los?

Erster. Ein Mordsskandal! Ein richtiger solider Krach! Die Brüderschaft haben sie sich nicht angeboten!

Zweiter. Der Falkenried hat den Dominik furchtbar 'runtergeputzt!

Lene (hört plötzlich mit dem Bedienen auf und horcht aufmerksam dem Gespräch zu).

Sechster. Na und der Dominik?

Erster. Der hat aufbegehrt und immer geschrieen: „Sie haben mir gar nichts zu sagen,“ und da war natürlich der Salat fertig!

Zweiter. Und Beide haben sie dagestanden, ganz dicht bei einander, als ob sie sich am liebsten auffressen möchten!

Grobdien. Ja, weswegen haben sie denn gestritten?

Erster. Hab's nicht verstehen können! Hab' nur beim Schein der Laternen die beiden Gesichter gesehen! Na, und die vergess' ich nicht, und wenn ich hundert Jahr alt werde!

Vierter. Dem Dominik kann's nichts schaden, dem frechen Kerl!

Siebenter. Ja, der kann 'mal 'nen Kübel kaltes Wasser vertragen!

Lanz (ist plötzlich aufgestanden und nach dem Herd gehinkt, er starrt unheimlich in's Feuer). Hihi!

Dritter. Ja, Hibi, was hast denn? Schaust ja aus, als ob Du Gespenster siehst?

Lanz (grauenhaft). Gespenster! Gespenster! In der Kiesgrube! (Er sinkt zusammen.)

Zweiter. Laßt ihn nur! So ist der Alte oft!

Fünfter. Ja, Lene, da schmeckt die Suppe wohl heute ein bischen versalzen, wenn's dem Carl Dominik schlecht geht?

Lene (an dem rechten mit der Serviette gedeckten Tisch stehend). Wüßt' nicht, was mich das interessiren könnte!

Dritter. Ujeh! Jetzt schaut Die an! Jetzt verleugnet sie ihn gar!

Vierter. Ja, ja, die Weiber!

Wenninger (zu Grobdien). Paß auf!

Fünfter. Jetzt denkt die noble Prinzeß, daß wir Alle blind sind! Das sieht doch jedes Kind, daß der Dominik um sie herumscherwenzelt!

Lene (achselzuckend). So lange es mich nicht genirt . . . mag er doch!

Dritter (laut). Hm! Hm!

Lene (heftig). Wenn Sie vielleicht damit sagen wollen, daß . . .

Dritter (kleinlauter). Hab' gar nichts sagen wollen, bei Leibe nichts!

Lene. Hätt's ihm auch gerathen!

Zweiter. Kreuzschodschwerenoth, laß mir das Mädel gehen!

Lene. Schönen Dank, Carl, aber ich brauche keinen Anwalt!

Eine Stimme. Lene! Zahlen!

Eine andere Stimme. Ich auch!

Lene (geht nach hinten).

Wirth. Kinder, diskutirt nicht so viel! Trinkt lieber!

Vierter (im Gespräch mit seinem Nachbar fortfahrend). Das kann nun sein, wie's will! Da braucht's weiter gar kein Untersuchen! Recht hat der Falkenried auf alle Fälle gehabt!

Fünfter. Nana!

Vierter. Was denn nana?

Fünfter. Das kommt noch sehr d'rauf an!

Dritter. Willste wieder stänkern, Du Naseweis?

Fünfter. Ach was, stänkern!

Eine Stimme. Den Knobelbecher! (Lene bringt.)

Fünfter. Die Geschichte mit den Wassern fängt an ungemüthlich zu werden!

Sechster. Davon verstehst Du nichts!

Fünfter. Ja freilich, wenn wir erst Alle ersaufen, dann werden wir's schon verstehen!

Zweiter. Kriegst Deinen Lohn! Halt's Maul!

Erster. Der Oberingenieur hat gesagt: das muß so sein! Und damit Basta! 'nen bessern Herrn können wir uns gar nicht wünschen!

Zweiter. Hast Recht, Hans! Wer anders hätt' uns denn endlich die Krankenkassen durchgesetzt?

Dritter. Und die Wittwenpensionen?

Fünfter. Du Affe! Bist ja gar nicht verheirathet!

Vierter. Von denen wollten die Herren von der Verwaltung lange genug nichts wissen!

Eine Stimme. Und die Unfallversicherung?

Eine andere Stimme. Und eine Mark 20 Pfennige mehr Wochenlohn!

(Aus der knobelnden Gruppe: „Höchste Hausnummer!")

Erster. Und die Hauptsache: daß wir schon um 6 Uhr Abends Schluß machen können! Das war doch die größte Wohlthat!

Fünfter. Ujeh! Ihr Leimsieder!

Erster (ganz spontan). Hoch Falkenried! Und wer nicht mitthut ...

Zweiter (lacht) ... der soll im dunkeln Thor ersaufen!

Mehrere. Bravo! Bravo!

Erster. Wirthshaus! Schnell Bier her!

Eine Stimme. In der Mittagspause? Damit wir Alle angedufelt in's schwarze Loch kommen?

Zweiter. Du Zierpuppe! Davon wirst Du nicht umfallen!

Eine andere Stimme. Bier her!

Wirth (schänkt fleißig ein).

Lene (bedient).

Einige (holen es sich selbst).

Wenninger. Das war ein gescheidter Gedanke, Hans! Die Lage Bier zahle ich! Prost, Kinder!

Erster. Ein donnerndes Hoch ...

Alle (heben die Bierbecher; in diesem Augenblick hört man eine Kirchenglocke von nicht zu weit her läuten, das auf dem Lande und im Gebirge übliche Mittagläuten, drei lange gleichtönende Schläge, dann zweistimmige ein wenig schnellere).

Zweiter. Pst! Es läutet Mittag!

(Alle sind ausnahmslos aufgestanden; sie haben schnell die Becher hingestellt, ihre Kopfbedeckung abgenommen und beten still mit gesenkten Köpfen; einige bekreuzigen sich; langsam verhallt die Glocke.)

Erster. Amen! (Man setzt die Kopfbedeckung wieder auf; schnell ergreifen Alle die Becher.) Also unser Oberingenieur Herr Johannes Falkenried hoch! (In das Alle jubelnd einstimmen.)

Lene (steht mit leuchtenden Augen vorne).

Erster. Und nochmals hoch! und zum dritten Male hoch! (Lebhafteste Bewegung in den Gruppen und freudige Stimmung.)

Sechste Scene.

Vorige. (In der Mittelthür steht plötzlich) **Johannes Falkenried.**

Falkenried (Mitte der 30, charakteristischer Künstlerkopf von genialem Gepräge, das Gesicht von Ruß und Rauch ein wenig geschwärzt; er trägt eine braunlederne Jacke, darunter ein wollenes kragenloses Hemde [wie die Matrosen], Ledergurt mit noch brennender Laterne, braune sammetne Pumphosen, hohe

ganz beschmutzte Stiefel, weichen, dunklen Hut). Schönen Dank, Jungens! Da treffe ich ja lustige Gesellschaft! Mir auch ein Bier, Lene, damit ich anstoßen kann! (Er kommt vor und trägt die Laterne, die er auf den Tisch vorne rechts stellt. Lene reicht ihm ein Glas Bier.) Dank' schön, Lene! Und nun Kinder prost! (Während die Arbeiter ihn umdrängen und ihre Becher mit einem Zuge leeren, trinkt Falkenried die Hälfte). Donnerwetter, mir war die Kehle wie ausgetrocknet! Lene, auch 'nen Schluck?

Lene (ungeziert und heiter). Gerne! (Sie trinkt den Rest seines Glases aus.)

Falkenried (setzt sich an den gedeckten Tisch). Und nun schnell 'was zu essen, Wirthschaft, habe keine Zeit! . . . Hat sie schon wieder so nobel aufgedeckt! (Die Serviette unter dem Teller vorziehend und wegwerfend.) Ich hab's Ihnen schon oft genug gesagt, Lene, ich will keine Ausnahme!

Wirth (vom Buffet her, zuckersüß.) Wäre ein ganz feiner Schinken da, Herr Oberingenieur! So zart! Hat mir selbst leid gethan, das liebe, süße Schweinchen zu schlachten! Ich brat' Ihnen schnell ein Stück!

Falkenried. Kohlsuppe, Hammelfüße! Basta!

Wenninger (zu Grobbien). Von der Geschichte mit dem Dominik merkt man nicht viel!

Grobbien. Der kann sich beherrschen!

Falkenried (essend hinüberrufend). Bombenelement, Grobbien, rauchen Sie da aber ein feines Kraut! Möchten's mir nicht auch 'ne Pfeife ablassen? (Er holt aus dem Ledergurt eine ordinäre kurze Pfeife.)

Grobbien (geht zu ihm hinüber). Da haben Sie gleich meinen ganzen Vorrath, Herr Ingenieur, und den Beutel dazu! (Legt einen kleinen weißledernen Beutel hin; dann geht er nach hinten, mit dem und jenem Arbeiter sprechend.)

Wenninger (ist auch aufgestanden, bleibt noch am Buffet im Gespräch mit dem Wirth und geht dann auch langsam dem Hintergrunde zu.

Falkenried. Dank' schön! . . . (Kauend.) Die Hammelfüße delikat!

Wirth (geschmeichelt). Mein Rezept!

Falkenried. Da setzen wir nachher ein Himmelreich drauf! . . . (Hinüberrufend.) Na, Hihi, bist Du auch da? Immer wohlauf?

Lanz (ein wenig vom Herd vor). Bin ganz zufrieden! Ganz zufrieden!

Falkenried (mehr für sich). Du lieber Gott! . . . (Er schiebt das Geschirr bei Seite und während er sich die Pfeife ansteckt.) Hihi! Heute kannst Du lachen! . . . Heut' habe ich Deinem Spezi, dem Dominik, 'mal ordentlich den Marsch geblasen!

Lanz (freudig). Hihi! Hihi!

Erster Arbeiter (während die meisten Arbeiter mehr nach vorn kommen). Mit Verlaub, ist wohl wieder mal frech geworden?

Falkenried. Der Mensch weigerte sich zu thun, was ich ihm befahl, und (ruhig) da habe ich ihn natürlich 'nausgefeuert!

Zweiter. Gekündigt haben Sie ihm, Herr Oberingenieur?

Falkenried. So viel Umstände mache ich nicht mit einem so ungehorsamen Patron . . . hui! . . . Naus! . . . Auf Nimmerwiedersehn!

Dritter (lebhafter). Also entlassen?

Fünfter (ebenso). So Knall und Fall?

Falkenried. Jawohl, mein Sohn! Ohne einen Pfennig Lohn! Wie sich's gehört! . . . Sie, Grobdien! Ihr Knaster ist wirklich prima! (Lebhafte Bewegung unter den Arbeitern.)

Erster. Mit dem Kerl mußte es mal solch Ende nehmen!

Zweiter. Das glauben Sie gar nicht, Herr Oberingenieur, was der Alles hinter Ihrem Rücken gewühlt hat! 'ne Versammlung wollte er einberufen . . . noch mal höheren Lohn sollten wir verlangen bei der schweren Arbeit jetzt im Wasser . . .

Fünfter (laut). Ja, ja, die Wasser!

Falkenried (beißt sich auf die Lippen).

Erster. Und namentlich in den letzten vier Wochen, seitdem der Herr Oberingenieur vom Morgen bis in die Nacht im Tunnel ist . . . da hat er . . . (er stockt).

Falkenried. So sprich doch!

Erster . . . da hat er uns gegen Sie und den Herrn Geheimrath Wandenberg aufhetzen wollen: Menschenschinder wären Sie Beide . . .

Fünfter (wieder laut). Ja, ja, die Wasser!

Falkenried (sich beherrschend). Das hättet Ihr mir aber gefälligst früher sagen sollen!

Zweiter. Na, nur gut, wenn der Dominik nicht mehr in's dunkle Thor hinein darf!

Siebente Scene.

Vorige. Carl Dominik.

Carl Dominik (Mitte der 20er, verwegen aussehender Kerl mit vollen blonden Locken, die ihm unter der Mütze hervorquellen, kleiner Schnurbart, ungefähr in gleicher Arbeitertracht, mit ein wenig berußtem Gesicht; er drängt sich mitten hindurch, ohne vorläufig Falkenried zu bemerken). Da werde ich wohl auch noch ein Wörtchen mitzusprechen haben!

Erster. Mach' daß Du 'raus kommst, Dominik!

Dominik. Seit wann bist Du denn hier der Wirth? He?

Zweiter. Wirthshaus, so sag' Du ihm, daß er sich trollen soll!

Dominik (sich auf eine Bank breitbeinig hinwerfend). Möcht' doch sehen, wer mich hier fortbringt! Na also! Wer von Euch hat Muth?

Lanz (ein wenig vor). Ich!

Dominik (lachend). Der Hihi?

Lanz (ihn ansehend, bestimmt). Der Hihi!

Dominik. Du lieber Gott! Dich werf' ich mit dem kleinen Finger da in die Kiesgrube 'nein, daß Dir Deine alten Rippen krachen!

Lanz. Wart's ab! (Grausig.) Wart's ab!

Falkenried (wieder ruhig, Pfeife rauchend). Erst müssen Sie doch hineinkommen in den Tunnel, Carl Dominik!

Dominik (eine helle Lache aufschlagend, höhnisch). Ah! sieh mal an! Der Herr Oberingenieur geben uns die Ehre! ... Ja, der Herr Oberingenieur haben mir's freilich verboten! Aber der Herr Oberingenieur haben sich danach zu richten, was der Herr Geheimrath Wandenberg sagt! Und wollen doch sehen, ob der's gutheißt!

Falkenried. Der Herr Geheimrath hat Wichtigeres zu thun, als sich um Sie zu kümmern!

Dominik. Das wird sich gleich nachher finden!

Falkenried (ruhig in der gleichen Stellung). Da wird sich gar nichts finden! Ich habe Sie hinausgejagt und damit basta! Und nun packen Sie sich fort!

Eine Stimme. Werft den Kerl doch 'naus!

Eine andere Stimme (von anderer Seite). 'Naus!

Eine dritte Stimme. Dominik 'raus!

Zweiter. Da mach' ich nicht langen Prozeß! (Er will auf Dominik zu.)

Erster (den Zweiten zurückdrängend). Noch nicht! Erst müssen wir wissen, warum er entlassen wurde!

Eine Stimme. Hast's ja schon vom Oberingenieur gehört!

Erster. Er selber soll's sagen!

Dominik (höhnisch). Das wißt Ihr nicht? ... Der gnädige Herr meinten, meine Strecke sei liederlich gearbeitet, die Bohrlöcher für die Zündfäden seien nicht richtig ... sollen eingerissen werden ... das sind sechs Tage Arbeit ... ein ganzer Wochenlohn zum Teufel! ... Da war der Krach fertig!

Erster. Geschieht Dir ganz recht! Hättest Du gethan, was Dir befohlen wird!

Zweiter. Du Grünschnabel!

Dominik. Aber der Hauptspaß kommt erst noch! Macht Euch nur darauf gefaßt, ... Euch Allen geht's noch so!

Eine Stimme. Was sagt er da? (Die Arbeiter treten näher; einige im Hintergrunde stellen sich auf die Bänke, um besser sehen und hören zu können.)

Dominik. Seit wann, Wirthshaus, läßt Du denn Deine Gäste verdursten? He? Bier her! Aber ein bischen flott!

Erster. Erst red'! Dann sauf'!

Wirth. Erst bezahl'! Dann sauf'!

Dominik (trinkt und wischt sich mit der verkehrten Hand den Schaum vom Schnurrbart). Ja, ja! Seht mich nur so erstaunt an! Bin noch ganz klar bei Verstande! ... Als ich noch so unschlüssig dastehe und mir's überlege, ob ich dem noblen Herrn da nicht lieber gleich an die Kehle springe, höre ich ganz deutlich, wie er hinter mir leise zu drei Unteringenieuren sagt: „Es nützt uns Alles nichts ... wir müssen die Arbeit einstellen ... ein für alle Mal ... je schneller, je besser!

Falkenried (mit dem Fuße aufstampfend, leise.) Verflucht!

(Murren im Hintergrunde.)

Dominik (aufspringend auf Falkenried zu, ihm am Tische gegenüber). Haben Sie's gesagt oder nicht?

Falkenried (mühsam seine Erregung bemeisternd). Sie sind nicht mehr in unseren Diensten! Scheeren Sie sich zum Teufel!

(Die allgemeine Spannung wächst.)

Dominik (haßerfüllt, ihm Aug' in Aug' gegenüber). Haben Sie's gesagt oder nicht?

Falkenried. Kerl, jetzt reißt mir die Geduld! Weiß der Teufel, was Sie da geträumt haben! Ich habe mehr zu thun, als auf Ihre dummen Schwätzereien zu antworten!

Dominik (sich zu den ihn umdrängenden Arbeitern wendend, mit geballter Faust, fanatisch). Und ich sag' Euch, diese dummen Schwätzereien werden Wahrheit werden! Mit mir hat man den Anfang gemacht! Und dann kommt Ihr Alle an die Reihe . . . Alle! Alle! . . . Das merkt Ihr nicht? Wenn sie Euch die Kraft aus den Knochen gepumpt haben und Ihr so ausgemergelt seid, daß Ihr umfallt, wie die Fliegen, dann wird's eines schönen Tages heißen, mit Sack und Pack und Kind und Kegel weiterziehen! und dann könnt Ihr dummen Hanswurste sehen, wo Ihr was zu fressen kriegt! (Er gießt das Bier hinunter.)

Alle Arbeiter (starren in höchster Erregung auf Falkenried; kurze Pause.)

Eine Stimme. Was will er denn, der Lump? Wir kriegen doch sämmtlich unsern Lohn?

Erster (zu Dominik). Das ist wieder eine von Deinen verfluchten Hetzereien!

Eine andere Stimme. Aber die Wasser! Die Wasser!

Zweiter. Halt's Maul! Da hinten!

Erster. So lange wir unsere Arbeit haben, Herr Oberingenieur, halte ich treu zu Ihnen!

Mehrere. Ich auch! Ich auch!

Eine Stimme. Schlagt ihn doch todt, den Dominik, den Hund!

Falkenried (ist an seinen Tisch zurück und trinkt die Hälfte des neuen Glases Bier, welches ihm Lene während des Vorigen gebracht hat, und hält dann Lenen das Glas hin). Auf gute Freundschaft, Lene!

Lene (nimmt und trinkt). Auf gute Freundschaft!

Dominik (verfolgt den Vorgang mit wuthverzerrtem Gesicht).

Wirth (dienernd). Sind der Herr Oberingenieur auch mit dem Zimmer zufrieden?

Falkenried. Danke! Das Bett ist ausgezeichnet!

Wirth (stolz). Und gar keine Wanzen!

Eine Stimme. Giebt's denn das?

Lene (steht hinter Falkenried).

Dominik (plötzlich). Lene, hierher!

Lene (stehenbleibend). Wüßte nicht, was ich da sollte!

Dominik (lauter). Hierher! sag' ich!

Lene. Wenn ich mag!

Dominik (will sich wie rasend auf sie stürzen). Hierher! . . zu mir!

Falkenried. Das sieht Ihnen ähnlich, sich auch noch an dem Mädchen zu vergreifen!

Dominik (haßerfüllt). Was ich und die Lene miteinander haben, das geht Sie gar nichts an!

Lene (tritt vor und dicht vor Dominik). Was haben wir miteinander, Carl Dominik? (Sie sieht ihn fest an.)

Dominik (will sie an der Hand packen und auf die andere Seite ziehen).

Lene (sich losmachend). Nicht anrühren! Das rathe ich Ihnen!

Eine Stimme (hohnlachend). Ujeh! Der Dominik wird eifersüchtig!

Eine andere Stimme. Nu 'mal endlich raus mit dem Kerl!

Dominik (zu Lene). Aber darüber reden wir noch, wenn wir alleine sind!

Lene. Nein jetzt! Jetzt gleich! Hier vor Allen! Was wollen Sie von mir? Wollen den Allen wohl einreden, Sie hätten ein Recht auf mich? Ich wäre vielleicht Ihr Schatz? Aber (mit Energie) das ist nicht, und das wird nicht sein!

Dominik (rasend). Meinst, ich rieche nicht den Braten? Der saubere Herr wohnt ja schon hier, damit Ihr's gleich recht bequem habt! Du da! . . Er da . . Juchheidi! Das muß lustig sein!

Lene (stürzt wuthentbrannt auf ihn zu und giebt ihm einen Schlag in's Gesicht.)

Dominik (taumelt zurück und will dann auf Lene zu. Ein paar Arme umschlingen ihn von hinten und reißen ihn zurück; Tumult, Geschrei und Gelächter; er wird trotz verzweifelter Gegenwehr festgehalten).

Rufe. Haltet ihm die Hände fest!

Andere Rufe. Vorsicht! Bei dem sitzt das Messer lose!

Wirth (sich in die Mittelthür stellend). Nichts da! Aus dem „Himmelreich" fliegt Keiner 'raus ohne meine Erlaubniß! (Gelächter.)

Dominik (keuchend). Loslassen!

Wirth. Dominik, erst zahlst Du Deine (auf die Tafel am Buffet deutend) siebzehn Bier und elf „Himmelreich"!

Dominik (rasend). Loslassen!

Ein Arbeiter (reißt Dominik aus seinem Ledergürtel den Geldbeutel und wirft ihn auf den nächststehenden Tisch).

Wirth (befriedigt). So! . . . Und jetzt könnt Ihr ihn an die frische Luft setzen! (während mehrere Dominik am Kragen packen und ihn hinausdrängen.)

Rufe. Vergiß das Wiederkommen, Carl!

Andere Rufe. Servus, Dominik!

Ein Arbeiter (der von der Thür möglichst entfernt steht, wirft ihm in weitem Bogen die Mütze nach).

Wirth (in der Thür, Dominik süß nachrufend). Carlchen, mein Liebling! Jetzt hast Du bezahlt! Morgen kannst Du wiederkommen! Wird mir immer 'ne ganz besondere Ehre sein! (Er geht zum Buffet und wischt auf der Tafel die hinter Dominiks Namen stehenden Striche aus.)

Falkenried. Donnerwetter, Kerle, habt Ihr aber 'ne Fertigkeit im 'nauswerfen!

Erster. Macht im Laufe der Jahre die Uebung, Herr Oberingenieur, nur die Uebung!

Mehrere Arbeiter (haben sich wieder ihre Laternen angezündet, plötzlich ertönen, wie beim Beginn, die elektrischen Glocken; plötzlicher allgemeiner Aufbruch; Einige „Mahlzeit“! Andere stecken sich noch schnell die Pfeifen an; truppweise gehen sie hinaus in lebhafter heitrer Unterhaltung, einige singen; die elektrischen Glocken hören auf; man hört den Dampfpfiff ganz nahe, dann mit dem Lauf der Lokomotive, welche die Arbeiter in den Tunnel zurückbefördert, nach und nach schwächer, bis er sich ganz verliert).

Falkenried. Lene! Zahlen! (Es geschieht, er schnallt sich die Laterne, welche ihm Lene während des Aufbruchs angezündet hat, an; dann geht er zur Mittelthüre.)

Lene (ruhig und stolz). Herr Oberingenieur, denken Sie, bitte, nichts Schlechtes von mir!

Falkenried (sieht sie einen Moment an, dann). Aber Lene! Wie können Sie nur so etwas glauben! . . . Also auf Wiedersehen heute Abend!

Lene. Auf Wiedersehn!

Falkenried (sieht beim Hinausgehen den in der linken Fensternische kauernden Lanz). Na, Hihi, willst Du mit mir hineinfahren in's dunkle Thor?

Lanz (schüttelt den Kopf.) Noch nicht! Noch nicht! Bin noch nicht müde!

Falkenried. Auf Wiedersehn! (Er verschwindet links.)

Wirth. Ergebenster Diener, Herr Oberingenieur, ergebenster Diener! (Während Lene und der Wirth herumhantiren, erscheint)

Dominik (am linken Fenster, mit erhobener Faust, wild und fanatisch). Er und (zu Lene) Du! Ihr sollt mir's büßen!

Lanz (plötzlich sich von der Bank erhebend, Dominik hart gegenüber nur durch das Fenster getrennt, ihm grauenhaft in die Augen starrend). Erst Du! Erst Du!

Dominik (der vor der plötzlichen, gleichsam geisterhaften Erscheinung des Lanz erschrocken ist, verschwindet links).

Lene (im Vordergrund). Mich schaudert's!

Lanz (wieder auf die Bank zurücksinkend). Hihi! Hihi!

Vorhang.

Zweiter Akt.

Dieselbe Scenerie.

Am Abend desselben Tages. Die Mittelthür ist fest geschlossen; in deren Mitte ein Guckloch mit Leberdeckel; die Fenster sind geschlossen, aber ohne Läden; die Mittellampe brennt; das Feuer im Herd ist beinahe erloschen. Auf dem Tisch rechts noch Falkenrieds leeres Bierglas.

Erste Scene.

Lene. Lanz.

Lene (am Buffet, auf dem ein Licht steht; sie wäscht Gläser; sie singt eine schwermüthige Melodie leise vor sich hin; dann hält sie mit Spülen der Gläser und Becher inne, sie steht einen Augenblick unbeweglich, die Augen in's Leere gerichtet; man sieht, daß eine Erinnerung sie quält und beunruhigt; unwillig wirft sie den Kopf nach hinten, um sich von den sie peinigenden Gedanken zu befreien; ihr Gesicht verklärt sich, sie geht in eine heitere übermüthige Weise über, bis sie vom Hintergrunde her eine Stimme hört; zu Tode erschrocken, athemlos). Ist da Jemand? (Keine Antwort; etwas muthiger.) Wer ist da? (Sie nimmt das brennende Licht und leuchtet, das Licht hochhaltend, von ihrem Platze nach allen Seiten; der unartikulirte Laut wiederholt sich; sie geht einige Schritte vor und leuchtet dem auf einer Bank eingeschlafenen Lanz in's Gesicht.) Ach Du lieber Gott, der Hihi! Und fest eingeschlafen! . . . Armer Kerl! Dir wäre auch am wohlsten, wenn Du gar nicht wieder aufwachen würdest!

Lanz (im Traum erst unverständlich, dann deutlicher). Kerl! . . . Jetzt hab' ich Dich! . . . Gesteh's! . . . Ja, ja! Du hast mir mein Mädel unglücklich gemacht . . .

Lene (weicht zurück, dann auf ihn zu, um gierig die Worte zu hören.)

Lanz . . . hast meinen Jungen todtgeschlagen . . und deswegen erwürge ich Dich jetzt . . . (Im Schlafe aufspringend.) Willst Du nicht? (Wie wenn er mit Jemandem ringt.) Du mußt! . . Du Hund! . . . So! . . . So!! . . . So!!! (Er sinkt wieder auf die Bank zurück.)

Lene (ihn rüttelnd). Hihi! Hihi! . . . So wach' doch auf!

Lanz (noch schlaftrunken). Zündfäden! . . . Dunkles Thor! . . Wie? . . . Was? . . (Er wacht vollends auf und hebt den Kopf in die Höhe, sieht sich um.) Bin ich denn nicht in der Kiesgrube?

Lene (lachend). Nein, Hihi, Du bist im „Himmelreich!“

Lanz (sieht sie selig an). Die Lene!

Lene. Und geträumt hast Du! Ganz schauderhaftes Zeug! Mit Einem gerauft hast Du! . . . Wen hattest Du denn beim Wickel? (Ein leichter Windstoß.)

Lanz (versucht sich vergeblich zu besinnen). Weiß nichts mehr, nichts mehr! . . . (Er steht langsam auf und will zur Thüre hinken.)

Lene. Wo willst Du denn hin?

Lanz. In meine Schlafstelle!

Lene. Was fällt Dir denn ein! Ist ja längst Feierabend! Ist ja gleich acht Uhr! Die Lampen im Tunnel sind ja längst gelöscht! Du findest ja bei der Dunkelheit unmöglich mehr den Weg!

Lanz. Finde ihn schon, taste immer die Schienen entlang . . .

Lene. Brennt ja kaum noch eine Richtlaterne!

Lanz. Brauch' sie nicht . . die Wasser über mir im Felsen sind meine Richtlaternen . . . die sind so laut in den letzten Wochen . . so laut! Hihi! Wenn ich die ganz deutlich höre . . dann weiß ich, daß ich zu Hause bin!

Lene. Ach Unsinn! Du bleibst jetzt hier! Hörst Du nicht den Wind? Zieht wieder ein Gewitter über uns weg!

Lanz (sie ansehend, bedeutungsvoll). Glaub's wohl . . . daß ein Wetter kommt!

Lene (hat den Lanz auf eine Bank gedrückt und setzt sich ihm gegenüber, das Kinn in beide Hände stützend; das brennende Licht beleuchtet Beide.) Eigentlich, Hihi, könntest Du doch immer hier bleiben! Arbeit gäb's genug für Dich! Die Wirthsstube kehren . . . Fenster putzen . . . die Tische scheuern, und dafür kriegst Du Essen und ein ordentliches Bett!

Lanz (lächelnd). Wird dem Wirth zu theuer sein!

Lene. Das laß mich nur machen! Auf seinen Verdienst ist er schon aus . . . na, kann's ihm nicht verdenken . . . aber ein Herz im Leibe hat er doch! Bleib nur hier! Dann lebst Du doch! Jetzt hausest Du ja nur wie ein Thier! Und leben muß doch der Mensch!

Lanz (sie ansehend, wehmüthig). So! Muß er das?

Lene. Ich sag's dem Wirth gleich nachher, wenn er kommt!

Lanz. Wo ist er denn?

Lene. Im Orte drunten. Macht Einkäufe.

Lanz. Bist also ganz allein? Fürchtest Du Dich nicht?

Lene (nach der rechten Thüre zeigend, etwas leiser). Der Herr Oberingenieur schläft ja da drüben.

Lanz. Ein guter Mann! Ist er denn zu Hause?

Lene. Seit 'ner Stunde. Er war wieder müde zum Umsinken! Hat sich gleich schlafen gelegt. Soll ihn morgen früh um halb fünf wecken.

Lanz (wiederholend). Ein guter Mann! (Sie scharf ansehend; dann langsam.) Den gönn' ich Dir!

Lene (verständnißlos). Ja, wie meinst Du denn das?

Lanz. Den gönnte ich Dir . . . . zum Mann!

Lene (aufspringend). Ja, Hihi, bist Du denn des Teufels?

Lanz (nimmt ihre Hand). Siehst Du ihn nicht gern?

Lene (sich abwendend). Aber Hihi!

Lanz (eindringlicher). Siehst Du ihn nicht gern? (Pause.) Wirst ihn noch lieben! (Pause.)

Lene (trotzig). Was das für Dummheiten sind! Hast noch nicht ausgeschlafen! (Zum Herd gehend). Ich wärme Dir noch 'ne Suppe, und dann legst Du Dich schlafen auf dem Boden! (Sie hantirt am Herd.)

Lanz. Lene!

Lene. Was giebt's?

Lanz (sich nach der rechten Thür umsehend, dann leiser). Das mit der „Arbeit einstellen“ . . .

Lene. Ja, ja, ich weiß schon: das hat der Dominik wieder gelogen!

Lanz (schüttelt den Kopf). Das hat der Falkenried doch gesagt! . . Hab's auch gehört! Ganz deutlich . . . war ganz in seiner Nähe!

Lene (sich rasch umdrehend). Was soll denn das nur heißen?

Lanz. Weiß nicht! . . Aber gesagt hat er's!

Lene (entsetzt, als ob sie's gar nicht fassen könne). Das wäre ja aber ein namenloses Unglück! Würden ja Tausende brotlos!

Lanz. Meinst Du, daß der da drin nicht auch daran gedacht hat? . . Wird wohl so sein müssen!

Lene. Kannst Du das verstehen? . . . Ich kann's nicht!

Lanz. Du bist nur ein Mädel . . und ich? ich bin ein altes Nichts! Aber der da . . . das ist ein Studirter, der wird schon wissen: warum! Solltest ihn mal fragen?

Lene. Ich? . . Da würde er mir doch in's Gesicht lachen, wenn ich ihn nach so 'was frage! Ich, ein Schankmädchen! dazu habe ich doch kein Recht!

Lanz. Mußt es Dir erwerben Lene, ja, erwerben!

Lene (hat ihm die Suppe gebracht, dann sieht sie ihn, stehen bleibend, einen Moment an). Aber Dich möchte ich etwas fragen! Hast Du mich ein bischen lieb?

Lanz (sie voll Liebe ansehend). Wie mein Ki . . . (Er stockt und schluchzt dann plötzlich auf, am ganzen Leibe bebend.)

Lene (ihm den Kopf streichend, sanft). Ja, ja, ich weiß, hast Deinen Jungen da drin im Tunnel verloren . . . Weißt Du denn, wie's gekommen ist?

Lanz (weint noch leise vor sich hin).

Lene (zornig). Ja, dieses furchtbare dunkle Thor hat schon genug Leben gekostet! . . . Wird ihn ein Felsblock erschlagen haben?

Lanz (den Kopf hebend, grauenvoll aufschreiend). Nein! Ein Mensch!

Lene (prallt zurück). Ein Mensch? . . . (Athemlos) Um Gotteswillen, wer denn?

Lanz (leiser). Die Sonne bringt es an den Tag! Hihi! (Er sinkt zusammen.)

Lene (mehr für sich). Ist das nun Sinn oder Unsinn? Weiß er denn, was er spricht? . . . (Kurze Pause.)

Lanz (in Erinnerung verloren). Hatte ein Mädel, schön und lieb . . . und sechzehn Jahr . . . und als die Schande über sie kam . . . lief sie davon . . . und ein paar Tage drauf . . . da habe ich . . . den Jungen begraben! . . . (Ein Windstoß; von außen drei Schläge am Klopfer der Thüre.)

Lene (auffahrend). Wer da? . . . (Stille; sie bleibt stehen.)

Lanz. Wird der Wirth sein!

Lene. Der klopft nicht! Der hat den Schlüssel. (Sie geht zur Thür.) Wer da?

(Eine männliche Stimme.) Bitte, öffnen Sie, es ist ja ein Hundewetter!

Lene (hebt vorsichtig die Lederklappe, dann prallt sie zurück; schnell.) Der Herr Geheimrath Wandenberg!

Die Stimme. Ist der Herr Oberingenieur Falkenried vielleicht hier?

Lene (schaut unschlüssig Lanz an).

Lanz. Ist er allein? (Schnell und leise.)

Lene. Ja!

Lanz. Mach' auf!

Lene. (Oeffnet die Thüre.)

Zweite Scene.

Vorige. Geheimrath Wandenberg.

Wandenberg (tritt ein; Mitte der 50; vornehme und bedeutende Erscheinung; er trägt einen dunklen eleganten Havelock und runden schwarzen Hut; höflich). Guten Abend! (Er sieht sich um.) Wo ist der Herr Oberingenieur?

Lene (nach rechts). Dort!

Wandenberg (will hinübergehen).

Lene (tritt vor, leise). Er schläft!

Wandenberg. So wecken Sie ihn, bitte!

Lene. Das darf ich nicht!

Wandenberg. Warum nicht?

Lene. Nicht vor morgen früh halb fünf!

Wandenberg. So sagen Sie ihm, bitte, daß ich ihn sprechen möchte! Es wäre dringend! Ich bin der Geheimrath Wandenberg!

Lene. Ich weiß es! (Sie klopft rechts.) Herr Oberingenieur! (Pause.) Herr Oberingenieur?

Falkenrieds (Stimme). Was giebt's?

Lene. Der Herr Geheimrath Wandenberg ist hier und will Sie sprechen!

Falkenrieds (Stimme.) Geheimrath Wandenberg? Aber Lene, Sie träumen wohl?

Wandenberg. Es ist so, lieber Falkenried, bitte, beeile Dich!

Falkenrieds (Stimme). Jetzt muß ich es wohl glauben! Sofort! Sofort!

Wandenberg. Brauchen keine Angst zu haben, liebes Kind, die Verantwortung für die kleine Störung übernehme ich! Sind Sie die „schöne Lene"?

Lene (einfach und heiter). Ich glaube, man nennt mich so!

Wandenberg (sie betrachtend). Nicht mit Unrecht! Und wer ist der Mann dort?

Lene. Das ist der „Hihi"!

Wandenberg. Ich hätte ihn nicht wiedererkannt! (Leise zu Lene.) Ist er noch so confus wie früher?

Lene (nickt).

Wandenberg. Armer Tropf!

Falkenrieds (Stimme.) Im Augenblick! Nur noch die Stiefel! (Kurze Pause.)

Dritte Scene.

Vorige. Falkenried.

Falkenried (in der rechten Thüre). So habe ich also wahrhaftig nicht geträumt! Sie hier, Herr Geheimrath?

Wandenberg (ihm die Hand reichend). Im „Himmelreich"! (Leiser.) Schicke die Leute da fort . . . ich habe mit Dir zu sprechen!

Falkenried. Hier?

Wandenberg. Ja, wo anders warst Du ja nicht zu erwischen! Auf meine telephonische Anfrage bei den verschiedenen Stationen erhielt ich den Bescheid, Du wärest gegen sieben Uhr fort aus dem Tunnel; wenn etwas Wichtiges vorläge, träfe man Dich hier!

Falkenried. Hätten Sie mich rufen lassen, Herr Geheimrath, ich wäre doch selbstverständlich sofort zu Ihnen gekommen! Ich habe lange genug auf diesen Ruf gewartet!

Wandenberg. Ich habe das ganze Haus voll Gäste, zwischen uns giebt's keine Umstände; und da die Sache keinen Aufschub leidet und wir hier auch wohl ungestört sind . . Also (leise auf Lanz und Lene) bitte! (Er geht auf und ab.)

Falkenried. Lene, wir wollen jetzt ungestört sein! Lassen Sie Niemand hinein!

Lene. Um die Zeit kommt kein Mensch mehr! Hihi, komm, leg' Dich schlafen! Darf ich den Herren noch etwas zu trinken hinstellen?

Falkenried. Vorläufig nicht! Falls wir noch Durst bekommen, rufe ich Sie! Bleiben Sie noch wach?

Lene. Bis der Wirth kommt! (Sie öffnet die rechte Thür.)

Lanz (auf dem Wege zur Thüre innehaltend, hinkt er an den in seiner Nähe stehenden Falkenried heran, leise). Arbeit nicht einstellen . . . thäte zu vielen Menschen weh!

Falkenried (starrt betroffen ihn einen Moment an).

Lanz (zur Thüre rechts). Gute Nacht! Hihi! (Ab.)

Lene (bleibt noch einen Augenblick in der Thüre stehen, sie dreht sich nochmals nach Falkenried um, der es nicht beachtet, dann folgt sie in Gedanken versunken Lanz und schließt die Thür von außen.)

Vierte Scene.

Vorige (ohne) Lene (und) Lanz.

Wandenberg (der während des Vorigen auf der rechten Seite auf und ab ging und auch einmal durch das Fenster gesehen, kommt vor und bleibt stehen). Du! Horcht die?

Falkenried. So sieht sie doch wahrhaftig nicht aus!

Wandenberg. Sag' mal, Mensch, wie bist Du denn eigentlich auf die verrückte Idee gekommen, in der Spelunke zu übernachten?

Falkenried. Ich konnte mit der Fahrerei Morgens und Abends nicht so viel Zeit verlieren. Ich hatte zu viel zu thun!

Wandenberg. Ja, ein wenig rar hast Du Dich ja in den letzten Wochen bei uns in den Bureaux gemacht. Ich bin gewiß auch ein strammer Arbeiter, aber Du übertreibst die Geschichte doch ein bischen gar zu sehr! Indessen, ich will Dir keinen Vorwurf machen . . (Er klopft ihm auf die Backe voll Dankbarkeit.) Mein alter Kerl, wenn ich Dich nicht hätte! (Ganz leicht.)

Uebrigens, was hast Du denn eigentlich mit dem Menschen, dem Dominik, vorgehabt?

Falkenried (ihn erstaunt ansehend). Deswegen kommen Sie hierher?

Wandenberg. Nee! Wahrhaftig nicht! Um solchen Krimskrams werde ich Dich doch nicht in dieser Räuberhöhle aufsuchen! Also, was hat's denn eigentlich gegeben?

Falkenried. Der Kerl wurde frech!

Wandenberg. Und da hast Du ihn entlassen?

Falkenried. Na natürlich!

Wandenberg. Das ist Dein gutes Recht!

Falkenried. Glaub's.

Wandenberg (umher). Geht die Sache nicht noch zu repariren!

Falkenried. Würde mich meine Autorität kosten.

Wandenberg. Wäre mir gerade jetzt werthvoll gewesen, wenn sich's hätte einrenken lassen!

Falkenried. Der Kerl ist ein Luder!

Wandenberg. Eben deswegen. Kann böses Blut machen!

Falkenried. Keine Idee! Wollte die Leute hier aufwiegeln! Da kam er aber schön an! 'rausgeschmissen haben sie ihn! Aber elegant! Uebrigens, die Geschichte ist doch erst vor paar Stunden passirt! Woher wissen Sie denn jetzt schon davon?

Wandenberg. Dominik war im Bureau!

Falkenried. Ja, damit drohte er! Haben Sie ihn denn empfangen?

Wandenberg. Was glaubst Du denn? Ich kann mich doch nicht auch noch um die Beschwerden jedes einzelnen Arbeiters kümmern! Direktor Bucher, der jetzt provisorisch der sechsten Abtheilung vorsteht, berichtete mir, Dominik habe furchtbar erregt nach mir gefragt: er müsse mich sprechen . . . sofort . . . es sei von der größten Wichtigkeit . . . nicht für ihn . . . sondern für mich! . . . Und als man ihm sagte, ich hätte eine Sitzung, die noch Stunden dauern würde, da sei der Kerl ganz rabiat geworden, habe immer geschrieen: „um so schlimmer für den Herrn Geheimrath" und unverständliches Zeug mehr! . . . Ich glaube, es wird das Beste sein, wenn wir dem Burschen 'nen Monatsgehalt auszahlen und ihm so sein Lästermaul stopfen! Nur um Gotteswillen keinen Unfrieden, keinen Mißton, gerade in diesen Tagen. . . . Das muß Alles morgen und übermorgen wie am Schnürchen gehen . . . Da kann ich keinen Krakehl gebrauchen.

Falkenried (ihn ansehend). Warum denn gerade in diesen Tagen?

Wandenberg. Ja, lebst Du denn im Mond, Falkenried? Sonst müßtest Du eigentlich wissen, daß ich seit fünfzehn Tagen die Herren von der Finanzkommission da habe. Seit fünfzehn Tagen dauern die Verhandlungen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht . . . auf tausende Fragen antworten müssen . . . überall Gegensätze ausgleichen . . . vermitteln . . . schmeicheln

. . . aufklären . . . na, aber dem Himmel sei Dank, daß die Arbeit nicht umsonst war! Die Stimmung ist mir durchaus günstig, morgen ist die entscheidende Versammlung, und dann können endlich die Verträge unterzeichnet werden!

Falkenried. Darf ich fragen: welche Verträge?

Wandenberg. Die uns die Vollendung des Tunnelbaues ermöglichen sollen! Runde zwölf Millionen! Ja, Ihr Herren Ingenieure, wenn Ihr nur lustig drauf los bauen könnt! Um die Hauptsache, die Mittel, das Geld, das brutale Geld . . . da kümmert Ihr Euch herzlich wenig! (Kurze Pause; er legt Falkenried die Hand auf die Schulter.) Dir kann ich's ja jetzt sagen: ich habe schreckliche Zeiten durchgemacht . . . furchtbare Tage und böse Nächte. Ja, sieh mich nicht so ungläubig an, Du in Deiner Sorglosigkeit kannst es freilich nicht verstehen: wären die Verhandlungen mit den Finanzmännern resultatlos verlaufen . . . der Zusammenbruch unseres ganzen herrlichen Unternehmens wäre unvermeidlich gewesen. (Er geht umher.) Unsere Berechnungen waren musterhaft exact . . in's Blaue haben wir wahrhaftig auch nicht gewirthschaftet . . . aber im Kampf mit all dem Unvorhergesehenen . . . den furchtbaren Ueberschwemmungen des vorigen Frühjahrs . . . den beiden großen Erdrutschen auf der südlichen Seite, die uns volle vier Monate zurückwarfen . . . den beiden grausig langen Wintern, die uns die Arbeit namenlos erschwerten . . . an all dem haben wir uns verbluten müssen! Da kannst Du Dir ungefähr vorstellen, was ich durchgemacht habe, und Du kannst begreifen, wie glücklich ich bin, die drohende Gefahr abgewendet zu sehen! (Er bleibt stehen.) Das ist nun Alles vorbei! Ich sehe wieder Licht, ich kann wieder athmen! (Er sieht ihn an.) Du schweigst Falkenried? Ich sage Dir, was Alles für mich, für Dich, für Tausende auf dem Spiele stand, und Du schweigst? So wenig Interesse, so wenig Theilnahme? Habe ich das um Dich verdient?

Falkenried (nach kurzer Pause, sehr beklommen). Herr Geheimrath!

Wandenberg. Aber ich kenne Dich ja! Ich weiß, Du bist kein Freund von vielem Reden, Dein Herz hast Du schon als blutjunger Mensch nicht auf der Zunge getragen. Aber (er tritt auf ihn zu und legt ihm beide Hände auf die Schultern) das weiß ich doch, daß es Keiner mit mir so ehrlich, so treu meint, als Du!

Falkenried. Sind Sie wirklich ganz und gar davon überzeugt?

Wandenberg. Wie von meinem Leben! (Fortfahrend.) Ja, also morgen ist die entscheidende Versammlung und dazu, mein Junge, brauche ich Dich!

Falkenried (ihn ansehend). Mich?

Wandenberg. Ja, ja, Dich! Ich kenne ja Deine Abneigung gegen alle derartige Veranstaltungen, bei denen ein Dutzend schwarzgekleideter Herren stundenlang auf hohen Lehnstühlen sitzen und mehr oder minder dummes Zeug reden . . . in den ersten zwölf Tagen . . . da wurden

nur finanzielle Sachen behandelt . . . von denen verstehst Du nichts . . . da haben wir Dich nicht gebraucht und auch nicht vermißt. Aber seit den letzten zwei Tagen werden die technischen Fragen erörtert . . . aber gründlich! Du kannst mir wahrhaftig keinen Vorwurf machen . . . weiß es Gott, Junge, ich habe Dich lange genug verschont! Jetzt verlangen die Herren nach Dir, unweigerlich! peremptorisch! kategorisch! Ich weiß ja, wie zuwider Dir all' solch' Brimborium ist . . . Deswegen mußte ich schon selbst hierherkommen und Dich aus Deinem Bau herausholen! Denn dabei sein mußt Du unter allen Umständen!

Falkenried. Bitte, erlassen Sie mir das!

Wandenberg. Nee, das kann ich Dir beim besten Willen nicht ersparen! So leichten Kaufs kommst Du mir dieses Mal nicht davon! Denn kurz und gut, Falkenried, Du sollst gewissermaßen die Siegel auf die Verträge drücken. Bevor sie unterzeichnet werden, verlangt man durchaus Dein fachmännisches Urtheil! Einen mündlichen Bericht — Du kannst ihn ja so kurz fassen, wie Du willst, — der nochmals die unendlichen Schwierigkeiten beleuchtet, mit denen wir kämpfen mußten, der aber vor Allem den Herren jeden Zweifel an der glücklichen Durchführung des Unternehmens, mit einem Wort, jedes Mißtrauen nimmt! Und wenn Du Deinen Vortrag mit der festen Zuversicht schließest, daß in 1½ Jahren rastloser Arbeit der erste Zug vom Norden nach Süden durch unser dunkles Thor sausen wird, dann hast Du Deine Pflicht gethan! (Kurze Pause.) Also, Falkenried, mach' keinen Unsinn und überwinde Dich!

Falkenried. Ich kann nicht!

Wandenberg. Wenn ich Dich darum bitte?

Falkenried. Auch dann nicht!

Wandenberg. Herzlichst bitte?

Falkenried. Auch dann nicht! (Kurze Pause.)

Wandenberg (ihn scharf ansehend, energisch). Und wenn ich es Dir, als Dein Vorgesetzter, befehlen müßte?

Falkenried. Dann würde ich um meine Entlassung bitten!

Wandenberg. Das ist nicht mehr Eigensinn, das ist mehr! (Er tritt vor ihn hin.) Falkenried! Warum willst Du das nicht thun, was ich von Dir verlange?

Falkenried. Weil ich die Unwahrheit sagen müßte!

Wandenberg (rauh). Wie?

Falkenried. Weil ich sagen müßte, daß wir die Schwierigkeiten, vor denen ich Sie oft genug gewarnt habe, niemals überwinden können und daß uns nichts übrig bleibt, als die Arbeit niederzulegen!

Wandenberg (wüthend aufschreiend). Aber das ist ja Wahnsinn!

Falkenried. Nein, die Wahrheit!

Wandenberg (bebend). Und auf wie lange sollte Deiner Ansicht nach die Arbeit eingestellt werden?

Falkenried. Auf immer!

Wandenberg (bebend). Und Du wärst im Stande, das morgen öffentlich zu erklären?

Falkenried. Ich müßte es, ich kann nicht lügen!

Wandenberg (eilt umher und murmelt fieberhaft vor sich hin). Das ist ja Alles nicht wahr! . . . nicht wahr! (Er ergreift das in seiner Nähe stehende Bierglas und wirft es an die Wand, daß es zerbricht; Pause).

Fünfte Scene.

Vorige. Lene von links.

Lene (tritt in die Thür und sieht sich, von dem Geräusch angezogen, um).

Wandenberg (rauh). Was wollen Sie?

Lene (einfach). Die Scherben aufheben!

Wandenberg. Gehen Sie! Wir brauchen Sie nicht!

Lene (ist nach rechts gegangen und sammelt knieend die Scherben in ihre Schürze).

Falkenried. Ich denke, Herr Geheimrath, in Ruhe verständigen wir uns am schnellsten!

Wandenberg (in grimmigem Zorn). Ruhe! Ruhe! wenn's Einen packt und schüttelt und es Einem blutroth vor den Augen wird.

Falkenried (voll Wärme). Sie können mir's glauben, es wird mir nicht leicht, so vor Ihnen zu stehen!

Wandenberg (außer sich). Wirklich? Wirklich nicht leicht, mir mein Lebenswerk zu vernichten! (Mit aller Energie.) Aber noch bin ich der Herr.

Falkenried. Sie brauchen mich daran nicht zu erinnern.

Wandenberg. Und es wird fortgebaut!

Falkenried. Nicht unter meiner Führung.

Wandenberg. Dann ohne Dich!

Falkenried. Ob mit mir, ob ohne mich . . .gleichviel, Sie können nicht weiter!

Wandenberg. Falkenried, mach' mich nicht rasend! (Zu der nach links gehenden Lene.) Schnell! Etwas zu trinken! Ich ersticke!

Lene (eilt nach links, wirft die Scherben auf's Buffet, gießt ein Glas Wein ein).

Wandenberg (heiser). Nichts da! Wasser! Wasser! Ich ersticke!

Lene (holt aus dem unteren Behälter des Buffets eine Kanne Wasser, füllt ein Glas und bringt es Wandenberg.)

Wandenberg (gießt das Wasser hinunter und läßt sich dann ganz erschöpft auf eine Bank fallen).

Lene (geht links hinaus auf einen stummen freundlichen Wink Falkenrieds).

Sechste Scene.

Vorige ohne **Lene**.

Falkenried. Ich müßte doch wahrhaftig kein Herz im Leibe haben und keinen Funken Ehrgefühl und keine Liebe zu dem Werke, an dem ich ebenso hänge wie Sie, mit jeder Faser meines Herzens hänge wie Sie!

Mein Entschluß stand fest: morgen früh wollte ich zu Ihnen! Da wollte ich Ihnen Alles sagen! Herr Geheimrath, wir können nicht mehr weiter! Die Nachricht kann Sie nicht überraschen! Bei jeder Konferenz, die ich in den letzten 3/4 Jahren mit Ihnen hatte, habe ich's Ihnen gesagt, immer dringlicher, immer warnender, aber Sie haben davon nichts wissen wollen! Lesen Sie doch meine vier großen Gutachten durch! Immer besorgter habe ich Ihnen die Gefahren geschildert, die uns drohten, als die unterirdischen Wasser aus dem angebohrten See in den Hauptschacht und die beiden großen Sohlstollen eintraten. Sie schickten mir eine Kommission von kleinlichen Krämerseelen, die ich vergeblich zu überzeugen versuchte! Habe ich Ihnen etwa nicht in meinem letzten Bericht vorgeschlagen, einen Sohlkanal zu bohren, der das ganze Mittelterrain durchqueren sollte? Durch den hätten wir zur rechten Zeit noch die heranstürzenden Wassermassen bewältigen, in vier mächtige Reservoirs eindämmen und durch die namentlich auf der linken Seite anzubringenden Mundlöcher wieder ableiten können! Sie haben mir die Mittel nicht bewilligt! Immer verzweifelter arbeitete ich, immer zuversichtlicher wurden Sie! Und während Sie, Herr Geheimrath, mit Ihren Direktoren und Abtheilungschefs und berufsmäßigen Jasagern rechnen und kalkuliren und mir auf alle meine Warnungen immer nur entgegnen: „Durch! Durch! Wir müssen durch!" (immer lebendiger) da quallten und murmelten die Quellen immer unheimlicher, und aus den Quellen wurden Bäche und Ströme, immer wilder, immer tosender, immer entsetzlicher, und mit namenlosem Grauen sah ich die täglich wachsenden Verheerungen. Und jeder Nothschrei, den ich zu Ihnen sandte, verhallte ungehört. Aber mächtiger, als alle Ihre Projekte und Systeme sind die Elemente! Die kümmern sich den Teufel um geschriebenen Krimskrams! Die schalten willkürlich, die bringen uns reißende Sturzbäche, die das Gestein über uns aushöhlen und zerbröckeln, die das ganze Erdreich über uns, neben uns, unter uns aufwühlen, und ein Meer von Moor und Schlamm und Felsstücken, die uns die Stollen förmlich verrammeln! Und wenn wir mit übermenschlicher Kraft Schritt für Schritt die Wasser auf einer Stelle zurückgedrängt haben und tausende Hände schöpfen und unsere Druckpumpen fieberhaft arbeiten, dann stürzen die schwarzen Fluthen mit doppelter Gewalt aus einem neu entstandenen Felsloch hervor und vernichten uns in einer Minute die Arbeit vieler Wochen! Ah, Herr Geheimrath, ich glaube wohl, die letzten vier Monate waren ebenso furchtbar für mich, wie diese Stunden jetzt für Sie! (Mit immer größerer Steigerung.) Kommen Sie mit in den Tunnel! Morgen in aller Frühe, jetzt gleich, wann Sie wollen, dann können Sie die Natur bei ihrem Zerstörungswerk sehen, dann werden Sie endlich mit eigenen Augen sehen, wie die Wasser von allen Seiten strömen und zischen und gierig lecken und sich tausende Wege ebnen, unaufhaltsam, allem Menschenwitz zum Trotz, bis sie Alles mit sich fortgerissen haben werden, Alles, Alles! (Er hält erschöpft inne; Pause, in welcher er in höchster Erregung einen Gang macht; er stößt das linke Fenster auf

um ein wenig Luft zu schöpfen; dann kehrt er zurück und bleibt stehen.) Und nun frage ich Sie, Herr Geheimrath, nachdem ich Ihnen endlich mal mein schweres Herz ausschütten konnte . . . verlangen Sie noch von mir, daß ich morgen in Ihrer Sitzung Jubelhymnen auf unser Unternehmen und seine glückliche Zukunft anstimme? Verlangen Sie es noch von mir?

Wandenberg (steht auf, mit erzwungener Ruhe). Ich verlange nichts mehr von Ihnen! auf Ihre Dienste rechne ich nicht mehr!

Falkenried (sieht ihn einen Moment an). Sie verlieren in diesem Moment mehr, als Sie vielleicht ahnen: denn so treu und ehrlich wie ich, hat es wahrhaftig kein Mensch mit Ihnen gemeint! (Er will zur rechten Thüre.)

Wandenberg (schreit verzweifelt auf). Johannes!

Falkenried (dreht sich um).

Wandenberg (fiebernd). Johannes, ist denn keine Rettung möglich?

Falkenried. Keine!

Wandenberg (immer stürmischer). Die Zukunft tausender Menschen hängt davon ab, ob wir die Arbeit einstellen!

Falkenried. Und das Leben Tausender, wenn wir die Arbeit fortsetzen; denn das Verderben lauert schon in allen Winkeln!

Wandenberg (immer fliegender). Mensch! Habe doch Erbarmen! Soll denn all der Kampf, die Sorgen, die Mühen umsonst gewesen sein? Mein ganzes Leben habe ich gearbeitet mit dem einen großen Ziel vor Augen, und jetzt, wo ich das Ziel schon in der Ferne sehe, soll denn jetzt Alles kurz und klein geschlagen werden: Stolz, Ehrgeiz, Befriedigung, Hoffnung, Alles, Alles?

Falkenried. Alles! Nur nicht die Ehre!

Wandenberg. Du bist auch nur ein Mensch! Du kannst Dich irren!

Falkenried. Ich irre mich nicht!

Wandenberg. Sei nicht kleinmüthig, laß es uns noch einmal versuchen!

Falkenried. Es geht nicht weiter!

Wandenberg. Und Du? Denkst Du denn gar nicht an Dich selbst?

Falkenried. Bitte: mich lassen Sie gefälligst ganz aus dem Spiel!

Wandenberg. Daß es nicht Deine Schuld, das weiß ich, das wissen Alle, die an dem Werk mitgearbeitet haben! Weiß es die Welt? Was wird die sagen? Daß man Dein Genie überschätzt hat, daß Du Dich geirrt hast! Andere, die gierig auf den Augenblick lauern, werden Dich verdrängen, erbittert, an Dir selbst und an Deinem Können zweifelnd, wirst Du zu Grunde gehen!

Falkenried. So mag man mich für einen Stümper halten, aber ich kann den Menschen wenigstens mit ruhigem Gewissen in's Gesicht schauen!

Wandenberg. Ich wiederhole es Dir: von Deinem Gutachten hängt morgen Alles ab! Wenn Du willst, stehen uns Millionen zur Verfügung!

Wolle nur! Sage ihnen morgen, daß wir hoffnungsvoll in die Zukunft schauen können....

Falkenried. Dann wäre ich ein Schurke!

Wandenberg. Sage es ihnen, und wir sind gerettet! Ich flehe Dich an, sage es ihnen, und wir haben Alles gewonnen!

Falkenried. Dann haben wir Alles verloren: die Ehre!

Wandenberg. Hast Du denn kein Mitleid mit mir?

Falkenried. Nein, Herr Geheimrath, das kann ich nicht mit Ihnen haben! Sie haben es nicht anders gewollt!

Wandenberg (verzweifelt). Gewollt? Gewollt? Ich habe nicht anders gekonnt! Ich wußte ja, daß Du Recht hattest mit all' Deinen Forderungen, ich habe sie damals nicht mehr erfüllen können! Ich habe Dich hingezogen und Dich vertröstet und Dich abgewiesen, immer in der Hoffnung, daß es mir gelingen würde, die erforderlichen Riesenmittel zu schaffen: jetzt endlich habe ich alle Hindernisse beseitigt, jetzt winkt mir die Rettung ... und da willst Du mich im Stich lassen?

Falkenried (erregt). Und wenn ich Ihnen das ungeheuerliche Opfer brächte, wenn ich Pflicht, Ueberzeugung, Gewissen, Ehre ... Alles mit Füßen trete, wenn ich die Männer, die meinen Kenntnissen und Erfahrungen trauen ... wenn ich die nichtswürdig belügen würde ... sagen Sie mir um Gotteswillen: was dann? Was würden Sie dann thun?

Wandenberg. Weiter arbeiten! Kämpfen! Nicht ruhen, bis wir am Ziele sind! Schilt mich nicht einen Optimisten, einen eigensinnigen Rechthaber! Wenn uns die großen Mittel zur Verfügung stehen, so können wir weiter arbeiten! Das ganze Massiv auf der südwestlichen Seite ist Gottlob von den Wassern verschont geblieben ... ich bin überzeugt wie von meinem Leben, daß sich der See nicht bis dahin erstreckt ... die Durchquerung muß nach dort verlegt werden ... ich gebe Dir ja zu, daß durch den Bogen, den wir machen müssen, wir vielleicht zwei Kilometer mehr zu bewältigen haben ... wir arbeiten vereint .. wir spannen alle unsere Kräfte an, und wir finden durch! Ja, ja, glaube mir, mein Junge, wir finden durch! ... Es ist nicht denkbar, es kann und darf nicht sein, daß alle Arbeit, alle Sorgen, alles Streben und Hoffen ganz umsonst gewesen ist! (Er packt ihn an beiden Schultern.) Johannes! noch nie in meinem Leben habe ich einen Menschen an die Wohlthaten erinnert, die ich ihm erwiesen habe! Heut thu' ich's, muß ich es thun! Du verdankst mir Alles! Ich habe Deinen Vater vom Untergang gerettet, daß er Dir einen ehrlichen Namen hinterlassen konnte ... ich habe Dich aufgezogen ... ich habe Dich lernen lassen ... ich habe Dich gefördert ... (bebend) ich habe Dich geliebt wie einen Sohn! Zahle es mir heute heim und rette mich!

Falkenried (wendet sich in tiefster Erschütterung ab).

Wandenberg. Ich habe Frau und Kinder verloren ... ich bin allein ... ich habe nichts als die Arbeit ... willst Du mir auch die

rauben? . . . Beim Andenken an Deine Eltern, denen ich nur Gutes that, beim Andenken an Alles, was Du mir zu danken hast . . . rette mich! (Tiefe Pause; zitternd und flehend.) Johannes!

Falkenried (sieht ihn lange an, dann langsam und leise). Ich werde schweigen! . . . Mehr . . . kann ich . . . Ihnen nicht versprechen!

Wandenberg (stürmisch). Nein! nicht schweigen! Reden mußt Du! Du mußt sie morgen überzeugen, Du mußt mit Deiner ganzen Persönlichkeit, mit dem ganzen Schwergewicht Deiner Autorität für mich eintreten, Du mußt ihnen die glänzendste Zukunft für unser Unternehmen versprechen: Du mußt! Du mußt!

Falkenried (dumpf). Ein Schurke werden!

Wandenberg. Nur meine Vorsehung sollst Du werden!

Falkenried (starrt vor sich hin).

Wandenberg (tritt dicht an ihn heran, leise und bebend). Johannes, in Deiner Hand liegt mein Schicksal! . . .

Falkenried (verzweifelnd abwehrend). Um Gotteswillen . . . lassen Sie mir Zeit . . . bis morgen . . . bis morgen . . .

Wandenberg (immer flehender). Jetzt muß ich Gewißheit haben . . . jetzt gleich!

Falkenried. Nein! . . . nein! . . . nein!

Wandenberg (flüsternd). In Deiner Hand liegt es, ob ich morgen um diese Zeit ein stiller Mann sein werde!

Falkenried (schrickt entsetzt zusammen; in heißem Kampfe bäumt er sich gegen sich selber auf; dann endlich nach langer Pause langsam, leise, stockend und jedes Wort hervorkeuchend). Ich . . . werde . . . für Sie . . . sprechen!

Wandenberg (ihm fest in die Augen sehend und die Hand hinhaltend). Ein Mann?

Falkenried (dumpf, ohne ihn anzusehen). Ein Wort!

Wandenberg (stürzt ihm aufjubelnd in die Arme). Johannes! (Dann in tiefster Rührung.) Mein Johannes! . . . (Er macht sich los, da man von rechts näherkommend eine Männerstimme ein lustiges Lied singen hört.) Komm! (Er nimmt seinen Hut.) . . . Begleite mich eine Strecke . . . bis zu meinem Wagen . . . mir schwankt der Boden unter den Füßen! (Er geht zur Mittelthüre.)

Falkenried (folgt ihm langsam mit gesenktem Kopf).

(Die Mittelthür wird geöffnet.)

Siebente Scene.

Vorige. Wirth.

Wirth (tritt in die Thüre mit zwei großen gefüllten Henkelkörben; als er Wandenberg sieht, stellt er vor Schreck die Körbe auf den Boden, reißt die Mütze herunter). Der Herr Geheimrath Wandenberg! . . . eigenhändig! . . . (Er starrt ihn an.) Ach, Du lieber Gott! Diese Ehre! Dieses Glück! Diese Auszeichnung! . . . Darf ich dem Herrn Geheimrath nichts aufwarten? (Indem er zum Buffet rennt.) Pfefferminz, Wachholder, Korn, Kümmel, Anis, Absynth, Enzian, Kirsch, Cognac, Arac,

Rum oder gar ein „Himmelreich" . . . ja natürlich ein „Himmelreich" . . Lene . . . Lene! . . . Ja zum Donnerwetter, wo steckt denn die Bedienung! (Er holt die große Flasche mit dem Todtenkopf und hält sie geöffnet Wandenberg hin.) Nehmen Sie 'nen ordentlichen Schluck gleich aus der Flasche . . . auf Ehr' und Seligkeit . . . ich berechne keinen Pfennig dafür! . . .

Wandenberg. Schon gut! schon gut! Ich will Ihre Gastfreundschaft nicht umsonst genossen haben . . . Schicken Sie mir zwanzig Flaschen nach Hause! Guten Abend! Komm, Johannes! (Er geht mit Falkenried hinaus; man sieht sie am rechten Fenster langsam vorübergehen.)

Wirth (nacheilend, in der Thür dienernd). 'n Abend, Herr Geheimrath . . . habe die Ehre! . . . Empfehle mich gehorsamst! Unterthänigster Diener! . . . meine Hochachtung! . . . 'n Abend, 'n Abend! angenehme Ruh! . . . Kommen Sie gut nach Hause! (Er kehrt zurück und schließt die Thüre.) Lene! (laut) Lene!

Achte Scene.

Wirth. Lene (in der linken Thüre).

Lene. Was giebt's?

Wirth. Saub're Wirthschaft das! Der Herr Geheimsterath wollten das „Himmelreich" zu Höchstihrem Stammlokal machen . . . ich könnte mir die Haare ausraufen, wenn ich welche hätte! . . .

Lene. Die Herren haben mich 'nausgeschickt!

Wirth. Waren also ganz allein hier? Ganz unbeobachtet? Da haben sie jedenfalls hübsch genascht! Die Schlauberger! (Er hat währenddessen die Körbe bis zum Buffet geschleppt.) Was sind denn das hier für Scherben?

Lene. Der Herr Geheimrath hat das Glas zerbrochen!

Wirth. Ein so gutes, theures, feines Glas? Das fünfzehn Pfennige gekostet hat? Schreiben Sie morgen auf die Rechnung mit den zwanzig Flaschen Himmelreich . . . einen Krystallpokal zerbrochen: eine Mark! . . . Haben Sie nicht gehört, was die Beiden gesprochen haben?

Lene. Ich horche nicht!

Wirth (mit dem Auspacken beschäftigt). Dann gewöhnen Sie sich's gefälligst an! Das kann ich als Wirth von Ihnen verlangen! . . . (Den Finger an die Nase legend.) Ein Glas hat er zerbrochen! Ueber's Wetter haben sie sich dann wohl kaum unterhalten! . . .

Lene (hilft beim Auspacken).

Wirth (die einzelnen Packete nehmend). Cichorien, Cichorien, Cichorien, Donnerwetter, nun habe ich den Kaffee ganz vergessen . . . ach was . . . man kann Kaffee machen auch ohne Kaffee! . . Zwiebeln, Streichhölzer, Kohl . . . (Er gähnt.) Lassen wir den Kram bis morgen früh, und machen wir die Bude zu! . . . (Er will die Mittelthür verschließen.)

Lene. Der Herr Oberingenieur ist ja noch nicht wieder zu Hause?

Wirth. Weiß Gott, wann der kommt! Hat ja den Schlüssel bei sich! . . . (Er geht zur linken Thüre.) Gute Nacht, Lene! (Er dreht sich nochmals in der

Thür um, gähnend.) Schreiben Sie für das Glas lieber 'ne Mark fünfzig auf die Rechnung! . . . Aber ja nicht mehr! Man darf nicht unverschämt sein! (Er geht und läßt die Thüre offen.)

Neunte Scene.

Lene. (Gleich darauf) **Lanz**, (dann) **Dominik**.

Lene (nimmt den Leuchter, schneidet mit einer Putzscheere das Licht, dann trägt sie ihn nach der Mittelthür und setzt ihn mit Streichhölzern auf den Boden).

Lanz (von links).

Lene (dreht sich um). Ja, wo willst Du denn hin, Du Durchbrenner?

Lanz. Laß mich gehen! Kann da oben nicht schlafen! Kann nur in meiner Kiesgrube schlafen . . . glaub' mir's!

Lene (heiter). So geh', Du alter närrischer Kauz! (Ihm anmuthig drohend, während sie nach links geht). Aber hübsch wiederkommen, Hihi, darfst mir nicht untreu werden! Gute Nacht!

Lanz. Gute Nacht, Lene!

Lene (geht hinaus).

Lanz (wickelt sich einen Shawl, den er aus der Tasche zieht, um den Hals und will zur Mittelthür; durch das linke Fenster schwingt sich plötzlich katzenartig)

Dominik (er springt in's Zimmer; er sieht sich scheu um und will dann auf den Zehen nach der linken Thür schleichen).

Lanz (leise). Was suchst Du dort?

Dominik (leise). Verdammt!

Lanz (ebenso). Was suchst Du dort? Willst Du sie auch zu Schanden machen? . . . Fort von der Thüre! (Beide bis zum Eintritt Lenen's leise und schnell.)

Dominik. Wenn Du einen Laut von Dir giebst, erwürge ich Dich!

Lanz (grauenhaft). Hast Uebung d'rin!

Dominik. Marsch, in Deine Kiesgrube!

Lanz. Nicht ohne Dich! (Er packt ihn mit dämonischer Kraft an der Hand.)

Dominik. Fort! Sage ich!

Lanz (ihn festhaltend). Mit in die Kiesgrube!

Dominik. Was soll ich da?

Lanz. Mit mir abrechnen!

Dominik. Wüßte nicht, was wir Beide . .

Lanz. Werd's Dir schon sagen! Komm!

Lene (ist bei „was soll ich da" in die Thür getreten; mit großer Energie). Hinaus! (Da Dominik erwidern will.) Hinaus!

Dominik (reißt sich gewaltsam von Lanz los; haßerfüllt auf seine Wange zeigend). Siehst Du den Fleck da? Den rothen, heißen Fleck? . . . Den zahle ich Dir noch heim! (Blitzschnell springt er wieder auf's Fensterbrett und verschwindet in der Dunkelheit.)

Lene (befehlerisch). Und Du, Hihi! Marsch zurück auf den Boden! Sonst schlägt er Dich noch todt!

Lanz (geht wieder in seinem alten Stumpfsinn vor sich hinlachend links hinaus). Hihi! Hihi!

Lene (schließt den linken Fensterladen fest zu; dann geht sie zum rechten Fenster, und während sie dort ebenfalls den Fensterladen zuschließt, wird die Mittelthür von außen mit einem Schlüssel geöffnet).

Zehnte Scene.

Lene. Falkenried.

Falkenried (tritt ein, er geht einige Schritte gedankenvoll nach vorne rechts, plötzlich erblickt er die Lene). Was Tausend, Lene? Sie sind noch auf?

Lene. Ich hatte hier noch zu thun!

Falkenried. Uebrigens, Lene, gut, daß ich Sie noch treffe! Zu wecken brauchen Sie mich morgen nicht so früh! Will mich 'mal ausschlafen! Und dann noch Eins: mein Zimmer können Sie von morgen an vermiethen! Ich brauche es nicht mehr!

Lene (starrt ihn an, dann stockend). Waren der Herr Oberingenieur denn nicht zufrieden? Haben Sie denn irgend einen Grund zur Klage?

Falkenried. Bei Leibe nicht! War Alles vortrefflich! Ich habe ganz gut geschlafen!

Lene. Aber recht unruhig!

Falkenried. Woher wissen Sie denn das?

Lene. Ich habe oft gehört, wenn der Herr Oberingenieur im Schlafe heftig aufschrie . . .

Falkenried. Ja, mir ging in der letzten Zeit wohl mancherlei durch den Kopf! (Kurze Pause.)

Lene. Wo soll ich denn die Sachen vom Herrn Oberingenieur hinschicken?

Falkenried. Das bischen Kram? Du lieber Gott, daran liegt nicht viel! Wenn Jemand von Euch 'mal in den Ort hinunterkommt, kann er's in meiner Wohnung abgeben! (Er zieht seinen Geldbeutel.) Uebrigens Lene! Damit Sie mich in gutem Andenken behalten . . . hier! Nehmen Sie nur die paar Goldstücke!

Lene (schrickt heftig zusammen und wendet sich dann ab.)

Falkenried (sieht sie an, dann). Ich wollte Sie nicht beleidigen, Lene! Uebrigens, haben Sie vielleicht noch 'ne Flasche von dem Rothwein da? Sie wissen schon, von dem alten? Ja? Na schön! . . . Bringen Sie mir eine, ich muß noch etwas trinken, ich bin wie zerschlagen!

Lene. Man sieht es Ihnen an! (Sie eilt zum Buffet und besorgt das Nöthige.)

Falkenried (setzt sich auf seinen Platz). Lene, haben Sie mir immer die Blumen in mein Zimmer gestellt? Oder war's vielleicht 'ne kleine Aufmerksamkeit vom Wirth?

Lene (Flasche und Glas hinübertragend, ganz einfach). Ich habe sie hingestellt; es sah sonst gar so unfreundlich drin aus!

Falkenried. Ich danke Ihnen schön! .. Na? Wollen Sie sich nicht ein bischen hersetzen? Mir Gesellschaft leisten? Schlafen kann ich jetzt doch noch nicht!

Lene (setzt sich ihm gegenüber, ohne jede Geziertheit). Mit Verlaub!

Falkenried (gießt sein Glas voll und trinkt es in einem Zuge aus; er athmet auf und gießt dann wieder ein). Wollen Sie auch 'nen Schluck?

Lene. Danke! Der ist zu stark! Der steigt mir gleich zu Kopf!

Falkenried. Wenn Einem solch' Zeug durch alle Adern rinnt, dann vergißt man Manches, was sonst unerträglich wäre! (Er hält ihr das Glas hin.) Na prosit, Lene! Wir müssen doch Abschied feiern!

Lene (sieht ihn einen Moment an, dann ergreift sie das Glas). Jetzt ist ja doch schon Alles einerlei!

Falkenried. Wie meinen Sie denn das?

Lene. Nichts! .. Prosit, Herr Oberingenieur!

Falkenried. Ach was! Nicht so nippen! 'runter mit! Na also, es geht ja!

Lene (hat gierig das Glas Wein hinuntergegossen). Herr Oberingenieur! ... Ich möchte Ihnen etwas sagen ... Nehmen Sie sich vor dem Dominik in Acht!

Falkenried (trinkend). Ein böser Kerl?

Lene. Jähzornig und rachsüchtig ...

Falkenried. Werde mich schon wehren: wenn er mir zu nahe kommt, knalle ich ihn nieder!

Lene .. und hat kein Gewissen! (Kurze Pause.)

Falkenried. Lene, wissen Sie eigentlich, was das heißt: Gewissen?

Lene. O ja!

Falkenried. ... ?

Lene (ganz einfach). Wenn man weiß, daß man Unrecht gethan hat oder thun will!

Falkenried (sieht sie lange an, dann bedeutungsvoll wiederholend). Wenn man weiß, daß man Unrecht thun will! ... Könnten Sie das?

Lene. O ja!

Falkenried (erregter). Wirklich?

Lene. Wenn ich mir zum Beispiel etwas recht ... recht sehr wünschte, und ich wüßte ganz genau, es wäre Unrecht, es mir zu nehmen ... ich thäte es doch!

Falkenried (sieht sie an). Hm!

Lene. Oder wenn Einer, dem ich viel, na meinetwegen Alles verdanke, wenn der zu mir sagen würde: „Du mußt das und das für mich thun ... es ist zwar ein großes Unrecht, vielleicht sogar ein Verbrechen ... aber Du mußt es thun, um mich vor der Schande oder gar vor'm Tode zu retten ..."

Falkenried (fieberhaft). Sie thäten es?

Lene (sicher). Ich thät's!

Falkenried (reicht ihr die Hand). Lene, Sie haben doch gehorcht! (Pause.) (Mit großer Wärme). Meine liebe Lene! . . . Darf ich denn gar nichts für Sie thun? Ihnen nichts zum Andenken geben?

Lene. Nicht nöthig! Ich werde schon so an Sie denken!

Falkenried. Sagen Sie 'mal, Lene, wer hat Sie denn eigentlich in diese Spelunke gebracht?

Lene (wieder ohne jede Affektation). Die Noth!

Falkenried. Waren Sie denn ganz allein?

Lene. Allein! Und arm!

Falkenried. Ihre Eltern?

Lene (zuckt die Achseln). . . . und hatte nicht viel gelernt! Da hat unsereins keine Wahl!

Falkenried. Sie haben doch hier wenigstens ein sorgenfreies Leben?

Lene. Leben? Jahr aus, Jahr ein sich plagen um die paar Groschen . . . alle die Rohheiten hier mit ansehen und anhören . . . (Achselzuckend.) Schankmädchen in 'ner Arbeiterkneipe! . . . wenn das „Leben" ist!

Falkenried. Sie sind noch so jung! Sie haben noch Zeit genug, etwas Anderes zu lernen!

Lene. O Jemineh! In meinen dummen Kopf geht nichts mehr 'nein! (Sie trinkt unwillkürlich aus seinem beinahe vor ihr stehenden Glase und starrt dann vor sich hin.)

Falkenried. Wenn Sie sich so wählen könnten, was Sie wollten: was möchten Sie wohl sein? Wohl recht reich?

Lene (schüttelt den Kopf, ihm in die Augen sehend und selig vor sich hin). Nur glücklich!

Falkenried (steht auf). Nur glücklich? Sie sind recht bescheiden! (Er geht um den Tisch herum.)

Lene (ihm mit den Augen folgend, in inniger Liebe). Nur ein Mal glücklich! Nicht lange! Nicht immer! Das verlange ich gar nicht! . . . Nur ein Mal glücklich! . . . So ganz und gar glücklich! . . . Dann mag's vorbei sein!

Falkenried (steht jetzt hinter ihr, er sieht einen Moment auf sie herab, dann streichelt er ihr über das Haar).

Lene (schließt schaudernd die Augen).

Falkenried (umher; kurze Pause).

Lene (springt plötzlich auf und gießt den Rest des Glases hinunter.)

Falkenried (nimmt ihr das Glas aus der Hand). Hopla! Hopla! (Er stellt es auf den Tisch.) Der geht in's Blut!

Lene. Möchten Sie mich nicht 'mal mitnehmen in's dunkle Thor?

Falkenried. Was wollen Sie dort?

Lene. Möcht's gar zu gerne 'mal sehen!

Falkenried. Da drin ist's grausig, Lene, und dunkel . . .

Lene. Wenn Sie dabei sind, fürchte ich mich nicht . . .

Falkenried. Und jeder Schritt kann Ihnen den Tod bringen! . . .

Lene. Wenn Sie dabei sind . . . (Plötzlich stürzt sie am Tisch nieder; sie beugt den Kopf auf die Tischplatte und schluchzt in wildem Schmerz auf.)

Falkenried (dicht hinter ihr). Lene? Lene?

Lene (überläßt sich ungezügelt ihrem Schmerze).

Falkenried (streichelt ihr zärtlich das Haar; Pause).

Lene (den Kopf noch unten). Sie werden von jetzt an wohl gar nicht mehr in's „Himmelreich" kommen?

Falkenried (stockend). Gewiß! Gewiß . . .

Lene (den Kopf langsam hebend, bestimmt). Also nie mehr!

Falkenried (verwirrt). Wie?

Lene (mit voller Sicherheit). Nie mehr! (Besinnungslos und überwältigt schreit sie auf.) Nicht einmal mehr das bischen Sonnenschein! (Sie stürzt wieder auf die Bank.)

Falkenried (immer erregter). Aber Lene! Wir haben ja so selten mit einander gesprochen . . .

Lene (leidenschaftlich). Aber ich habe Sie doch wenigstens gesehen!

Falkenried (von ihrer Anmuth immer mehr hingerissen). Lene! (Er steht dicht hinter ihr und beugt seinen Kopf von hinten über sie.)

Lene (ihrer selbst nicht mehr mächtig, schlingt plötzlich beide Arme von hinten um seinen Hals, in wildester Leidenschaft). Küsse mich! Nur ein einziges Mal!

Falkenried (reißt sie zu sich empor und umarmt sie stürmisch.)

Lene (in wilder Gluth aufjauchzend). Endlich! (Langer leidenschaftlicher Kuß; endlich schaut sie selig zu ihm auf und streicht ihm das Haar aus der Stirn; wortlos, Aug' in Aug', eng aneinander geschmiegt stehen sie da.)

Falkenried (leise). Wie schön Du bist!

Lene (legt ihm die Hand auf den Mund, flüsternd). Jetzt nicht sprechen! (Pause.)

Falkenried (bebend). Und wie lieb Du bist!

Lene (wie oben). Nicht sprechen! (Ueberselig und leise.) Der Augenblick kommt nicht wieder! (Dann löst sie sich aus seinen Armen.) Du magst jetzt denken von mir, was Du willst! . . . Glaubst Du, daß mir mein Gewissen klopft? (Stolz hebt sie den Kopf.) O nein! Weil das Glück nicht zu mir kommen wollte, . . . hab' ich mir's genommen! . . . Ich bin glücklich gewesen . . . ein Mal . . . selig! . . . Und wenn ich jetzt gleich sterben müßte . . . ein Mal war ich's ja doch . . . glücklich!

Falkenried (hingerissen). Jetzt habe ich doch einen Menschen, der mich verstehen wird!

Lene (jauchzend). Nein! Nicht sterben! (Jubelnd stürzt sie ihm in die Arme.) Leben will ich für Dich! Leben! Leben!

(Der Vorhang fällt schnell.)

(Schluß folgt.)



Herman Bang.

Ein ironischer Dichter aus Dänemark.

Von

Arthur Moeller-Bruck.

— Paris. —

Seinen Namen konnte man in Deutschland zuerst bei Ola Hansson lesen. Das war vor zehn Jahren. Damals klagte Hansson darüber, daß sich heutzutage die Dichter bereits in ihren Jünglingsjahren auszugeben pflegten, während sie früher erst als Männer ihre eigentlichen Werke geschaffen hätten. Und als typisches Beispiel aus dem Norden nannte er Herman Bang, der als Zwanzigjähriger seinen großen Roman von den „Hoffnungslosen Geschlechtern“ geschrieben habe; dieser Roman sei für die ganze gleichalterige Generation droben ein neuer „Werther“ gewesen; und seitdem habe Bang zwar noch Vieles geschaffen, aber nichts, was seinem Erstling auch nur annähernd gleich käme; jetzt, mit einigen dreißig Jahren, scheine es sogar ganz aus zu sein.

Das war, wie gesagt, vor zehn Jahren.

Inzwischen ist Bang in die Vierziger gekommen, und man hat ihn in Deutschland mit seinen Werken eingeführt . . . man hat uns nicht nur jenen ersten großen Roman, sondern auch Manches von dem übertragen, was er nachher geschrieben. Es ist also möglich, das Hansson'sche Urtheil nachzuprüfen.

Und da scheint mir — man muß es eigentlich in sein Gegentheil umkehren; muß sagen, daß gerade der zweite Bang der werthvollere wurde, und daß das Bezeichnende und in seinem Grade Bedeutende an ihm eben ist, daß er zwar mit einer problematischen Linie einsetzte, hernach aber die Kraft fand, sich von ihr wieder abzukehren, daß er nicht mit ihr in eine Sackgasse jugendlich-individualistischer Dilemmen gerieth, sondern sich die

Freiheit des männlich reifen Blickes in's Leben gewann. Freilich eines ironischen Blickes — wie man sehen wird.

Einiges über die „Hoffnungslosen Geschlechter" mag zunächst einmal verdeutlichen, wie er zu diesem ironischen Blick gelangte.

Bezeichnend ist schon, um was es sich in dem Roman eigentlich handelt: Bangs Held ist William Høg, ein junger Mensch, der den letzten Abglanz einer jahrhundertelangen Familientradition in seinem dünnblauen Blute hat. Einer seiner Vorväter hätte es vielleicht mit einer Bauerndirne auffrischen können. William will's mit unbestimmten Gefühlsidealen, die sich ihm schließlich zu dem Wunsche verdichten, ein bedeutender — Schauspieler zu werden. So findet er also nichts Anderes, wodurch er sich in die ersehnte hohe Beziehung zur Realität der Dinge setzen könnte, als die vergängliche Herrschaft über einen schönen Schein. Das kennzeichnet das ganze Buch und die Verfassung seines Dichters — die damalige. Der Ehrgeiz der Helden bei Dostojewski, Bourget, d'Annunzio, von Deutschen im „Zarathustra" und später bei Conradi, Przybyszewski, Schlaf geht auf's Wirkliche, meist auf eine höhere Wirklichkeit, geht dann tief hinein in's Prometheische, bis in's Satanische unter Umständen, oder weit vorausschweifend in's Sociale, Utopisch-Ethische; oder der Ehrgeiz wirft sich — bleibt er im Gegenwärtigen gefangen — wohl auch auf's Aesthetische. will große Lebensführung, auf jeden Fall Lebensgenuß, und wäre es ein hyperraffinirter. Die Tragik, kein bedeutender Schauspieler sein zu dürfen, wäre für diese Helden, zu denen als Typus, als Ausdruck einer verwandten jungen Zeitstimmung Bangs Held ja gehört, nur Gymnasiastentragik. Hier aber liegt das Unterscheidende: Høg kommt über die Gymnasiastentragik nicht hinaus. Daß sein knabenhafter Wunsch unerfüllbar ist, bricht ihn als Jüngling, macht ihn unfähig zum Manne. Er verbummelt. Und in lethargischer, nicht etwa cynischer Verzweiflung, tritt er ab vom Schauplatz des Seins — ein hoffnungslos Zweckloser. In seinem Abschiedsbrief aber steht der Satz: „Ich träumte einst, etwas Großes leisten zu können, und war unvermögend. Das ist die traurige Geschichte meines Lebens."

Ich weiß nicht, ob die jungen Dänen heute noch zugeben werden, daß dies Buch das nordische Bekenntnißbuch der Zeit ist. Auf jeden Fall haben sie kein anderes — und das ist in einer gewissen Weise ausschlaggebend. Uebrigens ließ es Bang auch nicht bei dem einen Typus bewenden, sondern stellte ihm — das Buch ist sehr figurenreich — eine ganze Reihe ergänzender Neben- und Unteräußerungen personificirt zur Seite, und sie alle haben diesen negativen Zug, der, wie ich sagte, den ganzen Roman, angesehen als Dokument der Einwirkung der modernen Weltanschauung auf die dänische Seele, so grundsätzlich von den Werken trennt, die im übrigen Europa Entsprechendes dokumentirten.

Wenn da unsere braven Kameraden von der problematischen Linie zu Grunde gingen und in ihren Untergängen gezeigt wurden, so war ihr Tod

noch ein letztes Grüßen zum Zukunftslande hinüber, und man wußte: die nächste Generation wird's zwingen; immer war in irgend einer Form eine Bejahung des Lebens vorhergegangen, die dazu die Berechtigung gab; selbst bei einem Skeptiker wie Bourget schuf der starre, intellektuelle Muth seines sich selbst secirenden Schülers noch einen positiven Unterton. Bei Bang dagegen ist Alles principielle Negirung . . . wobei zur Charakteristik des Buches noch bemerkt sein mag, daß diese Negirung niemals aus dem Gedanken, etwa gar aus einem wissenschaftlich-theoretischen kommt, sondern durchaus und durchweg aus dem Gefühl, aus einer moralischen Laxigkeit. Von den ersten Seiten ab schwingt eine Stimmung, die unerbittliche Aussichtslosigkeit ist; wie sie ja schon im Titel liegt — direkt pathologisch. Morbide Melancholie steht statt elementarer Tragik. Und man fühlt heraus, hier war ein Dichter am Werke, der Pessimismus und Skepsis schon von Geburt an, aber nur weniger als bewußte Weltanschauung, mehr wie ein körperliches Gift in den dekadenten Nerven hatte. So mußte die Sphäre des Heroischen — die immer das Eine oder das Andere bedingt: den großen Aufgang oder den großen Untergang — nothwendig unberührt bleiben.

Doch gerade das, glaube ich, rettete Bang.

Tragik kann einen Menschen jäh zerschmettern. Melancholie vermag nur einen Menschen langsam aufzuzehren. Und sie giebt ihm dabei noch Zeit und Möglichkeit allmählicher Ausheilung.

Als Bang sein erstes Buch schrieb, stand er persönlich zweifellos schwer vor letzten Entscheidungen. Denn es ist stellenweise ein furchtbares Buch. Es steht eine Scene darin, die grauenhaft ist: ich meine jene Hotelnacht, da William Hög mit seinem sinnlos betrunkenen und wahnsinnig werdenden Vater ringt. Und dann fallen in dem Buche oft Worte, denen man's anmerkt, daß sie nur Einer geschrieben haben kann, der Schweres gelitten.

Aber Bang kam darüber hinweg. Er behielt vielleicht seinen neurasthenischen Knacks für's Leben — aber er kam darüber hinweg. Er hatte ja keinen fanatisch gefährlichen, keinen ideologischen Idealismus, an dessen Unerfüllbarkeiten er plötzlich, im Wirbel des Schicksals, hätte zerbrechen können. Er hatte nur jenen Gefühlsidealismus, der so sensuell war, daß in dem Roman schließlich sogar rein epikuräische Fragen mit ihm in Zusammenhang gebracht werden durften.

Und so hörte Bang einfach auf, zu kämpfen . . . Wie hätte er da erliegen sollen?

Er kam zunächst dahin, „das Alles“ nicht mehr so recht ernst zu nehmen. Es war der erste Schritt, es lächerlich zu nehmen. Er sagte sich, daß Menschenschicksal schließlich doch immer nur Menschheitsschicksal sei; und daß es sich für den Einzelnen am Ende blos darum handeln könne, sich mit Grazie und Humor aus den Affairen des Lebens zu ziehen.

Dazu kam dann im Verlauf weniger der menschlichen als der künst-

lerischen Entwicklung noch ein Anderes, kam eben das Künstlerische, das rein Artistische.

Schon in den „Hoffnungslosen Geschlechtern" war es ihm gelungen, seine Gestalten so plastisch herauszubringen und lebend in ihre lebendige Umgebung zu setzen, daß dieser Roman vielleicht als der „gekonnteste" unter allen problematischen dasteht, die wir in den letzten Jahrzehnten bekamen. Da waren keine schemenhaft analysirten Wesen, sondern natürliche Menschen, und auch keine abstrakten, sondern greifbar gegenwärtige Milieus. Dazu waren die Verbindungen vom Einen zum Andern rund herausmodellirt. Und das Ganze stand episch breit und in voller großer Glaubhaftigkeit da. Blos — und hier kündete sich die spätere Bang'sche Note an — war jedes Einzelne, hie und da, und ein ganz klein wenig auch nur, auf sein Merkwürdiges hin angesehen, nicht im extravaganten Sinne, das that auch Bang hernach nicht. Aber ganz diskret, ganz intim war das Kuriose eines Menschen und einer Handlung angedeutet: er hatte es bereits verstanden, eine leicht groteske Linie um die einzelnen Figuren zu ziehen, in die einzelnen Stimmungen hinein zu zeichnen.

Und jetzt wurde nun die Lust immer größer, Züge des Lebens um ihrer selbst willen festzuhalten — nur, weil sie so köstlich tragikomisch waren. Denn er hatte erfahren, daß es vom Leben befreien kann, wenn man die Fähigkeit gewinnt, es darzustellen.

Und so wandelte sich denn der melancholische Bekenner langsam in den ironisch betrachtenden Schilderer Bang.

Freilich, für Einen, der so tief verstrickt gewesen in frühe Leiden, wie er, war das kein leichter Uebergang. Und nur zu erklärlich scheint es, daß der Humor, den er jetzt bewußt gewinnt, auch in der Folge noch schmerzliche Formen annimmt . . . daß seine erwachende Liebe zu den Menschen eine ist, die schon eher der gleicht, die wir wohl aus einem Gefühl heraus, das eigentlich versteckte Menschenscheu ist, streichelnd, liebkosend zu den Thieren haben.

Aber Bang glückte die ausgleichende Perspektivirung. Es gelang ihm, Leiderfahrung und Lusterfahrung, Göttliches und Thierisches unserer Natur mit einander zu versöhnen: Mit einem wehmüthig lächelnden, mitleidig spottenden, aber auch wahrhaft mit-leidenden Blick in's Leben schrieb er seine neuen Bücher, die die der hoffnungslosen Menschheit sind: der hoffnungslos verderbten, hoffnungslos entmuthigten, hoffnungslos beschränkten, das ist spießbürgerlichen Menschheit — oder wie es das sociale Milieu nun gerade forderte, das er an die Stelle des litterarischen setzte.

Es sind für uns, die wir die Ausländer nehmen müssen, wie sie übersetzt werden, die Romane „Am Wege" und „Das weiße Haus", der Novellencyklus „Tod und Leben", sowie die Novellen „Die vier Teufel", „Fräulein Caja", „Ein herrlicher Tag" und einige andere.

An diesen Büchern erkennt man Bangs Methode. Und an der

Methode das Wesen seines Humors. Und an dem wieder, in etwa, das allgemeine Wesen des neuen Humors überhaupt. Man sieht, daß er gerade so wenig Komik bedeutet und mit einer Absicht, die moralisch ist, lächerlich machen will, wie anderseits der neue Ernst eine moralisirende Tragik ist und die Erscheinungen noch auf Schuld- und Erlösungsmomente zu prüfen strebt. Alles Dogmatische ist ausgeschaltet. An der Stelle steht ein gütig verzeihendes Verstehen. So daß sich denn dieser Humor, der neue, so recht und ausschließlich ergiebt aus einem sicheren Gefühle für das, was dem Leben als lächerlich eingeboren ist.

Gefühl für das Von-sich-aus-Lächerliche des Lebens — ein entschiedenes Zeichen des Nichtphilisters — kann nur ein Mensch haben, der zu der Menschheit eine Distanz des „Bescheidwissens“ besitzt, ein gewisses augenzwinkerndes Verständniß für all' ihre Unzulänglichkeiten und Unbeholfenheiten, für ihr, ach! so Animalisches . . dem aber sehr leicht der große Ehrgeiz fehlt, mit That und Beispiel auf ein Besseres schaffend hinzuwirken; seine Ethik ist brüchig und ohne Spannung noch Schwung; ohne Erwartungen und ohne den Sternenglauben an doch noch allerletzte Mysterien, lebt er hin, schleierlos, klarsichtig, blasirt und auf jeden Fall undesillusionirbar. Das war bei einem Libertin wie Heinrich Heine schon so, mit dem der ganze Typus, die nothwendige Reaktion auf einen damals übertriebenen Idealismus bezeichnend, in der modernen Litteratur einsetzte. Nur daß Heine doch immer noch Postulate an seine Skepticismen knüpfte, Postulate, die freilich mehr als Mittel zur Verschroffung dieser Skepticismen dienten, als daß sie um ihrer selbst willen da waren.

Bang knüpft keine Postulate mehr. Sein Ironismus neigt nicht zur Kritik und damit nicht zur Tendenz. Sein Ironismus kommt eben ganz aus der Wehmuth seines Herzens und ist seine instinktive Lebensanschauung. Das nimmt ihm jenen bissigen Schneid, der den Heinetypus ausmacht. Wunschlos, mit einer müden, traurigen Geste, wie sie Menschen eigen, deren Kultur es ist, daß sie stark gelebt haben, werden alle Konsequenzen abgelehnt, alle politischen, alle socialen, alle humanen. Kein Nietzschevorwurf, geschweige denn ein Fluch, auch kein Th. Th. Heine-Haß und -Hohn, und nur ein leiser, eben sein melancholischer Spott, der aber auch nicht gerade herausgesagt wird, sondern versteckt zwischen den Zeilen liegt — hier ist nebenbei der Kern seiner Methode — nur ein solcher Spott trifft Veranlagungen, Zustände, Stimmungen und Handlungsweisen, die sonst dem modernen Individuum an seinem lieben Mitmenschen tief unsympathisch sein müssen. Sodaß man dann wirklich die Empfindung hat, der Dichter begleite in seinem Herzen jeden einzelnen Satz, den er von den Menschen niederschreibt, lächelnd unter Thränen — denn Bang hat schon seine Sentimentalität — mit einem: „Ich weiß ja, ich weiß ja, was Ihr da thut und laßt — es ist Alles, Alles so unendlich menschlich!“

Was sich hier scheidet, ist Journalist großen, agitatorischen Stils und

Künstler. Mensch, der den Witz der Aburtheilung hätte. Und Mensch, der ganz die Liebe der Darstellung besitzt.

Denn Bangs Methode besteht auch rein ästhetisch in nichts Anderem, als einer rührenden Sorgfalt, mit der er all' die kleinen Dokumente dieses Unendlich-Menschlichen zusammenträgt, das zugleich wieder jenes Von-sich-aus-Lächerliche ist. Für den, der wissen will, inwiefern dasselbe gewaltige Schicksal, aus dem Tragiker ihre aufwühlende Kunst schöpfen, nur Zufall, Laune, Alltäglichkeit heißen kann, für den sind seine Bücher wahre Fundgruben. Keine ungeheuren Thaten der Vernichtung bringt er bei; sondern immer nur die nicht minder zerstörenden Lappalien des Seins, jene stillen feinen Züge, jene unsäglichen Banalitäten der Oberfläche — unsere stolze Seele en culotte giebt er, die ganze unbarmherzige Nimbuslosigkeit des Seins, wie sie uns vor uns selbst so erschrecken machen kann. Und das mit einem Detailreichthum, dessen sich ein Naturalist nicht zu schämen brauchte. Bang ist keiner: bei aller Liebe zum Objekt bleibt sein Mittel die Verkürzung. Aber er ist auch kein Karikaturist: das wird schon dadurch verhindert, daß sich ihm diese Liebe in's Menschliche, Herzliche, Gemüthliche verinnerlicht hat, daß er es nicht über sich gewinnt, die Menschen bewußt noch armseliger, kleinlicher, thierisch-komischer zu machen, als sie so schon sind. Als Skeptiker wurde er einst nicht cynisch. Jetzt, als Humorist, bleibt seine Linienführung, ich möchte fast sagen, putzig — sie hat so etwas treuherzig Liebes. Sie ist schon grotesk, natürlich, aber sie wächst nie in's Abstruse, Monströse. Ja, es äußert sich — ich deutete schon darauf hin — oft geradezu sentimental, wie es ihm weh thut, die Menschen „so" zu sehen . . .

Aber er kann nun einmal nicht anders. Es ist seine Art, ist sein Verhängniß. Wenn er nicht Künstler wäre, wenn er die Menschen nicht eben auch „so" zu zeichnen verstände, würde es ihm das Herz abdrücken. Doch Arbeit läßt „nicht daran denken" . . . sie übertäubt . . . und wenn er mitten in ihr ist, wächst ihm sogar der Muth zum Ulk.

Aber wie Heinrich Heine — ich bleibe bei dem Beispiel, da es so unzweifelhafte Parallelen nahelegt — zweierlei war: Henri, der Spötter, den man schließlich auf dem Montmartre zu Grabe trug, und Heinrich, der in der Nachtigallenstadt am Rhein geboren war und süßtraurige Lieder singen konnte, so hat auch Bang seine lyrische Seite mitunter restlos. Und er legt dann den Klingelstock nicht gerade beiseit — aber er läßt sein lustig Schellengeläut eine Weile nur mehr noch als Begleitung zu. Ich meine das so: In den rahmenden Hintergrund all' der kleinen einzelnen Dokumente, mit denen Bang das Leben zu ironisiren pflegt, stellt er wohl eine Handlung, die so traurig ist, eine Lebenswendung, die so Trauriges offenbar macht, daß der Melancholiker, der in ihm steckt, nunmehr allein zu uns redet — der Melancholiker, der zu viel Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Schmerzes hat, um auch jetzt noch zugleich ein Spötter zu sein; der Spötter bricht dann

nur noch in Pausen durch. Bangs Roman „Am Wege" ist beispielsweise von solcher Art: er zeigt sehr erheiternd das Leben auf einer kleinen Bahnstation, doch darinnen steht das Sterben einer jungen stillen Frau.

Ganz lustig, nur und nichts als lustig, ist Bang nie. Auch dann nicht, wenn er ein im Grunde Tragisches, das sich blos nicht als solches äußert, bewußtermaßen in's Komische treibt.

Ich denke da etwa an seine Novelle „Ein herrlicher Tag", die — nebenbei bemerkt — wohl seine glänzendste Leistung als Novellist ist. Da hat er einen Gymnasiallehrer vor, so einen armen Kerl, der mit seinen Jugendidealen, seiner Frau und schrecklich viel Kindern in einer kleinen Stadt sitzt. Und in diese kleine Stadt kommt eine berühmte Künstlerin, irgend so eine internationale Diva, um ein Konzert zu geben. Der Gymnasiallehrer aber wollte auch einmal Künstler werden, „damals", in seiner Jugend — und zwar wollte er ein Sänger werden. Doch das ist jetzt lange her. Nun will man der Diva zu Ehren ein Honoratiorendiner veranstalten, und durch einen unglücklichen Zufall ladet sie sich gerade in das Haus des Gymnasiallehrers ein. Das Diner, das dann folgt — von einem Geld, das „man" rasch zur Verfügung gestellt hat, und mit zusammengeliehenen Sachen — ist unsäglich: überall geht etwas aus dem Leim, überall klappt etwas nicht. Das Diner ist zum Weinen unsäglich, aber wirklich zum Weinen .. und dabei doch wieder so grenzenlos komisch! Seine Schilderung, die Bang Gelegenheit giebt, in einer grausam überwältigenden Weise Kontrast auf Kontrast zu häufen, Nüance an Nüance zu fügen, macht eigentlich die Novelle aus. Man muß das gelesen haben: wie allein der Gymasiallehrer von der Misère nichts merkt, wie die einen der Gäste sich für ihn geniren, die anderen sich amüsiren, wie die Frau sich schämt bei jeder Gelegenheit, und die Tochter, die älteste, abseits in der Küche sitzt und weint über den Jammer . . . Und wie dann im Stolzgefühl über die ihm angethane Ehre der alte Künstler in dem Gymnasiallehrer durchbricht, und er selbst seinem berühmten Gaste etwas vorsingt — und immer weiter singt, immer weiter . . . Für Alle war's ein fürchterlicher Tag, und nur für ihn war's ein herrlicher: so lange er lebt, wird er an ihn denken; die Anderen auch, aber aus anderen Gründen.

In dieser Novelle, wie sonst oft, hat Bang zweifellos die Absicht, zunächst einmal und in erster Linie an unseren Sinn für den Humor der Dinge zu rühren. Und er rührt auch daran. Aber zu gleicher Zeit trifft er eine Schicht tiefer und macht das ganze wehmüthige Trauerspiel einer Alltagsexistenz offenbar.

Man darf die Empfindung mit sich nehmen, als sage der Dichter zu uns: „Seht, eine Komödie ist schon das ganze Leben. Doch wenn man den einzelnen Fall herausgreift und sich näher ansieht, so ist es mit Sicherheit Qual, Leid und ewiges Elend. Ich griff diesen heraus. Das nächste Mal, meine Herrschaften, einen anderen. Und es wird dasselbe sein!"

Und diese Empfindung nimmt man immer bei Bang mit sich. Sie ist sein Stil. Und daß sie sich so voll und rein, so rund und reif einstellt: das macht, daß dieser Stil ein meisterlicher genannt werden muß. Immer bekommt er die richtige Abtönung heraus — im Künstlerischen. Und im Menschlichen verläßt ihn nie der seelische Takt, nur genau in demselben Verhältniß seine bunten Lichter aufzusetzen, in dem es der mehr oder weniger düstere, graue Fond gestattet, den ihm das Leben darbietet. So sind seine Dichtungen, die kleinen voran, zu wahren Kostbarkeiten herausgepinselt.

Hansson hat diese Entwicklung nicht zu schätzen vermocht. Er hat sie vielleicht gar nicht gesehen. Auf jeden Fall dürfte er das Wollen — wie es den ersten Bang auszeichnete — über das Können des zweiten gestellt haben. Doch das mag jetzt gleich gelten. Weil Bang diese seine Entwicklung nahm, ist er heute ein Dichter von mehr als dem blos dänischen Rang, den ihm auch Hansson ließ. Heute gehört er Europa an. Denn seine Entwicklung war eine zum Allgemein-Menschlichen. Und vor uns steht seine Gestalt und weckt die Erinnerung an die Renaissance-Vorstellung vom trauervollen Narren . . . oder, wenn man will, an die modern modificirte vom melancholischen Clown; doch an einen, der einmal vor Böcklins Selbstbildniß mit dem Tode gestanden haben mag und nun — nicht mehr ganz unglücklich werden kann.





Die Czechen in Oesterreich.

Von

Sigmund Münz.

— Wien. —

Noch immer ist in den österreichischen Reichsrath nicht Friede eingekehrt. Jeden Augenblick wird die Arbeit des Parlaments durch die Czechen in Frage gestellt. Immer und immer sind Regierung und Parteien darauf angewiesen, durch große oder kleine Zugeständnisse einen Waffenstillstand von den Czechen zu erkaufen. Diese aber geben nur jeweilig kurze Waffenruhe, keinen Frieden. Sie proklamiren laut, in Oesterreich könne überhaupt nicht Friede werden, so lange den nationalen Forderungen der Czechen nicht genug gethan sei. Sie glauben sich noch immer darüber beklagen zu müssen, daß der Vorgänger des gegenwärtigen Ministerpräsidenten Dr. von Körber, Graf Clary, die von dem Grafen Badeni zu Gunsten der Czechen erlassenen und von dessen Nachfolger Freiherrn von Gautsch modificirten „Sprachenverordnungen" völlig aufgehoben, und aus allen Kräften streben sie die Restituirung wenigstens eines Theils derselben an. Wenn also jetzt Ruhe im Reichsrathe sein sollte, so könnte immer und immer wieder das Unwetter von Böhmen her kommen.

Böhmen! Das ist das Land, in dem der ewige Bürgerkrieg herrscht!

Nirgends in Oesterreich platzen die Geister so sehr auf einander, wie in Böhmen. Diese kulturreichste und wohlhabendste Provinz Oesterreichs gleicht gewissen Paradiesen der Erde, aus deren Mitte sich Vulkane erheben, deren Walten zuweilen in die saftigste Festesfreude fällt. Seit einem halben Jahrhundert, seit Kaiser Franz Josef herrscht, hat sich der Krater des böhmischen Vulkans, aus dem die Flammen des nationalen Haders so sichtbar aufsteigen, nie recht geschlossen. Eine ewige Fehde zwischen Deutschen und Czechen stört den Fortschritt dieses schönen Landes Böhmen und wirkt auf das ganze Reich zersetzend.

Es hat in der vorigen Reichsrathstagung nicht an Zeichen zur Besserung gefehlt. Wirthschaftliche Arbeit zu Gunsten der beiden Volksstämme führte Deutsche und Böhmen zusammen. Doch die Friedensschalmeien wurden nicht selten durch laute Kriegstrompeten übertönt. Sogar in der österreichischen Delegation prallten Deutschthum und Czechenthum heftig auf einander, und in dieser die gemeinsame österreichisch-ungarische Politik berathenden Versammlung weitete sich der Gegensatz zwischen Deutschen und Czechen, zwischen Deutschen und Slaven auch zu einem Antagonismus zwischen den Freunden der Allianz mit Deutschland und ihren Gegnern aus.

Die Czechen propagiren ihre Ideale zum Theile im Einvernehmen mit den übrigen slavischen Elementen Oesterreichs. Seit der Aera des Grafen Taaffe insbesondere, der als Ministerpräsident die slavischen Ansprüche in hohem Grade förderte, sind die Czechen sehr ehrgeizig geworden. Sie wollen an der Spitze aller Slaven in Oesterreich marschiren und predigen, man müsse das Joch der Deutschen, die doch die Minderheit der österreichischen Bevölkerung bilden, von sich schütteln. Daß die Deutschen die Minorität sind gegenüber allen anderen Nationalitäten zusammengenommen, wer möchte dies leugnen? Es ist so wahr, wie daß neun Millionen weniger sind als siebzehn Millionen. Es ist aber ebenso wahr, daß es in Oesterreich keinen Stamm für sich allein giebt, der sich einer so großen Seelenzahl rühmte, wie die Deutschen. Was in Ungarn die Magyaren, sind in Oesterreich die Deutschen. Wie die Magyaren in der Minorität sind gegenüber allen anderen Nationen Ungarns zusammengenommen, in der Majorität jedoch im Vergleiche zu jeder einzelnen, so sind auch die Deutschen in Oesterreich wohl in der Minderheit gegenüber der Summe aller anderen Nationen, jedoch in der Mehrheit im Vergleiche zu jeder einzelnen.

Unter solchen Umständen haben die Deutschen ein Interesse, innerhalb der Monarchie einen centralistischen, die Slaven dagegen im Allgemeinen und die Czechen im Besonderen, einen föderalistischen Standpunkt einzunehmen. Die Deutschen können sich, wenn es gilt, über die Grenzpfähle der einzelnen Provinzen Oesterreichs hinweg die Hand zum Bunde reichen, um es als geschlossene Masse mit jeder anderen Nation aufzunehmen. Die Czechen freilich sagen, es sei Verrath der Deutschen an Böhmen, wenn sie sich den Deutschen der anderen Kronländer näher fühlen, als den mit ihnen unter einem Dache wohnenden Czechen. Und diese sind gegen die administrative Theilung Böhmens, die von den maßvolleren Elementen unter den Deutschen, der Fortschrittspartei und der deutschen Volkspartei, begehrt wird. Die Czechen halten fest an der Idee von der Einheit Böhmens, wollen die Zweitheilung des Landes in eine deutsche und eine böhmische Verwaltungssphäre auch darum nicht, weil sie so leichter Einbrüche in deutsches Gebiet machen können; auch haben sie den Gedanken nicht aufgegeben, daß der

Kaiser von Oesterreich sich eines Tages denn doch noch zum König von Böhmen, dem einigen, ungetheilten Böhmen, werde krönen lassen.

Natürlich würde die Staatssprache solch' eines autonomen Königreichs Böhmen, wie es die Czechen anstreben, nicht das Deutsche, sondern das Czechische sein. Da es ein allgemein slavisches Interesse ist, daß das Czechische immer weitere Kreise in Böhmen und auch in Mähren und Schlesien ziehe, so werden die Czechen in ihren bisher keineswegs erfolglosen Expansionsbestrebungen, denen auch die Badeni'schen Sprachenverordnungen in hohem Grade hätten dienen sollen, von allen Slaven Oesterreichs unterstützt. Diese betonen mit Emphase das große slavische Sprachgebiet in Oesterreich und stellen es stolz dem weit kleineren deutschen gegenüber.

„Das slavische Sprachgebiet!" Ein sonorer Begriff! Doch das Czechische, wer auf Erden spricht es, außer den 5 ½ Millionen Czechen, die in Oesterreich leben? Auch wenn der Czeche sich mit dem Slaven einer anderen Nation, etwa mit einem Polen oder Ruthenen verständigen will, so muß er zu einem dritten Idiom, fast immer zum Deutschen, Zuflucht nehmen. Zwischen dem Czechischen und mancher verwandten slavischen Sprache ist eben kein geringerer Unterschied als etwa zwischen dem Italienischen und dem Spanischen, um nicht zu sagen zwischen dem Englischen und dem Deutschen. Gleichwohl ist der Czeche mit seiner Sprache besser daran, als der Ungar mit seinem Magyarischen. Denn wenn auch das Ungarische von 8 ½ Millionen, also von drei Millionen mehr als das Czechische gesprochen wird, so steht es doch noch isolirter — eine vollständig exotische, asiatische Sprachpflanze in dem Garten Europas da. Die Sprache der Czechen schließt sich wenigstens den anderen slavischen Idiomen an, nicht am geringsten dem Russischen, wenn sie sich auch schon in Hinsicht auf den Schriftcharakter von diesem unterscheidet. Aber die czechische Sprache ist, obzwar sie sich der slovakischen und der slovenischen Schwester, der polnischen und ruthenischen Kousinen und gar der russischen, reichen, sehr reichen Tante rühmt, doch als Verständigungsmittel über den lokalen Gebrauch hinaus unmöglich. Welcher Czeche, der auf Erden fortzukommen wünscht, könnte des Deutschen als Weltsprache und insbesondere als eines Verständigungsinstruments für die verschiedenen Nationen Oesterreichs entrathen? Kein Czeche, der Beamter in Oesterreich werden wollte, konnte vormals auf die Kenntniß des Deutschen verzichten. Anders der Deutsche: Ihm stand und steht, wie überhaupt ein großer Theil der Welt, auch ein gut Theil Böhmens und Mährens offen. Wie viele Fremde besuchen jahraus, jahrein die berühmten Heilquellen Böhmens: Karlsbad, Marienbad, Franzensbad, Teplitz. Sind dies nicht rein deutsche Orte? Hat man je dort czechisch sprechen gehört? Und nun könnten, wenn die „Sprachenverordnungen" des Grafen Badeni zur Wahrheit geworden wären, oder, wie die Ultras unter den Czechen es noch immer wollen, noch zur Wahrheit würden, auch in Städten Böhmens, wie es die genannten weltberühmten Orte sind, nur solche Beamte

funktioniren, die auch des Czechischen mächtig wären. Da der Czeche der deutschen Sprache weit mehr bedurfte und bedarf, als der Deutsche des Czechischen, so kennen ungleich mehr Czechen in Böhmen Deutsch, als Deutsche Czechisch. Böhmen und Mähren würden nun mit czechischen Beamten überschwemmt werden, während die Deutschen durch ihre Unkenntniß des Czechischen von Ehren und Brot ausgeschlossen wären. Die Verwirklichung der Sprachenverordnungen des Grafen Badeni hätte also im höchsten Grade das wirthschaftliche Interesse der Deutschen und die Zukunft der Söhne dieses Volkes, die einst im österreichischen Staatsdienste unterzukommen wünschten, beeinträchtigen müssen.

In ihrem Kampfe gegen die Deutschen wurden und werden die Czechen von dem in Oesterreich allgemein erwachten slavischen Solidaritätsgefühl gefördert. Ist denn aber diese slavische Solidarität nicht eigentlich Chimäre? Es giebt einzelne slavische Idiome, es giebt aber in Wirklichkeit, so wenig wie eine allen germanischen Stämmen gemeinsame germanische, eine slavische Sprache, durch die sich alle Slaven mit einander verständigen könnten. Das Schicksal hat es überhaupt gefügt, daß die Slaven Oesterreichs sowohl wie Ungarns kein homogenes zu einer welthistorischen Mission geeignetes Volksthum sind, sondern nur Völkersplitter, die als Slaven ein mehr lokales Dasein auf dem Boden führen können, auf den sie verschlagen sind.

Wenn man von den Polen in Galizien absieht, die als Nation einem größeren Ganzen angehören, das sich über drei Reiche Europas erstreckt und seine kulturellen Centren in Krakau, Warschau und Posen hat, so giebt es in Oesterreich keine einzige slavische Nation, die, wäre sie auf sich gestellt, materiell oder geistig fortkommen könnte. Doch auch das Polenthum ist wirthschaftlich, größtentheils auch wissenschaftlich verdorrt und lebt von historischen Erinnerungen, lebt, bis auf einige bedeutende litterarische und künstlerische Hervorbringungen, von dem, was es bei den Deutschen borgt.

Die Czechen zumal, die zahlreichste slavische Nation in Oesterreich, sind ganz und gar Klienten des Deutschthums. Was sie auf dem Gebiete der Wissenschaft leisten, haben sie in der Schule der Deutschen gelernt. Ihre Universität in Prag, die sie sich vor zwei Jahrzehnten neben der altberühmten deutschen Universität, der ältesten deutschen Hochschule überhaupt, errichteten, ist eine Dependance deutschen Wissens. Der Strom geistigen Lebens, der durch das Czechenthum fließt, entspringt deutschem Quell. Einst mündete er auch in das Meer deutscher Bildung. Denn die größten Söhne des czechischen Volkes, das namentlich Mediziner ersten Ranges hervorbrachte, lebten an deutschen Universitäten, besonders in Wien, wo ein Rokitansky, der Begründer der pathologischen Anatomie, und ein Skoda, der Urheber der physikalischen Krankenuntersuchung und Schöpfer des Systems der Auskultation und Perkussion, zu Ruhm gelangten. Dies war in einer Zeit, als die besten unter den Czechen freudig die Führung des deutschen Geistes anerkannten. Heute dagegen haben sich selbst manche von den Spitzen des

czechischen Volkes zu Tribunen degradirt, die den Massen zu Gefallen sind. Ein panslavistischer Zug aber hat diese Massen erfaßt, und sie geben sich der Vorstellung hin, die Russen, von denen sie doch schon räumlich durch eine Welt getrennt sind, könnten die Führung des Czechenthums übernehmen.

Das Russische, wenn es auch jetzt unter den Czechen einige Pflege findet, ist nur einer kleinen Minderzahl von „Intellektuels" bekannt. Daß die Verwirklichung des panslavistischen Traumes in weiter Ferne liege, daß das Protektorat der Russen über das czechische Volk eitler Wahn sei, sehen übrigens verständige Czechenführer ein. Doch die Stimme von Männern, wie etwa des „Realisten" Thomas Masaryk, Professor der Philosophie an der czechischen Universität Prag, verhallt wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Masaryk, ein außerordentlich kenntnißreicher Denker, ein Mann von europäischem Gesichtskreis, hatte früher ein Mandat im Prager Landtage und im Wiener Reichsrathe inne, gab jedoch Beides freiwillig auf, da er einsah, daß ein Philosoph nicht für die Dauer unter Ehrgeizlinge gehöre, die, auf der einen Seite Opportunisten, der in Feudaladel und Klerus verkörperten Reaktion und auf der anderen als Demagogen den chauvinistischen Trieben der Menge schmeicheln, der sie vorlügen, daß die czechische Cultur auf eigenen Füßen stehen und sich somit von der Vormundschaft der Deutschen befreien könne.

Nun, der czechische Chauvinismus ist weit aussichtsloser als es vorläufig die alldeutsche Richtung in Oesterreich ist, die unter dem Zeichen der Kornblume steht. Die Alldeutschen im Reichsrathe, zwanzig Mann stark, sind eine Partei geworden, mit der jede Regierung zu rechnen hat. Daß sich diese Partei fast ausschließlich aus Wahlbezirken Böhmens rekrutirt, ist ein besonderes Memento an die Regierenden in Oesterreich. Temperamentsvolle Rücksichtslosigkeit und unzweideutigste Kriegerstellung gegenüber dem Slavismus giebt den Alldeutschen ihr Gepräge.

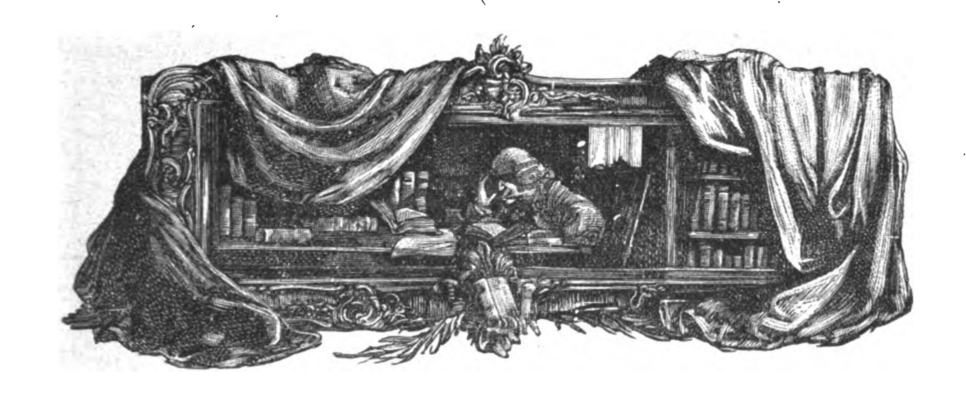
Der etwas plumpe Führer eines Schönerer und das leidenschaftliche Auftreten eines Wolf sind zu einer Macht im österreichischen Reichsrathe geworden. Die deutschnationale Bewegung wird, wie vorauszusehen ist, in nächster Zeit nicht abnehmen, vielmehr unter dem Drucke der slavischen Agitation noch wachsen. Diese deutsche Bewegung ist auch gegen die Suprematie des katholischen Klerus gerichtet, der in Oesterreich und namentlich in Böhmen stets das Slaventhum in dem Kampfe gegen das Deutschthum beschützt. In Cisleithanien ist das Gros der Bevölkerung katholisch. Den 24 Millionen Katholiken stehen nicht einmal eine halbe Million Protestanten gegenüber. Selbst die Zahl der Juden ist fast 3 mal so groß wie die der Protestanten. Die Deutschnationalen, die das Losungswort „Los von Rom" ausgeben, drohen nun mit dem Abfall der ihnen politisch zugethanen Bevölkerung von der katholischen Kirche und Zukehr zum Protestantismus. Diese Propaganda, die bereits in dem Uebertritte von mehr

als dreißigtausend Deutsch-Oesterreichern namentlich Böhmens ihren Erfolg aufweist, strebt zunächst den Anschluß der deutschen Bevölkerung Böhmens, doch auch Schlesiens und anderer Provinzen an die evangelische Kirche an. Die Wirkung auf die Deutschklerikalen, ja sogar auf die deutschen Bischöfe Oesterreichs ist nicht ganz ausgeblieben. Während die deutschen Klerikalen früher leicht ihrem Volksthume abtrünnig wurden, sind manche von ihnen jetzt geneigter, unter der Wucht des in den Deutschen geweckten Nationalgefühls mit ihren Volksgenossen in nationalen Fragen zusammenzustehen. Wenn die Deutschen in Oesterreich nicht in gar so viele Parteien zersplittert wären und in ihrem nationalen Programm auch von den gemäßigten Deutschklerikalen unterstützt würden, so könnte eine Niederlage des Slaventhums, das immer wieder zu tödtlichem Schlage gegen das Deutschthum ausholt, nicht ausbleiben.

Eine unbedingte und definitive Koalition sämmtlicher Slaven in Oesterreich, wie sie der Panslavismus will, ist überhaupt unmöglich. In Oesterreich wohnen fast 3½ Millionen Ruthenen, davon gegen drei Millionen in Galizien allein. Diese Ruthenen nun, Slaven wie die Polen, werden von den 4¼ Millionen Polen in Galizien dermaßen unterdrückt, daß es ihnen in Folge fast asiatischer Wahlmanöver jeweilig nur mit Mühe und Noth gelingt, einige Abgeordnete in den Landtag nach Lemberg und in den Reichsrath nach Wien zu entsenden, so daß hier wie dort die Polen, nur die Polen das große Wort für Galizien führen. Die Ruthenen also wären, da sie allen Grund haben, die polnische Schlachta zu hassen, die sie gleich Parias behandelt, gegenwärtig für die slavische Solidarität nicht zu haben. Aber auch die Polen thun aus Opportunismus wenig allslavisch. Die Slaven in Oesterreich bieten also auch ihrerseits keineswegs das Bild vollkommener Einheit.

So steht es also nicht zum besten mit den czechischen Hoffnungen.





Walt Whitman.

Von

Hans Benzmann.

Berlin-Wilmersdorf.

Das Genie schafft neue Realitäten.
Emerson.

Nicht Optimist und nicht Pessimist ist Whitman: er ist Kraft!
Johannes Schlaf.

Man kann nicht gut von einer amerikanischen Kunst reden. Das Bestreben aller Einzelnen, sich auf jede mögliche Art praktischer Bethätigung materiell zu sichern, sich zu bereichern und jede Selbstständigkeit zu erringen, hat als naive gewaltige Naturkraft, als Lebens- und Schaffensdrang eines Volkes eine ganz eigenartige Kultur in Amerika erzeugt, die den Vergleich mit jeder europäischen Civilisation aushält, die jedoch eine zarte Blüthe nicht aufkommen ließ: die Kunst! Die historische Entwicklung Amerikas ist eben so sehr Schuld an diesem Mangel. Sie vollzog sich nicht allmählich auf dem Kulturboden alter untergegangener verwandter Kulturen wie in Europa, sondern sprung- und staffelweise entstand sie aus dem Gemisch der verschiedensten eingewanderten Rassen. Mit Riesensprüngen folgte diese Kultur den großen Entdeckungen, Erfindungen und Befreiungen. Was sogenannte amerikanische Dichter geleistet haben, stellt sich daher als Erzeugniß englischen, französischen und deutschen Geistes und Geschmackes dar. Kann man so von einer amerikanischen Kunst als Erzeugniß eines Volksgeistes, einer Kulturperiode oder einer breiten Bildungsschicht nicht reden, so hat Amerika doch in dem verflossenen Jahrhundert eine litterarische Einzelerscheinung gesehen, eine künstlerische Persönlichkeit, die, im Germanis-

mus und im gesammten Weltkulturboden wurzelnd, dennoch eine nationale Dichtergröße genannt werden kann: Walt Whitman!

In den Rhythmen dieses Dichters hat das gewaltige Lebensgefühl des amerikanischen Volkes, der persönliche Freiheitsdrang, der Individualismus und in gleicher Weise das demokratische Zusammengehörigkeitsgefühl desselben, haben Weltstadtgeist und Urwaldkraft, urdeutsche Mystik, Pantheismus und Darwinismus Ausdruck und eigenartige dichterische Form gefunden. Ungehört verhallte vor dreißig Jahren das, was Ferdinand Freiligrath, selbst eine, bei dem damaligen Autoritätsglauben sich von jeder Beeinflussung freihaltende starke Persönlichkeit, über Walt Whitman in der Wochenausgabe der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 24. April 1868 sagte:

„Walt Whitman! Wer ist Whitman? Die Antwort lautet: ein Dichter! Ein neuer amerikanischer Dichter! Seine Bewunderer sagen: der erste, der einzige Dichter, welchen Amerika hervorgebracht. Der einzige specifisch amerikanische Dichter. Kein Wandler in ausgetretenen Spuren der europäischen Muse, nein, frisch von der Prairie und den Ansiedlungen, frisch von der Küste und den großen Flüssen, frisch aus dem Menschengewühl der Häfen und der Städte, frisch von den Schlachtfeldern des Südens. Er hat den Erdgeruch des Bodens, der ihn erzeugt, in Haar und Bart und Kleidern; er ist ein noch nicht dagewesener, ein fest und bewußt auf den eigenen amerikanischen Füßen stehender, ein große Dinge groß, wenn auch seltsam Verkündender. Und weiter noch gehen die Bewunderer, Walt Whitman ist ihnen der einzige Dichter überhaupt, in welchem die Zeit, die kreisende, ringende und suchende Zeit, ihren Ausdruck gefunden hat; der Dichter par excellence; der Dichter — the poet!"

Selbst die Litteraten jenes Zeitalters Freiligraths verstanden die Größe Whitmans nicht. Volk und Dichter standen damals noch zu sehr unter dem Einfluß der Klassiker, der Romantiker, der liberalen oder nationalen Bewegung. Die vorwärtsdrängenden künstlerischen Geister waren Skeptiker. Die Poesie des Weltschmerzes war die der Persönlichkeit in jenen Tagen. Desto mehr regt sich in einigen hervorragenden Dichtern der Gegenwart das „Kulturgewissen", wie Richard Dehmel sagt, der Drang, inmitten der Flucht der Erscheinungen nach eigenen Gesetzen sich zu entwickeln, den Zeitgeist in seiner ganzen Fülle auf sich wirken zu lassen und die moderne Nüance des Ewigen zu finden und zu offenbaren. Eine derartige moderne Persönlichkeit, wurzelnd in ihrer Rasse, aber doch gänzlich frei von Klassicismus und vormärzlicher Romantik, Germane und Amerikaner, Mystiker und Realist ist Walt Whitman. Er ist ein Uebermensch im Sinne Nietzsches. Die Bewunderer, von denen Freiligrath spricht, hatten Recht, ihn „den Dichter" zu nennen. Ihn durchfluthet jener Enthusiasmus, welcher die Rapsoden der Hellenen zu ihren dionysischen Hymnen begeisterte, jene Inspiration, welche auch aus den Poemen und den Liedern der Edda als urwüchsige schöpferische Kraft fühlbar ist. Er ist Künstler aus Intuition, auch in dieser Beziehung

seinen Germanismus offenbarend, nicht Analytiker, wie die Dichter der Kelten und Slaven es sind.

Die „Leaves of Grass", das dichterische Hauptwerk Whitmans, Gedichte, sind theilweise übersetzt worden und mit Einleitung herausgegeben von Karl Knortz und T. W. Rolleston 1889 im Verlage von Schabelitz in Zürich. Schon Freiligrath hatte einige der schönsten Gedichte übersetzt, die in seinen gesammelten Werken Band IV (Göschen'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig) zu finden sind. Neuerdings sind auch Novellen von Whitmann übersetzt worden, so von Thea Ettlinger („Novellen" von Walt Whitmann, J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.). Eine Broschüre „H. B. Coterill u. T. W. Rolleston, Ueber Wordsworth und Walt Whitman. Zwei Vorträge" erschien 1883 bei Carl Tittmann, Dresden. Johannes Schlaf hat im Verlage Kreisende Ringe (Max Spohr) einen Essay „Walt Whitman" veröffentlicht. Schließlich hat Karl Knortz, Schulsuperintendent in Evansville (Indiana) eine ganz vortreffliche Darstellung des Lebens und Schaffens Walt Whitmans gegeben in der 1899 erschienenen Schrift: „Walt Whitman. Der Dichter der Demokratie". Mit Beilagen: 1. Neue Uebersetzungen aus „Grashalme" und 2. Dreizehn Originalbriefe Whitmans (Verlag von Friedrich Fleischer, Leipzig). Beide Broschüren, die von Schlaf und Knortz, ergänzen einander und sind in gleicher Weise zu empfehlen. Außerdem haben Zeitschriften hier und dort Aufsätze über Whitman gebracht. Einzelne Dichtungen, Novellen und Episteln brachten die Zeitschriften: „Wiener Rundschau" und „Die Gesellschaft".

In meinen biographischen Angaben folge ich im Wesentlichen der tüchtigen Schrift von Karl Knortz. Walt Whitman ist am 19. Mai 1819 zu West Hills auf Long Island oder, wie er selbst es mit Vorliebe nennt, Paumanok geboren. Seine Vorfahren waren einfache, robuste Farmer. Leidenschaftlich gern hielt sich der junge Walt im Freien auf. Auf den ausgedehnten Grasflächen von Long Island weideten zahlreiche Heerden, und an der Küste fanden die sogenannten Paumanokers, jene Strandläufer unrühmlichen Angedenkens, lohnende Gelegenheit für die Ausübung ihres verbrecherischen Gewerbes. Walt Whitman verkehrte gern mit diesen Landstreichern. Später siedelten seine Eltern nach Broklyn über, wo Walt die öffentliche Schule besuchte. Damals las er mit Leidenschaft Novellen und Gedichte, war eifriges Mitglied eines Debattirclubs und suchte, wie vorher in der Natur, jetzt in der Kunst und Wissenschaft sein Denken und sein Gemüth zu bereichern. Seine Vorliebe für natürliche, einfache Menschen, Menschen der Arbeit und der einfachen Lebensweise war ihm angeboren. Er schloß eine wahre Freundschaft und Kameradschaft mit den Piloten der zwischen New-York und Broklyn laufenden Fährboote, ebenso mit den Omnibuslenkern, die ihn, trotzdem er ihnen öfters Stellen aus Shakespeares Dramen vordeklamirte, als ihres Gleichen betrachteten und ihn einfach „Walt"

nannten. So sammelte er also schon frühzeitig auf den frequentirtesten New-Yorker Verkehrswegen sowie in stiller Abgeschlossenheit auf Long Island das Material zu seinen unvergleichlichen, einzig in ihrer Art dastehenden „Leaves of Grass“. Darauf war er Schreiber in einem Advokatenbureau, Dorfschulmeister, Schriftsetzer, Lokalreporter und Redakteur, machte eine ausgedehnte Tour durch die Mittel- und Südstaaten, ließ sich darauf wieder in Broklyn nieder und widmete sich daselbst von 1851—1853 dem Bauhandwerke. Er ließ zahlreiche kleine Wohnhäuser bauen und verkaufte sie an Arbeiterfamilien, womit er solchen pekuniären Erfolg erzielte, daß er, um nicht ganz und gar im Geldmachen aufzugehen und geistig zu versumpfen, sich wieder der einmal lieb gewonnenen litterarischen Beschäftigung widmete. Im Jahre 1862, nach dem Ausbruche des großen Bürgerkriegs, (als enthusiastischer Unionist und Anti-Slavery-Man stand er unerschütterlich auf der Seite des Nordens) unterzog sich Whitman, durch Emersons Vermittelung von Lincoln dazu ermächtigt, der Pflege der Verwundeten im Felde, und zwar — das hatte er vorher ausdrücklich bedungen — ohne alle und jede Remuneration. Hier lernte er das wilde Nomadenleben des Krieges kennen, all die Begeisterung, Leidenschaft und den wilden Siegesdrang der amerikanischen Freischaaren und vor Allem das Elend auf dem Schlachtfelde. Mitten in diesem furchtbaren Getriebe singt Whitman seine Freiheitspsalmen. Des Nachts, wenn Alles schläft, geht er still über die Schlachtfelder und betrachtet mit tiefem Schmerze die Leichen der Jünglinge und Greise. Ich gebe hierbei eines jener tiefempfundenen Gedichte in der herrlichen Uebersetzung Freiligraths wieder.

Neugierig halt' ich — steh' ich in Schweigen.
Mit leisen Fingern vom Gesicht des Nächsten dann, des Ersten,
heb' ich die Decke:
Wer bist Du, ältlicher Mann, so knochig und grimm, Dein Haar
wohlergraut, um die Augen rings gesunken das Fleisch?
Wer bist Du, mein lieber Kamerade?
Drauf zum Zweiten hinschreit' ich und, wer bist Du, mein Kind,
mein Liebling?
Wer bist Du, holder Knabe, mit Wangen noch blühend?
Drauf zum Dritten, — ein Antlitz, nicht Kind, noch alt, sehr still,
wie von schönem gelbweißen Elfenbein:
Jüngling, ich glaub, ich kenne Dich. — glaube, dieses Dein Antlitz
ist das Antlitz des Christes selbst;
Todt und göttlich und Bruder von Allen Er, und hier liegt Er!

„Wie sehr ihm,“ sagt Knortz, „seine verkrüppelten Schutzbefohlenen am Herzen lagen, und welchen innigen Antheil er an ihrem Schicksale nahm, geht aus seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen hervor, welche einen Theil seiner prosaischen Werke bilden. Er versah seine Soldaten reichlich mit Zeichnungen und Büchern und schrieb für dieselben Briefe aller Art, ja selbst die zartesten Liebesbriefe und schickte sie frankirt an die Adressen ab.“ Seine Gesundheit, die stark unter all diesen Entbehrungen litt, und sein

leergewordener Geldbeutel zwangen ihn aber, darauf eine Schreiberstelle im Departement des Innern anzunehmen. Letzteres stand damals unter der Herrschaft des Ministers James Harlan, eines ehemaligen Methodisten-Geistlichen, der nach christlichen Grundsätzen sein Departement reguliren wollte. Dieser pedantische Herr fand einst auf dem Tische Whitmans dessen Buch, er las darin und die Folge war, daß der Dichter plötzlich seines Amtes entsetzt wurde. Der geniale amerikanische Philosoph und Aesthetiker R. W. Emerson hatte die bereits 1855 auf Kosten des Dichters gedruckten „Grashalme", als einziger Lobsprecher, in einem Briefe an Whitman rühmend anerkannt. Eine Broschüre von O'Connor nach Whitmans Entlassung (1865) „The Good Gray Poet" („Der gute graue Poet", wie der seit seinem 30. Jahre vollständig ergraute Whitman in Freundeskreisen genannt wurde) gewann das allgemeine Interesse plötzlich für den Dichter. Kurz darauf erhielt er eine anständig dotirte Stellung in anderem Departement. Ein Schlaganfall, der ihn dem Tode nahe brachte, zwang ihn das Amt (1873) aufzugeben. Seitdem lebte er ganz seiner Gesundheit und seiner Kunst in Camden in New-Jersey. „Er hielt sich während der heißen Jahreszeit gewöhnlich am Timber Creek, einem kleinen in den Delaware mündenden Flusse auf und lebte dort in freier Luft ungestört seinen poetischen Träumereien und seinen systematisch betriebenen gymnastischen Uebungen." Man möge die prächtige Schilderung in Knortz' Schrift nachlesen, wie Whitman sein Leben hier einrichtete. Baumäste dienten ihm als Reck und Barren. In der Einsamkeit lief er halbnackt umher, in seinem breitgeränderten Schlapphut und in bequemen Filzschuhen; er plätschert im Flusse herum, dabei recitirt er Stellen aus Homer und Shakespeare oder singt Opernarien, Zwiegespräche führt er mit den Bäumen und Vögeln. Menschen, die ihn zufällig beobachteten, bekümmern ihn nicht. Er starb am 28. März 1892 zu Camden.

Die Geschichte der Herausgabe der „Grashalme" und der neuen Auflagen derselben möge man bei Knortz nachlesen. Sie ist bei dem allmählichen Bekanntwerden des Dichters ungemein interessant. Erwähnt sei nur, daß neben Emerson auch kein geringerer als Carlyle die Bedeutung Whitmans frühzeitig erkannte. Die Geschichte des Buches ist ein fortgesetztes Dokument für die Charakterstärke des Dichters. Ein paar mal wurde er aufgefordert, Stellen hier und dort zu streichen. Er that es nicht. Mit Gleichmuth erlebte er es nicht nur einmal, daß ganze Auflagen wegen weniger Stellen vernichtet wurden oder nicht zu Stande kamen. Lieber ging er zu Grunde, als daß er seine Künstlerehre von einem Tröpfchen Unehrlichkeit beflecken ließ.

So steht Walt Whitman zunächst als Mensch unantastbar, hoheitsvoll vor uns da, ein Recke, unbeugsam und milde . . .

* * *

Die Form der allergrößten poetischen Kunstwerke ist die gebundene Sprache. Ich meine hierbei nicht allein irgend eine Versform, sondern allgemein: die präcise, anschauliche, bei allem poetischen Schwunge, bei aller Kraft und Tiefe klare und einfache, künstlerisch-sprachliche Harmonie. Es ist ein Etwas in der Sprache dieser Kunstwerke, das an sich als Kunst auf den Kulturmenschen und gleichzeitig als Medium, als Ueberträger einer Empfindung, Stimmung oder Idee suggestiv auf den Menschen wirkt. Ich berühre hier den Gegensatz Kunst und Natur und die Thatsache, daß in der Kunst die Natur allein nie so auf uns wirken wird, wie Kunst und Natur, ganz abgesehen davon, daß die Form recht eigentlich die suggestive Macht ist, daß sie uns mehr sagt, als das gesprochene nackte Wort. (Goethe spricht hier von dem Geheimniß der Form.) Alle modernen Theorien gegen eine absolute Form, d. h. vom Worte losgelöste, scheitern an einem Kunstempfinden in uns, das uns wie unser moralisches Empfinden vererbt ist von Jahrhunderten. Wie ganz anders wirkt das einfachste Lied in gebundener Sprache auf uns als z. B. sehr einfache Gedichtzeilen in ungebundener Form von Arno Holz (aus seinem „Phantasus"). Als höchste Kunst können wir darum auch die Kunst Walt Whitmans, dessen Sprache gänzlich ungebunden oder besser unharmonisch ist, principiell nicht preisen, ganz abgesehen von ihrer Dunkelheit und Verworrenheit, von ihren vielen Prosaismen. Es sei dagegen bemerkt, daß im Einzelnen diese Kunst uns durch Rhythmenkraft mächtig fortreißt und höchst suggestiv und impressionistisch durch das Einzelwort und seine Bedeutung im Zusammenhange wirkt. Ich komme hierauf noch zurück.

Nach diesen Klarlegungen aber wollen wir uns desto ungestörter dieser starken und tiefen dichterischen Persönlichkeit hingeben und gelegentlich auch dem gern folgen, was sie theoretisch über Form und Inhalt, Kunst und Natur sagt.

Uns ist, als träten wir in einen mächtigen Urwald, wenn wir in Whitmans Versen lesen. Hoch oben in den Gipfeln der Bäume orgelt der Sturm, siedet die Sonne, prasselt aus schwarzen Wolken Hagel und Regen, Alles eine furchtbare Lebenskraft! tief unten an den Wurzeln, in Morast und Fäulniß gährt wieder das Leben und nagt der Tod. Lebensgesänge, Hymnen eines Lebensbejahers sind die Gedichte Whitmans. Wie ein olympischer Sieger schreitet er durch die Welt.

> Lothrecht an den Säulen, wohlgefügt, fest in den Balken,
> Stämmig wie ein Roß, liebevoll, stolz, elektrisch,
> Ich und dieses Mysterium — hier stehen wir.
> Klar und rein ist meine Seele, und klar und rein ist Alles,
> was nicht meine Seele ist.
>
> (Aus „Grashalme", übers. von Knortz.)

Nicht genug kann er die Lebenskraft, die alle Wesen, die organische und anorganische Welt, durchfluthet, besingen. „Nicht Optimist und

nicht Pessimist ist Whitman: er ist Kraft" sagt Johannes Schlaf in seiner Schrift von ihm, ihn mit diesem Satze vollkommen charakterisirend. Es ist die Lebenskraft, die nicht zu grübeln vermag, die von That zu That, von Augenblick zu Augenblick sich willenlos sich selbst hingiebt. Als Mensch und Künstler ist Walt Whitman selbst die Lebenskraft in ihrer höchsten Inkarnation, sie, die als Leib und Seele eine Substanz ist! Das ist die Ueberwindung aller Vergangenheit, alles Dualismus; diese Weltanschauung ist die wahrhaft moderne in ihrer einfachsten Formel. Nichts kann ihre Wahrhaftigkeit, ihre Logik, möchte ich fast sagen, mehr beweisen, als die Naivetät, mit der sie dieser urwüchsige Dichter, dieser Naturmensch, also gleichsam die Natur selbst, hier vorträgt . . .

Vom fischförmigen Paumanok ausgehend, wo ich geboren wurde,
Wohlerzeugt und von der besten Mutter erzogen,
Nachdem ich manche Länder durchwandert, ein Freund volksreichen Pflasters,
In meiner Stadt Manhattan (New-York) wohnend oder auf den südlichen Savannen,
Oder als Soldat lagernd oder Tornister und Gewehr tragend, oder Goldgräber in Californien,
Oder zurückgezogen, um nachzusinnen und zu brüten in irgend einem tiefen Verstecke,
Fern vom klirrenden Haufen entzückungsvolle und selige Stunden zubringend,
Gewahr des frischen, freien Gebers, des stürmenden Missouri, gewahr des mächtigen Niagara,
Gewahr der Büffelheerden, die auf den Ebenen grasen, gewahr des zottigen starkbrüstigen Stieres,
Vertraut mit Boden, Felsen, Maiblumen — Sterne, Regen, Schnee mein Erstaunen!
Vertraut mit den Weisen der Spottdrossel, mit dem Fluge des Bergfalken,
Und dem Abend, dem unvergleichlichen lauschend und der Hermit-Drossel in den Sumpfgefilden, —
Einsam im Westen singend, erhebe ich meine Stimme für eine neue Welt!

(Aus „Grashalme", übers. v. Knortz.)

Dieses gewaltige Lebensgefühl versetzt den Dichter in den Rausch eines poetischen Universalismus, der einzig ist in der Weltlitteratur. Jede Lebensäußerung, jede geschichtliche Entwicklung, jede seelische Regung erscheint ihm gleichsam als eine Aeußerung des Universums, die nothwendig ist, fördernd den Gang alles Lebens, die würdig ist einer poetischen Verklärung. Er besingt den menschlichen Körper in einem seitenlangen Hymnus, indem er mit Inbrunst die einzelnen Gliedmaßen, Muskeln und Nerven aufzählt. Er nennt in einem anderen Hymnus alle großen Städte der Welt nur mit dem Namen, ohne sie zu schildern, und sieht dabei vor sich das ganze Panorama der Welt. An anderer Stelle zählt er die Völker auf,

deutet ihre geschichtliche Entwicklung an und erlebt die ganze Weltgeschichte. So prosaisch er hier wirkt, ist er dennoch gerade an solchen Stellen ein Impressionist, der in sich selbst und auch in diesem oder jenem phantasiebegabten Leser durch kurze Schlagworte gewaltige Visionen zu erzeugen vermag.

Whitman ist der Dichter der Identität. So nennen ihn Knortz und Schlaf. Ein zweiter Satz, der ihn charakterisirt, der eine Konsequenz jenes ersten ist. In dem „Gesange von mir selbst" („Song of Myself" tritt er als die Personifikation der Menschheit, wie Knortz sagt, auf, besser alles Lebendigen, aller Erscheinung. Er identificirt sich mit Allem und Allen; er ist alt und jung, thöricht und weise. Er nimmt den flüchtigen Sklaven auf und theilt Tisch und Bett mit ihm; die dem Sträfling zugezählten Schläge treffen ihn. Wer überhaupt auf der Welt Unrecht thut, der fügt dies Walt Whitman zu. Die Thiere sind seine Brüder; auch Mineralien und Pflanzen spürt er in sich und fragt sich, ob er früher einmal in denselben gelebt habe, weil ihm solche Gedanken kämen. Die Baumkröte nennt er ein Meisterstück des Allerhöchsten. Brombeerranken würden alle Säle des Himmels schmücken. Dieses in der Uebersetzung etwa 70 Seiten lange Gedicht enthält die tiefsten Offenbarungen des menschlichen Geistes. Der urgermanische Pantheismus und der aus germanischer Skepsis hervorgegangene Darwinismus, Naturwissenschaft und Mystik feiern in diesen Rhythmen ihre Versöhnung, sie sind Eins in einem Lebensgefühl. Ueberhaupt erscheint in diesem Gesange Alles, was Menschengehirn erdacht und ergrübelt, intuitiv erkannt und wissenschaftlich analysirt hat, in poetischer tiefster Symbolik oder Andeutung, in Gefühlen und Ekstasen wieder. Die Gegensätze berühren sich, und wir fühlen, daß sie nicht nur Wege zu einem Ziel sind, sondern sogar nur sich ergänzende und nach Vereinigung strebende Anschauungen, die von einem einseitigen Standpunkt aus dasselbe verschieden sehen und die Funktionen der Dinge darum nicht vereinigen können, weil sie jede nur eine Funktion wahrnehmen. Um nur ein paar Beziehungen herauszugreifen: In Whitmans erkennendem Gefühl erscheinen das „τὸ ὄν" der Eleaten und das „πάντα ῥεῖ" des Heraklit nur als verschiedene Funktionen der Wirklichkeit. Mit Scotus Erigena, der schon unter Karl dem Kahlen die spinozistische Lehre verkündigte, und mit Spinoza erkennt er, daß das Sein Eins sei und alles Andere nur Formen dieses Seins.

Und was Dich, o Leiche, betrifft, ich denke, Du giebst guten Dünger
ab — doch das finde ich nicht anstößig,
Ich rieche die weißen Rosen, duftend und wachsend,
Ich greife nach den Lippen des Laubes, ich greife nach der glatten
Brust der Melonen.
O Leben, Du bist der Rest von vielem Sterben!
Zehntausend Mal bin ich wohl selbst gestorben!
O Gras von Gräbern! o unaufhörlicher Uebergang!
Wenn Ihr nichts sagt, wie kann ich etwas sagen? . . .

Wie fein poetisch weist er „das Ding an sich“ zurück!

Wenn derjenige, den ich liebe, mich auf der Reise begleitet, oder
lang neben mir sitzt und mich bei den Händen hält,
Wenn die feine Luft, die zarte, uns umschwebt und durchdringt,
Dann bin ich voll unausgesprochener und unaussprechlicher Weisheit, ich bin ruhig, verlange nichts weiter,
Ich kann die Frage der Erscheinungen oder des Bewußtseins nach
dem Grabe nicht beantworten,
Doch ich gehe oder sitze da gleichgiltig, ich bin zufrieden.
Der, der meine Hand hält, hat mich vollkommen zufrieden gestellt.

Hier mögen noch einige, auf's geratewohl aus dem „Gesange von mir selbst“ herausgegriffene Stellen folgen, die die Tiefe dieses Dichters und sein Allempfinden vorzüglich charakterisiren.

Auf das Beste hinweisend, es vom Schlechten unterscheidend,
quälen einander die Zeitalter,
Ich aber, bekannt mit der vollkommenen Schicklichkeit und
Gelassenheit der Dinge, schweige, während sie
streiten, gehe baden und bewundere mich selbst.

* * *

Ein Kind sagte: „Was ist das Gras?“ und brachte es mir
mit vollen Händen;
Wie konnte ich dem Kinde Antwort geben? ich weiß nichts
mehr davon, als das Kind.

* * *

Wer einen Andern erniedrigt, der erniedrigt mich,
Und Alles, was gesagt oder gethan wird, kehrt endlich auch
auf mich zurück.

* * *

Ich presse mir nicht die Finger auf den Mund,
Ich denke nicht gemeiner über die Eingeweide als über
den Kopf oder das Herz,
Die Begattung ist mir nicht anstößiger als der Tod.
Ich glaube an das Fleisch und an die Begierden,
Gesicht, Gehör, Gefühl sind Wunder, und ein jeder Theil
und jede Kleinigkeit von mir ist ein Wunder.

* * *

Göttlich bin ich, innen und außen, und was ich berühre,
oder was mich anrührt, das wird heilig,
Der Geruch dieser Achselhöhlen ein Duft feiner als das Gebet,
Dieses Haupt mehr als Kirchen, Bibeln und alle Glaubensbekenntnisse.

* * *

Willst Du mich verstehen? so begieb Dich auf die Höhen oder an das Meeresgestade,
Die nächste Mücke ist eine Erklärung, und ein Tropfen oder eine Bewegung der Wellen ist ein Schlüssel,
Der Schlägel, das Ruder, die Handsäge sekundiren meine Worte.

* * *

Und Euch, den Menschen, sag' ich: Seid nicht neugierig nach Gott, denn ich, der ich ja neugierig nach Allem bin, bin doch nach Gott nicht neugierig.
(Kein Wortschwall vermag zu sagen, in welchem Frieden ich mit Gott und dem Tode stehe.)
Ich höre nnd sehe Gott in einem jeden Gegenstand, doch Gott begreif' ich nicht im mindesten,
Noch begreif' ich, wie es Jemand geben kann, der wunderbarer wäre, als ich selber.

(Aus den Uebersetzungen von Knortz.)

Interessant ist das metaphysische Gedicht: „Singend das göttliche Quadrat". Die Lebenskraft erscheint symbolisirt in vierfacher Weise: als Jehova-Kronos, Christus, Satan und als individuelle Seele und Schöpferkraft des Einzelnen. Unerbittlich waltet das Schicksal, die Nothwendigkeit, die Natur, alt über alle Berechnung, doch immer neu, immer nach mächtigen Gesetzen rollend. Wer sündigt, stirbt! Haben die Jahreszeiten, die Schwerkraft Erbarmen? Ich fordere Dein Leben, ich, Kronos! Aber der mächtigere Gott bin ich, ich, die Harmonie, die unbewußt aus dem Ringen chaotischer Elemente sich entwickelt, ich, die Ordnung, die Liebe, die Schönheit, die Sehnsucht nach Erlösung und Erfüllung: Ich, Jesus Christus! Und ich stehe bei Seite, sinnend, tückisch, verachtet, ich, der Haß, der Krieg, die Leidenschaft, ich, der Zerstörer, der Tod, der ewige Schlaf und der ewige Schöpfer, ich, Satan, lebe noch und immerdar . . . Und ich lebe und bin durch mich selbst, lebend von meinem eigenen Hauche, alles Leben auf der Erde einschließend, Gott berührend, Erlöser und Satan . . . Alles durchdringend, (denn ohne mich, wie wäre Alles? wie wäre Gott?) Leben der großen, runden Welt, der Sonne und der Sterne und der Menschen: Ich, die allgemeine Seele: Ich, Walt Whitman hauche meinen Athem durch diese unsterblichen Lieder! Mit Johannes Schlaf möchte ich dieses Allgefühl des Dichters tiefste Religiosität nennen, ein pantheistisches Empfinden, wie es sich fanatischer durch keinen Hohenpriester äußern kann. Schlaf sagt: „Er betet nicht, verehrt nicht, katzenbuckelt nicht vor den ewigen Gesetzen und macht keine Ceremonie mit. Seine Verehrung ist die rasende Lust, mit der Atmosphäre in Berührung zu kommen, jauchzend sich in die mächtige Bewegung des Lebens zu stürzen, in sein Werden und Vergehen, sein Blühen, Leuchten, Brausen, Wachsen und Glühen." Mit derselben Ekstase feiert er das Mysterium der Liebe und des Todes.

Das ist die weibliche Gestalt!
Ein göttlicher Nimbus haucht aus ihr vom Kopf bis zum Fuße,
Sie zieht uns an mit feuriger, unwiderstehlicher Gewalt,
Von ihrem Hauche werde ich angezogen, als wäre ich ein kraftloser Nebel . . .
Vernunft, Kunst, Gottheit, Zeit, Erde, Himmel und Hölle sind mir entschwunden . . .
Zitternde Fühlfäden, unbändige Blitze — —
Lässig einfallende Hände, meine und Deine entkräftigt . . .
Ebbe, gestachelt von der Fluth, und Fluth, gestachelt von der Ebbe, Liebesfleisch schwellend und köstlich schmerzend,
Unermeßliche, klare Strahlen der Liebe, Gischt und Saft der Raserei,
Nacht, die sicher und sanft in die Braut, den hingestreckten Morgen, bringt,
Hineinwogend in den willigen und nachgebenden Tag,
Vergehend im Liebesgedräng des umschlingenden und jugendfrischen Tages . . .
Das ist der Kern — dann wird das Kind vom Weibe geboren, der Mann vom Weibe geboren,
Dies ist das Bad der Geburt, dies das Eintauchen von Groß und Klein, und die Auferstehung!

In geradezu bacchantischer Lust begrüßt er die Sommererde:

O Nacht der Südwinde — Nacht der ewigen, großen Sterne,
Stille nickende Nacht — tolle nackte Sommernacht!
Lächle nun, üppige, kühl angehauchte Erde!
Erde, wenn die Sonne geschieden und die Gipfel sich in Nebel hüllen!
Erde mit dem gläsernen Gruß des Vollmonds —, von kaum merkbarem Schein,
Erde des Glanzes und Dunkels, die Fluth des Stromes bunt machend,
Erde der hellgrauen Wolken, heller und klarer um meinetwillen,
Allumarmende Erde — reiche, in Apfelblüthen prangende!
Lächle! o Dein Geliebter naht!

* * *

In Whitman ist in der That ein Dichter erstanden, aus dessen eigenartigen pantheistischen Empfindungen sich das gewaltigste Selbstgefühl entwickelt hat und andererseits — und hier kommen wir auf andere Grundakkorde in seinen Poesieen — die tiefste und ehrlichste Menschenliebe, ein Zusammengehörigkeitsgefühl ohne Gleichen. Man hat Whitman auch den Dichter der Demokratie genannt, ich möchte ihn dazu den Dichter des eisernen Jahrhunderts, des Verkehrs, der Maschinen und Dampfschiffe nennen. Sein Amerikanismus zeigt sich auch hier. Ich verglich seine Rhythmen, seine Tiefe, sein Allgefühl und seine Lebenskraft mit dem Urwald. Aus seinen Poesieen tönt auch die Millionenarbeit, das Getöse der großen Städte, das internationale und nationale Amerika. Die Gespenster des Mittelalters entweichen in weite Ferne! Er will seine Menschen arbeitsam, einig, frei und gesund! Er, der in dem brutalen Walten der Nothwendigkeit die

Kraft des einen Gottes spürt, er sieht auch in dem rücksichtslosen Wesen des amerikanischen Volkes, dessen industrielle Entwicklung über die Leichen von tausend Schrecken schreitet, nur Gesundheit, Kraft und Energie . . . Das ist kein Gegensatz zu seiner ehrlichen und tiefsinnigen Menschenliebe! Ein Gedicht von ihm heißt: „Auf der Brooklyner Fähre", ein anderes „Ein Gesang von der freien Straße". In beiden feiert er in glänzenden Visionen, in wahrer Begeisterung den Verkehr. „Mit scharfen, erraffenden Augen giebt er dieses Treiben wieder und belebt jede einzelne Wahrnehmung liebevoll oft nur durch ein einziges, außerordentlich lebendiges und charakteristisches Epitheton zu einem Gedicht für sich. Wie eine unzählige Fülle kleiner Romane, Dramen, lyrischer Gedichte, oft nur eine knappe Zeile, ein paar Worte umfassend, reiht er diese Bilderfülle aneinander. Da sind Sklaven, Auktionen, Soldaten, Polizei, Feuerwehrleute, Handwerker, Verkäufer u. s. w. Er durchwandert Werkstätten und Magazine, geht an den Uferquais hin, durch Speicher an Bauplätzen vorbei." So schildert ihn Johannes Schlaf. In der That, Whitman ist der Modernste der Modernen im edelsten Sinne, er vereinigt Naturalismus und Idealismus, und positiv ist Alles, was er äußert, eine aktive optimistische Dichternatur voll Kraft und Tiefe, ohne ihresgleichen.

Ueber Whitmans reformatorische Bestrebungen berichtet Knortz in sehr interessanter Weise (Seite 20 u. ff. seiner Schrift). Als begeisterter Amerikaner und entschiedener Fortschrittsmann verlangt Whitman, erzählt Knortz, daß Kunst, Poesie, Philosophie und Erziehung vom demokratischen Principe durchdrungen seien und auf die Zukunft gestaltend wirkten. Die Lösung dieser Aufgabe verlangt er hauptsächlich vom Dichter . . . Er verlangt ein Geschlecht von ausgeprägter Individualität, aber keine Schablonenmenschen . . . Die Jünglinge müssen frisch, beweglich, strebsam und erregbar sein; sie müssen Gefahren suchen und denselben trotzen; die Männer muß Muth, Treue, Selbstbeherrschung, Zuverlässigkeit, Ausdauer, robuste Gesundheit und ruhiger Ernst, der aber auch zum glühendsten Hasse umschlagen kann, charakterisiren. Den Frauen soll jede bürgerliche Laufbahn und Thätigkeit offen stehen.

Uebrigens enthält das Prosawerk Whitmans „Democratic Vistas" „sein politisch-philosophisch-poetisches Glaubensbekenntniß, das Resultat langjährigen, unabhängigen Nachdenkens, in bild- und wortreicher Fassung" (Knortz).

Es ist schon erwähnt, in welcher Weise Whitman mit dem nordamerikanischen Kriege (1862) verbunden war. Viele seiner schönsten Gedichte und novellenartigen Skizzen stammen aus dieser Zeit (vgl. Jahrgang 1899 der „Gesellschaft" und 1898/99 der „Wiener Rundschau").

Hier seien auch ein paar Worte über die [von Thea Ettlinger übersetzten Novellen eingefügt. Die Novellen stammen aus einer Zeit, in der sich der Dichter noch nicht selbst gefunden hatte. Es sind feine, realistische

Studien, Erlebnissen nacherzählt, zum Theil seltsamer Art und in ihren Motiven, in ihrer Abenteuerlichkeit an Poë erinnernd, der den Dichter damals (um das Jahr 1840) beeinflußt haben mag. Zum Theil beschäftigen sich die Novellen mit Zeitproblemen, und man erkennt in ihnen den Gegner der Sklaverei und der Todesstrafe wieder. Wer die Entwicklung dieses merkwürdigen genialen Dichters kennen lernen will, für den sind diese Novellen von großer Bedeutung. Es wäre zu wünschen, daß die Uebersetzerin auch an den späteren, namentlich den ungemein interessanten autobiographischen Schriften Whitmans ihre Kunst bethätigte.

Erwähnt sei noch, daß Whitmans Bedeutung zuerst in vollem Umfange außerhalb seiner Heimat von den Engländern gewürdigt worden ist. Die Professoren und Litterarhistoriker Dowden, Symonds und Clifford veröffentlichten Essays über ihn, und die sogenannten Präraphaeliten Swinburne, Rosetti, Morris, Buchanan und Oskar Wilde, sowie auch Ruskin haben ihr Möglichstes gethan, ihm ein großes Lesepublikum in England zu erobern.

In Deutschland ist namentlich, wie schon bemerkt, Freiligrath und seit Jahren Johannes Schlaf für ihn eingetreten. Johannes Schlaf wurde nicht müde, immer wieder auch in allgemein gehaltenen Artikeln und solchen, die sich in erster Linie mit anderen Persönlichkeiten beschäftigten, auf W. Whitman hinzuweisen. Auch ich habe hier und dort auf ihn aufmerksam gemacht.

Whitman hat auch auf einige der modernen Dichter anregend gewirkt, formell wie inhaltlich namentlich auf Johannes Schlaf, vielleicht auch auf Arno Holz und Julius Hart (in dessen: „Stimmen in der Nacht").

Whitman ist ein Genie! Wir können stolz auf ihn sein, auf diesen echtgermanischen Dichter, und ebenfalls die Amerikaner. Wir nennen ihn mit den Worten seines Freundes Emeron: einen Repräsentanten der Menschheit!





Die Abendmahlsworte Jesu.

Von

Wolfgang Kirchbach.

— Steglitz. —

Zu den interessantesten Streitfragen, welche die Welt bewegt haben und weite Kreise christlicher Glaubensbekenntnisse noch lange bewegen werden, gehört sicherlich die Frage nach der Auslegung und Meinung der Worte, welche die drei nach Matthäus, Markus und Lukas benannten Evangelien Jesus von Nazareth bei Gelegenheit seines letzten Passahmahles in den Mund legen. Verschiedene Auffassungen und Dogmen haben sich darum gebildet. Man weiß, daß die darauf bezügliche Lehre von der Transsubstantiation erst im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf katholischer Seite kanonisirt worden ist. Man weiß, in welchen Streit die junge Reformation mit Luther und Zwingli über den Sinn der Worte „das ist“ oder „das bedeutet“ meinen Leib gerieth, und man kennt die Art, wie in Preußen sich die uniirten Kirchen über diesen Punkt ausgeglichen haben, während anderweitig an der Auffassung festgehalten wird, daß die Worte: das ist mein Leib und das ist mein Blut, durchaus wörtlich verstanden sind. Mit Nothwendigkeit mußte im Ceremonialwesen dieser Gedanke, daß der Gläubige bei diesem Gedächtnißmahl Blut und Leib des Stifters selbst zu sich nimmt, zu der vermittelnden Vorstellung einer Umwandlung, einer wunderbaren materiellen Verwandlung der äußerlich gegebenen Stoffe Brod und Wein in den als materiell oder übermateriell gedachten Leib des Stifters führen.

Wird der Sprachforscher, der den griechischen Urtext zu lesen vermag, darüber befragt, so ist heutzutage nicht mehr zweifelhaft, daß Zwingli Recht hatte in dem betreffenden Streite. Die Wendung, welche im Original gebraucht wird: „tuto esti" (τοῦτό ἐστιν) heißt im griechischen Sprachgebrauch so viel wie das französische „c'est" im ganzen Umfange seines grammatikalischen Gebrauchs. Es bedeutet eine bildliche Vergleichung, eine nur bedingte Anspielung auf die Wesensgleichheit der durch dieses Wort verbundenen Begriffe. Da die deutsche Sprache unterdessen auch die Wendung: „das ist" im Sinne des französischen c'est kennt, so kann man heutzutage ganz einfach sagen: „das ist" heißt so viel wie das „bedeutet". Die verbundenen Begriffe sind in eine bildliche Beziehung gebracht. Wein und Brod bedeuten nur Leib und Blut. Ein sprachwissenschaftlicher Zweifel kann hierüber nicht mehr bestehen.

Aber damit ist die Frage nach dem Sinn, der im Einzelnen mit den Worten Jesu zu verbinden ist, noch lange nicht beantwortet. Weitere Uebersetzungsfragen drängen sich auf, die zugleich zu Sinnfragen werden.

Wenn zu lesen ist: das bedeutet mein Blut, so stellt sich sofort die weitere Frage ein: wieso kann ein Religionsstifter den Wein zum Bilde seines Blutes machen, wieso kann er seinen Anhängern auch nur bildlich zumuthen, dieses Blut beim Genusse des Weins in ihrer Phantasie in sich aufzunehmen? Ist dabei an eine sogenannte Blutbrüderschaft zu denken, wie sie bei vielen Völkern durch den Genuß des Freundesblutes, das man sich abzapft, geschlossen wird, eine Blutbrüderschaft, die hier in der milderen Form des gemeinsamen Weintrunks ausgeübt wird? Und wieso soll man dieses Blut, das — nach den bisherigen Auslegungen — vergossen wird als das Märtyrerblut des gekreuzigten Jesus selbst, im Bilde des Weingenusses immer wieder und zu allen Zeiten symbolisch trinken? Liegt hier nicht für jedes feinere Gefühl eine gewisse Härte der Bildersprache vor? Soll man das am Kreuze vergossene Märtyrerblut im Bild des Weins sich selbst assimiliren?

Der Schreiber dieser Zeilen hat verschiedentlich solchen Auffassungen den Wortlaut der Reden Jesu selbst entgegengesetzt, der auf etwas ganz Anderes, als all' diese Vorstellungen hinweist. Abermals stehen wir zunächst vor einer Uebersetzungsfrage. (vergl. „Nation": „Abendmahl und Nägelmahle". 1897. „Was lehrte Jesus".*) „Das Buch Jesus" 156.) Jesus spricht für den Kenner des Griechischen gar nicht von seinem Blut, sondern von dem Blut seines Bundes. Er sagt im griechischen Originaltext (Matthäus 26, Vers 27, 28), nachdem er das Trinkgefäß gesegnet und herumgereicht: „Trinket Alle daraus, denn dieses ist (d. h. bedeutet) das Blut meines Bundes, das für Viele zur Vergebung der Sünden ausgegossen wird." Wir haben grammatikalisch festgestellt, daß Luthers

*) 2. Auflage, Seite 234 ff.

Uebersetzung „das ist mein Blut des Bundes" oder „des Testamentes" weder in der deutschen, noch in der griechischen Sprache, noch sonst in einer sonst in Frage kommenden möglich ist. Es ist im Deutschen wie im Griechischen ein Fehler, das besitzende Eigenschaftswort in dieser Weise mit dem Genitiv zu einem Hauptbegriff zu verbinden. Kein Deutscher sagt: „Das ist mein Haus der Ahnen", sondern „das ist das Haus meiner Ahnen". Ebenso würde im Griechischen ein in der Sprache jener Zeit ganz undenkbarer grammatischer Fehler vorliegen, wenn irgend etwas von Jesus gesagt worden wäre, was den bisherigen Auslegungen seiner Worte entspräche. Der Leser möge sich erinnern, daß erst das neunzehnte Jahrhundert uns eine genauere Kenntniß des Griechischen und seines Sprachgebrauchs gebracht hat, daß zu der Zeit, da das Dogma der Transsubstantiation entstand, die griechischen Textworte Jesu von hundert lateinisch Redenden nicht zwei lesen, geschweige richtig übersetzen konnten. Dies mag dem Laien erklären, warum wir vielfach erst in den Anfängen einer sprachlich und historisch richtigen Auslegung der Worte Jesu stehen.

Die griechische Wendung: „to haima mu tes diathekes" (το αἷμά μου τῆς διαθήκης) heißt nach dem Sprachgebrauch des neuen Testamentes selbst und nach sonstigem Sprachgebrauch, den wir an den citirten Stellen nachgewiesen haben, nicht „mein Blut des Bundes", sondern „das Blut meines Bundes"*) und zwar derart, daß das Wort „meines Bundes" besonders hervorgehoben ist, insofern dieser Bund in einem Unterschied zu irgend einem anderen Bunde gedacht ist. Das aber, was Luther mit „vergossen" übersetzte, und was man damit auf Jesu Märtyrerblut deutete, heißt wörtlich und genau übersetzt: „ausgegossen" (als „Participium präsentis").

Damit sind wir zum Verständniß der Abendmahlsworte auf eine ganz andere Fährte gewiesen. Eine Reihe von Streitfragen und Geschmacksfragen sind erledigt in dem Augenblick, wo wir darüber klar sind, daß Jesus den Wein nicht für sein persönliches Blut, sondern als das Blut seines Bundes erklärt. Damit ist klar, daß dieser Wein als ein Bild gedacht wird, welches das Blut irgend eines anderen Bundes ersetzen soll, wobei denn evidenter Weise an Bluttrinken in irgend einem Sinne nicht mehr gedacht sein kann, sondern der Weingenuß ein altes Blutsymbol ersetzen soll.

Nun aber fragt es sich: Giebt es ein solches älteres Symbol, wo vom „Ausgießen" des Blutes die Rede ist?

In der That, indem wir der neu gefundenen Fährte einer grammatikalisch richtigen Uebersetzung folgen, finden wir im alten Testament diejenige Stelle, auf die sich allein die Worte Jesu beziehen können und zwar

---

*) Nämlich μου τῆς διαθήκης wie in μου οἱ λογοι; in der Septuaginta öfters gebräuchlich, daß man das μου als Possessivum dem Begriff voransetzt. Im Neuen Testament vergl. μου την ἐκκλησιαν, Matth. 16, 18; ὑμων ἡ καρδια Joh. 16. 22 ꝛc. ꝛc.

im Wortlaut auch der anderen Evangelisten mit ihren Varianten, die wir noch zu betrachten haben. Und ein höchst glücklicher Umstand hat uns sogar eine Textform des alten Testamentes in griechischer Sprache erhalten, nach der wir die griechisch überlieferten Worte Jesu wörtlich in diesem alten Testament wiederfinden. Bekanntlich ist die „Septuaginta“ genannte griechische Uebersetzung des alten Testaments zweihundert bis hundertfünfzig Jahre vor Jesus entstanden. Einerlei, ob Jesus sich aramäisch, hebräisch oder griechisch ausgedrückt hat — drei historische Möglichkeiten, — so haben wir, da wir nur in griechischer Sprache die authentische Fassung seiner Worte besitzen, auch in griechischer Sprache das alte Testament aus Zeiten vor Jesus vor uns, aus dem wir die rückbezügliche Anspielung seiner Abendmahlsworte verstehen.

Diese Worte, auf welche klar und deutlich Jesus anspielt, finden sich im zweiten Buch Mose (Exodus, Kap. 24. Vers 6—8); hier ist geschildert, wie Mose nach der Verkündigung aller Sittengesetze die zwölf Gesetzestafeln oder Steinsäulen den zwölf Stämmen Israels übergiebt und zur Weihung dieser Gesetze Gott ein Blutopfer bringt von geschlachteten Stieren. Das Opfer ist ein Opfer des Heils, der Rettung oder Erlösung genannt, und zwar ist es die Erlösung von Sünden, die durch die Ertheilung des Sittengesetzes der zwölf Tafeln geschaffen wird, wie der Zusammenhang ergiebt. Nun fährt die alte Urkunde fort, wobei wir nach der Septuaginta übersetzen, auf die es hierbei ankommt:

„Moses aber nahm die Hälfte des Blutes und goß es in Krüge, zur Hälfte aber goß er es vor den Opferaltar hin. Und er nahm das Buch des Bundes und las es vor den Ohren des Volkes. Und sie sprachen: Alles, was der Herr verkündet hat, wollen wir thun. Und Moses nahm das Blut, verschüttete es vor dem Volk und sprach: Das ist das Blut des Bundes, den der Herr mit Euch über all' diese Worte eingesetzt hat.“

Im Griechischen steht hier zu lesen in wörtlicher Vorwegnahme der Abendmahlsworte Jesu: „Ἰδοὺ τὸ αἷμα τῆς διαθήκης“ (idu, to haima tes diathekes), „siehe das Blut des Bundes“. Dabei ist zu bemerken, daß im Griechischen der Septuaginta die Wendung „das ist“ (das bedeutet) sehr oft an Stelle des „siehe“ steht, da die entsprechenden hebräischen Wendungen im selben Sinne für einander eintreten. Es ist das Hebräische: hinneh.

Moses erklärt das ausgegossene Blut für das „Blut des Bundes“. Auch Jesus spricht von diesem ausgegossenen Blut des Bundes, und er macht nur den sprachlichen Unterschied, daß er betont: „das ist das Blut meines Bundes.“

Damit ist die Beziehung der Worte Jesu ganz unzweideutig klar, damit ist eine wörtliche Bezugnahme zu der ganzen Scene, die Moses veranstaltet, gegeben. Wie Jesus darauf anspielt, daß das Blut ausgegossen zu werden pflegt — denn die Handlung des Moses war rituell geworden — zur Befreiung, Entlastung (ἄφεσις) von Sünden, so sehen wir diesen Beweg-

grund in der Erzählung des Exodus spielen. Und wie das verschüttete Blut nicht irgend das Blut einer Person symbolisirt, sondern ein Zeichen des Bundes, das Bundesblut ist, so spricht auch Jesus vom Blute des Bundes.

Klar ist nun, was der große Ethiker und Religionsstifter hat sagen wollen. Wein, nicht Blut hat er im Becher, und er erklärt: Der Wein bedeutet das Blut seines Bundes. Wo Mose noch wirkliches Blut ausgeschüttet hat, um den Bundesvertrag über das Sittengesetz zu versinnlichen, da sollen statt dessen die Anhänger des Jesus-Bundes nun den Weintrunk umgehen lassen um Alle daraus zu trinken, und in dieser Gemeinsamkeit des Trunkes die neue Bundeseinheit zu versinnlichen. Wir erkennen, daß der Sprecher dieser Worte mit keiner Silbe an einen blutigen Opfertod einer Person gedacht hat, sondern an die wichtigste symbolische Tradition eines Volkes anknüpft, die zur Bestätigung des mosaischen Sittengesetzes selbst ausgeübt ward. Eine Blut-Libation brachte Moses dar, ein gemeinsamer Weintrunk soll für die Anhänger des Jesusbundes an die Stelle des geopferten Stierblutes treten. Daß Jesus nicht einen persönlichen Opfertod gemeint haben kann, ergiebt die grammatikalische Wendung bei allen Evangelisten: „ausgegossen", und zwar als Participium, das nicht auf die Zukunft geht, sondern in der Gegenwartsform auf eine Sitte und einen historischen Vorgang anspielt. Ebenso ist dafür der Beweis, daß Jesus gar nicht von seinem Blute, sondern vom Blute seines Bundes spricht.

In der Fassung, welche Markus diesen Worten giebt, ist sogar noch eine Steigerung und besondere Hervorhebung des Umstandes, daß nur das Blut des Bundes gemeint sei, enthalten. Hier sagt Jesus (Markus 14, 2) wörtlich: „Das ist mein Blut, das des Bundes, das ausgegossen wird für Viele." Es sagt ganz dasselbe wie die grammatische Fassung bei Matthäus, nur daß in verschärfter Form betont wird, man habe nicht persönliches Blut, sondern das Bundesblut unter dem Weinbilde zu verstehen. Lukas aber (Luk. 22, 20) läßt Jesus sagen: „Dieser Becher ist der neue Bund in meinem Blute, den man für Euch ausgießt." Hier ergiebt der richtige grammatikalische Zusammenhang, daß an ein Ausgießen des Bechers und seines Inhalts selbst gedacht ist, also eine Weinlibation. Demgemäß ist der „Bund in meinem Blute" der Bund im Weine, den Jesus als sein Blut bezeichnet im Gegensatz zum Blut, das Moses ausgießt. Man hat vielfach den Satz vom Ausgießen auf das Wort Blut beziehen wollen, aber die hier gewählte Apposition kann sich nach griechischer Sprachregel ebenso auf den „Becher" (Kelch, das Trinkgefäß) beziehen, weil sie nicht im Dativ, in dem das Wort Blut dasteht, sondern im Nominativ des Wortes Becher rückbezogen ist. Der Leser mag hieraus ersehen, wie haarscharf das grammatische Bewußtsein des Uebersetzers sein muß, damit er nicht unter Umständen in gänzlich falsche Auffassungen fällt. Aber auch, wenn man die Lukasworte so nähme, daß das Blut ausgegossen wird, so bleibt doch in allen Beziehungen klar, daß die ursprüngliche Anspielung auf

Mose noch vollständig erhalten ist, nur daß der Evangelist vielleicht nicht mehr ganz genau wußte, wie er die Sache zu nehmen hatte.

Dafür ist aber auch ihm im Blute, das der Wein darstellt, nicht Jesu Blut, sondern der „neue Bund" versinnlicht, und so ergiebt sich, daß nur eine freiere Paraphrase der von den beiden anderen Evangelisten überlieferten Worte vorliegt. Auch hat ja Lukas den Zusatz, daß man die vorhergehende Brodtheilung „zum Gedächtniß" üben solle, ein Satz, der in keiner Weise den Anspielungen Jesu widerspricht und daher als ein lebendiger Bestandtheil der Tradition angesehen werden darf.

Wir haben nun erkannt, worauf Jesus mit der Weinceremonie bei jenem Abendmahl hinzielt, und zwar nach Matthäus und Markus mit einer Evidenz, daß etwas Anderes dabei überhaupt nicht mehr zu denken ist. Es ist nun die Frage zu beantworten, in welchem Sinne müssen die Worte, die Luther übersetzt, „das ist mein Leib" genommen werden. Feststeht, daß auch hier „das ist" nur so viel heißt wie das französische c'est oder voilà, daß in einem Bilde geredet wird, daß auch hier nur von einer sinnbildlichen Bedeutung die Rede sein kann.

Die große Frage ist aber: welches Bild meinte Jesu? Wovon spricht er überhaupt, wenn er, nachdem er das Brod gebrochen und vertheilt hat, bei Matthäus sagt: „Nehmet, esset: das bedeutet meinen Körper." (Luther: mein Leib.) Im Griechischen steht hier das Wort „Soma", welches nach dem Sprachgebrauch der Septuaginta, wie ich mich überzeugt habe, die Uebersetzung von sechs verschiedenen hebräischen und chaldäischen, bezüglich syrisch-aramäischen Worten sein kann. Je nachdem man annimmt, daß Jesus das eine oder andere Wort gebraucht hat, ergeben sich auch verschiedene Schattirungen des Bildes nach den üblichen und grammatikalisch-möglichen Bedeutungen der betreffenden semitischen Worte. Man muß all' diese Möglichkeiten erwogen haben, um die ganze Schwierigkeit des Problems zu verstehen. Fragt man nach dem allgemeinen griechischen Sprachgebrauch, so ergiebt sich, daß die Wendung: „Das bedeutet meinen Körper" (lateinisch: corpus) soviel heißen kann wie das „bedeutet meine Körperschaft", sofern man unter Soma dasselbe denkt wie eine Korporation. Demnach wäre die Vertheilung des einen Brodlaibes an die Jünger das Bild für die Einheit ihrer Körperschaft, ihrer Korporation, ihres „Bundes", wie Jesus gleich darauf ihre Gemeinschaft nennt. Die Worte: „Das bedeutet meinen Körper" wären also so zu verstehen, daß Jesus den von ihm gestifteten Bund, sofern er als Stifter der seine ist, mit dem einen Brode, von dem Alle essen, versinnlicht, wie in dem einen Becher, aus dem Alle trinken, ja auch die Einheit und Gemeinsamkeit des Bundes symbolisirt ist.

Wir können nun aber das griechische Wort nicht unabhängig von einem hebräischen oder aramäischen Wort denken, das zu Grunde liegt. Bei der Wendung „Blut des Bundes" kennen wir aus dem alten Testament auch das Wort, das Jesus gebraucht haben muß, weil es an der betreffen-

den Stelle steht. (Dam ha-Brith.) Für Soma ergeben sich aber unter Umständen sechs Möglichkeiten, die den Sinn des griechischen Soma verschieden beleuchten.

So wird das hebräische Wort Basar gelegentlich mit Soma übersetzt, und es könnte daraus geschlossen werden, daß Jesus dieses Wort hebräisch oder syrisch gebraucht habe. Dieses hebräische Wort kann aber heißen sowohl soviel wie „Fleisch“, daß Jesus also gesagt hätte: „Das ist mein Fleisch“, als auch soviel wie Fleisch als „Körper“. Nehmen wir an, er hätte gesagt „das ist mein Fleisch“, so würde nach dem Sprachgebrauch des Wortes „Basar“, der aus verschiedenen alttestamentarischen Stellen zu bezeugen ist, darunter zu verstehen sein: das ist meine Verwandtschaft, meine Brüderschaft. So nennen den Benjamin seine Brüder „unser Fleisch“, um ihn damit als Blutsverwandten zu bezeichnen; wenn der Hebräer aber auch einen fremden Menschen gleichsam als seinen Bruder im sittlichen Sinne bezeichnen, ihn als seines Gleichen schlechthin bezeichnen will, so nennt er ihn wohl auch mein Fleisch. Nehmen wir an, daß Jesus Basar in diesem Sinne gebraucht habe, so würde der Sinn seiner Worte gewissermaßen herzlicher sein; das Brod wäre ihm das Symbol der inneren verwandtschaftlichen Beziehung, der Bruderschaft, die zwischen ihm und den Mittheilnehmern des Mahles besteht; er vertheilt das Brod als Bild seines „Fleisches“ sofern er darunter die sittliche Verbrüderung all derer versteht, ihn selbst mit eingeschlossen, die in diesem verwandtschaftlichen Sinne ein Fleisch sind.

Diese Auslegung wäre sehr ansprechend und durchaus im Sinne der Worte über den Wein, wenn ihr nicht eine Schwierigkeit entgegen stünde. Wir finden nämlich in den meisten Fällen, wo im alten Testament Basar in diesem Sinne gebraucht wird, daß die griechisch-jüdischen Uebersetzer, die äußerst feinfühlig für derartige Beziehungen sind, es nicht mit Soma, sondern mit Sarx (Fleisch, Materie) übersetzen. Man müßte also eine von der Tradition abweichende Uebersetzung annehmen, wo das Wort Soma an die Stelle von Sarx getreten wäre, und es ist die Frage, ob man dann eben unter dem ersten Worte das verstanden hätte, was das zweite sagt. Aber auch in Fällen, wo Basar schlechthin nur „Körper“ im Gegensatz zur Seele heißt, wird es mit Sarx übersetzt, so daß es ganz zweifelhaft ist, ob Jesus gerade das Wort Basar gebraucht haben kann.

Vielmehr finden wir, daß das Wort Soma in der Septuaginta durchaus die Uebersetzung andrer hebräischer und chaldäischer Worte ist, von denen wir auch die syrisch-aramäischen Formen kennen. Solche sind das syrisch-chaldäische Gäschäm, das hebräisch-aramäische Gupha und Guph*), Ausdrücke, die Jesus möglicher Weise gebraucht haben kann, die unter Anderem übertragene Beziehungen des Wortes Körper zulassen würden, die einen

*) Friedrich Delitzsch übersetzt in seiner Rückübertragung des „Neuen Testaments“ σωμα mit „Guph“ גוף.

Sinn ergäben, der sagen würde: das ist mein Inhalt, meine Person. Aber auch diese Uebersetzungen müssen wir ausschließen, da sie nichts völlig philologisch Denkendes zum Verständniß der Brodworte und ihres Symbols austragen würden. Nachdem wir alle diese Vorbeziehungen durchdacht haben, und Basar nicht möglich erscheint als das Wort für Körper, Leib zu gelten nach dem griechischen Mittelwort, finden wir im alten Testament noch ein anderes sehr gebräuchliches Wort, das wir auch im Syrischen kennen und welches Jesus gebraucht haben muß: nämlich „Gewa" oder Gewijja, Gwijja. Dieses wird von den Uebersetzern des alten Testaments konsequent mit dem Worte wiedergegeben, welches das neue Testament braucht: Soma (z. B. Ezechiel 1. 11, 23; Daniel 10. 6 ꝛc).

Dieses führt uns aber zur einfachsten Bedeutung des Wortes als Körper, Leib zurück, und da wir mit einer gewissen sprachwissenschaftlichen Sicherheit behaupten können, daß Jesus gerade dies Wort gebraucht haben muß, so sind wir auch darauf angewiesen, von hier aus die Brodworte zu verstehen.

Wir sind zu der Annahme genöthigt, daß eine übertragene Bedeutung des griechischen Wortes nicht gedacht ist, sondern daß die Worte den Sinn haben: das bedeutet meinen Leib, das bedeutet meinen Körper.

Der geistige Hergang aber ist dieser: Jesus reicht das zerbrochene Brod herum und giebt Jedem davon mit dem Worte: das bedeutet meinen Leib. Nicht das Wort, sondern die Handlung ist sinnbildlich, und sie sagt nun: Wie das Brot zertheilt ist und Jedermann davon genießt, so möchte der Stifter seinen Körper, der als eine Ganzheit, ein Brod gedacht ist, als die Körpereinheit, diesen Leib dahingeben zur Zertheilung an Alle als einen Ausdruck der Innigkeit seines Wunsches, daß Alle an dieser Einheit Theil haben möchten. Nicht ist gemeint, daß etwa körperlich das Brod den Leib des Stifters materiell darstelle, denn es heißt: das bedeutet. Nicht ist gemeint, daß er etwa in Zukunft seinen Leib hingeben wollte, denn bei Lukas steht der Zusatz: „das für Euch gegeben wird", oder „der für Euch gegeben wird", — beide Uebersetzungen sind möglich — im Gegenwartsparticip und bezieht sich demgemäß auf das gegenwärtige Herumreichen des Brodes oder des bildlich darin gedachten Leibes; — sondern lediglich das ist ausgedrückt, daß im Bilde des Brodes der Körper des Stifters herumgegeben, herumgereicht wird zum Besten derer, die am Mahle theilnehmen, um die Einheit der ganzen geschlossenen Gemeinschaft auszudrücken. Sie wird aber dadurch zur Körperschaft, zum corpus (Soma) im übertragenen Sinne, insofern man auch im Griechischen unter Körper eine Einheit in diesem Sinne denkt.

Und nun erst können wir die erklärende Beziehung der Weinworte, welche vom Blute des Bundes im mosaischen Sinne sprechen, mit diesem Brodbilde vereinigen zum Gesammtsinne des Ganzen.

Ein Widerspruch zwischen den Evangelisten ist bei solcher Erklärung

nicht zu finden. Die Brodworte lauten bei Matthäus und Markus übereinstimmend: „Nehmet und esset, das ist (bedeutet) mein Körper.“ Bei Lukas steht, „das ist mein Körper, der für Euch gegeben wird,“ wobei der Zusatz so zu verstehen ist: das, was hier gegeben wird, herumgegeben ist. Denn es steht da, er gab das Brod, und auf dieses sein Vertheilen bezieht sich das Particip der Gegenwart „das für Euch gegebene“. (διδόμενον). Demgemäß sagt auch bei Lukas das Wort nur: das, was hier herumgegeben wird, bedeutet meinen Körper oder aber: „das bedeutet meinen Körper, der für Euch herumgegeben wird.“

Fragt man nun nach einer Sitte, auf die Jesus anspielt, wie er mit dem Blutausguß auf eine Sitte anspielt, so ist der Körper, der vertheilt und herumgereicht wird, ja zweifellos das Passahlamm, vor dessen unmittelbarer feierlicher Vertheilung Jesus steht. Aber er nimmt statt des Lammes als Symbol seines neuen Bundes lieber das Brod, wie er den Wein als Symbol dem Blute vorzieht. Wir haben zu denken, daß das Wort „das ist mein Leib“ die Abkürzung von „das ist der Leib meines Bundes“ ausdrückt, wenn wir die Worte als Parallelworte denken wollen. Aber wir sind nicht genöthigt, sie als solche zu verstehen und zwar weil alle Ueberlieferungen der drei Evangelisten zu dem Weinworte den Vordersatz oder Nachsatz haben: „Ich werde von jetzt ab nicht mehr von diesem Weinstockserzeugniß trinken bis einst, wo ich es mit Euch neu trinke im Reiche meines Vaters.“ Damit ist ein Parallelismus zwischen dem Brod und Wein insofern aufgehoben, als auf dem Weinbilde nicht in demselben Sinne verweilt wird und eine freiere Fortspinnung der Rede unabhängig vom Symbol gegeben ist.

Wir fassen das Ergebniß unserer ganzen Betrachtung zusammen. Jesus erhob das Brod zum Sinnbild der Einheit seines Bundes, indem er es entweder an Stelle des vertheilten Passahlammes für sich (mein Leib) und für seine Anhänger zum Einheits-Körper machte oder aber seinen eigenen Körper als Energiebild des Einheitswunsches unter dem Symbol des Brodes dachte. Er erhob den Wein zum Sinnbilde der Einheit seines Bundes als Ersatz für den Blutausguß des Mose mit seinen symbolischen Beziehungen und versinnlichte durch beide Bilder auf alle Fälle die Einheit eines von ihm als neu gedachten Bundes, eine Einheit, in der er sich natürlich als Lehrer in seinen Lehren mitdachte.

Unmöglich sind dagegen diejenigen Auffassungen, welche sich bisher in dogmatischen Formen kundgegeben haben. Sie sind weder vor der Sprachwissenschaft noch vor den historisch möglichen Beziehungen haltbar. Das wird nicht hindern, daß an ihnen nur um so mehr festgehalten wird, denn lebendige Religionen fragen überhaupt nicht nach dem historischen und logisch möglichen Sinne ihrer Urkunden, sondern sind eine freie Dichtung der Zeitalter, indem das Lesemißverständniß, der Lesefehler sehr oft die Hauptursache zur Bildung und Umbildung von Glaubensüberzeugungen sind.

Sind diese aber einmal zu Ueberzeugungen geworden, so ist es ganz überflüssig, sie berichtigen zu wollen, weil eine solche Berichtigung nur da verlangt wird, wo man nicht glauben, sondern wissen will.

Soviel aber dürfte aus unserer Darlegung entspringen, daß Forscher, die rein um der Wissenschaft willen eine weltbewegende Frage verfolgen, um ihre Einsicht in den faktischen Weltlauf zu bereichern, nunmehr wissen können, wie die allerersten Christen, die ältesten Anhänger Jesu diese Worte verstanden haben müssen, worauf sie sich beziehen, und was man geschichtlich und sprachwissenschaftlich dabei zu denken hat. Diese Erkenntniß aber kann wiederum Religionsgeschichte und Religionskämpfe, ihren Wahrheitswerth und ihre Irrthümer einigermaßen beleuchten. Auch kann der Leser ein Bild gewinnen, wie außerordentlich schwierig es ist, eine wissenschaftliche, ausschlaggebende Einsicht zu gewinnen in solchen Fragen, wo verschiedene Sprachen und ihre Uebersetzung, der Brauch solcher Uebersetzung erst ein Bild dessen geben können, wovon überhaupt geredet wird. Wie wir sehen, wird in den Abendmahlsworten Jesu von etwas ganz Anderem geredet, als ein großer Theil der theologischen Wissenschaft annimmt. Die Sprachwissenschaft und Kulturforschung sieht sich zu anderen Ergebnissen gelangt, und erst eine Theologie der Zukunft wird vielleicht hiervon willigen Nutzen ziehen. —





Das Tagebuch von Pawlik Dolsky.

Novelle.

Von

N. A. Apuchtin*).

(Schluß.)

4. März.



Es sind, seitdem ich die letzte Seite meiner Aufzeichnungen geschrieben, im Ganzen nur zehn Tage verflossen — und es hat sich Alles verändert.

Ich habe wieder zu husten angefangen, kann Nachts nicht schlafen, die Galle macht mir zu schaffen, meine Rüstigkeit ist verschwunden, und auf der Seele lastet es schwer. Wodurch ist das Ganze entstanden? Ich weiß es nicht. Vielleicht weil:

Le chagrin est tenace et long,
Mais la joie est volage et brève!

wie es irgend ein deutscher Diplomat Maria Petrowna in's Album geschrieben hat.

Besonders schlecht habe ich die letzte Nacht geschlafen; zu verwundern ist es aber nicht. Gestern war beschlossen worden, eine Troïkafahrt außerhalb der Stadt zu machen und dann den Thee bei Sibkins einzunehmen. Ich kam gegen acht Uhr an, Alle waren versammelt, drei Toikas standen vor der Thüre.

„Wie, Sie wollen auch mitfahren, Paul?" fragte mich Maria Petrowna. Glauben Sie mir, bei Ihrem Husten wäre das unvernünftig. Leisten Sie mir lieber Gesellschaft. Dans la dernière Revue il y a un article très intéressant sur les Ducs de Bourgogne . . . Lesen Sie mir diesen Artikel vor, Sie lesen ja so gut."

---

*) Aus dem Russischen übersetzt von Natalie von Bessel-Bonn.

Ich hätte natürlich weder auf die Rathschläge der Vernunft, noch auf Maria Petrownas Bitten gehört, wenn mich Lydie nicht bei Seite genommen und mir zugeflüstert hätte:

„Pawlik, mein Lieber, bleiben Sie etwas bei der Tante, sie langweilt sich so allein! Wir kommen bald wieder."

Schweigend half ich Lydie in den Schlitten und kehrte in den kleinen Salon zurück, wo schon unter der Lampe zwei dünne rosa Bändchen lagen. Ich machte eine Recognoscirung. Die Geschichte der Herzöge von Burgund nahm in einem Buche fünfzig, im anderen ungefähr sechzig Seiten ein.

„Maria Petrowna," rief ich entsetzt aus, „wir werden heute nicht mal Zeit haben, den ersten Artikel durchzulesen."

„Nein, Paul, wir werden für beide Zeit haben. Ich will Lydies Rückkehr abwarten, und ich glaube, es wird bei Sibkins getanzt.

Das war ein neuer Schlag. Warum hatte mir Lydie verheimlicht, daß man bei Sibkins tanzen sollte? und sie hatte sogar versprochen, bald wiederzukommen.

Das Lesen begann; seitdem ich auf der Welt bin, habe ich nichts Langweiligeres als diesen Artikel gelesen. Im Vergleiche dazu wäre einem der Jahresbericht der frei-ökonomischen Gesellschaft wie der spannendste Roman vorgekommen. Zwei Stunden hielt ich diese Folter aus, dann verließen mich meine Kräfte. Ich ließ mich auf eine List ein und fing an, einige Zeilen auszulassen, dann sogar halbe Seiten; da ich merkte, daß ich es ungestraft thun durfte, wandte ich achtzehn Seiten auf einmal um, so daß von sämmtlichen Heldenthaten Karls des Kühnen Maria Petrowna nur seinen Tod erfuhr. Uebrigens ist es kaum anzunehmen, daß sie überhaupt etwas hörte. Zu Anfang unterbrach sie den Vortrag durch beifällige Ausrufungen, dann schloß sie die Augen und schlummerte, glaube ich, ein. Endlich kam der Augenblick, wo ich fühlte, daß mir jetzt das Buch gleich entfallen müsse; ich glaubte les cloches du monastère spielen zu hören. Ich blieb stehen. Sie öffnete die Augen.

„Décidément on danse chez les Sibkine ce soir. Sollten wir nicht lieber unsere Lektüre bis morgen aufschieben?"

Ich ließ mich nicht bitten und rannte auf die Straße. Mein Wagen war noch nicht da. Ich lief zu Fuß nach Hause. Ein nasser Schnee fiel in dichten Flocken, ich bekam nasse Füße und zitterte vor Kälte.

* * *

5. März.

Gestern habe ich geschrieben, ich wüßte nicht, warum sich Alles verändert hätte, aber ich habe geflunkert — ich weiß es. Ich will versuchen, meine Lage klar zu stellen und meine Gedanken in Ordnung zu bringen.

Dafür muß ich vor Allem das aussprechen, was ich mich bis jetzt

nicht entchließen konnte, mir selbst einzugestehen. Ich bin wahnsinnig in Lydie verliebt.

Aber in allen übrigen Fragen bin ich noch nicht ganz verrückt, deshalb wußte ich sehr genau, daß ich auf keine Gegenliebe rechnen durfte. Ich fühlte einfach das Bedürfniß, sie täglich zu sehen, und freute mich, daß sie sich mir gegenüber so freundschaftlich benahm, das genügte mir schon. Warum hat sich denn Alles verändert?

Man versichert, daß die Lehren der Geschichte den Staaten und Völkern niemals von Nutzen seien. Dasselbe kann man von den Lebenserfahrungen in Bezug auf die einzelnen Persönlichkeiten sagen. Diese Lebenserfahrung ist sehr nützlich in der Theorie, aber die Menschen handeln meistens wider die erhaltenen Lehren. So geschah es auch mit mir. Die Lebenserfahrung sagte mir, daß, wenn ich die freundschaftlichen Beziehungen zu Lydie aufrecht erhalten wolle, so dürfe ich unter keinen Umständen das Geheimniß meiner Liebe offenbaren. Möge Lydie von meiner bedingungslosen Ergebenheit überzeugt sein, aber das Element des Verliebtseins mußte in meiner Seele tief begraben bleiben — sonst war ich verloren. Lange verrieth ich mich nicht, zum Schlusse that ich es doch!

Es geschah ungefähr zwei Tage nach dem Koselsky'schen Balle. Durch ein besonderes Zusammentreffen der Umstände fand ich mich mit Lydie allein; wir sprachen über den Ball, und Lydie sagte, daß Allen meine Art, die Mazurka zu führen, sehr gefallen hätte.

„Nun, nicht gerade Allen," bemerkte ich lachend. „Ihr erster Adjutant war nicht vollkommen mit der Mazurka einverstanden."

„Wer? Mischa? Welcher Unsinn! Wir sehen uns ja ohnedies oft genug."

„Vielleicht sogar zu oft, Lydie?"

Dabei muß ich bemerken, daß ich diesen Mischa von ganzer Seele hasse. Alles an ihm ist mir widerwärtig: seine Stimme, sein Benehmen, seine Courmacherei mit Lydie, sogar seine Schönheit. Besonders aber seine Schönheit: er ist zu puppenhaft hübsch und weiß es zu genau. Als ich von Mischa zu sprechen anfing, so flüsterte mir die Stimme der Lebenserfahrung zu:

„Höre auf, geh' nicht weiter!"

Ich gehorchte nicht dieser Stimme und versuchte, meinen Nebenbuhler lächerlich zu machen, sprach über seine Unentwickeltheit und Herzlosigkeit, warnte, rieth, flehte — in einem Worte, ich spielte wie nach einem Souffleur die Rolle eines eifersüchtigen Liebhabers. Als ich Lydie ansah, drückte ihr Gesicht einen solchen Schrecken und ein solches Leiden aus, daß ich selbst davor erschrak.

„Wenn Sie mich auch nur im Geringsten lieb haben," sagte sie aufstehend, „so sagen Sie mir niemals Schlechtes über Mischa. Er ist mein Freund."

Leise verließ sie das Zimmer.

Von diesem Tage an hat sich nun Alles verändert. Früher sah es Lydie gern, wenn ich an allen Belustigungen der Jugend theilnahm, jetzt ist es ihr ersichtlich unangenehm geworden, mich mit Mischa zusammen zu sehen. Das quälte mich, ich büßte meine Lebhaftigkeit ein, wurde reizbar, finster, und in Folge dessen begann Lydie mich entschieden zu meiden. Wenn sie auch ab und zu den früheren, freundschaftlichen Ton mir gegenüber anschlägt, wie sie es z. B. gestern gethan, so geschieht es nur zu einem bestimmten Zweck. Gestern wurde mir die vergoldete Pille verabreicht, damit ich die Troïkapartie nicht mitmache, sondern bei Maria Petrowna bliebe.

Heute wäre ich wahrscheinlich nicht nach der Sergiewskaja gefahren, aber ich mußte das Lesen der Geschichte der Burgunder beenden. In meinem Herzen war ich übrigens froh, doch einen Vorwand zu haben. Vor der Anfahrt standen viele Wagen, und schon auf der Treppe schallte mir lautes Singen entgegen. Eine so unbegreifliche Schüchternheit bemächtigte sich plötzlich meiner, daß ich, ohne den Saal zu betreten, mich auf einem Umwege zu Maria Petrowna begab. Als ich durch das Eßzimmer schritt, hörte ich deutlich das Lied, das Mischa Koselsky am Klavier mit seinem durchdringenden Bariton sang. Es war eine bekannte Zigeunermelodie, die Worte dagegen hatte er wohl selbst dazu verfaßt.

> Das liebe Lydchen
> Hat ein kühles Gemüthchen,
> Doch Melchisedek
> Der ist ein rechter Geck.

Der Chor der jungen Mädchen wiederholte quiekend: Der ist ein rechter Geck.

Aus dem Lesen wurde nichts, weil Maria Petrowna auch Besuch hatte, man händigte mir aber sogleich Karten zum Wintspielen ein. Ehe ich jedoch zu spielen begann, entschloß ich mich in den Saal zu gehen. Nicht, daß bei meinem Eintreten der Lärm und das Geschrei ganz aufhörten, aber sie wurden doch entschieden leiser. Scherzend warf ich Lydie ihren gestrigen Betrug vor, aber mein Scherz mißlang, er enthielt doch zu viel Kränkung und Schmerz. Lydie murmelte etwas als Antwort, ich verstand nichts davon und entfernte mich nach der Gouvernantenecke.

Währenddem trat Mischa Koselsky, sich auf eine ganz besondere Art wiegend und in die Brust werfend, an Lydie heran und fragte sie laut:

„Lydie Lwowna, Sie lieben wohl sehr Melchisedek?"

Ringsherum erscholl das laute Kichern der jungen Mädchen. Lydies Antwort konnte ich nicht hören, aber es kam mir vor, als ob sie sich ärgerte.

Wer ist denn dieser Melchisedek? überlegte ich bei mir — wahrscheinlich irgend ein neuer Anbeter ... Wie ich doch zurückgeblieben bin! Früher kannte ich sämmtliche Verehrer auswendig. Der Aehnlichkeit der Namen

nach könnte es der Garde-à-cheval Melchowsky sein, aber bis jetzt machte doch Melchowsky Nadja Koselsky den Hof . . ."

Die Frage begann mich derart zu interessiren, daß ich mich schon zu ihrer Aufklärung an Lydie wenden wollte, aber ich wurde zum Wintspielen gerufen.

Niemals im Leben habe ich so schlecht gespielt; meine Mitspieler ärgerten sich furchtbar über mich, und ich freute mich darüber, denn ich betrachtete sie als Feinde. Hinter der Thüre im Saale ertönten die lauten, vergnügten Stimmen der Jugend, die mir noch vor Kurzem so sympathisch gewesen ist. Jetzt bin ich ihr völlig fremd, vielleicht sogar eben so unangenehm geworden, wie meinen Mitspielern bei dem Wint.

Plötzlich kam mir ein seltsamer Gedanke in den Sinn: daß ich von nun an nicht mehr vergleichen könne, wo es mir besser, sondern nur denken, wo es mir am schlechtesten gehe. Hier beim Wint habe ich es sehr schlecht, im Saale aber noch schlechter . . . Und zu Hause, weit von Lydie, vielleicht am schlechtesten . . . Nein, zu Hause ist es am Ende doch erträglicher. Kaum war die Partie beendet, so eilte ich auf demselben Umwege fort, ohne mich, von wem es auch sei, zu verabschieden.

Im Saale ertönte wieder dieselbe Zigeunermelodie, aber die Strophe hatte eine leichte Variante erfahren:

Lydchen, die feine,
Liebt uns all' im Vereine,
Doch Melchisedek
Ist ein garstiger Geck.

„Ist ein garstiger Geck," wiederholte der Chor.

O mein Gott, was war das für ein blödsinniges Lied, und wie kränkte es mich, Lydies silberhelles Stimmchen zu hören, wie es sich von diesem winselnden Chore abhob!

* * *

6. März.

Ein Weiser des Alterthums hat gesagt, daß der größte Feind des Menschen — er selbst sei. Ich habe es gestern bewiesen, indem ich in mein Tagebuch niederschrieb, ich sei in Lydie verliebt. Solange dieses Gefühl nur im Bewußtsein des Menschen sein Dasein fristet, kann man noch dagegen ankämpfen, aber sobald es deutlich ausgedrückt und in Worten oder auf dem Papiere ausgesprochen wird — so ist der Kampf undenkbar. Es ist dasselbe, als wenn man eine Akte notariell beglaubigen läßt. Der Mensch hat sich nicht mehr in der Gewalt, sondern handelt unter dem Einflusse irgend welcher dunkler, unbekannter Kräfte. Heute z. B. hatte ich fest beschlossen, nicht zu Maria Petrowna zu fahren und im Klub zu essen. Dieser Klub, den ich früher so liebte, machte mir den Eindruck einer menschenleeren Wüste: immer dieselben Persönlichkeiten, dieselben Gespräche,

dasselbe Essen. Früher gefiel mir sogar diese traditionelle Wiederholung von einem Tage zum andern, heute habe ich mich unerträglich gelangweilt. Nach Tische, als ich durch das Billardzimmer schritt, erblickte ich den alten Trutneff, der mit dem Marqueur spielte. Früher bemerkte ich diesen Trutneff garnicht, heute aber freute ich mich über ihn wie über den mir nächststehenden Menschen. Die Sache ist die, daß Trutneff mit Sibkins verwandt ist und oft mit ihnen verkehrt, da konnte ich im Laufe des Gespräches zwei Mal Lydie Lwownas Namen erwähnen. Wie ich mich noch mit dem über meine angestrengte Liebenswürdigkeit etwas verwunderten Trutneff unterhielt, erschien in der Thüre zum Billardzimmer der verehrte Vorsteher Andreï Iwanitsch. Mich ergriff augenblicklich eine Ahnung, er würde mir etwas Unangenehmes sagen. Ich hatte mich nicht geirrt.

„Was ist denn das mit Ihnen, Väterchen Pawel Matweïtsch," fragte er mich, mit einem gewissen Mitleid meine Hand schüttelnd. „Sie sehen ja furchtbar schlecht aus! Wie mager Sie geworden sind!"

„Was ist da zu thun, Andreï Iwanitsch, das Alter ist's."

„Dagegen ist nichts zu sagen, „das Alter" ist gut," rief Trutneff aus. „Dieser Tage noch hat Pawel Matweïtsch so flott getanzt, daß er die ganze Jugend in den Schatten gestellt hat. Auch Jahre hat Pawel Matweïtsch nicht viele zu verzeichnen."

„Nun, an Jahren hat er keinen Mangel," erwiderte der unerbittliche Andreï Iwanitsch, „ich habe dergleichen Beispiele viele erlebt. Der Mensch ist rüstig, rüstig, zählt sich noch immer zu den Jungen; eines schönen Morgens wacht er auf und siehe da: ein Greis! Auch im Piket sieht man dasselbe; man zählt achtundzwanzig, neunundzwanzig und dann plötzlich sechzig!"

Mit seinem Witze sehr zufrieden, entfernte sich Andreï Iwanitsch, um denselben im Klub zu verbreiten.

In diesem Augenblicke schlug die große Klubuhr neun. Ich sprang auf und lief mit einer solchen Geschwindigkeit hinunter, als ob ich Angst hätte, den Zug zu versäumen. „Nach der Sergiewskaja und möglichst schnell," rief ich dem Kutscher zu und sprang in den Schlitten. Warum es sich so ereignete, weiß ich nicht. Mich hatte plötzlich der Wunsch ergriffen, Lydie zu sehen. sie nur zu sehen — weiter nichts. Ich werde nicht mal mit ihr sprechen, nur bei Maria Petrowna sitzen. In der That, was ist es für ein Vergnügen für sie, mein abgemagertes, verhärmtes Gesicht zu sehen? Um sie her sind stets lauter junge, heitere Gesichter. Aber sie ansehen darf ich doch. Es ist Niemandem verboten, die Sonne, die Sterne, die Kuppel der Isaakkathedrale zu betrachten! . . .

So überlegte ich im Schlitten, aber auch diesem bescheidenen Wunsche war es nicht bestimmt, in Erfüllung zu gehen. Der Portier theilte mir mit, daß die jungen Herrschaften eben erst — es wären noch keine drei Minuten her — in Troïkas weggefahren seien, Maria Petrowna aber

sei zu Hause. Das Schicksal wollte mir wohl beweisen, daß man auch die Kuppel der Kathedrale nicht immer ansehen dürfe.

Maria Petrowna war in einem elegischen Gemüthszustande, das Gespräch wollte gar nicht recht voran gehen.

„Lydie Lwowna scheint neuerdings nie mehr zu Hause zu sein?" — fragte ich nicht ohne Bosheit.

„Wie meinen Sie das? Gestern war sie doch den ganzen Tag zu Hause."

„Oh, Sie nennen das zu Hause sein, wenn Sie hundert Gäste haben. Wissen Sie, Maria Petrowna, Sie setzen mich in Erstaunen. Sie haben ja Ihre Nichte doch sehr lieb, und mit diesen täglichen Troïkas, Gesellschaften, Balaganes*) bekommen Sie sie kaum zu sehen."

„Ja, es ist wahr, ich sehe sie sehr wenig, aber das ist nicht zu ändern, Paul, il faut que jeunesse se passe . . . .

„Ja, jeunesse, jeunesse . . . das ist Alles sehr schön und gut, aber hat doch seine Grenzen. Ich meine, daß ein solches Leben, wie es Lydie Lwowna führt, für die Entwicklung des Geistes und Herzens nicht besonders nutzbringend und außerdem nicht ganz passend sei."

„Nein, Paul, wenn sich Einer von uns wundern muß, so bin ich es entschieden. Ich habe stets das, was Sie jetzt sagen, behauptet, und Sie haben immer mit mir darüber gestritten. Ich war gegen die Troïkas, Sie haben mich überzeugt, daß nichts daran sei. Die sich bei Sibkins versammelnde Gesellschaft mißfällt mir ungemein, und ich wünschte, daß Lydie möglichst selten hinginge, Sie haben mir bewiesen, daß dies unmöglich sei, weil Sonja Sibkin mit Lydie zusammen im Institute erzogen worden war. Endlich die Balaganes . . . Sie müssen noch wissen, daß wir uns fast verzankt, weil ich Lydie nicht erlauben wollte, hinzugehen. Ich habe so viel Vertrauen in Ihren Takt und Ihre Weltkenntniß, und jetzt werfen Sie mir vor, daß ich auf Sie gehört habe. Wirklich, Paul, das ist ungerecht."

Maria Petrowna hatte vollkommen Recht, doch das reizte mich noch mehr.

„Schon gut, nehmen wir an, es sei so, wie Sie behaupten. Da Sie zu wünschen scheinen, daß ich an Allem schuld sei, nehme ich gern die Schuld auf mich. Aber sagen Sie, Maria Petrowna, habe ich Ihnen jemals den Rath gegeben, Ihrer Nichte zu erlauben, auf einem so vertraulichen, intimen Fuße mit den jungen Herren zu stehen, dieselben bei ihrem Taufnamen zu nennen, ganze Tage mit ihnen zu verbringen . . ."

„Sie spielen auf Mischa Koselsky an? Er ist aber doch ein Verwandter . . ."

„Ach ja, entschuldigen Sie, ich vergaß diese berühmte Verwandtschaft. Die Mutter der Fürstin Koselsky war die Cousine dritten Grades von

---

*) Auf dem Marsfelde während der Butterwoche errichtete Schaubuden.



Lydies Großmutter . . . Eine allerdings nahe Verwandtschaft, nur müssen Sie bedenken, daß dieselbe vor nichts schützt."

„Höre auf, geh' nicht weiter," flüsterte mir leise die innere Stimme zu, doch ich segelte mit vollem Winde und ergoß die ganze Galle, die sich im Laufe des verflossenen Monats bei mir angesammelt hatte. Maria Petrowna fächelte sich nur.

„Nein, Paul, dies Mal bin ich entschieden nicht mit Ihnen einverstanden. Mischa est un enfant de bonne maison und wird sich niemals etwas Unpassendes erlauben. Mais vous avez une dent contre lui, ich habe es schon längst bemerkt, und er selbst weiß es auch. Noch gestern hat er gesagt: ‚ich weiß nicht, warum Melchisedek mit mir schmollt' . . ."

Ich sprang wie gestochen auf.

„Wie hat er gesagt? Wer ist Melchisedek? Am Ende gar ich?"

„Oui, c'est un sobriquet, que cette jeunesse vous a donné, je ne sais pas trop pourquoi . . ."

„Das hat mir noch gefehlt!" schrie ich im Zimmer auf und ab rennend nnd warf fast den mir im Wege stehenden Theetisch um. — Danke Ihnen, Maria Petrowna! Es genügt Ihnen nicht mehr, daß Sie aus Ihrem Hause den Sammelplatz einer ungestümen Jugend gemacht, Sie erlauben ihr auch, Ihre Gäste zu beleidigen — und wen? Einen Mann, der Sie seit Ihrer Kindheit kennt . . . der . . . der auf Ihrer Hochzeit Brautführer gewesen, der . . ."

„Aber was ist Ihnen nur, Paul? Beruhigen Sie sich," stammelte Maria Petrowna, lief im Zimmer hinter mir her und brachte mich schließlich dazu, auf einem Sopha Platz zu nehmen. — Ich kann entschieden nicht begreifen, warum Sie das so beleidigt. Wenn noch Melchisedek irgend ein Missethäter oder bekannter Räuber gewesen wäre, dann würde ich es verstehen . . . Mais je vous assure, que c'était un homme tout à fait respectable, même une espèce de saint, je crois . . . Ich würde mich sehr geschmeichelt fühlen, wenn man mich Melchisedek genannt hätte . . . Im vorigen Jahre hat in der Revue des deux Mondes ein Artikel über ihn gestanden, ich will ihn gleich für Sie heraussuchen . . ."

„Nein, ersparen Sie mir wenigstens das," brüllte ich voller Wut, „ich schwöre, daß ich diesen Artikel nicht lesen werde! Ich habe genug mit den Herzögen von Burgund . . . . Und erfahren Sie hiermit, Maria Petrowna, daß ich Ihre Revue des deux Mondes aus ganzer Seele verachte und verabscheue! Es ist gar keine Zeitschrift, es ist einfach irgend ein Schlafmittel . . . . etwas in der Art wie les cloches du monastère, die Sie so gern haben" . . .

„Aber kommen Sie doch zu sich, Paul, was ist Ihnen? Sie fangen ja an mir Grobheiten zu sagen" . . . .

Ich kam wieder zur Besinnung.

„Verzeihen Sie mir, Maria Petrowna, ich spreche wahrhaftig den

größten Blödsinn. Aber sehen Sie, ich fühle mich sehr elend . . . Mein Kopf ist nicht in Ordnung."

„Ach ja, ja, Sie sehen wie eine Leiche aus, ich werde Ihnen ignatium bringen, es wird Ihnen gleich helfen."

Ich schluckte fünf Kügelchen ignatium herunter, dann noch einige weitere Kügelchen, aber es half nichts. Das Fieber schüttelte mich, Maria Petrowna ließ ihren Wagen anspannen und schickte nach dem Arzte. Ich wurde nach Hause gebracht, in's Bett gelegt und bekam heißen Thee zu trinken. Nach ungefähr zwei Stunden wurde ich wieder warm, aber einschlafen konnte ich nicht. Ich verließ das Bett und schrieb, um mich selbst zu strafen, mein Gespräch mit Maria Petrowna ausführlich nieder. Möge mir das zur ewigen Erinnerung daran dienen, wie dumm, grob und taktlos ich gewesen bin.

Nun, Du bist mir auch der Richtige, Du widerlicher Bengel, der den Leuten, die drei Mal Dein Alter haben, Spitznamen giebt und Couplets auf sie verfaßt. Du glaubst wohl, weil Du Dich beim Gehen in den Hüften wiegst und Dich in die Brust wirfst, daß Dir Alles erlaubt ist . . Ich war ja auch einst ein Kammerpage, wiegte mich auch und warf mich in die Brust, ich war nicht häßlicher als Du, und gescheiter war ich jedenfalls. Jetzt bin ich aber hülflos und krank und komisch. Auch Dir wird es so ergehen. Die Jahre werden unmerklich verstreichen, und wenn Du mit dem zahnlosen Munde schmatzen wirst, wird ein neuer, bis jetzt noch nicht geborener Kammerpage sich in die Brust werfen und sinnlose Knüttelverse auf Dich machen . . . Jetzt trittst Du mich mit Füßen, und ich kann mich nicht an Dir rächen, aber sei nur ruhig, hinter mir steht ein großer Rächer — die Zeit. Dir hat man wohl mehr als ein Mal gesagt, und Du, als dummer Papagei hast es wiederholt, daß Zeit — Geld ist. Wenn Du aber mein Alter erreichst, wirst auch Du wissen, daß die Zeit viel mehr noch als Geld ist. Die Zeit ist der unbestechlichste Richter und der erbarmungsloseste Henker!

* * *

17. März.

Ich mußte einige Tage das Bett hüten. Gleich am ersten Tage ließ sich Maria Petrowna nach meinem Befinden erkundigen, wodurch sie ihre ungewöhnliche Güte bewies, denn sie hätte statt dessen das Recht gehabt, ihrem Portier den Befehl zu ertheilen, mich nicht mehr vorzulassen. Am zweiten Tage erhielt ich ein Briefchen von Lydie. Ich las dasselbe so oft durch, daß ich es aus dem Gedächtnisse hier niederschreibe:

„Sie haben sich unnöthig über Mischa geärgert. Den Spitznamen Melchisedek hat Ihnen die Haushälterin von Sibkins gegeben. Sonja erzählte es uns, und wir fanden es komisch, doch jetzt, wo es Sie gekränkt, wird Sie Niemand mehr so nennen. Sie glauben gar nicht, wie leid es

mir thut, Sie krank zu wissen, und wie ich den Wunsch hege, Sie bald wiederzusehen.

Ihre Freundin Lydie."

Nachdem ich diesen Brief erhalten, beruhigte ich mich vollständig und brachte einige ganz glückliche Tage im Bette zu. Ich vergaß meine Krankheit und die ganze Umgebung, sah nur Lydie vor mir und wiederholte mir fortwährend „die letzte Liebe" — eins von meinen Lieblingsgedichten von Tjutscheff:

Wie wird in vorgerückten Jahren
Die Liebe ängstlicher und zarter.

Ja, ängstlicher. Einen besseren Ausdruck kann man sich gar nicht ausdenken. Ich studirte aufmerksam die unsichere, fast kindliche Handschrift von Lydie, und aus den Linien dieser Buchstaben versuchte ich ihren Charakter und mein zukünftiges Schicksal zu entziffern. Wäre ich jung gewesen, so hätte ich mich danach gesehnt, ihr Bild zu besitzen, jetzt brauche ich es nicht, ich sehe sie ja ohnedies mit meinem geistigen Auge. Den Buchstaben D macht sie mit einem gewissen Schnörkel; wie lebend tritt sie mir mit diesem Schnörkel entgegen.

O Du unsere letzte Liebe,
Ein Glück bist Du, doch hoffnungslos!

23. März.

Wenn es in Wirklichkeit ein Reich der Liebe gäbe, was würde es für ein seltsames und launisches sein! Nach welchen Gesetzen würde es regiert werden, und kann es überhaupt Gesetze für eine so launenhafte Königin geben?

Hunderte schöner Frauen gehen an Einem vorüber, und man bleibt gleichgültig. Plötzlich erblickt man irgend wo ein hübsches, glattes Gesichtchen und fühlt auf einmal, daß das Leben von nun an einen Inhalt hat und daß es außer diesem Gesichtchen nichts mehr in der Welt für Einen giebt. Worin hat das seinen Grund? Vielleicht hat Euer Ahn ein ähnliches Weib geliebt, und ihr Bild ist mit Euch geboren, in Euer Blut, Eure Nerven gedrungen. Wohl Euch, wenn Ihr diesem Weibe begegnet, solange Ihr noch jung seid. Es kann Eurem Rufe folgen, und dann werdet Ihr Beide von der Königin der Liebe in ihren hellen Gemächern empfangen.

Leider ist meine Jugend ohne eine solche erwünschte Begegnung verflossen, aber warum kann dieselbe nicht jetzt stattfinden?

„Sie sind kein Greis, aber Sie sind doch bei Jahren," sagte mir Lydie am ersten Tage unserer Bekanntschaft. Was schadet es denn, daß ich bei Jahren bin? Ist es denn meine Schuld, daß sie zu spät oder daß ich zu früh geboren bin? Sind denn Jahre ein Verbrechen? Im Gegentheil, in allen anderen Lagen des Lebens erwirbt ein Mann mit den Jahren Achtung und Ehren. Warum ihn denn des heiligsten Rechtes berauben, — des Rechtes, zu lieben? Wenn es so ist, so wäre es schon besser, Jeden zu tödten, der die Vierzig überschritten hat.

„Nein,“ — sagt mir die grausame Königin, — „tödten wird man Dich nicht, Dich auch nicht des Rechtes, zu lieben, berauben. Wenn Du willst, so komm zu mir, aber das Leben in meinem Reiche wird Dir nichts Schönes bieten. Steh' an der Schwelle meiner Gemächer und ergötze Dich daran, wie ich mein Lächeln, meine Liebkosungen und Thränen des Glücks an Andere verschwenden werde. Du aber steh an der Schwelle und schweige. Keine Achtung, keine Ehren werden Dir hier zu Theil, doch wage nicht, auch nur zu zeigen, daß Du damit unzufrieden bist, sonst werde ich Dir nicht mal erlauben, an der Schwelle zu bleiben. Dein ganzes Blut wird vor Kränkung zu brodeln und zu kochen anfangen, Du aber lächle einschmeichelnd und glatt; das ganze Herz wird sich vor Weh zusammenziehen, Du aber lache, strampele mit Deinen schwachen Beinchen und tanze .... Hauptsächlich aber schweige, schweige und schweige!“

Aber nein, ich werde nicht schweigen! Es geschehe, was wolle, ich werde dennoch dieses verzauberte Gemach betreten und werde mit der stolzen Sprache des freien Mannes zu reden beginnen. Am Ende jagt man mich doch nicht davon. Die Frauen haben ja nicht immer nur Milchbärte geliebt! Da, um nicht zu weit nach einem Beispiele zu suchen, Mazeppa ..... Er war viel älter als ich, und Maria gewann ihn doch lieb .... Und ein Greis bin ich doch wahrhaftig nicht, kein Stepan Stepanitsch, der seit zwei Jahren gelähmt daliegt.

26. März.

Vorgestern erlaubte mir der Arzt, aufzustehen, aber unter keiner Bedingung auszufahren, und von diesem Tage an entstand in mir der Plan einer entscheidenden Erklärung an Lydie. Um bei der Wahrheit zu bleiben, gründeten sich meine Hoffnungen auf Erfolg theilweise auf Lydies Briefchen, was beweist dieses aber? Es war einzig durch den Wunsch hervorgerufen worden, Mischa zu rechtfertigen, jetzt sehe ich es ganz deutlich ein, doch damals kam es mir anders vor. Ich durchmaß meine Wohnung, wie in einem trunkenen Zustande. Aus den letzten Versen Tjutscheffs hatte ich die Hoffnungslosigkeit vergessen und dachte nur an das Glück, Lydies Gatte zu werden, ihr den Rest meiner Kräfte und meines Lebens zu weihen. Gestern wurde nun mein Plan endgültig reif, und ich brachte ihn gleich zur Ausführung. Ich bat den Arzt, heute etwas früher zu kommen, um sich von der Wirkung einer neuen stärkenden Arzenei zu überzeugen. Er erschien um zehn Uhr, war sowohl mit der Arzenei, wie mit meiner Berücksichtigung seiner Behandlung sehr zufrieden und drückte die Hoffnung aus, mir wahrscheinlich in zehn Tagen die erste Ausfahrt genehmigen zu können. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so zog ich mich an und fuhr nach der Sergiewskaja. Mein Plan stützte sich darauf, daß Maria Petrowna sehr spät aufstand und daß zu so früher Stunde ich wohl keine Gäste treffen würde. Meine Berechnung

erwies sich als vollkommen richtig. Lydie saß allein im Saale am Klavier und übte eine Sonate. Sie freute sich sehr über mein Kommen und wollte gleich eilen, Maria Petrowna zu wecken, es gelang mir fast nur mit Gewalt sie zurückzuhalten. Wir fingen an über alle möglichen Nichtigkeiten zu plaudern, die Zeit verging, ich wußte, daß sich mir lange keine solche günstige Gelegenheit mehr bieten würde, dennoch fesselte eine unüberwindliche Schüchternheit meine Zunge. Endlich faßte ich den Entschluß. Ich holte von Weitem aus; ich sprach von meiner drückenden Einsamkeit, davon, daß Lydie allein die Macht habe, meinen sämmtlichen Schmerzen und Krankheiten ein Ende zu bereiten, aber weiter kam ich nicht: die stolze Sprache eines freien Mannes, die ich Lydie gegenüber führen wollte, sank um ein Paar Töne. Seit dem Beginne meiner erbaulichen Rede sah mich Lydie besonders listig an und schien etwas sagen zu wollen, ohne sich dazu entschließen zu können. Sie hielt es aber, wie gewöhnlich, nicht aus.

„Pawlik, drücken Sie sich deutlicher aus. Sie machen mir wohl einen Antrag? Ja? Ach, was sind Sie lieb, wie freue ich mich!“

Sie sprang auf und ergriff meine Hände.

„Ist es kein Traum, Lydie?“ rief ich mit Entzücken aus und preßte ihre Finger zusammen, „Sie willigen ein, meine Gattin zu werden?“

Lydie wankte zurück und nahm ihren früheren Platz ein.

„Ach nein, Pawlik, das kann ich nicht, und doch ist es mir sehr angenehm, daß Sie mir einen Antrag gemacht haben.“

„Was bedeutet es denn, Lydie? Warum quälen Sie mich so furchtbar?“

„Es ist ein großes Geheimniß, aber ich will Ihnen nur Alles sagen. Ich habe Mischa versprochen, ihn zu heirathen.“

„Wie, dem Mischa? Er ist ja noch im Korps.“

„In vier Monaten wird er Offizier sein, und dann werden wir gleich heirathen, wenn — wenn man ihm aber seiner Jugend wegen die Erlaubniß verweigert, so wird er sich ein ärztliches Zeugniß ausstellen lassen und wird gleich seinen Abschied nehmen, um später wieder in sein Regiment einzutreten. Wir haben es schon längst beschlossen. Wie ich noch im Institute war, liebten wir schon einander. Sie sehen, wie lieb ich Sie habe, welches Geheimniß ich Ihnen enthüllt habe. Niemand weiß etwas davon. Sie haben mir so furchtbar leid gethan, als Sie von dieser Ihrer . . . Einsamkeit zu sprechen anfingen, daß, wenn ich es nicht Mischa versprochen, ich Sie unbedingt geheirathet hätte. Wissen Sie was? Heirathen Sie die Tante! Wir würden dann Alle zusammen leben . . . Das wäre aber lustig! Wollen Sie nicht? Ach, bitte, heirathen Sie sie doch, wenn auch nur um meinetwillen. — Und darf ich erzählen, daß Sie mir einen Antrag gemacht haben?“

Ich schwieg.

„Nun gut, ich werde es nicht erzählen, ich sehe, daß Sie es nicht wünschen. Ich werde es nur Mischa sagen — ihm darf ich es doch erzählen?“

„O, natürlich, Mischa dürfen Sie es sagen!“ rief ich in einem Anfalle von Verzweiflung aus. „Nicht nur, daß man es darf, man muß es sogar thun. Wenn man es Mischa nicht erzählen würde! Er wird ja Ihr Gatte sein, für jeden anderen Mann wäre es genug des Glücks gewesen, aber für Mischa ist es zu wenig. Zu seinem vollen Triumphe gehört noch die Möglichkeit, sich nach Herzenslust über den armen Greis, dem nichts mehr im Leben geblieben ist, lustig machen und spotten zu können.“

Lydie sprang wieder auf und legte ihre Arme um meinen Hals.

„Pawlik, mein Lieber, verzeihen Sie, ich habe eine große Dummheit gesagt. Nein, nein, glauben Sie mir, ich werde es Niemandem sagen, weder der Tante, noch Mischa, keinem Menschen. Möge es ein Geheimniß zwischen uns bleiben. Sie werden mich doch wie ehedem lieben? Wir bleiben doch Freunde?“

Ich fühlte, daß ich wie ein Kind zu schluchzen anfangen könnte, und eilte nach Hause.

Hier ist nun das Ende „meiner letzten Liebe“, von der nur das Glück geflohen und die Hoffnungslosigkeit allein zurückgeblieben ist. Ich muß nun gestehen, daß ich nach meiner Rückkehr nach Hause eine gewisse Erleichterung empfand. Es hat sich wenigstens Alles aufgeklärt, es wird keine Unruhe und Aufregung mehr geben. Jetzt werde ich ohne Unterbrechung diese Aufzeichnungen fortsetzen. Ich habe sie zu dem Zwecke begonnen, die Summe meines vergangenen Lebens zu ziehen, bin aber von den laufenden Ereignissen hingerissen worden. Jetzt wird es keine laufenden Ereignisse mehr geben, die Summe allein bleibt übrig.

Was mir aber in Lydie's Erklärungen gefallen hat, ist das ärztliche Zeugniß, welches Mischa Koselsky die Absicht hat, sich ausstellen zu lassen. Ich möchte mir den Arzt ansehen, der ihm dieses Zeugniß schreiben wird! Er ist gesund wie ein Balken. Wenn die medicinischen Facultäten des ganzen Erdballes sich in Petersburg versammeln würden, könnten sie, glaube ich, keine einzige Krankheit an ihm entdecken. Denn um krank zu sein, muß man doch wenigstens ein denkender, aufgeklärter Mensch sein . . . hat etwa ein Balken Krankheiten?

27. März.

Ungeachtet dessen, was ich gestern geschrieben habe, muß ich doch noch eine Seite den laufenden Ereignissen widmen. Kaum hatte ich gestern Zeit gehabt, mein Gespräch mit Lydie aufzuschreiben, als mir ein Brief von Maria Petrowna überbracht wurde.

Mon cher Paul, ich habe mich sehr gefreut, zu hören, daß Sie heute früh bei mir waren; ich wußte garnicht, daß es Ihnen erlaubt sei, auszufahren. Kommen Sie zu mir zum Essen, Lydie ist auf den ganzen Tag fort, ich bleibe allein.“

Mir war Alles gleichgiltig, ich fuhr hin.

Morgens hatte ich meine Niederlage ziemlich muthig ertragen, als ich aber zu Maria Petrowna hineinkam, als ich diese Wände erblickte, zwischen denen meine Hoffnungen verloren und untergegangen waren, stieg eine unaussprechliche Bitterkeit in mir auf. Für eine solche Stimmung kann man keine beruhigendere Medicin finden, als Maria Petrowna. Sie entsetzte sich so über mein blasses Aussehen, behandelte und bemitleidete mich derart, daß ich für sie eine dankbare Zärtlichkeit zu empfinden begann. In einem Anfalle dieser Zärtlichkeit entschloß ich mich, ihr meinen Kummer anzuvertrauen.

„Maria Petrowna," sagte ich, als wir es uns nach Tische im kleinen Salon bequem gemacht hatten, „wir sind doch Beide so alte Freunde, daß ich es für meine Pflicht halte, vor Ihnen Buße zu thun. Sie werden vielleicht böse werden, aber ich muß es Ihnen dennoch sagen."

„Ja, es ist wahr, Paul, wir sind sehr alte Freunde."

„Wissen Sie auch, warum ich heute früh hier gewesen bin? Ich habe Lydie Lwowna einen Antrag gemacht . . ."

Eine andere Frau hätte bei einer solchen Nachricht wenigstens einen Ausruf des Erstaunens laut werden lassen, aber Maria Petrowna kann man durch nichts in Verwunderung setzen. Sie fragte nur sehr phlegmatisch:

„Ja, in der That? Nun, und?"

„Selbstverständlich habe ich einen Korb bekommen. Uebrigens war es ja auch nicht anders zu erwarten."

„O nein, Sie haben Unrecht, dies zu sagen. Wenn Lydie mich um Rath gefragt, so hätte ich ihr zugeredet, Sie zu heirathen. Sie würden ein sehr guter Ehemann sein."

„Ich danke Ihnen, Maria Petrowna, obgleich Sie natürlich mir das nur zum Troste sagen."

„Nein, Sie wissen, daß ich Ihnen nie schmeichle. Wäre ich an Lydies Stelle gewesen, so hätte ich es unbedingt gethan. Es ist ja wahr, daß ein großer Altersunterschied zwischen Ihnen besteht, aber was will das heißen? Jetzt kommt es so oft vor, daß Mädchen ganz junge Leute aus Liebe heirathen und ihr ganzes Leben dann unglücklich sind."

Meine Zärtlichkeit Maria Petrowna gegenüber wurde immer größer. Für diesen letzten Ausspruch wäre ich bereit gewesen sie abzuküssen. Da ist eine Frau, dachte ich, die mich wahrhaftig liebt und schätzt, sie macht sich nicht über mich lustig, wie jene. Dabei habe ich es selbst nicht verstanden, sie zu schätzen, — wie es ja immer im Leben ist. Nun soll ich dieses letzten stillen Hafens verlustig gehen — nach dem mit Lydie Vorgefallenen kann ich nicht mehr oft hier verkehren. Plötzlich wurde es mir ganz ängstlich zu Muthe bei dem Gedanken, nach Hause zurückkehren zu müssen. Niemals war mir die Einsamkeit zur Last gewesen, aber früher lagen die Sachen anders: früher hatte ich noch Hoffnungen. Jetzt aber in diese leere kalte Wohnung zurückzukehren, um dort allein endlose Stunden mit

den Leiden der Krankheit und mit dem unerträglichen Gefühl einer bitteren Kränkung zuzubringen . . . nein, das ist zu schwer!"

Ich beobachtete Maria Petrowna. Ihre Augen strahlten eine solche Güte, ein solches Mitgefühl aus, daß sie mir wie eine Schönheit vorkam.

„Maria Petrowna," sprudelte ich plötzlich, für mich selbst unerwartet heraus, „wenn Sie an Lydies Stelle so gehandelt hätten, so thun Sie es doch auch an der eigenen. Werden Sie meine Frau!"

Auch das setzte Maria Petrowna nicht in Erstaunen. Sie schwieg eine kurze Weile, dann sagte sie:

„Nein, Paul, für mich ist es eine vollkommene Unmöglichkeit."

„Warum denn eigentlich?"

„Aus vielen Gründen. Erstens will ich meine Freiheit nicht aufgeben."

„Aber zum Teufel, wozu brauchen Sie denn diese Freiheit?" rief ich aus, ohne meine Ausdrücke mehr zu wählen. — „Man könnte wirklich glauben, Sie hätten den ausgiebigsten Gebrauch von dieser Freiheit gemacht. Erbarmen Sie sich, Sie leben ja wie eine Aebtissin, nur daß statt des Breviers, Sie die Revue des deux Mondes lesen, was eigentlich auf dasselbe hinauskommt . . . Fürchten Sie sich nicht, ich werde nicht über Ihre Lieblingszeitschrift herfallen. — Glauben Sie mir, daß ich Sie dieser Freiheit nicht berauben werde. Andere Gründe haben Sie wohl nicht?"

„Nein, ich habe auch andere: die Hauptsache ist, daß es jetzt zu spät dafür ist. Warum haben Sie mir damals keinen Antrag gemacht . . . wissen Sie noch, wie Sie mich so liebten?"

„Aber um Gottes willen, Maria Petrowna, wir waren ja damals Beide zehn Jahre alt . . . Kann man denn in einem solchen Alter heirathen?"

„Nein, Paul, Sie irren sich, Sie waren ja damals sieben Jahre älter als ich."

„Nehmen wir an, es sei so gewesen, ich streite mich nicht. Wenn ich aber damals sieben Jahre älter war als Sie, so ist doch der Unterschied auch jetzt noch derselbe. Wie kann das ein Hinderniß sein?"

„Nein, Sie haben mich nicht richtig verstanden. Ich wollte sagen, daß es in meinen Jahren schrecklich ist, in ein neues Leben, in dieses unbekannte Gebiet zu treten . . . ."

„Was ist es denn für ein unbekanntes Gebiet? Sie scheinen zu vergessen, daß Sie schon einmal verheirathet gewesen sind und ziemlich glücklich mit Ihrem seligen Gatten gelebt haben . . . ."

„Es ist wahr, ich liebte und achtete Ossip Wassiliewitsch sehr, aber es giebt doch viel Unangenehmes in diesen ehelichen Beziehungen. Et puis je vous dirai, que dans tout cela il y a un côté ridicule, qui n'est pas du tout comme il faut."

Ich hätte den Rückzug antreten sollen, aber in diesem Augenblicke kam es

mir schon wie ein Unglück vor, Maria Petrowna zu verlieren. Ich fuhr fort, darauf zu bestehen.

„Maria Petrowna, hören Sie mich zu Ende an. Wir kennen uns schon seit so langer Zeit, daß es uns mit Hülfe gegenseitiger Nachgiebigkeit nicht schwer fallen wird, diese sämmtlichen Rauhheiten des ehelichen Lebens zu überwinden. Wir sehen uns ja ohnehin täglich .... Was wird denn Merkwürdiges daran sein, wenn wir uns schließlich heirathen? Es wird keine aus Leidenschaft geschlossene Ehe sein, weil es in unseren Jahren komisch ist, sich sterblich zu verlieben ... wenigstens in einander. Es wird keine aus Berechnung geschlossene Ehe sein, weil jeder von uns ein unabhängiges Vermögen besitzt und eine feste Stellung in der Gesellschaft hat. Es wird, wenn man es so ausdrücken darf, eine Ehe — aus Bequemlichkeit und aus alter Freundschaft sein. Und dann nähern wir uns den Jahren, in welchen uns unwillkürlich verschiedene Gebrechen und Krankheiten heimsuchen werden. Statt sich täglich nach dem Befinden erkundigen zu lassen, wäre es nicht besser, sich gegenseitig zu pflegen und einander behülflich zu sein, den Rest unserer Tage zu verleben? Wir haben bis jetzt unseren ganzen Lebensweg neben einander gehend zurückgelegt, jetzt wollen wir es Hand in Hand thun .... Das ist Alles .... einen anderen Unterschied wird es nicht geben."

Ich verschwendete meine Ueberredungskunst umsonst. Maria Petrowna hörte mir nicht zu. Sie war augenscheinlich vollständig in ihre ehelichen Erinnerungen versunken.

„Denken Sie sich nur," unterbrach sie meine Beweisführung, „daß Ossip Wassiliewitsch zuweilen im alten Pelzschlafrocke zu mir kam, um seine Pfeife zu rauchen ... Mon Dieu, rien qu'à ce souvenir j'ai des nausées ... Und nachher, wenn er wegging, blieben Haare von seinem Pelze an meinem Diwan hängen. Und ein Mal nahm er vor mir seine — falschen Zähne heraus und rieb sie mit irgend einem Pulver ab ... Es ist gräßlich, gräßlich!"

„Aber mit mir kann Ihnen nichts Aehnliches passiren. Falsche Zähne werde ich nicht vor Ihnen herausnehmen, weil sich die meinigen sämmtlich erhalten haben, eine Pfeife habe ich niemals geraucht, und ich kann, wenn Sie es verlangen, Ihnen zuschwören, daß Sie mich nie im Schlafrocke, wenigstens nie in einem solchen aus Pelz, sehen werden."

„Et puis il était jaloux, terriblement jaloux, obgleich ich ihm niemals Veranlassung dazu gab. Zuweilen sagte er, er führe fort, und kam unerwartet wieder, weil er glaubte, Jemanden bei mir zu finden. Natürlich traf er Niemanden, aber sagen Sie selbst, daß solche Verdächtigungen sehr kränkend sind, um so mehr, da in der Provinz, wo wir zu der Zeit lebten, es Allen bekannt war. Besonders eifersüchtig war er im Sommer, wenn er auf Besichtigungen fahren mußte. Alors pour m'effrayer il inventait chaque fois de nouvelles sottises. Einst

mußte mir sein Adjutant seinem Befehle gemäß versichern, daß es ein Gesetz gäbe, nach welchem, sobald die Garnison in's Lager ausrückte, Ossip Wassiliewitsch das Recht habe, mich ohne jegliche gerichtliche Untersuchung erschießen zu lassen. Je me souviens très bien qu'il appelait cette stupide loi das militärische Reglement .... Selbstverständlich glaubte ich das nicht, aber gestehen Sie, Paul, daß es kränkend ist."

„Gern gebe ich das zu, aber ich schwöre Ihnen, Maria Petrowna, daß ich unter keiner Bedingung eifersüchtig sein werde, nicht einmal, wenn ich Sie allein mit Dolja Kunischtscheff, den Sie ja so lieben, anträfe."

„En voilà encore un ingrat! Es ist wahr, daß ich ihn sehr lieb gehabt habe, und wie hat er es mir gelohnt? Eine ganze Ewigkeit ist er nicht mehr bei mir gewesen und hat zu Neujahr nur seine Karte abgeworfen. En général, les hommes ne savent pas apprécier un sentiment pur. Sie haben Alle so rohe Instinkte, ein solches Verlangen, ihre rohe Kraft zu zeigen. Au fond Nicolas a tout-à-fait le caractère de son oncle. Ossip Wassiliewitsch war ganz so wie er."

„Aber bei mir haben Sie doch niemals diese rohen Instinkte bemerkt? Sagen Sie es offen."

Maria Petrowna sah mich aufmerksam an.

„Ja, allerdings, bei Ihnen habe ich sie nicht bemerkt ... Vielleicht würden Sie auch so ähnlich sein .... Nein, Paul, glauben Sie mir, ich habe Sie sehr lieb, ich betrachte Sie als meinen besten Freund, aber Sie heirathen kann ich nicht!"

Ich griff nach meinem Hute.

„Warum gehen Sie fort? Können wir denn wirklich ohne das nicht Freunde bleiben?"

Ich nahm meinen früheren Platz wieder ein, und wir begannen zu schweigen. Es giebt Menschen, mit denen es sogar gemüthlich ist zu schweigen, und Maria Petrowna gehört gerade zu dieser Art Leute, aber nach dem eben zwischen uns geführten Gespräche fühlten wir uns verlegen, und wir fuhren Beide vor Vergnügen auf, als die Schelle an der Thür ertönte.

Es war der Arzt. Bei meinem Anblicke zeigte sein Gesicht zuerst unverfälschtes Entsetzen, dann nahm es den Ausdruck von Kränkung und Sarkasmus an.

„Na, Väterchen Pawel Matweïtsch, ich danke, erwartet habe ich es nicht. Ich bin ja natürlich weder Ihr Vater, noch Ihr Vormund und kann Ihnen nicht verbieten, sich umzubringen, wenn Sie diese Laune haben, aber ich wünsche auch nicht, das Geld für meine Besuche umsonst einzustecken. Sehen Sie sich nach einem anderen Arzte um, dann tanzen Sie, betrinken Sie sich, zechen Sie, fahren Sie in Troïkas herum, machen Sie Alles, was Sie wollen. Mit einem Worte, wie die Franzosen sagen „vogue le galère!"

„La galère," verbesserte sanft Maria Petrowna.

„Na, ich weiß schon nicht mehr: le oder la, aber Sie behandeln kann ich wirklich nicht mehr."

„O nein, Sie können es, Doctor," rief ich mit Ueberzeugung aus, „Sie können es jetzt besser, als je! Bringen Sie mich nach Hause, und machen Sie aus mir, was Sie wollen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich, wenn nöthig, sogar ein ganzes Jahr mein Haus nicht verlassen werde. Jetzt habe ich ja keinen Ort mehr, wo ich hinfahren könnte!"

5. April.

Es scheint, daß ich dieses Mal nicht zum Spaße erkrankt bin. Der Arzt runzelt die Stirn, verschreibt mir immer neue stärkende Arzneien und wirft mir jedes Mal die vergangene Woche gemachten Ausfahrten vor. Er nennt sie „einen Streich, für welchen man Kinder durchprügelt".

Der Arzt hat Recht. Es war wahrhaftig ein Streich nicht nur im medicinischen Sinne, sondern auch in jeder anderen Beziehung. Wie konnte ich auf irgend einen Erfolg rechnen? Und wenn nun Lydie eingewilligt hätte, was für ein Leben stünde mir bevor? Sagen wir, sie sei ein bezauberndes Kind .... aber ist es an mir, dieses Kind zu warten?

Mein ganzes Leben habe ich gesagt und gedacht, es gäbe kein Glück außer dem Familienleben. Viele liebe und anziehende Mädchen, mit denen dieses Glück möglich schien, sind mir auf meinem Lebenswege begegnet, und dennoch habe ich keine ernsten Versuche gemacht, es zu gründen. Ich schob es immer auf, wartete immer auf etwas Ungewöhnliches .... Nun habe ich es ja abgewartet! Der Grund dieser Saumseligkeit ist darin zu suchen, daß das Alter niemals in den Berechnungen meines zukünftigen Lebens Raum fand. Als mich im vorigen Jahre Jemand einen alten Junggesellen nannte, lachte ich ganz aufrichtig auf. Junggeselle — ja, aber warum denn ein alter?

Und jetzt, nachdem ich fast ein halbes Jahrhundert in platonischen Träumereien über das Familienleben zugebracht, habe ich an einem und demselben Tage zwei Heirathsanträge gemacht.

Wenn man meine Geschichte mit Lydie, wegen der Summe der Leiden, die ich dadurch ertragen, ein Drama nennen kann, so nenne ich den Zwischenfall mit Maria Petrowna tapfer ein Vaudeville zum Todtlachen. Ich habe nachher lange darüber nachgedacht, was mich wohl dazu bewogen haben könne, diesen unerwarteten komischen Schritt zu thun, und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich damit unbewußt Lydies letzten Auftrag hatte erfüllen wollen: „Heirathen Sie die Tante, thun Sie es, wenn auch nur um meinetwillen," sagte das naive Mädchen. Sie war daran gewöhnt, daß ich ihr zur Verfügung stand, und hatte mich zur Tante geschickt. Ich war daran gewöhnt, ihre Launen zu erfüllen, und ging auch zur Tante; diese hätte auch wohl auf meine Gründe gehört, wie es bis

jetzt immer der Fall gewesen, wenn ich nicht meine Sache dadurch verdorben hätte, daß ich in ihrer Einbildung das Bild Ossip Wassiliewitschs mit der Pfeife, den falschen Zähnen und den rohen Instinkten heraufbeschwor.

Wie dem nun auch sei, wenn mir schon Maria Petrowna einen Korb gegeben, wer wird mich denn überhaupt noch heirathen? Ich muß mich schon daran gewöhnen, mich als ewigen Junggesellen zu betrachten und die mir vom Schicksale noch beschiedenen Tage in bitterer Einsamkeit hinzuschleppen. Es giebt Menschen, die mit der vollständigen Einsamkeit Frieden schließen und sogar eine gewisse Genugthuung darin finden, aber es sind Menschen, die sich selbst zu sehr lieben, ich aber kann mich nicht lieben, weil ich eine zu schlechte Meinung von mir habe.

Wie soll man aber leben, wenn man Niemanden zu lieben und auf nichts zu hoffen hat? In meinem Dresdner Tagebuche habe ich einst den Gedanken ausgesprochen, daß jeder Mensch als Ersatz des persönlichen Glückes Trost in der Liebe zur Menschheit im Allgemeinen finden könne. Jetzt denke ich etwas anders über diesen Punkt.

Unter allen Redensarten, mit denen sich die Menschen einzulullen belieben, giebt es keine inhaltslosere und falschere als diejenige von der Menschenliebe. Ich verstehe, daß man die Gattin, die Kinder, den Vater, die Mutter, die Geschwister, Freunde und Bekannte lieben kann. Ich verstehe, daß man das Land, in dem wir geboren, lieben, und wenn das Vaterland sich in Gefahr befindet, man ihm sein Leben opfern kann. Ich verstehe, daß man nicht nur mit dem Verstande schätzen, sondern gewissermaßen auch mit dem Herzen fremde Leute, Ausländer lieben kann, wenn dieselben unseren geistigen Horizont erweitern, uns künstlerische Genüsse verschafft oder unsere Einbildungskraft durch irgend welche Thaten in den verschiedenen Lebenssphären erschüttert haben. Aber die ganze Masse der Menschen zu lieben, nur weil sie Menschen sind — ich zweifle, daß, wer es auch sei, ein solches Gefühl thatsächlich empfunden hat . . . Warum sollten die Chinesen meinem Herzen näher stehen als jene Mineralien, die in den Urwäldern Amerikas verborgen liegen? Wenn man noch eine negative Liebe, die darin bestehen müßte, den Chinesen weder Böses zu thun, noch zu wünschen, predigen würde, so wäre ich bereit, eine solche Liebe anzuerkennen. Aber ich wünsche ja auch den Mineralien nichts Böses: mögen sie ruhig im Schooße der amerikanischen Erde liegen, mögen auch die Chinesen ihr Leben im Gebiete ihres himmlischen Reiches genießen. Dieses Gebiet zu verlassen wünsche ich ihnen keinenfalls, denn wenn sie in großen Mengen Europa aufsuchen wollten, so wäre es nicht leicht, mit ihnen zu kämpfen.

Ich weiß nicht, warum Menschen mit einem weiten und geräumigen Herzen sich auf die Menschenliebe beschränken. Man kann ja die Liebessphäre noch mehr erweitern. Man kann ja in Entzücken gerathen vor Liebe zum ganzen Thierreiche, dann vor Liebe zum irdischen Planeten, dann vor Liebe zum Sonnensystem, endlich vor Liebe zur ganzen Welt. Ich verstehe

keine solche allumfassende Liebe. Möge derjenige das Weltall lieben, dem es darin wohl ergeht!

9. April.

Es wird mir immer schlimmer und schlimmer. Jetzt kommen schon statt eines Arztes deren zwei zu mir. Fedor Fedoritsch hat mir seinen Freund Anton Antonitsch, einen „Specialisten", gebracht. Dieser Anton Antonitsch ist eben so mager und düster, wie Fedor Fedoritsch lebhaft und gewandt ist. Was ich eigentlich für eine Krankheit habe, sagen sie mir nicht, eine ganze Stunde haben sie aber über mich auf lateinisch gesprochen, indem sie ganz ungezwungen mit ihren Fingern auf mich wiesen. Ich finde es äußerst unzart und von ihrem Standpunkte aus sehr unvorsichtig. Sie sind natürlich davon überzeugt, daß mir von der ganzen lateinischen Sprache nur zwei Worte bekannt sind und zwar: Omnibus und Kaptenarmus*); ich weiß aber etwas mehr, als sie glauben, und einer von meinen Kameraden vom Korps gilt für einen der besten Lateinkenner Europas.

Die direkte Folge von Anton Antonitschs Erscheinen war eine vierte Arznei, die kräftigendste von allen. Das erste Mal wirkte sie gut, und ich habe ihr zu verdanken, daß ich meine Aufzeichnungen vornehmen kann, was mir in den letzten Tagen wegen der ungemeinen Schwäche nicht möglich war. Die Aufzeichnungen bilden jetzt meine einzige Lebensfreude, alles Uebrige ist mir verboten. Es ist gut, daß Fedor Fedoritsch nichts davon ahnt, sonst würde er mir natürlich verbieten, zu schreiben.

Er hat mir thatsächlich Alles verboten. Ich darf weder trinken, noch essen, noch rauchen, noch lesen, noch Bekannte empfangen. Der zweite Arzt sagte mir sogar ganz traurig:

„Versuchen Sie weniger zu denken." Uebrigens ist es bei Schlaflosigkeit recht schwer.

Maria Petrowna wird durch besondere Protektion des Arztes zu mir hereingelassen. Leider hat sie mich gestern im Schlafrocke gesehen und hat dabei wahrscheinlich wieder an ihren Ossip Wassiliewitsch d'impérissable mémoire gedacht.

Es ist seltsam, daß die Frage über den Tod mich seit meinen ersten Kinderjahren interessirt hat. Ich empfand damals die abergläubischeste Furcht bei dem Gedanken. Der Tod eines mir im Geringsten bekannten Menschen beraubte mich auf Tage des Appetits und des Schlafes. Dann verschwand diese Furcht, aber es vergingen viele Jahre, ehe ich mich mit dem übrigens ziemlich verbreiteten Gedanken vertraut machte, daß alle Menschen sterben werden; die Bösen und die Guten, die Armen und die Reichen, die Alten und die Jungen. Es ist dies die einzige Gleichheit, die die Menschen haben erreichen können. Vom Gedanken, daß alle Menschen sterben werden, bis

*) Auf russisch: Zeughauswärter.

zu demjenigen: „Auch ich werde sterben,“ ist noch eine große Entfernung. Bis zu diesem letzten Gedanken bin ich erst gestern angelangt.

Ich kann nicht sagen, daß ich mich sehr vor dem Tode fürchte. Ist es denn der Mühe werth, sich zu fürchten, da dasselbe Schicksal die sich Fürchtenden und nicht Fürchtenden erwartet? Ich hatte einen Kameraden, der eine große Angst davor hatte und welcher die Regelmäßigkeit seines Lebens bis zu der äußersten Grenze gebracht hatte. Niemals aß er einen überflüssigen Bissen bei Tische, niemals blieb er überzählige fünf Minuten vor dem Schlafengehen sitzen. Die Entfernung der verschiedenen Eckchen seines Gartens war ganz genau abgemessen, und bei seinem Morgenspaziergange stieß er sogar mit dem Fuße an eine alte Linde, die am Rande einer Allee stand, als Beweis dafür, daß er eine bestimmte Anzahl Schritte gegangen war. Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln starb er vor seinem vierzigsten Jahre. Meine Tante Awdotja Markowna machte sich immer lustig über seine beständige Angst.

„Nun, ist es denn nicht dumm, eine solche Angst zu haben?“ sagte sie in ihrer ungenirten Art. „Wenn man von Moskau nach Petersburg fährt, so zieht man sich aus und legt sich im Waggon schlafen und wird in Petersburg wach. Der Tod ist dasselbe, hier schlafen wir ein und werden irgend wo anders wach.“

Awdotja Markowna selbst fürchtete sich vor nichts, übte gar keine Vorsichtsmaßregeln und wurde fünfundachtzig Jahre alt. Aber auch sie starb wie zufällig.

Die Menschen, die ihre Furcht vor dem Tode verheimlichen wollen, sagen, daß sie nicht der Tod, aber die vorangehenden Leiden erschrecken. Sie lieben es, den bekannten Ausspruch zu wiederholen: „ce n'est pas la mort, qui m'effraye, c'est de mourir“. Es ist aber ein ganz unbegründeter Kunstgriff. Die Leiden entstehen nicht durch den Tod, sondern durch Krankheiten, die zuweilen gar nicht mit dem Tode enden. Viele Aerzte haben es mir gesagt, ich habe es selbst bei dem Ableben meines einzigen, zärtlich geliebten Bruders wahrgenommen. Einige Stunden vor dem Tode wurde sein Athem regelmäßiger, sein Gesicht ruhiger, so daß, wie ich mich erinnere, ein Hoffnungsstrahl in mir aufstieg. Im Augenblicke des Todes richtete er auf mich einen erstaunten, fragenden Blick. Auch nach dem Tode, bis ich ihm die Augen schloß, behielt sein Gesicht denselben Ausdruck. Ich wollte ihn gern fragen: „Worüber wunderst Du Dich, mein armer Sascha? Bist Du über das, was Du gesehen, erstaunt, oder wunderst Du Dich darüber, daß Du nichts gesehen hast?“

Ich bin ein gläubiger, aber nicht genügend gläubiger Mann. Ich habe die wichtigsten Werke der Materialisten gelesen, aber auch die haben mir nicht genug Glauben eingeflößt. Ich habe mich davon überzeugt, daß sich trotz aller Lehren und Bücher in der Tiefe der menschlichen Seele der Gedanke birgt, unser Dasein könne nicht aufhören. Es ist dies eine innere,

unbestimmte und leise, aber lebende Stimme: sie wird leicht durch Beweisgründe des Geistes und der Wissenschaft übertönt, vernichten kann man sie nicht. Zuweilen wird sie lauter, und die Menschen gehorchen ihr unbewußt, fast gegen ihren Willen. Warum gehen wir auf Begräbnisse und Panihidas*)? Ich spreche nicht von jenen weltlichen Panihidas, die man der Verwandten des Verstorbenen wegen, zuweilen sogar einfach als Zerstreuung besucht. Eines Tages war Maria Petrowna sehr betrübt, den Tod einer ihrer Freundinnen nicht bei Zeiten erfahren zu haben, da sie deshalb nicht auf der Panihida hatte sein können. Ich versuchte sie zu beruhigen, indem ich ihr sagte, sie könne es ja noch am nächsten Tage thun.

„Oh, c'est bien autre chose," gab Maria Petrowna naiv zu, „la première panihida est toujours plus animée."

Aber Jeder von uns ist mal auf der Panihida eines einsamen Mannes gewesen, der keine Verwandte besaß und wo wir nicht hoffen durften, wen es auch sei, zu treffen. Ich zwang mich, hauptsächlich solche Panihidas zu besuchen, indem ich mir sagte, ich sei verpflichtet, die letzte Ehre zu erweisen ... wem? Einem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, ist abgeschmackt, weil er es nicht sehen wird. — Aber das ist ja die Sache, daß die innere Stimme mir sagte, daß der Verstorbene es sehen und schätzen würde.

Noch lauter spricht diese Stimme, wenn ich an die eigene Panihida denke. Ich stelle mir lebhaft das ganze Bild vor, sehe die Eintretenden, höre ihre Gespräche, bemerke die Abstufungen der Aufrichtigkeit oder Gleichgiltigkeit auf diesem oder jenem Gesichte. Nur eine Sache kann ich mir nicht ausdenken: woher ich das Alles sehen werde?

Dieses „woher" bildet jenes Räthsel, über dessen Lösung die Menschen sich gequält haben und es ewig thun werden. Hochentwickelte und vollständig unentwickelte. Hamlet sagt:

Sterben — heißt einschlafen.

Einschlafen . . . vielleicht träumen, aber wie? Das ist die Frage!

Awdotja Markowna, die wahrscheinlich Shakespeare niemals gelesen, brauchte denselben Vergleich, nur drückte sie ihren Gedanken deutlicher aus.

Es ist bemerkenswerth, daß die Wissenschaft, die ein für alle Mal entschieden hat, es würde nichts nach dem Tode geben, sich dennoch zuweilen Mühe giebt, wenigstens eine Ecke des das große Geheimniß verhüllenden Vorhanges zu lüften. Warum lassen sich viele bekannte Gelehrte durch den Spiritismus hinreißen? Was interessirt sie bei den spiritistischen Sitzungen? Sollten es die Kunststücke allein sein?

Vom Spiritismus gingen meine Gedanken naturgemäß zu den Verstorbenen über. Ich nahm in meinem Geiste lange Zeit alle mir nahe-

*) Panihida — nennt man die Todtengebete, die in der russischen Kirche während drei Tagen Morgens und Abends am offenen Sarge des Verstorbenen im Sterbehause gelesen werden und zu denen sich Verwandte und Bekannte desselben versammeln.

stehenden Menschen durch und entdeckte, daß die Mehrzahl von ihnen im Grabe sei. Nun was thut's, auch für mich ist es Zeit, sie aufzusuchen.

Nur möchte ich bei voller Besinnung sterben, wissen, daß es mit mir zu Ende geht, und zum letzten Male mich aufmerksam beobachten. Kaum wird sich wohl dieser Wunsch erfüllen. Ich werde wahrscheinlich zu einer Zeit sterben, wo man mir die Versicherung geben wird, ich sei fast gesund. Wozu ist diese klägliche Komödie, diese letzte ziellose Lüge nothwendig?

12. April.

Die Sache ist augenscheinlich der Entscheidung nah. Mein Kopf ist noch ziemlich frisch, aber die Kräfte sinken täglich, die Schmerzen werden Nachts unerträglich. Ich habe mich kaum bis zum Schreibtische schleppen können, und die Hand hält nur mühsam die Feder fest. Heute früh rieth mir Maria Petrowna, zu beichten und das Abendmahl zu nehmen, und Fedor Fedoritsch machte den Vorschlag, mehrere Aerzte zur Konsultation zu versammeln. Ich willigte natürlich in das Eine und das Andere ein. Beide versicherten mir dabei, daß ich außer Gefahr sei, und daß sie diese Maßregeln nur zu meiner persönlichen Beruhigung vorschlügen. Nach ihrem Weggehen überbrachte man mir mehrere Visitenkarten. Auf einer davon las ich: Gräfin Helene Pawlowna Sawolska. Schon diese Karte allein — ist mein Todesurtheil. Helene Pawlowna wäre für nichts in der Welt zu mir gekommen, wenn auch nur die geringste Hoffnung auf Wiederherstellung vorhanden wäre. Ihr Besuch ist weiter nichts, wie eine Versöhnung in extremis.

Jetzt ist es Zeit, den Nekrolog in Angriff zu nehmen.

Es lebte einmal in der Welt ein Mann, den die Bekannten Pawlik Dolsky nannten. Er verübte im Leben nichts besonderes Böses, aber auch Gutes hatte er nicht viel an sich. Er war, um bei der Wahrheit zu bleiben, ein ziemlich nichtssagender Mensch. Dennoch nahm er als Mensch seinen bestimmten Platz ein, sein Hirn arbeitete, sein Herz schlug heiß und heftig. Er durchdachte und durchfühlte Vieles, wünschte und hoffte oft, litt und irrte noch öfter. Sein Hauptunglück bestand darin, daß er nichts that und sich zu lange für jung hielt. Und da, als er sich vom Gegentheil überzeugte und den Wunsch empfand, sein Leben etwas vernünftiger zu gestalten, sagte man ihm: „Nein, jetzt ist es zu spät. Du wirst nicht mehr weder lieben, noch denken, noch hoffen, noch wünschen, noch irren. Für Deine früheren Vergehen kannst Du vielleicht noch zum Schlusse leiden, aber auch nicht lange. Und danach wirst Du verschwinden." Ich weiß nicht, wie die Anderen darüber denken, aber ich bedauere diesen armen Pawlik, den man, ohne ihn nach seiner Zustimmung zu fragen, in Gottes Welt geschickt hat und den man, ohne jede Schuld seinerseits, wieder zurücktreibt.

5. Juli.

Nun ist es schon einen Monat her, daß man mich noch sehr Schwachen und wie durch ein Wunder vom Tode Geretteten nach Wassiliewka gebracht hat. Jener Tag, an welchem ich die letzte Seite in meinem Tagebuche schrieb, war der letzte, an dem ich noch bei Besinnung war. Ich erinnere mich wie in einem Traume, daß mein Beichtvater Wassili zu mir kam nnd daß ich inbrünstig betete. Dann weiß ich noch, wie mir unbekannte Leute hereinkamen, wie sie mich vollständig entkleideten, wie sie sich über mich stritten und wie einer von ihnen, der Aelteste und Kahlköpfigste, sich ärgerte und Fedor Fedoritsch anschrie. Ab und zu kam ich zu mir, und beim Scheine einer Lampe sah ich immer Maria Petrowna vor mir, die mir die Arzenei reichte. Nur war es nicht die mir bekannte Maria Petrowna, sondern eine andere. Ich wollte sie immer fragen, warum sie so bleich und mager geworden sei, hatte aber nie Zeit, es zu thun. Kaum hatte ich die Arzenei eingenommen, so verschwand sie wieder, nur das Geräusch ihrer leisen Schritte erscholl auf dem Teppiche, und ich versank wieder in Bewußtlosigkeit. Jetzt ist es mir sogar schwer mir vorzustellen, wie lange dieser Zustand anhielt. Ich wurde eines Morgens wach, die Lampe mit dem Schirme war nicht da, die helle Sonne schien durch die Fenstervorhänge. Ich richtete mich auf: leichte Schritte erklangen auf dem Teppiche.

„Maria Petrowna, sind Sie es?“ fragte ich, meine Augen reibend.

„Nein, ich bin nicht Maria Petrowna,“ sagte eine kleine magere Frau mit einem sanften, sympathischen Gesichte und näherte sich meinem Bette, „ich bin die barmherzige Schwester, Sie haben mich aber stets Maria Petrowna genannt — fahren Sie nur so fort, es ist ja gleichgiltig.“

„Und wie heißen Sie denn?“

„Ich will es Ihnen später sagen, jetzt dürfen Sie nicht sprechen. Nehmen Sie Ihre Arzenei und schlafen Sie ein.“

Dabei nahm die kleine Frau sehr geschickt das obere Kissen weg, legte ein anderes an dessen Stelle, und ich weiß noch bis jetzt, wie süß ich einschlief, indem ich auf dieses Kissen zurückfiel.

Von diesem Tage an begann meine Genesung. In den seltenen Augenblicken, während deren ich in meiner Krankheit denken konnte, wußte ich genau, daß ich im Sterben lag, dieser Gedanke jedoch betrübte mich nicht besonders, aber jeder neue Fortschritt meiner Genesung erfüllte mein Herz mit unbeschreiblicher Freude. Das erste Gespräch mit Anna Dmitriewna — so hieß die barmherzige Schwester — die erste Tasse Thee, die man mir zu trinken erlaubte, der erste Strom frischer Frühlingsluft, als man mir gestattete, das Fenster zu öffnen, das Alles war für mich eine ganze Reihe Festtage. Unter den unerbrochenen, auf meinem Schreibtische liegenden Briefen fand ich einen von Helene Pawlowna, der mir den Zweck ihres Besuches erklärte. Sie schrieb, da ihr das Andenken ihres ersten Mannes heilig sei, so bäte sie mich, ihr Alëschas Briefe zum Lesen zu überlassen

und seine Bilder ihr zu schicken. Zum Schlusse fügte sie hinzu, daß, wenn wider Erwarten sich auch Briefe von ihr bei mir finden sollten, so bäte sie, dieselben denen ihres Mannes beizulegen. Auf dieses, wenn auch trockene, so doch sehr höfliche Schreiben antwortete ich mit dem herzlichsten Briefe. Ich bat Helene Pawlowna, mir zu verzeihen, wenn mein früheres Benehmen ihr gegenüber ihren Zorn verdient, gab ihr mein Wort — was auch der Wahrheit entsprach — daß ich keinen von ihren Briefen behalten, und legte in den Umschlag die „prophetische Gruppe" hinein, als einziges Denkmal der Vergangenheit. Nach zwei Stunden wurde mir ein Fetzen graues Papier gebracht, auf welchem ich folgende, mit einer großen unförmlichen Handschrift hingeworfene Zeilen las: „Den Brief und die Sendung des Herrn Dolsky hat die Gräfin Helene Pawlowna Sawolska empfangen, was ich auf Befehl Ihrer Durchlaucht bescheinige. Der Haushofmeister Jakob."

Wenn Helene Pawlowna an dem Tode ihres Gatten unschuldig ist — ich zweifle immer mehr an ihrer Schuld — so bin ich natürlich furchtbar schuldig ihr gegenüber. Ihr Zorn ist begreiflich, nur meine ich, daß nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts sich derselbe hätte etwas abkühlen und mildern können. Jedenfalls freue ich mich, daß mit der Rücksendung der prophetischen Gruppe Alles oder wenigstens fast Alles verschwunden ist, was ich von diesem schweren Lebensabschnitte noch übrig hatte. Geblieben sind die Gewissensbisse, die man nirgendwohin zurückschicken kann.

Der Briefwechsel mit Helene Pawlowna war der einzige dunkle Punkt auf dem hellen Grunde der letzten zwei Monate. Meine freudige Stimmung wuchs mit jedem Tage und erreichte ihren Höhepunkt, als man mich nach Wassiliewska brachte. Aus diesem alten, im Grün der Linden und Pappeln verschwindenden Hause, aus diesem enormen, verwilderten Garten, von dem man einige Parks hätte herausschneiden können, wehte mir die unvergeßliche Zeit der hellen, reinen Kindheit entgegen. Ich kam in Wassiliewska Nachts an. Als ich am anderen Morgen aufwachte und auf den Balkon trat, vor welchem ein ganzer Wald Rosensträucher blühte und duftete, und als meine alte Pelageja Iwanowna mir den Kaffee in einer großen, blauen Tasse mit darauf gemalten Schäfern hinausbrachte, fühlte ich, daß die Last der schweren Jahre von mir genommen wurde. Unterwegs hatte ich noch ab und zu eine große Schwäche verspürt, die Heimat gab mir die früheren Kräfte auf einmal wieder. Ich ging um das Haus herum und lief leichtfüßig die Treppe zu dem Zimmer hinauf, das ich als Kind mit meinem Bruder getheilt hatte. Dieses Zimmer hat sich fast garnicht verändert. Der große schwarze, mit dem Federmesser ganz zerschnittene Tisch nimmt wie ehedem die Ecke zwischen den Fenstern und dem Ofen ein; unsere Kinderbetten stehen immer noch nebeneinander. Nur die Tapeten sind gerissen und die Fenstervorhänge verschossen. Ich öffnete das große Fenster, an welchem ich einst stundenlang gesessen, nachdenklich den Saum des alten, finsteren Waldes, der rechts vom Wege sich dunkel abhob, betrachtend. „Jetzt ist der Wald

abgeholzt, statt seiner schlängelt sich, einem blauen Bande gleich, der Fluß, der früher hinter den Bäumen nicht sichtbar gewesen war. Die Aussicht ist vielleicht schöner geworden, aber ich vermisse doch den alten, ausgehauenen Wald, und bei dem bekannten Anblicke der verfallenen alten Küche wandte ich mit Freuden den Blick nach links. Ich war ungefähr zehn Jahre alt, als man eine neue, steinerne Küche baute, aber neben ihr bleibt die halbverfaulte hölzerne aus irgend welchem Grunde unantastbar stehen. Ich freute mich auch darüber, daß der längst mit Erde vollgeschüttete Brunnen sowie die lange Stange am Eingange zu dem Obstgarten erhalten geblieben waren. Man setzte damals eine Vogelscheuche in schwarzem Kleide darauf, um die Raben zu erschrecken, aber Sascha und ich fürchteten uns mehr vor derselben als die Vögel . . .

Ein ganzer Monat verstrich unmerklich. Ich hatte die Absicht gehabt, einzelne Nachbarn zu besuchen, aber jedes Mal verschob ich die Fahrt auf den nächsten Tag. Es thut mir einfach leid, mein stilles Leben zu unterbrechen, — dieses erinnerungsreiche, mit einsamen Gedanken erfüllte Leben. Ich gehe vollkommen in der Vergangenheit auf. Ich habe meine alten Briefe, die ich im Laufe von dreißig Jahren meiner Mutter geschrieben, hier aufgefunden, bei dem Lesen derselben verbringe ich gewöhnlich den ganzen Morgen. Ueber jeden einzelnen denke ich lange nach, ich lese nicht nur die geschriebenen Worte, sondern ich entdecke auch zwischen den Zeilen das, worüber ich geschwiegen hatte. Ganze Abschnitte meines früheren Lebens erstehen vor mir auf, ganze Reihen von Menschen schreiten an mir vorüber mit ihren hellen und dunklen Seiten. Diese dunklen Flecken auf den mir nahestehenden Menschen quälten mich nicht wenig in meinen jungen Jahren; jetzt betrachte ich dieselben ruhiger, weil ich sie besser verstehe, und verstehen heißt nach Shakespeares erhabenem Ausspruche — vergeben.

Meine einzige Zerstreuung sind endlose Gespräche mit Pelageja Iwanowna, aber auch diese Gespräche gehören ausschließlich der Vergangenheit an. Sie ist schon über achtzig Jahre alt; sie war aus dem Dorfe als Amme für meine Mutter genommen worden, und seit der Zeit ist sie im Hause geblieben. Sie wurde stets als Familienmitglied betrachtet, hat meine beiden Großväter genau gekannt, und ihre Erzählungen erklären mir Manches in meinem eigenen Charakter und Leben. Von der einst zahlreichen Familie bin ich der einzig Ueberlebende.

„Nur um Deine Gesundheit bete ich jetzt, — sagte mir eines Tages Pelageja Iwanowna und für alle Anderen, wenn ich an irgend Einen denke, muß ich sagen: „Gott, schenke Ruhe der Seele Deines verstorbenen Knechtes.“

Gestern fiel mir dieses Heft in die Hände, ich las meine Aufzeichnungen durch, und merkwürdigerweise stehen meine vor dreißig Jahren geschriebenen Briefe meiner Seele näher als diese im vorigen Jahre begonnenen Seiten. Eine vollkommene geistige Wiedergeburt hat sich in den letzten zwei Monaten

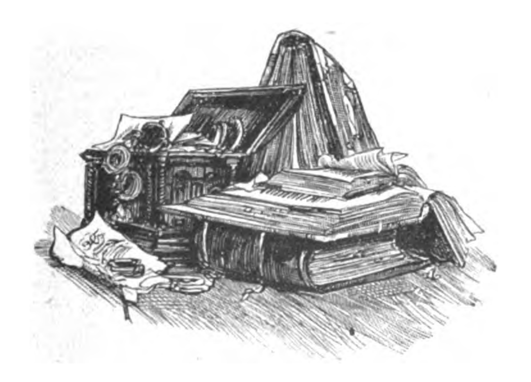
mit mir vollzogen. Unter Anderem habe ich mich am Anfange dieser Aufzeichnungen gefragt: bin ich ein glücklicher Mann gewesen? und konnte diese Frage nicht beantworten. Jetzt antworte ich bestimmt: Ich war viele Jahre hindurch unglücklich, dafür bin ich jetzt vollkommen glücklich. Vielleicht waren meine Betrachtungen über die Liebe zur Menschheit logisch, aber es ist nicht immer Alles richtig, was logisch ist. Ich kann nicht genau bestimmen, was ich eigentlich liebe: die Menschheit, den Planeten oder das Sonnensystem .... Ich weiß nur das Eine, daß ich das Leben in seinen sämmtlichen Aeußerungen liebe, selbst den Gedanken liebe, daß ich auf der Welt bin.

Heute ist ein sehr heißer Tag, so heiß, wie wir in diesem Jahre noch keinen gehabt haben. Mich hat die Faulheit übermannt, ich mochte weder lesen, noch denken, ging in den Garten hinunter und legte mich in den Schatten eines mächtigen Ahorns hin. Ueber mir, zwischen den Ahornblättern leuchtete der wolkenloseste Himmel durch, um mich herum herrschte die tiefste Stille. Alles, was nur konnte, hatte sich vor der Hitze geflüchtet, Alles schlief: die Menschen, die Hunde, die Bäume. Nur die Schwalben durchschnitten lautlos die Luft, über meinem Kopfe kreisten schweigsam winzige Fliegen, und ab und zu drangen bis zu mir das Plätschern des Wassers und das Geschrei der im Flusse badenden Kinder. Dann wurden auch sie still. Vom allgemeinen Beispiele angesteckt, begann auch ich zu schlummern, wurde aber durch das Erscheinen einer neuen Persönlichkeit geweckt. Einige Schritte von mir entfernt stand ein großer Hahn und betrachtete mich aufmerksam. Er krähte zwei Mal gebieterisch und scharf auf, gerieth über etwas in Unzufriedenheit, wandte sich geärgert ab und ging fort, vorsichtig mit seinen feinen Beinchen auf den Rasen tretend, ganz wie ein hauptstädtischer kleiner Stutzer, der zufällig auf's Land gerathen und seine Lackschuhe zu beschmutzen fürchtet .... Dieser Hahn war wie mit Absicht erschienen, um meinen unzeitigen Schlaf zu verscheuchen und mich zum Genusse, d. h. zum Leben zurückzurufen. „O Gott — dachte ich, indem ich in einen verzückten Zustand gerieth — wie sollte ich Dir nicht danken? Ich war schon zum Tode verurtheilt, und wäre kein Wunder an mir geschehen, so läge ich jetzt im Grabe, ohne diese Sonne, diesen Schatten, diese Stille zu genießen. Der Hahn hätte eben so laut an meinem Grabe krähen können, aber ich hätte seinen Schrei nicht gehört. Selbstverständlich weiß ich, daß die Stunde nicht mehr fern ist, aber ich muß auch für diese Frist dankbar sein und sie nach Möglichkeit ausnützen. Was mir jetzt auch zustoßen möge, ich kann nicht das Geringste fürchten. Wenn ich mein ganzes Vermögen verlieren und zu den schwersten Arbeiten verurtheilt würde, wenn ich das Leben eines obdachlosen Bettlers führen müßte, auch dann könnte ich nicht murren. Es ist immerhin besser, auf der nackten Erde als unter ihr zu schlafen. Feinde kann ich gar keine haben; es giebt keine Kränkung, die ich nicht im Stande

wäre zu verzeihen. Ich glaube, ich habe Niemanden im Leben so gehaßt wie Mischa Koselsky, aber auch an ihn denke ich jetzt ohne jede Bitterkeit. In ungefähr drei Wochen werde ich zu Maria Petrowna auf ihr Gut fahren und den Rest des Sommers bei ihr zubringen. Dort wird Ende August Lydies Hochzeit gefeiert werden, und ich habe ihr versprochen, ihr Brautführer zu sein. An dieses liebe Kind kann ich nicht ohne Rührung denken, obgleich das Ungeheuer der Verliebtheit vollständig in mir eingeschlafen ist. Hoffentlich wacht es nicht wieder auf. Dieser Tage schrieb mir Lydie: „Ich werde es aber doch durchsetzen, und nach meiner Hochzeit werde ich unbedingt die Tante überreden, Sie zu heirathen" . . . . Mir ist das Alles gleichgültig!

Wenn jeder Mensch auch nur ein Mal in seinem Leben dasselbe wie ich durchmachen könnte, d. h. deutlich fühlen, daß er mit einem Fuße schon im Grabe gestanden, so würde jede Feindschaft unter den Menschen aufhören. Das menschliche Leben ist in so enge Rahmen der Unwissenheit und Schwäche gezwängt, es ist so dem Zufall unterworfen, schwankend und von so kurzer Dauer, daß es einfach komisch ist, es noch durch unsinnige Feindschaft zu verbittern . . . . Welche unbegreifliche Dummheit — der Krieg doch ist! Wie können sich die Menschen entschließen, einander zu vernichten? Die Menschheit hat nur einen wahren Feind: den Tod. Mit diesem Feinde zu kämpfen ist unmöglich, aber es ist auch nicht nöthig, ihm zu Hülfe zu kommen.

Und wenn nun diese Ablehnung des Kampfes und dieser liebreiche Herzensdrang keine Beweise meiner geistigen Wiedergeburt wären, sondern nur die untrüglichen Zeichen der nahenden greisenhaften Erweichung? Nun, auch damit muß man sich dann abfinden. Es ist jetzt Zeit, aufzuhören, Pawlik zu sein, — Pawel Matweitsch zu werden und ruhig das Alter mit dessen sämmtlichen Folgen hinzunehmen. Ach du Alter, Alter!!





Eine Mutter.

Novelle

von

Paul Anders.

— Berlin. —

I.



n seinem mit Bildern, Teppichen und alterthümlichen Gegenständen überreich ausgestatteten Arbeitszimmer saß der Maler Felix Dellinger vor einem Reißbrett und zeichnete. Mit seinen blauen Augen und dem vollen blonden Haar würde er das Urbild eines Germanen abgegeben haben, wenn nicht eine gewisse Müdigkeit und ein weichlicher Zug die Männlichkeit beeinträchtigt und darauf hingedeutet hätten, daß dieser breitschultrige Mann ein moderner Gesellschaftsmensch und ein Freund der Frauen war. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf das junge Mädchen, das mit aufgelöstem Haar — es war so blond wie das seinige — ihm gegenüber stand und das feine Profil ihm zuwandte. Hin und wieder zuckten die runden Schultern, und die Hand fuhr über das Gesicht, um ein Thränlein zu trocknen.

„So hör' schon auf," sprach Frau Ludmilla, „und laß das alberne Weinen! Die Wahl Deiner Kostüme mußt Du mir schon überlassen. Wenn Du sie bezahlen müßtest, wär's was Anderes. Aber so lange wir Dich ernähren müssen —"

„Lula!" sagte Felix, mehr bittend als vorwurfsvoll.

„Nun ja: es ist doch auch ärgerlich. Man thut für sie alles Mögliche, obgleich sie Einen eigentlich nichts angeht, und nun ist sie noch obendrein undankbar und heult, wie nicht gescheidt."

Maria, die bereits still geworden war, fing von Neuem an zu weinen.

„Da hast Du's!" rief Felix mißmuthig und warf den Bleistift auf den Tisch; „dabei soll man nun zeichnen. Erst stand sie so hübsch ruhig. Eins von Beiden geht nur: entweder sie steht Modell, oder Ihr sucht Blousen aus. Beides zusammen —"

„Aber Männchen!" lachte Ludmilla; „Du bist ja so heftig! Ist das ein Mann!"

„Nimm's mir nicht übel," grollte Felix; „aber ich finde das rücksichtslos von Dir. Wenn ich arbeite, dann muß ich Ruhe haben. Glaubst Du: es macht mir Spaß, für das Schundbuch ein Titelblatt zu malen? Maria, so weine doch nicht mehr! Ich lege die paar Mark zu: dann kriegst Du die blaue Blouse."

„Nein, sie behält die graue," bestimmte Ludmilla: „Du willst sie wohl noch in ihrem Eigensinn bestärken? Das Theuerste ist ihr gerade recht. Nun: ich bin für billige und gute Sachen."

„Mein Gott, die paar Mark —", brummte Felix.

„Ich will auch gar nicht mehr die blaue," schluchzte Maria. „Ich wußte doch nicht, daß sie so viel kostet."

Sie sah verschüchtert auf den Stuhl, wo das Packet mit den Blousen lag.

„Es ist nur, weil mir blau besser steht zu meinem Haar; die graue ist so pluderig: man sieht wie verwachsen drin aus."

„Das verstehst Du nicht. Auf meinen Geschmack kannst Du Dich schon verlassen. Ich habe für ganz andere Leute Sachen ausgesucht. A propos, Männchen: um Eins wollte mich Dr. Käswurm abholen. Er bat mich, ihm für seine neue Wohnung einen Teppich auszusuchen. Er versteht das nicht so; Du weißt: ich bin Kenner."

„So? Dr. Käswurm?" fragte Felix mit einem Ausdruck von Verdrossenheit. Er hatte zwar längst aufgehört, eifersüchtig zu sein; aber er konnte sich doch, so oft ein neuer Kurmacher in die Erscheinung trat, eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren: dieser beständige Wechsel ihrer männlichen Umgebung hatte etwas Beunruhigendes für ihn.

„Wer ist denn eigentlich dieser Käswurm?"

„Aber Männchen! Das weißt Du nicht? Er ist doch unser erster Theater-Recensent."

„Was Du sagst!"

„Aber ich habe Dir doch schon früher von ihm erzählt."

„Kein Wort."

„Dann hast Du es eben wieder vergessen. Er ist ein sehr bedeutender Mensch. Er sagte mir: er habe in seinem Leben noch keine so geistvolle Frau kennen gelernt wie mich."

Felix schwieg. Ludmilla nähte an einem Unterrock und that von Zeit zu Zeit einen Schluck aus der vor ihr stehenden Kaffeetasse. Sie schien noch nicht lange auf zu sein. Ihr Haar war nicht gemacht, die rothe Farbe

noch nicht erneuert; sie hatte einen blauen, schmutzigen Morgenrock an; sie sprach heiser und sah so aus, als ob sie in die Nacht hinein geschwärmt hätte; auch schien sie die Strapazen des Aufstehens, obwohl es bereits Zwölf geschlagen hatte, noch nicht überwunden zu haben.

Es klingelte. Sollte es bereits Dr. Käswurm sein? dachte Ludmilla beunruhigt: in diesem Zustande konnte der viel gefeierte Stern der Gesellschaft schwerlich einem Manne gefährlich werden. Zum Glück war es ein Anderer. Das Dienstmädchen klopfte und meldete: Herr Referendar Helden. Maria fuhr zusammen und wollte ins Nebenzimmer flüchten.

„Hab' Dich nicht so," schalt Ludmilla. „Hermann hat schon öfters Mädchen mit aufgelöstem Haar gesehen."

„Guten Tag, Mama," sagte der Eintretende, der mehr den Eindruck eines Schauspielers als eines Juristen machte und dessen bartloses, schönes Gesicht an einen antiken Römerkopf gemahnte. Er wollte weiter sprechen; aber das Wort erstarb ihm im Munde, als er das junge Mädchen erblickte.

„Maria!" rief er mit dem Ausdruck freudigster Ueberraschung. Er blieb wie festgewurzelt stehen und starrte nur immer das Mädchen an, welches seinen Blick strahlenden Auges erwiderte, während sich die bleichen Wangen rosig färbten.

„Schade, daß ich meinen Apparat nicht hier habe," sagte Felix trocken; „die Gruppe müßte photographirt werden."

„Guten Tag, Onkel Felix," sprach Hermann, ohne den Blick von Maria zu wenden, und reichte ihm die Hand.

„Willst Du mir nicht auch die Hand geben?" fragte Ludmilla mit Strenge. „Formen hast Du angenommen: da hört Alles auf. Man merkt, daß Du nicht unter meiner Leitung stehst. Ueberhaupt: weshalb läßt Du Dich gar nicht blicken? Was soll das heißen?"

„Habe zu thun, Mama."

„Was Du schon zu thun hast. Wenn man Zeit haben will, dann hat man Zeit. Aber Du hast eben kein kindliches Gefühl."

„Du bist doch nie zu Hause, Mama."

„Wer sagt das? Das hat Dir gewiß mein lieber Bruder eingeblasen."

„Das hat mir Niemand eingeblasen. Ich sehe es doch. Wenn man des Morgens kommt, bist Du gewöhnlich noch nicht zu sprechen. Mittags bist Du in der Stadt und Abends im Theater oder in Gesellschaft."

„Frechheit! Ich verbitte mir Dein vorlautes Wesen. Felix: sind wir nicht immer zu Hause gewesen in den letzten Tagen?"

Felix war gewohnt, von seiner Frau zum Eideshelfer für kleine und große Unwahrheiten aufgerufen zu werden. Er bestätigte denn auch Alles, was sie sagte, da ihm der häusliche Friede mit einer kleinen Lüge nicht zu theuer erkauft schien. So log er denn auch jetzt, ohne von seinem Reißbrett aufzusehen:

„Jawohl: wir waren in den letzten Tagen immer zu Hause."

„Famos, Onkel Felix!“ sprach Hermann und sah dem Maler über die Schulter. „Büßende Magdalena oder so was, nicht?“

„Oder so was ist richtig,“ war die Antwort. „Die Nonne vor dem Kreuz. Ein Titelblatt zu einem Buch von der Roski. Das Titelblatt ist Schund. Aber das macht nichts: das Buch ist auch Schund.“

„Maria,“ sprach Hermann; „mein Kompliment! Sie sind ja wie geschaffen zur Nonne!“

Dellinger lachte. Ludmilla erhob sich und erklärte: sie müsse sich anziehen; es sei die höchste Zeit; sie dürfe den Dr. Käswurm nicht warten lassen.

„Dann will ich mich nur gleich verabschieden,“ sagte Hermann, „habe ein Urtheil zu bauen, ein langes Ding. Adieu, Mama.“

Er gab ihr flüchtig die Hand und schickte sich, als sie das Zimmer verlassen hatte, zum Gehen an. Maria steckte sich eilfertig das Haar auf.

„Was heißt das?“ sprach Dellinger erstaunt; „ich denke: heute hast Du länger Zeit? Du sagtest doch —“

„Nein, Onkel, ich — ich habe mich geirrt. Meine Wirthin ißt heute früher als sonst, und — und bis nach Hause ist ein weiter Weg.“

Sie war über und über roth geworden. Hermann strahlte. Er ahnte, weshalb sie sich so eilig stellte. Dellinger schien ihre Verlegenheit nicht zu bemerken.

„Nun,“ sprach er und schob das Reißbrett auf den Tisch; „also dann übermorgen.“

Hermann sah Maria an. Sie wandte kein Auge von ihm. Er sagte so oben hin: „Wir gehen wohl zusammen?“

II.

Sie gingen zusammen. Sie passirten die — — —straße, bogen an der Ecke zum Kanal ein und schritten unter den herbstlichen Kastanienbäumen das Ufer entlang.

„Seit wann sind Sie hier, Maria?“

„Seit acht Tagen.“

„Und davon weiß ich nichts! Aber nun bleiben Sie auch hier, nicht wahr?“

„Ich denke wohl. Die Leute, bei denen ich in München wohnte, sind nach außerhalb gezogen. Da hat mich denn Tante Ludmilla herkommen lassen und für mich ein Zimmer gemiethet in der Köpenickerstraße.“

„In der Köpenickerstraße? So weit und in so häßlicher Gegend!“

„Es wird wohl da am billigsten sein. Sie wissen doch, daß ich kein Geld habe. Ich bin arm, wie eine Kirchenmaus. Onkel und Tante müssen Alles für mich bezahlen. Wenn ich nur erst selbständig wäre und mir mein Brot verdienen könnte! Ich lerne jetzt Buchführung; in einem halben Jahr werde ich wohl soweit sein, daß ich in Stellung gehen kann.

Sie glauben nicht, Herr Referendar, wie bitter es ist, wenn man fremden Leuten zur Last fallen muß."

„Fremden Leuten! Wie das klingt! Onkel Felix ist Ihnen doch kein Fremder. Und besser könnten Dellingers ihr Geld doch gar nicht anlegen! Gewiß, es macht ihnen Freude."

„Ach nein; es macht ihnen keine Freude. Es ist ihnen eine lästige Pflicht. Wie oft wird mir vorgehalten, was ich schon gekostet habe! Tante sagt es ja selber: wenn sie es nicht meinem Vater versprochen hätten, dann würden sie sich hüten und ihr Geld für mich ausgeben. Sie wissen doch, daß mein Vater flüchten mußte? Nein? Er hatte doch Schulden und mußte nach Amerika. Hat Ihnen Onkel Felix nicht erzählt?"

„Nein. Ich fragte ihn einmal, wie Sie mit ihm verwandt wären. Da antwortete er kurz und ausweichend. Er schien nicht gern an die Verwandtschaft mit Ihrem Vater erinnert zu werden. Kannten Sie Ihren Vater?"

Maria schüttelte den Kopf.

„Ich war noch ganz klein, als er fort mußte, sagt Tante Ludmilla. Wenn Tante nur nicht immer so böse zu mir wäre! Onkel Felix ist gut gegen mich. Aber vor Tante habe ich Angst. Ich kann es ihr auch nicht verdenken, daß sie mich nicht mag; ich koste ihr Geld und bin ihr im Wege. Ach, Herr Referendar, manchmal bin ich ganz traurig und verzweifelt. Ich habe ja keinen Menschen auf der Welt und bin so überflüssig. Einmal war ich drauf und dran, mir das Leben zu nehmen."

„Wenn Sie das wollen," sagte Hermann, „so kann ich Ihnen eine ausgezeichnete Stelle empfehlen. Sehen Sie dort an der Brücke den weißen Rettungsgürtel? Dicht neben dem steinernen Triton, der so bausbackig in die Muschel stößt? Dieses Plätzchen ist wie geschaffen für Lebensmüde. Hier wird alle paar Wochen Einer herausgefischt. Wenn Sie also wieder einmal Bedarf haben sollten, dann, bitte, bedienen Sie sich. Sie werden hier prompt und billig in eine bessere Welt befördert."

Maria lachte. Er brachte das so trocken heraus.

„Ja —", sagte sie, „die Stelle muß in der That für Selbstmörder etwas Anziehendes haben. Da drüben die Weiden, die so traurig nickend ins Wasser tauchen; hier der steile, steinerne Uferrand."

„Nicht wahr?" sprach Hermann; „so leicht kommt hier Keiner wieder heraus. Ich sehe, Sie wissen, was für eine Gegend so ein Selbstmörder nöthig hat. Und vor dem Rettungsgürtel brauchen Sie keine Angst zu haben. Der hat noch keinen Menschen gerettet. Sein einziger Lebenszweck ist, sich dem Schutze des Publikums empfohlen zu halten."

„Sie sind so lustig, Herr Referendar. Ich wünschte, Sie könnten mir etwas von Ihrer Lustigkeit abgeben. Ich bin immer so traurig."

„Das wird anders werden. Das Leben ist schön, Maria. Sie sind jung. Und ich denke mir: wer eine traurige Kindheit gehabt, der hat Anspruch auf eine fröhliche Zukunft."

„Sie haben gut reden, Herr Referendar."

„Herr Referendar! Warum nennen Sie mich nur immer bei meinen sämmtlichen Titeln und Würden? Wir haben uns doch früher bei Vornamen genannt!"

„Das geht doch jetzt nicht mehr."

„Geht nicht mehr? Warum denn nicht? Wissen Sie auch, daß es mein gutes Recht ist? ja, daß wir uns von Rechts wegen Du sagen müßten?"

„Von Rechts wegen? Ja, wieso denn?"

„Das will ich Ihnen erklären, Maria. Erstens sind wir sozusagen mit einander verwandt. Felix Dellinger ist unser gemeinschaftlicher Onkel."

„Nur schade, daß dieser Onkel garnicht unser Onkel ist. Er ist der Vetter meines Vaters —"

„Also doch immerhin so etwas Aehnliches wie ein Onkel. Dafür ist er aber der Mann meiner Mutter: das ist doch eigentlich noch viel näher verwandt, als wenn er mein Onkel wäre."

„Nein, nein, die Verwandtschaft lasse ich nicht gelten, Herr Hermann."

„Warum sagen Sie Herr Hermann? Nur keine überflüssigen Wiederholungen. Das einfache Hermann genügt mir vollständig. Also die Verwandtschaft wollen Sie nicht gelten lassen? Aber das hilft Ihnen nichts. Wir gehören nun einmal zusammen. Denn wir sind Schicksalsgenossen. Ernsthaft, Maria: Auch meine Jugend war arm an Glück. Auch ich bin eigentlich eine elternlose Waise. Meine Mutter hat sich nie um mich gekümmert. Sie hatte Anderes zu thun. Gesellschaften und Theater waren ihr wichtiger. Sie verließ meinen Vater, als ich ein kleiner Junge war. Eines Tages war sie fort. Ich fragte ihn: Kommt denn die Mama nicht wieder? Da setzte er sich hin und weinte und sagte: Nein, die kommt nie mehr wieder. Mein Vater ist daran gestorben: vor Gram, an gebrochenem Herzen, oder wie man das nun nennen will. Ich sage Ihnen das nur, Maria, damit Sie sehen sollen, daß unser Schicksal ähnlich ist, und daß wir Zwei zusammen gehören. Denn da ist noch ein Drittes, das ist stärker als die beiden Ersten, wie es im Korintherbrief heißt: „Nun aber bleiben diese Drei: Glaube, Hoffnung, Liebe; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen."

„Und was ist das für ein Drittes?"

„Ja, das ist schwer zu sagen. Denn es liegt auf dem Gebiete des Gefühls. Entsinnen Sie sich des Tages, wo wir uns kennen lernten?"

„Wie können Sie nur so fragen? Ich weiß es noch so gut, als wenn es gestern gewesen wäre. Das ist nun länger als zwei Jahr her. Sie kamen mit Onkel Felix in meine Pension. Es war am 27. Juli zwischen 5 und 6."

„Wie genau Sie das behalten haben! Nun ja, damals hatte ich eine wunderbare Empfindung. Mir war, als wenn wir uns schon irgend wo

einmal gesehen hätten: vor langen, langen Jahren, vielleicht in einem anderen Leben, in einer anderen Welt —"

„Wie merkwürdig!"

„Alles an Ihnen, Ihr Körper, Ihre Bewegungen, Ihr Organ war mir so vertraut, als ob ich niemals von Ihnen getrennt gewesen wäre. Ja, als Sie mir das Liedchen sangen: am Brunnen vor dem Thore, da war mir's, als hätte ich das schon von Ihnen gehört, und als hätte ich selber Sie schon früher einmal dazu begleitet. Damals, Maria, wurden Sie mir so vertraut, daß ich mir sagte: ich werde niemals wieder einen Menschen finden, dessen Wesen so innig mit dem meinigen verschmelzen könnte. Es war wie ein magnetischer Strom zwischen mir und Ihnen. Seitdem habe ich Sie beständig vor mir gesehen. Mit Jeder, die ich kennen lernte, verglich ich Sie. Ich verfolgte im Geiste Ihre Entwickelung. Sie blieben mir nicht das fünfzehnjährige Mädchen; ich wußte genau, wie Sie werden würden. Und als ich Sie heute wieder sah, da wunderte ich mich nicht über Ihr Aussehen. Ich wußte es: so und nicht anders mußten Sie geworden sein. Aber etwas Eigenthümliches war doch wieder dabei. Als ich Sie zuletzt sah in München, da fiel Ihr Haar frei über den Nacken, gerade so wie heute, wo Sie es eigens aufgelöst hatten, um Onkel Felix Modell zu stehen. Ich faßte das so auf wie einen Wink des Schicksals. die zwei langen Jahre, die zwischen Abschied und Wiedersehen lagen, die waren nun auf einmal ausgelöscht. Sehen Sie, Maria: Das war das Dritte, was ich Ihnen zu sagen hatte. Und wenn Sie jetzt nicht nach Berlin gekommen wären, bei Gott, ich hätte mir Urlaub genommen und wäre nach München gereist. — Und Sie, Maria, haben Sie wohl manchmal an mich gedacht?"

„Ob ich an Sie gedacht habe, Hermann?" sprach sie und neigte den Kopf zur Erde. „Ich habe täglich an Sie gedacht. Abend für Abend habe ich gebetet: Laß mich ihn wiedersehen."

„Maria!"

Wie ein Jubelruf kam der Name von seinen Lippen. Er mußte an sich halten, um das holdselige Geschöpf nicht vor aller Welt zu umarmen. Er faßte ihre Hand und schüttelte und drückte sie, daß sie leise aufschrie.

„Siehst Du nun ein, Maria," sprach er, „weshalb wir uns Du sagen müssen?"

Die Leute, die vorbei kamen, sahen die Beiden an und tuschelten und lächelten. Er merkte es nicht. Er sah nur das stumme Glück an seiner Seite und hörte nichts als den rauschenden Jubelgesang in seiner Brust.

III.

Bei Ahlemanns war Gesellschaft. Das Mahl war vorüber. Die Gäste hatten sich zwanglos in den glänzend ausgestatteten Vorderräumen zerstreut. Der Hausherr ging von Einem zum Anderen und erkundigte sich,

wie man sich unterhielt. Manchem theilte er auch vertraulich mit, daß heute noch etwas ganz Besonderes bevorstände. Man sah es diesem unscheinbaren Manne, der mit ewig lächelndem Munde nichtssagende Bemerkungen machte, nicht an, daß er Chef eines großen Konfektionshauses war. Wenn er so verbindlich sprach, den Kopf zur Seite neigte und sich die Hände rieb, dann war er noch immer der Kunden bedienende, Waaren anpreisende junge Mann wie vor fünfundzwanzig Jahren. Auch seine Frau konnte ihre Vergangenheit nicht verleugnen. Ihr haftete nun einmal die steife und ein wenig ordinäre Grazie der Konfektioneuse an, die sie damals in München gewesen war, als sie ihren Gatten kennen lernte.

Vielleicht war diese Vergangenheit und das, was davon haften geblieben war, daran schuld, daß es Ahlemanns nicht gelang, sich einen Freundeskreis zu verschaffen. Dellingers waren die Einzigen, mit denen sie dauernd im Verkehr standen. Sie legten Werth auf Umgang mit Künstlern. Es sollten Leute sein, von denen in den Zeitungen die Rede war. Je berühmter, desto besser. Es war Emmy Ahlemanns stiller Kummer, daß diese Leute sich zu Dellingers drängten, auch wenn die geizige Ludmilla ihnen nichts Anderes vorsetzte als Bier und kalte Küche. Waren sie aber zu Ahlemanns geladen, so bedurfte es immer besonderer Attraktionen, und dabei schien es immer so, als ob sie mehr auf Bitten Ludmillas und um ihr gefällig zu sein, als aus Interesse für Ahlemanns sich einfanden. Dieser Künstlerverkehr kam sie theuer zu stehen. Die Wände waren bedeckt mit Bildern, die Tische mit Büchern von Leuten, die bei ihnen verkehrten. Alles gekauft, nichts geschenkt. Die Musiker, die zu ihnen kamen, überschütteten sie mit Konzertbillets, die sie zu theuerem Preise erstanden und unentgeltlich weiter gaben. Bei den Gesellschaften war es mit einer solennen Bewirthung nicht gethan. Da gab es entweder eine Zigeunerkapelle oder einen Soubrettenstern oder einen Gedankenleser. So eine Gesellschaft kostete Tausende. Da übrigens die meisten Gäste von Dellingers, so zu sagen, entliehen waren, so machte es nicht den Eindruck, als ob Ahlemanns, sondern als ob Ludmilla die Gesellschaft gäbe. Sie bildete heute, wie immer, den Mittelpunkt.

Diese Frau verstand es, mit Allen über Alles zu reden. Wenn sie auch nichts Eigenes zu sagen hatte, so wußte sie doch Gehörtes und Gelesenes so vorzutragen, als ob es von ihr stamme. Ein Mann würde mit dieser Talmiweisheit schwerlich Eindruck gemacht haben. Die schöne Frau war ihres Eindrucks sicher. Sie hatte in dem Blick ihrer dunklen Augen, wenn sie wollte, etwas Berauschendes. Wer bei ihr stand, der hörte nur mit halbem Ohre. Man sah sich trunken an diesen Augen, an diesen schlanken Formen. Keinem der Menschen schildernden Maler und Dichter fiel es auf, wie viel an dieser Frau Berechnung, wie wenig Natur war. Das machte wohl, weil sie selbst, die da um sie herumstanden, aus Unnatur und Pose zusammengesetzt waren. Man spielte eine Rolle, man trug eine Maske.

Der Dramatiker Lebus fuhr mit der weißen Hand durch den blonden Vollbart und senkte seine Augen schwermuthsvoll in sie hinein. Er wußte, wie schön er war, wenn er schwermuthsvoll blickte: gedachte er verflossener Tage, da er noch der Favorit war und durch ihre Neigung beglückt wurde? Die Zeiten waren dahin. An seine Stelle war der Doktor Käswurm getreten, jener Mann mit dem bocksbärtigen, schlitzäugigen Faunsgesicht, der sich auf den Geistvoll-Interessanten hinausspielte. Er trug so etwas wie eine triumphirende Ueberlegenheit zur Schau; denn er besaß zur Zeit das Herz dieser wandelbaren Frau; und im sicheren Gefühl des Besitzes bemerkte er nicht, wie schon ein Anderer mit Erfolg an der Arbeit war und auf dem besten Wege, ihm die schöne Beute abzujagen. Dieser kommende Mann war der große, dicke und reiche Doktor Pfeffers: ein Arzt, der es nicht nöthig hatte, zu prakticiren, und darum Bücher schrieb. Mittels einer Stirnlocke und einer wild flatternden Kravatte suchte er seinem harmlosen, runden Gesicht den Stempel des Genialen aufzudrücken. Zu dieser Gruppe gehörte auch der fruchtbare, aber unbekannte Romanschreiber Wolter, hinter dem man eher einen blasirten Lebemann als einen deutschen Dichter vermuthete. Er wich nicht von der Seite des berühmten Dramatikers. Lebus war sein Gott. Der verfügte über jene schwüle Sinnlichkeit, die der nüchterne Wolter vergeblich anstrebte und die doch, wie er vermeinte, das Geheimniß des Erfolges war. Da war auch die unzertrennliche Dichterfirma Schäffer und Balze, welche einen Band gemeinsam verfaßter Gedichte, betitelt: „Neue Menschen", in Schweinsleder herausgegeben hatten. Beide verhimmelten sich gegenseitig. Einer machte für den Andern Reklame. Ihre Gedichte galten für epochemachend: sie hatten keine Reime, und die Substantiva waren klein geschrieben. Auch Ludmilla war von ihnen verarbeitet und als ein neuer Mensch der Sammlung einverleibt worden.

Während Ludmilla vor diesem Schwarm von Federhelden ihren Geist blitzen und ihre Reize spielen ließ, saß ihr Mann auf einem Sopha des Nebensalons und machte der üppigen, stark dekolletirten Wittwe Lange den Hof. Zwischen den Ehegatten war das Uebereinkommen getroffen, daß Keiner die Kreise des Anderen stören sollte. Die bis zu Küssen auf den runden Arm sich steigernden Vertraulichkeiten, welche sich Felix Dellinger gegen die schöne Frau Lange erlaubte, ließen erkennen, daß in der Dellinger-schen Ehe die Eifersucht keine Stätte hatte und die Treue ein überwundener Standpunkt war.

Aus dem Musikzimmer klang das Lied herüber:

„Ich bin ein kleiner Schmetterling, ling, ling,
Ein allerliebstes, flücht'ges Ding, Ding, Ding, ..."

Es war der junge Komponist Heinrich Hansen, der dieses Lied vortrug. Hinter ihm stand eine Anzahl freimüthiger Damen, die den hübschen Jungen mit Ausrufen des Entzückens unterbrachen. Bei dem ling, ling, ling und dem ding, ding, ding sang Alles mit. Er war der beliebteste

Komponist der Saison, wenn gleich man eine andere Komposition als das Lied von dem kleinen Schmetterling nicht kannte. Er lebte von dem Lied. Er mußte es überall singen. Bei Ahlemanns spielte er gewöhnlich hinterdrein aus Gefälligkeit ein paar Tänze, — Tänze spielte er hinreißend —, und diese Gefälligkeit fand ihren Lohn in Gestalt eines Kassenscheins, der ihm am folgenden Tage mit der Visitenkarte des Hausherrn übersandt wurde.

An einem Thürpfeiler stand der Leutnant. Er war zwar nicht von der Garde, auch nicht von Adel; aber es war doch ein Leutnant. Seine funkelnden Knöpfe brachten Glanz und Leben in die Gesellschaft. Woher ihn Ahlemanns bezogen, wußte Keiner. Aber er fehlte nie in einer Ahlemann'schen Gesellschaft. Einmal hieß er Schmidt, ein anderes Mal Krause. Die Namen wechselten, der Rock blieb derselbe, und das war die Hauptsache. Dieser Rock bedeutete für Ahlemanns: wir gehören auch zur vornehmen Gesellschaft; denn des Königs Rock weilt unter uns. Der heutige hieß Möller, war auf kurze Zeit nach Berlin kommandirt und erfreute sich eines gesunden Gesichts sowie prachtvoller Zähne, die er lachend seiner Dame, der Königl. Solotänzerin Fräulein Laria zeigte. Sie hatte ein bis oben geschlossenes Kleid an und trug eine an Prüderie streifende Decenz zur Schau. Fräulein Sarro, ihre Kollegin vom Schauspielhaus, lauschte einem blassen Jüngling, der halb auf Körner, halb auf Werther frisirt war und ihr eigene Gedichte vortrug; kokett wie ein Mädchen, nervös wie eine Modedame, die Karikatur eines Dichters.

Fräulein Else Baumann, eine reifere Jugendschriftstellerin, schüttete einem jungen Manne, der dreißig Jahre jünger war, ihr liebedurstiges Herz aus; und Hermine von Klingenfeld, das zarte, junge Mädchen, welches die unanständigen Bücher schrieb, — sie war die Tochter eines Predigers, und man fragte sich vergebens, woher sie alles das wußte — machte über die Gesellschaft so zweideutige Glossen, daß der alte Cyniker Dr. Fränkel, der Arzt des Hauses, aus dem Lachen nicht herauskam.

In einer Nische, hinter Palmen verborgen, saß ein kleiner Mann mit übergroßem Kopf, der etwas Gnomenhaftes hatte. In der feinen, fast weiblich zarten Hand zitterte ein Bierglas. Mit seinen großen, traurigen Augen beobachtete er das Treiben, wo Jeder sich selbst und seine Eitelkeit zur Schau trug, diese Maskerade des Lebens, welche man Gesellschaft nannte. Hin und wieder aber blickte er nach der gegenüberliegenden Nische, wo hinter Blumen Zwei saßen, die sich viel zu sagen hatten. Dieser schlanke Jüngling mit dem bartlosen Römerkopf und den leuchtenden Augen, dieses blasse Mädchen mit dem schmalen Madonnengesicht, sie schienen ihm seltsam abzustechen von den Anderen; wie kamen diese Menschen in das Puppenspiel? Hin und wieder kam die Frau des Hauses heran und legte ihren Arm um den Nacken des Mädchens mit einer Art von mütterlicher Zärtlichkeit. Sonst störte sie Keiner. Sie merkten auch nicht, daß sie die Aufmerksamkeit des Mannes in der anderen Nische auf sich zogen.

„Ich bin ein kleiner Schmetterling," klang es aus dem Nebenzimmer. Ludmilla hatte sich erhoben, und indem sie ein gefülltes Sektglas mit Anmuth über ihrem Kopf schwang, bewegte sie sich reizend lächelnd inmitten ihrer Verehrer nach den Rhythmen des ling, ling, ling: die Augen leuchteten, die Wangen waren geröthet, sie sah berückend schön aus. Der Maler Bela erklärte, so müsse er sie malen, und das Bild würde heißen: Freude, schöner Götterfunken.

„Meine Herrschaften, sie kommen!" rief der Hausherr und klatschte in die Hände. Neugierige Gesichter, Fragen, Ausrufe der Ueberraschung. Der kleine Schmetterling verstummte, die Ablösung, die Attraktion des Abends war da. Die Tiroler Sänger- und Schuhplattlergesellschaft Allfeld aus dem bayrischen Hochgebirge, die Männer in ihrem Schützenkostüm, die Frauen in der oberbayerischen Nationaltracht mit Ketten und Kugeln, sie mischten sich unter die Gesellschaft, und obwohl sie durch vieljährige Gastspielreisen längst von der Kultur beleckt waren, spielten sie doch mit Erfolg die Naturkinder. Sie spielten diese Rolle so geschickt und natürlich, daß die Schauspieler in Frack und Gesellschaftstoilette viel von ihnen hätten lernen können. Der Gnom in seiner Palmenecke lächelte ironisch, als er dieses Schauspiel im Schauspiel, die Maskerade in der Maskerade sah. Plötzlich wurde ihm die Aussicht genommen. Vor den Palmen, die ihn verdeckten, standen zwei Frauen und sprachen eifrig aufeinander ein.

„Kann ich dafür?" sagte Emmy und lachte.

„Sie brauchten ja die Beiden nicht zusammen zu setzen," antwortete Ludmilla.

„Hab' ich denn gesetzt?" sprach Emmy und lachte wieder. Sie hatte anscheinend einen kleinen Schwipps, „es war doch freie Tischwahl."

„Ueberhaupt, Sie hätten Maria besser fortgelassen. Ich finde, sie ist noch viel zu jung für Gesellschaften."

Emmy hörte auf zu lachen und sagte in gereiztem Tone: „Aber beste Lula, das lassen Sie doch meine Sorge sein!"

„So! Und wohin soll das führen? Das Gethue zwischen den Beiden?"

„Seien Sie nicht komisch, das ist eine ganz harmlose Sache. Uebrigens: habe ich Maria kommen lassen oder Sie? Ich war stets dagegen, ich habe immer gesagt, sie soll in München bleiben. Aber Sie wollten ja nicht. Sie mußten ja Ihren Kopf durchsetzen."

„Wie Sie nur reden, Emmy, Sie wissen ganz gut, daß es nicht ging. Haben Sie Beziehungen in München? Nun also! Wir auch nicht!"

Der Gnom hinter den Palmen wunderte sich nicht wenig, wie erregt die Beiden waren. Ludmilla, eben noch das Sinnbild der Freude, glich jetzt eher einem bösen Geist oder einer fauchenden Katze. Aber diese Ver-

wandlung dauerte nicht lange. Ein paar Tiroler kamen auf sie zu, mit ihnen der „kommende Mann“, der dicke Dr. Pfeffers.

„Schöne Frau,“ sprach er, „wo bleiben Sie nur? Unsere Tiroler wünschen eine eigens für Sie bestimmte Mazurka vorzutragen.“ Er bot ihr den Arm und führte Ludmilla, die jetzt wieder ganz Tochter aus Elysium war, in die Mitte ihrer Verehrer zurück. Die Tiroler aber stimmten die Polka an und sangen:

„Lula mit dem goldnen Haar,
Mit den Aeuglein frisch und klar:
Du bist mei' Freud'. Holdrio!“

Emmy hatte sich umgewandt und das hinter den Palmen verborgene Männlein wahrgenommen.

„Aber lieber Amtsgerichtsrath, was machen Sie denn hier?“

„Ich sehe und genieße,“ war die Antwort. „Ist es nicht beispielsweise ein Genuß, die beiden Leutchen da drüben zu beobachten? Ein schönes Paar, meinen Sie nicht auch, Frau Ahlemann? Mein Neffe ist das geborene Modell für eine antike Statue, und die entfernte Verwandte aus München ist einfach reizend. Nun ja, mein Schwager Dellinger ist ja auch ein schöner Mann.“

Frau Ahlemann stutzte und sah den Amtsgerichtsrath forschend an.

„Sie wissen?“ entfuhr es ihr.

„Was denn? Was soll ich denn wissen?“ sagte er und lachte von einem Ohr zum anderen. „Gar nichts weiß ich. Ich vermuthe nur, liebe Frau. Ich vermuthe. Wenn zwei Menschen dieselben blauen Augen und dasselbe blonde Haar und den gleichen Schwung der Augenbrauen haben, dann sagt man sich doch unwillkürlich: nein, so entfernt kann die Verwandtschaft unmöglich sein.“

Er kicherte.

„Amtsgerichtsrath, Sie sind ein Schlaukopf, aber um's Himmelswillen sagen Sie nichts, keinem Menschen! Verstanden?

„Haben Sie keine Angst! Ich weiß ja nichts. Ich vermuthe ja nur.“ —

„Ach Sie! Am Ende „vermuthen“ Sie auch, wer die Mama ist, he?“ Sie stieß ihn in die Seite, dann lachten sie Beide.

„Ich denke mir,“ sagte er und sah sie listig an, „die Mama wird nicht allzu fern sein.“

„Pscht!“ machte Emmy und hielt ihm den Mund zu.

„Ja, ich vermuthe,“ sprach er, als sie die Hand fortnahm; „sie steht mir nahe, sehr nahe.“

Er blickte sie lange und durchdringend an. Sie wurde über und über roth.

„Sie sind wirklich ein Teufelskerl!“ sprach sie und lachte, daß ihr die Thränen in die Augen kamen.

„Wen meinen Sie eigentlich?“ fragte sie.

Er sah sie wieder an, schelmisch zwinkernd, und nun lachten sie alle Beide so laut und herzhaft, daß Andere herankamen und erklärten, sie wollten auch mitlachen, und man solle sagen, was eigentlich los sei. Emmy wies in das Nebenzimmer, wo sich in der That ein lustiger Anblick bot. Die befrackten Herren hatten je einen Tiroler zwischen sich genommen und tanzten im Polkaschritt um Ludmilla herum, wobei sie im Rhythmus sangen:

„Lula mit dem goldnen Haar,
Mit den Aeuglein frisch und klar:
Du bist mei' Freud'. Holdrio!“

Ludmilla stand hochaufgerichtet in ihrer Mitte, mit strahlendem Lächeln: eine Königin.

IV.

„Guten Tag, Onkel, wo steckst Du denn?“ sagte Hermann und reckte sich, um über einen hohen Stoß Akten hinüberzusehen. Hinter den Akten tauchte der Kopf des Amtsgerichtsraths auf, dieser Gnomenkopf mit der mächtigen Stirn und den großen, schwarzen Willmann'schen Familienaugen. Sie hatten nicht das Katzenartige Ludmillas, auch nicht das Leuchtende und Leidenschaftliche Hermanns, sondern waren wie verschleiert und enthielten jene Mischung von Traurigkeit und Treuherzigkeit, wie man sie wohl bei den großen Neufundländer Hunden findet. Amtsgerichtsrath Willmann war einige vierzig Jahre alt. Seitdem das Mädchen seiner Wahl einen Anderen geheirathet hatte, war er zu dem Entschluß gekommen, auf die Freuden der Ehe ein für allemal zu verzichten. Ein hübsches poetisches Talent, welches in früheren Jahren Gedichte und Erzählungen zu Tage gefördert hatte, war nach der großen Enttäuschung seines Lebens versiegt; den Wunsch seiner Jugend, deutscher Dichter zu werden, hatte er, mit den anderen Wünschen zusammen, längst zu Grabe getragen. Seit zehn Jahren Vormundschaftsrichter, war er ausschließlich darauf bedacht, über das Wohl von etwa tausend Waisenkindern zu wachen, eine Thätigkeit, die ebenso menschenfreundlich wie auf die Dauer eintönig und ermüdend ist. Nach dem Tode von Hermanns Vater hatte er den Knaben zu sich genommen, und Alles, was von Liebe und Zärtlichkeit in ihm war, das hatte er ihm zugewandt, eifrig bemüht, ihm Vater und Mutter zu ersetzen. Denn das zu kurz gerathene Männlein mit dem dicken Gnomenkopf erblickte in Hermann sein verschönertes und idealisirtes Abbild. Er sah in dem Neffen die Verkörperung und Vollendung dessen, was die Natur bei ihm selbst zwar beabsichtigt, aber leider nicht zu Stande gebracht hatte. Und was Ernst Willmann noch vom Leben wünschte, war, daß es seinem Liebling denjenigen Antheil an Glück spenden sollte, auf den er dereinst Anspruch erhoben hatte, und der ihm versagt geblieben war.

„Donnerwetter!" rief Hermann und wies auf die Akten, „Du hast ja heute ein riesiges Decernat. Die dicken Dinger!"

„Die Dicke macht's nicht, Hermann, die dünnen Sachen sind oft die kniffsten. Zehn Mal verfügt man „zu den Akten" oder „nach einem Jahr"; aber dann kommt so eine kleine niederträchtige Erziehungsstreitsache, wo sich zwei Eltern um ihr Kind balgen, und die nimmt mehr Zeit in Anspruch als alle die dicken zusammengenommen."

„Soll ich Dir helfen, Onkel, und ein paar Verfügungen entwerfen?"

„Wenn Du Zeit hast, mein Junge. Ihr in Eurer Strafkammer scheint ja ein idyllisches Leben zu führen."

„Was ist da auch groß zu thun? Die Urtheile macht man während der Sitzung. Es ist ja doch allemal dasselbe, Betrug, Diebstahl, Kuppelei, wenn es hoch kommt, Majestätsbeleidigung."

Er setzte sich an die Querseite des Tisches, nahm sich ein paar Akten und blätterte darin.

„Du, Onkel —"

„Ja?"

„Was Alles vorkommt. Da hatte ich einen ganz merkwürdigen Fall. Sage mal, was macht man da? Ein siebzehnjähriges Mädchen, das keine Eltern mehr hat, will heirathen. Der Standesbeamte muß die Geburtsurkunde haben. Aber die ist nicht aufzutreiben, weil das Mädchen nicht weiß, wie die Eltern heißen und wo die Geburt erfolgt ist."

„Das ist allerdings ein seltener Fall," sagte der Amtsgerichtsrath und sah in die Höhe. „Gieb mal die Akten her, vielleicht —"

„Nein, Onkel," erwiderte Hermann und wurde verlegen, „es handelt sich nicht um diese Akten, es — es fiel mir nur gerade ein, weil es doch zum Familienrecht gehört. Da dachte ich denn, es müßte Dich interessiren. Es kam jüngst in der Praxis vor."

Er wurde immer verlegener. Der Onkel musterte ihn mit gespanntester Aufmerksamkeit.

„So — so," sagte er, „in der Praxis. Merkwürdig, was heutzutage die Referendare für Fälle erleben! Also ein Fall aus dem Familienrecht, und in der Praxis kam er vor. Hm. Wie kommt nur Eure Strafkammer mit ihrem ewigen Einerlei von Betrug und Diebstahl zu diesem interessanten Fall aus dem Familienrecht?"

„Nun — das ist doch ganz einfach," suchte Hermann sich herauszureden. „Stell' Dir mal vor, Onkel: das Mädchen hat, um heirathen zu können, die Geburtsurkunde fälschlich angefertigt, nicht wahr? Und der Standesbeamte hat es gemerkt, ja, und zeigt den Fall der Staatsanwaltschaft an. Na, das ist doch Urkundenfälschung, Vergehen gegen § 267 Strafgesetzbuch, nicht wahr?"

„Gut ausgedacht, mein Junge; aber doch nur a u s g e d a c h t. Oder sollte das wirklich vorgekommen sein?"

„Nein — das nicht. Aber — es könnte doch — —"

„Ich will Dir sagen, was vorgekommen ist," sprach der Amtsgerichtsrath und weidete sich an der Verlegenheit des Neffen. „Da ist ein Mädchen, das heißt Maria Dellinger — —"

„Onkel!"

„Ja, glaubst Du denn: ich hätte keine Augen im Kopf? Wenn man Euch zwei so zusammensieht, wie zum Beispiel gestern bei Ahlemanns, ja, da muß man doch auf allerhand Gedanken kommen. Du Heuchler, Du Spitzbube! Also heirathen willst Du sie? Hübsch ist sie: das muß man sagen. Etwas jung noch, aber lieb und ernst und verständig — —"

„Onkel, sie ist göttlich!"

Der Amtsgerichtsrath zuckte lächelnd die Schultern.

„Ja, freilich: wenn sie göttlich ist! Dann wird allerdings die Beschaffung der Geburtsurkunde ihre Schwierigkeiten haben. Die Geburten von Göttern und Göttinnen werden vorläufig auf den Deutschen Standesämtern noch nicht gebucht. Sollte jedoch Deine Auserwählte irdischen Ursprungs sein — und das möchte ich, trotz Deiner gegentheiligen Versicherung, beinahe glauben — dann dürfte die in Frage stehende Beurkundung ohne sonderliche Mühe zu ermitteln sein."

„Onkelchen: wenn Du das fertig brächtest, dann — dann erlaube ich Maria, daß sie Dir einen Kuß giebt."

„Deine Freigebigkeit soll mir ein Ansporn sein. Ein Kuß von göttlichen Lippen: das muß ja der Himmel auf Erden sein! Versprechen kann ich nichts; aber ich habe doch gegründete Aussicht, Licht in diese dunkele Angelegenheit zu bringen. Denn dunkel ist sie: das wirst Du mir zugeben. Und ich kann Dir den Vorwurf nicht ersparen, daß Deine Verbindung mit diesem geheimnißvollen Wesen zum Mindesten etwas voreilig ist. Du weißt nicht, wer die Eltern waren, ja, ob überhaupt Eltern im Sinne des Gesetzes vorhanden waren. Wenn wir von der zwar poetischen, aber doch ziemlich fern liegenden Möglichkeit, daß dieses Wesen vom Himmel gefallen sei, einmal absehen — —"

„Aber lieber Onkel," unterbrach Hermann, „wir wissen doch, daß sie die Tochter eines Verwandten von Onkel Felix ist, der dummer Streiche wegen nach Amerika ausgewandert und wahrscheinlich dort zu Grunde gegangen ist."

„Hm—" machte der Amtsgerichtsrath. „Also Du glaubst an die Geschichte mit dem entfernten Verwandten? Leichtgläubige Jugend! Wenn Du dermaleinst als Untersuchungsrichter ebenso leichtgläubig sein wirst —"

„Ja, warum sollte man denn nicht daran glauben?"

„Weil — weil Alles dagegen spricht. Erstens ist dieser angebliche Verwandte erst in den letzten Jahren aufgetaucht. Früher war von diesem mysteriösen Vetter oder Großvetter — ganz klar scheint sich der Onkel Felix über den Verwandtschaftsgrad selber nicht zu sein — niemals die Rede.

Auch von Marias Existenz erfuhr man erst in den letzten vier oder fünf Jahren. Zweitens muß es auffallen, daß Onkel Felix und Deine Mutter, die sich doch wahrlich nicht leicht vom Gelde trennt, Jahr aus, Jahr ein den Unterhalt dieser entfernten Verwandten bestritten haben."

„Ja, aber — —"

„Drittens weisen die Gesichtszüge Deiner Auserwählten Aehnlichkeiten auf mit Onkel Felix, die geradezu frappant sind."

„Wie? Du meinst doch nicht?"

„Ich meine garnichts. Ich vermuthe nur, ich kombinire; ich reihe Thatsachen aneinander, wie es der Staatsanwalt thut, wenn er, in Ermangelung von Augenzeugen, einen Indicienbeweis zu führen genöthigt ist. und ich ziehe aus der Summe dieser Thatsachen den gewiß bescheidenen Schluß, daß der Onkel Felix mit Maria keineswegs so entfernt verwandt ist, wie man der Welt gern glauben machen möchte."

„Du glaubst also?"

„Ich vermuthe, Hermann, daß Onkel Felix der natürliche Vater Marias ist. Solltest Du also die Vorurtheile, welche die Gesellschaft nun einmal gegen natürliche Kinder hegt, theilen, so — —"

„Was kümmern mich die Vorurtheile? Ich heirathe Maria, und wenn des Teufels Großmutter ihre Tante wäre. Also Onkel Felix soll Marias Vater sein? Mir ist das so neu und überraschend; ja, ich möchte trotz Deiner Indicien glauben, daß Deine Annahme unrichtig ist. Denn wenn Onkel Felix ihr natürlicher Vater wäre, dann könnte sie doch nicht Dellinger heißen, sondern müßte den Namen ihrer Mutter führen, nicht wahr?"

„Sehr richtig," antwortete der Gnom und lächelte verschmitzt. „Deine juristische Logik läßt Dich nicht im Stich, mein Junge. Wie aber, wenn sie garnicht Dellinger hieße, wenn vielmehr dieser Name nur ein angenommener wäre, dazu bestimmt, sie selbst vor dem Odium, das nun einmal auf diesen unglücklichen Kindern lastet, zu bewahren; dazu bestimmt, die Mutter des Kindes, die vielleicht zur Zeit eine Stellung in der Gesellschaft einnimmt, vor einer Blamage, vor einem Skandal zu schützen?"

„Marias Mutter lebt also? Am Ende kennst Du sie gar oder weißt doch ihren Namen?

Der Amtsgerichtsrath zuckte die Achseln und machte ein verschmitztes Gesicht.

„Wer ist sie? Wie heißt sie? Hat Onkel Felix Dir gesagt — —"

„Kein Wort. Wozu mit ihm über Dinge reden, deren Berührung ihm peinlich sein muß? Dank meiner Kombinationsgabe habe ich auch diese Frage mir allein beantwortet."

Der kleine Mann stützte sein Kinn in die Hand.

„Kannst Du mir sagen, Hermann, wie es kommt, daß Dellingers mit Ahlemanns so befreundet sind?"

„Eine seltsame Frage," antwortete der Neffe. „Ich denke mir, weil

Beide einander brauchen. Ahlemanns legen Werth auf Verkehr mit Künstlern und Dellingers auf die Benutzung von Ahlemanns Equipage sowie auf die sonstigen Annehmlichkeiten, die die Freigebigkeit reicher Menschen gewährt."

„Ganz recht, das mag wohl mit ein Grund sein. Aber der Hauptgrund ist ein Anderer. Die Sache liegt tiefer. Das Band, welches die beiden Familien verbindet, heißt — Maria!"

„Maria? Das verstehe ich nicht."

„Du weißt, daß Onkel Felix, bevor er herzog, in München lebte. Die Frauen hatten ihn gern. Er war ein hübscher, flotter Kerl. Charakterstärke gehörte nicht zu seinen Tugenden und paßt auch nicht zu einem Don Juan. Er soll mit vielen weiblichen Wesen in Beziehung gestanden haben. Die Welt sprach viel von seinen Abenteuern. Die Welt brachte ihn auch mit einer Konfektioneuse Namens Gellert in Verbindung."

„Gellert — Gellert: ist das nicht der Mädchenname von Frau Ahlemann?"

„Richtig, mein Junge. Frau Gellert war früher Konfektioneuse in München, und sie wird von Rechts wegen wahrscheinlich nichts dagegen haben dürfen, wenn Deine Auserwählte sie Mama nennt."

„Woher weißt Du das?" rief Hermann und starrte den Gnom an, als wäre er ein höheres Wesen, das vor den anderen den Vorzug der Allwissenheit hätte.

„Ich weiß es nicht," sprach der Amtsgerichtsrath mit erheuchelter Bescheidenheit; „ich vermuthe es nur. Andeutungen, welche mir Frau Ahlemann gestern in gehobener Stimmung machte, bestärkten, ja bestätigten fast meine Vermuthung. Denn diese Andeutungen kamen einem Geständniß gleich."

„Nun begreife ich auch," sprach Hermann, „weshalb Frau Ahlemann einmal sagte: sie habe ältere Rechte auf Onkel Felix als Mama. Sie scheint ihn noch immer gern zu haben; denn sie bevorzugt ihn, wo sie nur kann. Aber Eines verstehe ich nicht: wenn die Dinge so liegen, wie Du sagst, Onkel, wie konnte es dann geschehen, daß Onkel Felix Mama und nicht Frau Ahlemann heirathete?"

„Ja, lieber Junge: das entzieht sich meiner Kenntniß. Als Onkel Felix Deine Mama kennen lernte, war sie ein Bild von Schönheit. Damals erwachte wahrscheinlich das Verlangen in ihm, sie zu heirathen. So ohne Weiteres ging das natürlich nicht: denn die Mutter seines Kindes würde ihn schwerlich frei gegeben haben. Ich nehme nun an, daß der Zufall ihm zu Hilfe kam in Gestalt des Herrn Ahlemann, welcher sich in das zwanzig Jahre jüngere Fräulein Gellert verliebte und ihr Mann zu werden beschloß. Fräulein Gellert wäre dumm gewesen, wenn sie sich die gute Partie hätte entgehen lassen. Da sie aber befürchten mußte, daß sich Herr Ahlemann von ihr zurückziehen würde, wenn er von der Existenz eines

Kindes erführe, so einigte sie sich mit Dellingers dahin, daß man dem Kinde den Namen Dellinger geben und der Welt das Märchen von der entfernten Verwandten auftischen sollte. Das Alles ist natürlich nur Hypothese. Es kann so gewesen sein; es wird vielleicht auch so oder ähnlich gewesen sein. Aber etwas Bestimmtes läßt sich über diesen Punkt nicht sagen."

„Onkelchen, Du imponirst mir. Deine Kombinationsgabe ist einfach großartig. An Dir ist ein Detektiv verloren gegangen. Und wenn ich auch noch meine Zweifel habe, ob das mit Maria seine Richtigkeit hat — —"

„Wir werden die Probe auf das Exempel machen. Wenn meine Annahme richtig ist, nun, dann müssen bei dem Amtsgericht München Vormundschaftsakten über Maria Gellert vorhanden sein; dann haben wir die Geburtsurkunde und können zugleich den Vormund ermitteln, dessen Einwilligung zur Eheschließung seines Mündels ja erforderlich ist."

„Maria behauptet, keinen Vormund zu besitzen."

„Das beweist nichts. In großen Städten haben viele Kinder einen Vormund, ohne es zu wissen. Die Leute sind pflichtvergessen und bekümmern sich nicht um ihre Mündel. Nun, wir werden ja sehen. Ich denke: der interessante Fall ist seiner Lösung nahe und der versprochene Lohn in kurzer Zeit verfallen. Noch heute schreibe ich nach München."

„Onkel, ich habe es immer gesagt: Du bist ein pikfeiner Kopf. Ich wäre im ganzen Leben nicht darauf gekommen, daß Frau Ahlemann meine Schwiegermutter werden könnte. Es giebt doch komische Verhältnisse im Leben!"

„Diese tiefsinnige Bemerkung soll uns nicht abhalten, uns nunmehr mit Eifer in die Vormundschaftsakten zu versenken."

V.

Hermann war fast täglich mit Maria zusammen. In dem kleinen Zimmer, das man der Frau Krüger, einer armen Beamtenwittwe, abgemiethet hatte, stand ein Pianino, das zwar sehr verstimmt war, aber die jungen Leute nicht hinderte, mit einander zu musiciren. Hermann saß am Klavier und begleitete, während Maria hinter ihm stand und, sein dunkeles Haar mit ihrem Athem streifend, mit ihrer feinen Stimme Lieder sang. Am liebsten sang sie Schubert. Die süße Melodik der Müllerlieder, die schwermüthige Stimmung der Winterreise lag ihr am besten, und wenn sie den Lindenbaum sang und an die Stelle kam: „Komm her zu mir, Geselle, hier findst Du Deine Ruh'," dann traten der andächtigen Frau Krüger regelmäßig die Thränen ins Auge. Für Musik ließ die Brave ihr Leben, vergaß sie ihre Pflicht: denn daß Maria ohne Vorwissen von Dellingers keinen Besuch empfangen würde, hatte sie Ludmilla versprechen müssen. Allein bei einem Vetter — als solcher hatte sich Hermann eingeführt — und einem musikalischen dazu glaubte sie eine Ausnahme machen zu dürfen.

Immerhin hielt sie ein wachsames Auge auf die jungen Leute, was freilich nicht hinderte, daß Hermann jedesmal, wenn ein Lied zu Ende war, ausrief: „Schönes Lied ex est, ein Schmollis der Sängerin und der Hauskapelle!“ und im Anschluß hieran der Sängerin einen herzhaften Kuß auf die Lippen drückte. Wenn gegen dieses Verfahren die gute Frau Einspruch erhob und das „ewige Geküsse“ sich verbat, dann sagte Hermann ernsthaft: „Liebe Frau Krüger, das verstehen Sie nicht. Das ist so Studentensitte. Ich bin zwar Referendar, aber den schönen Brauch habe ich mir aus der Studentenzeit in das Philisterium hinübergerettet.“

Darauf konnte Frau Krüger, da sie mit dem studentischen Komment wenig vertraut war, nichts Rechtes erwidern. Es ging ihr wie dem Röslein im Liede, das Maria so rührend sang: „Mußt' es eben leiden.“

Mit heiligem Eifer erfüllte Hermann die kleinen, bescheidenen Wünsche der Geliebten. Maria liebte Thiere und Blumen.

„Das macht wohl,“ meinte sie, „weil ich immer so allein war und keinen Menschen hatte.“

„Ja,“ sprach er, „Deine Kindheit war arm an Glück. Das muß nun Alles nachgeholt werden.“

Einmal schenkte er ihr einen Kanarienvogel, über den sie in maßlose Freude gerieth. Dem Spender zu Ehren nannte sie das Thierchen Hermann. Ein anderes Mal brachte er ihr einen Topf mit dunkelrothen Rosen; nie aber Blumen, die vom Erdreich getrennt waren; die hatte sie sich verbeten.

Wenn es dämmerte und Frau Krüger draußen war, um den Kaffee zu bereiten, saßen sie aneinander geschmiegt auf dem kleinen grünen Sopha. Er hielt ihre Hand und streichelte sie: eine weiße, zarte, schmale Hand; so sehen Hände aus von Menschen, denen Schweres widerfahren ist. Woran erinnerte ihn nur diese weiche, oft leise zitternde Hand?

Sie saßen still und schwiegen, oder malten sich ihre Zukunft aus: wie es sein würde, wenn sie erst Mann und Frau wären und ein Häuschen im Grünen hätten. Er erzählte, daß er vor Jahresfrist, bei seiner Großjährigkeit, in den Besitz seines Vatererbes gelangt sei; und wenn sie erst den Geburtsschein hätten: denn den mußten sie haben; sonst könnte aus der Heirath nichts werden . . . Maria erschrak. „Ja, ja,“ scherzte er. „Ein Mädchen, das keinen Vater und keine Mutter hat, das kann auch keinen Mann kriegen. Aber beruhige Dich: Onkel Ernst wird schon herausbringen, was für eine Bewandtniß es mit dem Mädchen aus der Fremde hat.“

Und wieder streichelte er ihre Hand, und nun wußte er auf einmal, woran ihn die Hand erinnerte.

„Weißt Du auch,“ sprach er, „daß Du mit Onkel Ernst eine auffallende Aehnlichkeit hast?“

„Das soll wohl gar eine Schmeichelei sein?“ sagte sie und lachte bei dem Gedanken, daß sie dem kleinen Gnom ähnlich wäre.

„Onkel Ernst hat eine Hand, die eigentlich garnicht zu seinem Körper

paßt. Sie ist fein und lang und schmal, gerade so wie Deine. Ist das nicht sonderbar?“

Nicht wenig erstaunte Maria, als sie erfuhr, welche Vermuthungen der kleine Gnom über ihre Beziehungen zu Onkel Felix geäußert hatte.

„Weißt Du,“ sprach sie, nachdem sie sich einigermaßen an den Gedanken gewöhnt hatte; „mir fällt ordentlich ein Stein vom Herzen. Denn wenn es sich wirklich so verhält, daß Onkel Felix mein Vater ist, dann hat er ja einfach die Pflicht, für mich zu sorgen, und dann ist Alles, was ich als Gnade und Barmherzigkeit empfunden habe, mir von Rechts wegen zu Theil geworden. Nun verstehe ich auch, warum Tante Ahlemann immer so zärtlich ist und Tante Ludmilla mich nicht leiden mag.“

Eines Tages erklärte ihr Ludmilla, daß sie beabsichtige, Maria an Kindesstelle in ihr Haus zu nehmen. Sie begründete diese Absicht mit der Bemerkung, daß sie sich so vereinsamt fühle und für ihr Alter einen Menschen um sich haben wolle, der es gut mit ihr meine und der ihr zu Dank verpflichtet sei. Als Hermann dies erfuhr, lachte er laut auf und rief: „Vereinsamt? Diese Frau und vereinsamt? Sie, die niemals allein, immer außer dem Hause ist, die von einer Gesellschaft in die andere läuft, von Zerstreuung zu Zerstreuung taumelt, die sich mit einem Stabe von Freunden und Verehrern umgiebt — diese Frau will glauben machen, daß sie sich vereinsamt fühle?“

Er war mit Maria der Meinung, daß die angebliche Vereinsamung nichts weiter als ein leerer Vorwand. Sentimental war seine Mutter nie gewesen. Für ihn hatte sie nie ein wärmeres Gefühl empfunden; er war ihr gleichgültig, ja, lästig. Wenn sie jetzt plötzlich das Bedürfniß empfand, ihre Familie zu vergrößern, dann war sicher nicht das Gefühl der Vereinsamung oder sonst ein Gefühl daran schuld. Daß sie Maria an Kindes statt annehmen wollte, war auch nur so eine Redensart. Denn da sie ein leibliches Kind besaß und noch nicht fünfzig Jahr alt war, so mangelte es an den gesetzlichen Voraussetzungen. Offenbar beabsichtigte sie in Wahrheit garnicht so etwas wie eine Adoption. Was eigentlich dahinter steckte, war schwer zu sagen. Vielleicht handelte es sich um eine bloße Phrase, berechnet auf das große Publikum: die Komödiantin Ludmilla hatte das Bedürfniß, zur Abwechslung einmal die Rolle der edlen Menschenfreundin zu spielen. Vielleicht auch waren praktische Erwägungen maßgebend: durch die Uebersiedelung Marias kamen die Ausgaben, welche das Wohnen und Beköstigen außer dem Hause verursachte, in Fortfall.

Keinesfalls durfte die von Ludmilla geäußerte Absicht zur That werden. Diese Frau, vor der Maria zitterte, durfte nicht Gelegenheit haben, mit ihrer tyrannischen Bevormundung dem armen Kinde noch ärger zuzusetzen, als es schon der Fall war. Hermann erklärte ihr sofort, daß daraus nichts werden würde: die Eheschließung sollte nach Möglichkeit beschleunigt und die

Mutter alsbald darüber aufgeklärt werden, wie es zwischen ihm und Maria stände.

Als Ludmilla ihm bei seinem nächsten Pflichtbesuche mittheilte, daß sie Maria in's Haus nehmen und adoptiren wolle, erklärte er fröhlich:

„Ist garnicht nöthig, Mama. Wenn Maria Deine Tochter werden soll, so brauchst Du Dir weiter keine Umstände zu machen: ich werde sie heirathen."

Die Wirkung dieser Worte war eine völlig unerwartete. Ludmilla ließ den Hut, den sie gerade garnirte, fallen und starrte Hermann mit einem Ausdruck sprachlosen Entsetzens an, für den er keine Erklärung hatte. Schließlich, als sie wieder Worte fand, sprach sie: „Was sagst Du da?"

„Ich werde sie heirathen," wiederholte er harmlos.

„Dummer Junge!" stieß sie ärgerlich heraus; „man macht nicht solche Späße!"

„Das ist kein Spaß, Mama; das ist mein heiliger Ernst. Wir lieben uns —"

„Verrückt seid Ihr, alle Beide. Komm mir nur nicht wieder mit solchem Blödsinn. Zwei Menschen, die kaum erwachsen sind. Maria ist ein Kind noch, geistig und körperlich unreif. Sie weiß von nichts, sie hat von Nichts eine Ahnung. Ich will — ich werde — ich muß sie zurück nach München schicken in eine Pension, wo sie die Lücken in ihrer Bildung ausfüllen kann."

Sie brachte dies Alles mit polternder Heftigkeit heraus, ohne ihre Verwirrung verbergen zu können.

„Auf einmal willst Du sie fortschicken?" sprach Hermann mit Ruhe. „Vorhin sagtest Du doch: Du willst sie in Dein Haus nehmen und adoptiren? Uebrigens wird sie sich nicht von Dir schicken lassen. Dazu wäre doch höchstens ihr Vormund oder, wer sonst ihr gesetzlicher Vertreter ist, befugt."

„Schweig'!" schrie Ludmilla; „und merke Dir für die Zukunft: wenn Du — später einmal — beabsichtigen solltest, Dich zu verloben, dann ist es Deine Pflicht, mir davon Mittheilung zu machen und mich um Erlaubniß zu fragen, verstanden?"

„Ich weiß, was meine Pflicht ist, Mama," sprach Hermann, sich mühsam beherrschend; „und ich frage Dich hiermit in aller Form, ob Du damit einverstanden bist, daß ich Maria Dellinger heirathe."

„Und ich antworte Dir in aller Form, daß ich es nie und nimmer zugeben werde."

„Und warum, wenn ich fragen darf?"

„Weil — weil — weil ich es nicht will."

„Und wenn ich sie nun trotzdem wider Deinen Willen heirathe?"

„Das wirst Du *nicht*, so lange ich lebe, *nicht*!"

„Du brauchst Dich nicht so zu ereifern, Mama. Aber das mit Maria ist fest beschlossene Sache. Die wird geheirathet oder Keine."

„Ist das die Art, wie ein Sohn zu seiner Mutter spricht? Du bist ein ganz respektloser Mensch!"

Sie sah ihm in's Auge: hart, kalt, feindselig. Er begegnete ihrem Blick mit finsterer Entschlossenheit.

„Nichts mehr davon," sprach sie; „die Sache ist erledigt." Er wandte sich und ging ohne ein Wort des Abschieds. — —

Als der Amtsrichter erfuhr, daß seine Schwester die Erlaubniß zur Heirath verweigert habe, zog er ein bedenkliches Gesicht.

„Hm," machte er und schüttelte den dicken Kopf; „also verweigert. Und weshalb?"

„Sie will es nicht."

„So, so. Sie will es nicht. Und was gedenkst Du zu thun, Hermann?"

Hermann lachte.

„Aber Onkel! Welche Frage! Ich werde doch nicht auf das Glück meines Lebens verzichten, nur weil meine eigensinnige Frau Mama sich eine Marotte in den Kopf gesetzt hat!"

„Wenn es nun aber mehr wäre, als eine Marotte? Was dann, Hermann?"

„Onkel, ich verstehe Dich nicht," sprach Hermann und sah erstaunt in das gutmüthige, von Besorgniß erfüllte Gesicht des Amtsgerichtsraths.

„Ich habe da," sprach dieser zögernd, „den Bescheid vom Amtsgericht in München erhalten. Eine Vormundschaft über Maria Gellert ist dort unbekannt."

„Das ist aber dumm. Heute geht mir auch Alles verquer. Da wären wir denn so klug wie zuvor und tappen weiter im Dunkeln herum."

„Nun, nun; man soll den Muth nicht verlieren. Es ist zwar ein negatives Ergebniß, aber doch immer ein Ergebniß. Wir wissen jetzt, daß eine Vormundschaft nicht besteht, und können daraus den Schluß ziehen, daß auch ein Grund für eine Vormundschaft nicht vorliegt."

„Nun ja," sagte Hermann mißmuthig; „was folgt daraus? Doch weiter nichts, als daß unsere großartige Kombination ein Luftschloß ist, und daß dieser verschollene Vetter oder Großvetter, an den Du durchaus nicht glauben wolltest, der legitime Vater Marias ist."

„Ich will wünschen, mein guter Hermann, daß Deine Folgerung richtig ist. Daß der legitime Vater Marias oder die legitime Mutter oder gar alle Beide am Leben sind, das nehme ich, da eine Vormundschaft nicht vorhanden ist, allerdings auch an, wenngleich es mir schwer fällt, die Hypothese, daß Frau Ahlemann Marias Mutter ist, fallen zu lassen. Daß aber dieser sagenhafte Vetter Dellinger der Vater sein soll, daran glaube ich nun einmal nicht, obwohl ich es Dir, wie gesagt, von Herzen wünsche."

Die Stimme des Amtsgerichtsraths zitterte bei diesen Worten. Hermann war nicht wenig erstaunt, da er den Onkel so bewegt sah.

„Ja, lieber Onkel; was hältst Du denn von der Sache?"

„Was ich von der Sache halte, mein armer Junge? Nun, ich meine — das heißt: ich vermuthe — aber nein. Laß uns ruhig abwarten, Hermann. Wir werden bald Gewißheit haben. Ich habe dem Standesamt in München Namen und Geburtstag Marias mitgetheilt und um Uebersendung des Geburtsscheines gebeten. Der wird nun wohl, wenn anders sie in München geboren ist, in den nächsten Tagen eintreffen."

„Du sagst das so ernst, so — so feierlich. Du meinst doch nicht etwa, daß — —"

Ein Gedanke durchzuckte ihn, der ihn mit Entsetzen erfüllte, so daß er sich verfärbte und bis ins Innerste erbebte. Aber das dauerte nur einen kurzen Augenblick. Das Ungeheuerliche, das ihm den Athem benahm, schüttelte er mit einem lachenden: „Ach, Unsinn!" von sich ab.

Der Amtsgerichtsrath seufzte tief auf und brummte: „Gebe der Himmel, daß ich mich irre."

VI.

Während Hermann bei Maria war, kam der Postbote und brachte für Herrn Amtsgerichtsrath Willmann ein mit Dienstsiegel verschlossenes Schreiben aus München. Der nervöse Mann bekam wieder sein Herzklopfen. Beim Lösen und Oeffnen des Siegels hatte er die sichere Empfindung, daß ein großes, unabwendbares Unglück bevorstände. Er entfaltete das Papier und las das fettgedruckte: „Geburtsurkunde." Ein Blatt, wie tausend ihm durch die Finger gingen. Aber er zitterte derart, daß er nicht lesen konnte. Er breitete das Schriftstück auf dem Tische aus. Bevor er las, wußte er genau, was darin stand. Die Urkunde lautete:

„München, den 4. August 18 . . .

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der Person nach bekannt, die Hebamme . . . und zeigte an, daß Frau Ludmilla Dellinger, Ehefrau des Herrn Felix Dellinger zu München in der . . straße um 6 Uhr Morgens in Gegenwart der Anzeigenden ein Mädchen geboren und dieses den Namen Maria erhalten hat . . ."

Trotz seiner Ahnungen, die sich schließlich zur Gewißheit verdichtet hatten, traf es ihn, nun da er es schwarz auf weiß in amtlich beglaubigter Form in Händen hatte, wie etwas Neues und Unerwartetes. Ihm war zu Muthe wie Einem, der einen Keulenschlag auf den Kopf bekommt. Er konnte keinen Gedanken fassen. Er starrte nur immer auf das Blatt Papier, und die feinen, weißen Hände zitterten unaufhörlich. Bisweilen bewegte sich der unförmliche, dicke Kopf langsam hin und her. Er hatte die dumpfe Empfindung, daß da auf einmal zwei Menschenleben todt getreten waren; was ihm am theuersten war auf der Welt, das war vernichtet; vernichtet in einer so raffinirt und ausgesucht grausamen Weise, wie sie kein Dichter erfinden kann, wie sie nur das Leben kennt, das erbarmungslose, unerbitt-

liche, brutale Leben. Fragen schossen ihm durchs Hirn, Fragen, auf die er keine andere Antwort fand, als ein schwerfälliges Kopfschütteln. Er war so in sich versunken, daß er nichts um sich herum wahrnahm. Er wußte auch nicht, daß es bereits zwei Mal geklopft hatte. Eine Dame trat in das Zimmer.

„Ungewohnter Besuch, nicht?“ sprach sie leichthin.

Er schrak zusammen.

„Guten Tag, Ernst!“

„Guten Tag,“ sagte er, ohne sich zu rühren. Die Hand, die sich ihm darbot, schien er nicht zu sehen.

„Sonderbarer Empfang,“ sprach sie und ließ sich lachend in den Sessel fallen. „Ich wollte Dir nur sagen, Ernst, daß Frau Ahlemann nächsten Sonntag auf Dich rechnet. Ich habe ihr versprechen müssen, die Einladung selber zu überbringen. Sie meint: sonst kämst Du doch nicht. Hoffentlich hat sie meinen Einfluß nicht überschätzt. Ich weiß: Du bist kein Gesellschaftsmensch. Aber Du kannst mir schon mal den Gefallen thun. Die Emmy ist ganz verliebt in Dich. Sie hat ein paar bildhübsche Mädel eingeladen. Denke Dir: sie will Dich durchaus verheirathen. Sie meint wer so nett und begabt und sympathisch ist, der dürfte nicht Junggeselle bleiben. Eigentlich hat sie Recht. Ein Mensch von Deinen Anlagen! Gestern erst sagte Dr. Käswurm zu mir — ich hatte ihm nämlich eine von Deinen Novellen gezeigt — Du seiest ein starkes Talent.“

Ekelhaft — dachte der Amtsgerichtsrath. Ekelhaft und frech. Für wie bornirt muß sie mich halten! Es war ja geradezu beleidigend, wie dick sie die Farben auftrug. Nie war ihm ihre Falschheit in so widerwärtiger Weise aufgefallen wie gerade heute.

„Was soll das?“ sprach er kühl. „Kommst Du her, um mir die Komplimente von Frau Ahlemann und Herrn Käswurm zu übermitteln, oder — —“

„Was hat er nur?“ dachte Ludmilla. „Er hat doch sonst auf meine Schmeicheleien angebissen. Zucker und Syrup hat er doch früher nicht verschmäht. Da muß etwas passirt sein. Sollte er ahnen —?“

„Aber Brüderchen, was hast Du denn heute?“ sprach sie und lachte. „Machen Dir Deine Berliner Jöhren so viel Aerger?“

Sie hatte das Stück Papier entdeckt, das auf dem Tische lag, und bemühte sich, es zu entziffern. Das hatte aber seine Schwierigkeiten; denn es lag von ihr aus verkehrt. Sie witterte, daß dieses Stück Papier die Erklärung für die üble Laune des Bruders geben würde.

„Du brauchst Dich nicht so anzustrengen,“ sprach er und schob ihr den Schein hin. Sie las.

„Ach so!“ sagte sie gleichmüthig, als ob sie die Nachricht von einem freudigen Ereigniß bei Müllers oder Schulzes erhielt; „deswegen komme ich gerade. Du bist der Einzige, mit dem man so etwas besprechen kann.

Du stehst so prachtvoll über den Dingen und hast so garnichts Kleinliches an Dir. Du bist einer von den Wenigen, die nach dem Grundsatz handeln: Alles verstehen heißt Alles verzeihen."

„Pfui Teufel!" dachte Ernst und wunderte sich, daß diese schmeichlerische Liebenswürdigkeit, deren Macht er sich früher willenlos hingegeben hatte, heute so machtlos an ihm abprallte.

„Alles hat seine Grenzen," sagte er, „auch das Verstehen. Ich verstehe, was menschlich ist. Das Unmenschliche verstehe ich nicht."

„Was meinst Du damit?" fragte sie harmlos, und ihre großen Märchenaugen sahen ihn verwundert an.

„Das will ich Dir erklären, Schwester. Wenn ein armes Ding, das nichts zu essen hat und vom Liebhaber verlassen wird, ihr Kind auf irgend eine Art los zu werden sucht: das verstehe ich. Aber wie zwei Eltern, die in guten Verhältnissen leben, es über's Herz bringen können, ihr Kind einfach zu verleugnen und bei fremden Leuten als elternlose Waise aufwachsen zu lassen, das verstehe ich nicht, das geht über meinen moralischen Horizont. Da kann ich nur sagen —"

„Höre mich an, Ernst!" sprach sie, und ihre Stimme klang seelenvoll wie ein zitternder Glockenton. „Sie spielt schon wieder Theater," dachte er. War es denn möglich, daß diese Frau, die das Entzücken der Männer, der Liebling der Gesellschaft war, solche Unmenschlichkeit begehen konnte? War denn Alles, was menschlich war an ihr und die Menschen entzückte, eitel Komödie? Und natürlich an ihr nur die Unnatur und das Unmenschliche?

„Du bist der Einzige," fuhr sie fort, „auf dessen Meinung ich Werth lege. Wenn Du nicht mein Bruder wärest, Du müßtest mein Freund sein. So auf den ersten Blick — das glaube ich wohl — wird mein Verhalten Dir räthselhaft erscheinen. Aber es bedarf nur zweier Worte, und Du wirst mich verstehen. Du weißt, mit welchen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte, als ich mich von Helden scheiden ließ. Ich war geächtet, verstoßen. Eltern, Verwandte, Bekannte behandelten mich wie einen Hund. Man hatte kein Verständniß dafür, daß ich nicht länger mit einem Mann leben konnte, der geistig tief unter mir staud und der mir nicht die Freiheit der Bewegung ließ, ohne welche ich mit meinem Zug in's Große, mit meiner hochstrebenden Künstlernatur nicht existiren konnte."

„Phrasen, nichts als Phrasen," dachte der Amtsgerichtsrath. „Ich kenne Dich," sprach er; „ich kenne auch die Geschichte Deiner Scheidung. Also wozu die Weitschweifigkeiten?"

„Ich ging von Berlin fort und suchte in der Fremde mein Brot. Wäre ich nicht eine so energische, zielbewußte Persönlichkeit, ich wäre damals zu Grunde gegangen. Ich hatte mit unsäglichen Entbehrungen zu kämpfen. Monate lang ernährte ich mich kümmerlich durch Stundengeben. Doch das ist Dir bekannt."

„Nein," sprach er, „das ist mir allerdings nicht bekannt. Ich höre das heute zum ersten Male. Meines Wissens bezogst Du damals vom Vater Unterstützung. Du hattest ja auch die Zinsen Deiner Mitgift."

Sie schüttelte den Kopf.

„Du irrst Dich, Ernst. So wie ich es Dir sage, so verhält es sich."

Er zuckte die Schultern. Was gingen ihn ihre Lügen an? Aber so war sie: wenn sie behauptete, der Himmel ist schwarz, dann mußte die ganze Welt es glauben; das verlangte sie.

„Ich habe," fuhr sie fort, „mit Niemandem darüber gesprochen, weil mir die Erinnerung an diese Zeit und die bitteren Erfahrungen, die ich damals machte, sehr schmerzlich ist. Damals lernte ich die Menschen kennen, Ernst, in ihrer ganzen Erbärmlichkeit."

Sie sprach so beweglich, so düster. Aber er hatte doch die Empfindung, daß hier ihre Schauspielkunst versagte. Das hätte zum Beispiel Fräulein Sarro vom Schauspielhause besser gesprochen.

„Willst Du endlich zur Sache kommen?" sprach er.

„In München traf ich wieder mit Felix zusammen, der damals an der Akademie Unterricht ertheilte. Einsam und verlassen, wie ich damals war, sehnte ich mich nach einem Freunde. Kannst Du mir verdenken, daß ich seine Liebe als ein Geschenk des Himmels betrachtete? Ich bin eine leidenschaftliche Natur. Kein Mensch kann gegen sein Schicksal. Was geschehen mußte, das geschah. Du kennst das Leben, Ernst, und — —"

„Willst Du mir nun endlich eine Erklärung geben —" unterbrach er sie.

„Es war eine schwere Zeit. Emmy stand mir damals zur Seite. Bei ihr erfolgte die Geburt Marias. Felix war ein Flattergeist. Es war nicht leicht, ihn zu halten. Wäre nicht Maria gewesen —"

„Dir ist da ein kleiner Fehler untergelaufen," bemerkte Hermann. „Ihr müßt doch schon verheirathet gewesen sein und zwar mehrere Monate, als Maria zur Welt kam."

Sie schien nachzudenken.

„Ganz recht," sagte sie. „Wie gut Du unterrichtet bist! Wir waren sechs Monate verheirathet. Es war eine dumme Geschichte. Was sollten wir thun? Die Leute redeten ohnedies schon so viel von Einem. Wir hätten uns für immer unmöglich gemacht. Die Gesellschaft würde mich nicht wieder aufgenommen haben; sie würde uns diesen Verstoß gegen ihre Sitten nicht verziehen haben. Du weißt ja selbst, wie bornirt und vorurtheilsvoll die Menschen über solche Dinge denken."

Sie hielt inne, erwartend, daß er etwas sagen würde. Aber er schwieg.

„Wir beschlossen, Stillschweigen zu beobachten. Wir gaben das Kind in Pflege. Kannst Du Dir vorstellen, was es heißt: sich trennen müssen von so einem lieben, kleinen Geschöpfchen? Mein Herz blutete, glaube

mir! Für mein Mutterherz war es eine schwere, schwere Prüfung. Sehnsüchtig wartete ich alle die Zeit auf den geeigneten Moment, wo wir das Kind wieder zu uns nehmen konnten, ohne den bösen Mäulern neuen Stoff zum Klatschen zu geben. Ach, Ernst: ich habe unter heiterer Maske schwere seelische Qualen erduldet."

„Ich — ich — immer ich!" platzte Ernst heraus, nicht mehr im Stande, seinen Unmuth zu zügeln. „Du redest nur immer von Dir, denn Du denkst nur immer an Dich. Nimm's mir nicht übel: aber das mit den seelischen Qualen glaube ich Dir nicht. Du willst mir einreden, daß Du, aus Furcht vor dem Gerede der Welt, Dein Kind siebzehn Jahre lang verheimlicht und verstoßen hast? Du hast doch sonst keine Rücksichten genommen! Du thatest Dir doch stets etwas zu Gute auf Deine Energie, auf Deine freie Künstlernatur! Nein, Ludmilla, ich will Dir sagen, weshalb Du Dich von Deiner Tochter losgesagt hast: weil Du nicht Mutterpflichten übernehmen wolltest; weil Dein Sinn danach stand, Dich zu amüsiren und in der Welt eine Rolle zu spielen. Eine Tochter im Hause ist störend. So ein Mädchen wächst rasch heran und macht die Mutter alt. Ein Kind hat Augen und Ohren; und es giebt Situationen, die für Augen und Ohren eines Kindes nicht geschaffen sind."

„Ernst!" sprach sie vorwurfsvoll, und ihre Stimme bebte wie von verhaltenen Thränen. „Ernst, Du weißt nicht, wie weh Du mir thust, indem Du mir so niedrige Motive unterlegst. Wo ich immer nur das Gute und Wahre im Auge gehabt, das Große und Edle gewollt habe. Noch gestern, bei Remmlings, sagte mir Dr. Pfeffers: er wäre in seinem ganzen Leben keiner Frau begegnet, die so —"

„Du sprichst nur von Dir. Was aus Maria werden soll und aus Hermann, das scheint Dich nicht zu bekümmern. Solltest Du aber noch länger beabsichtigen, sie im Unklaren zu lassen, so sage ich Dir gleich, daß ich —"

„Deswegen kam ich doch her, Ernst," sprach sie sanft. „Ich wollte mir Deinen Rath holen — —"

„Du kommst etwas spät. Wärst Du vor siebzehn Jahren gekommen und hättest mir die Geburt Marias angezeigt, worauf ich wohl als Bruder ein gewisses Anrecht hatte, dann hätte ich Dir vielleicht rathen können. Und Du kannst Dich darauf verlassen, Schwester: wie Deine Entschließung auch gelautet hätte, Maria wäre nicht zu fremden Leuten gekommen. Heute sind dank Deiner siebzehnjährigen Kindesunterschlagung die Dinge soweit gediehen, daß für eine Berathung wahrlich kein Raum ist. Oder hast Du vor, die Komödie von der entfernten Verwandten noch weiter zu spielen? Ich wüßte nicht, wie das geschehen sollte, und würde auch nicht meine Hand dazu bieten."

„Nun ja, man wird es ihnen eben mittheilen."

„Und damit, meinst Du, wäre die Sache erledigt?"

„Ja, was sollte denn noch weiter sein?"

„Ich weiß nicht, Ludmilla: stellst Du Dich nur so an, oder bist Du wirklich jedes moralischen Gefühls baar, daß Du nicht mehr empfindest, was es heißt, zwei Menschen, die sich lieben, die Eröffnung machen, daß sie sich nicht heirathen können, weil sie Bruder und Schwester sind!“

„Mein Gott, die kleine Jugendeselei ist bald vergessen.“

„Eine Herzensneigung zweier Menschen, die in der Blüthe der Jugend stehen und zum ersten Mal die Gewalt der Liebe empfinden, nennst Du Jugendeselei?“

Sie hob die Schultern und sprach leichthin:

„Ich habe ihnen nicht gesagt, daß sie sich verlieben sollen. Du thust gerade so, als ob ich daran schuld wäre.“

„Bist Du auch! Du allein! Wenn Maria als Deine Tochter aufgewachsen wäre, dann wären sich Hermann und Maria Bruder und Schwester gewesen; jedes andere Gefühl wäre ausgeschlossen.“

„Du nimmst Alles immer gleich so tragisch.“

„Und Du, Ludmilla, darf ich fragen, wie Du es nimmst? Versetze Dich doch in die Lage dieses armen Geschöpfes, welches das Unglück hat, Deine Tochter zu sein! Stelle Dir doch vor, was in ihrer jungen Seele vorgehen muß, wenn sie, die siebenzehnjährige Waise, auf einmal erfährt, daß sie zwei Eltern hat, die leben und vergnügt sind. Sie, die auf der Schule und im Leben, bei Mensch und Thier, die Mutterliebe als das Heiligste und Hehrste in der Natur verehren lernte, die mit Trauer und heimlichem Neid hat zusehen müssen, wie andere Kinder von ihren Eltern geherzt und geküßt, gehegt und gepflegt wurden, die mit ihrem Schicksal haderte, weil es ihr das Glück der Kindheit vorenthielt: sie findet plötzlich ihre Mutter, die sich siebzehn Jahre lang nicht um das Kind gekümmert hat. Welche fürchterliche Wandlung müssen ihre Vorstellungen von Elternpflicht und Mutterliebe erfahren! In welchen wilden Aufruhr muß nicht die arme Seele gerathen! Welch' ein Abgrund menschlicher Verworfenheit thut sich vor ihrem Innern auf!“

Er war immer eregter geworden und ging, die zitternden Hände auf dem Rücken, bleich und schnaubend auf und ab.

„Du gefällst Dir in Uebertreibungen, Ernst. Und Ausdrücke gebrauchst Du: ich weiß garnicht, was ich dazu sagen soll. Ein Anderer dürfte nicht so zu mir sprechen. Ernst, Du benimmst Dich nicht brüderlich. Ich wende mich an Dich um Hülfe, und Du giebst mir einen Fußtritt, ja, einen Fußtritt.“

Sie gab sich Mühe, weinerlich zu sprechen. Es gelang ihr, einige Thränen zu zerdrücken.

„Ach was, Hülfe! Was ist da noch zu helfen!“

„Ernst, ich war Dir immer eine gute Schwester.“

„Ja, Du bist eine Seele von einem Menschen.“

„Wie Du auch denken magst über diese Dinge: Deine Pflicht wäre es, meine schwierige Lage zu erleichtern."

„Auf einmal ist Deine Lage schwierig. Vorhin war sie noch ganz leicht."

„Es ist nur, daß man den Jungen vorbereitet."

„Vorbereitet? Wie denkst Du Dir das?"

„Daß man ihm die Gründe klar macht."

„Gründe? Ich sehe keine. Ich sehe nur Vorwände. Die kannst Du ihm ja mittheilen, wenn Du es für angezeigt hältst."

„Er wäre in Stande, und machte eine Dummheit. Man müßte ihn von unüberlegten Schritten zurückhalten."

„Ach so. Du meinst: er könnte sich eine Kugel — —"

„Ernst!"

„Nun ja. Was denn? Das ist doch das Nächstliegende. In der Verzweiflung ist der Mensch zu Allem fähig."

„Verzweiflung! Dazu liegt doch wirklich kein Grund vor. An so etwas zu denken! Nein, dazu ist Hermann doch zu vernünftig. Aber etwas Anderes kam mir in den Sinn. Wenn er in der Erregung — die ja bei seinem Temperament nicht ausbleiben wird — auf den Gedanken käme, die Sache unter die Leute zu bringen: das wäre doch für uns Alle äußerst peinlich. Davor, meine ich, müßtest Du ihn bewahren. Du bist der Einzige, dessen Autorität ihm imponirt; und wenn Du ihm zur Seite stehst, dann wird er sich in das Unabänderliche fügen und nicht der Welt ein Schauspiel geben, das uns, die Familie Willmann, lächerlich machen und seine Zukunft ruiniren würde."

„Ich finde, Du bist merkwürdig ängstlich geworden, Ludmilla. Ich hätte nicht gedacht, daß eine freie Künstlernatur, die so erhaben ist über die Vorurtheile der Gesellschaft, auf derlei Kleinigkeiten Werth legt. Wie stellst Du Dir das eigentlich vor? Glaubst Du wirklich, Dein Kind noch länger vor der Welt geheim halten zu können?"

„Ich dachte: man nimmt den Beiden das Versprechen ab zu schweigen. Ich werde Maria in's Haus nehmen. Man sagt den Leuten: ich hätte sie adoptirt. Sie soll Alles haben, was sie will: Kleider, Gesellschaften, Theater. Ich lasse ihre Stimme ausbilden. Wir werden ihr einen Mann verschaffen der sie glücklich macht —"

„Und zum Lohn für soviel mütterliche Liebe soll sie den Mund halten, damit die Welt nicht erfährt, daß sie die Tochter ihrer Mutter ist. Wie schön gedacht! Wie groß und edel! Wenn es nicht so traurig wäre, man könnte sich todtlachen. Du hast Dir das sehr hübsch ausgedacht, Schwester. Du hast nur Eins vergessen; daß diese beiden Menschen nichts mehr zu hoffen und zu fürchten haben. Denn sie werden daran zu Grunde gehen. Ludmilla: Du bist wie ein Mensch, der einem Anderen das Messer in's Herz stößt und dann sagt: sei mir nicht böse; ich wollte Dir nicht wehe

thun. — Nimm mir's nicht übel, Schwester: aber von dem, was man so gemeinhin Gemüth und Charakter nennt, hast Du Vorstellungen wie die niedrigste Straßendirne."

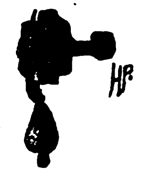
„Pfui, Ernst! Ich hätte Dich für hochherziger gehalten. Ich hätte gedacht, daß Du mir Verständniß entgegen bringen würdest. Aber das Alles ist wohl noch zu neu und überraschend für Dich. Du hast Dich noch nicht durchgerungen. Ich bin überzeugt: wenn Du erst ruhiger geworden bist, dann wirst Du mich gerechter beurtheilen. Also nicht wahr: Du läßt mich nicht im Stich? Und am Sonntag Abend bei Ahlemanns, vergiß nicht. Es sind nur ein paar Leute da. Du kannst im Straßenanzug kommen. Leb' wohl, Ernst!"

(Schluß folgt.)





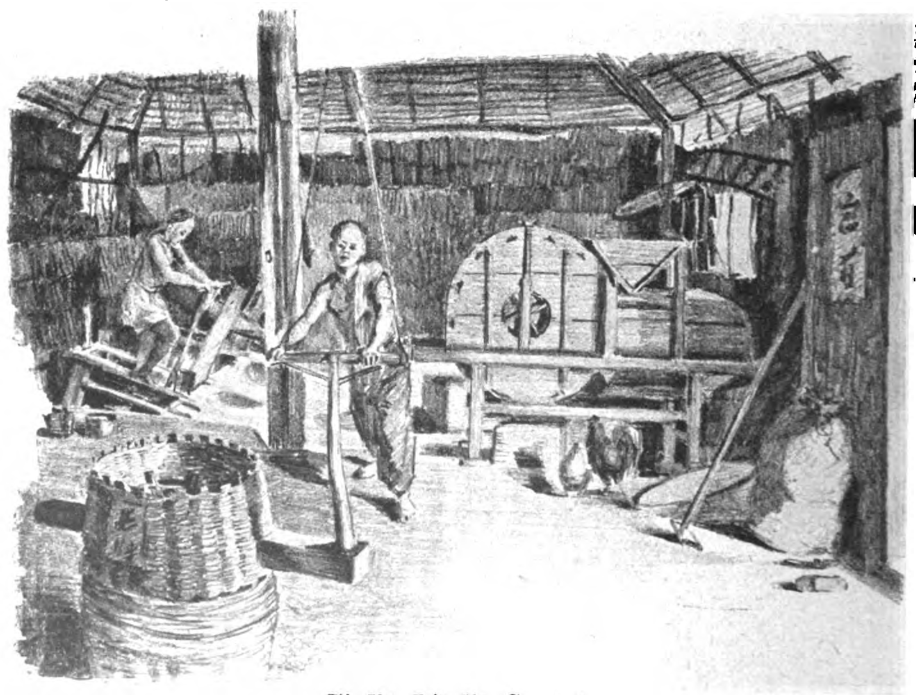
Illustrirte Bibliographie.



Hindu-schmuck.

Durch den Indischen Archipel. Eine Künstlerfahrt von Hugo V. Pedersen. Mit 8 farbigen Einschaltbildern und zahlreichen schwarzen Abbildungen nach Original-Zeichnungen des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Erde ist klein geworden; die eisernen Gleise, die ihren Körper umspannen, die Drähte, welche das menschliche Wort mit der Schnelle des elektrischen Funkens von einem Ende der Welt zum andern tragen, haben dem Begriffe der Entfernung für unsere Planeten seine Bedeutung geraubt. Wie nahe ist uns gerückt, was einst mit dem Reize



Chinesische Reismühle (Sumatra.)
Aus: Hugo V. Pedersen, Durch den Indischen Archipel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

einer unnahbaren wunderlich fremden Welt geheimnißvoll lockte, wenn seltene Kunde an das Ohr der Wißbegierde oder Neugier aus jenen fernen Gebieten, die zu betreten wenigen Auserwählten vergönnt war, drang. Wo sind die Zeiten hin, da schon die Türkei als ein weitentferntes orientalisches Märchenland galt, wo die Tage, da die ausschweifendste Phantasie sich nicht genug thun konnte, die fabelhafte Seltsamkeit des Reiches der Mitte sich auszumalen, da der Geist bei dem Gedanken an die Wunder Indiens, an die Zauberreiche Asiens in einen ekstatischen Rausch gerieth! Es liegt uns nun Alles schon so nahe, unsere Kenntniß der entlegensten Fremde ist nun schon so reich, daß ein Theil jenes Zaubers, den die Phantasie dem Unbekannten oder halb Gekannten berückend verweiht, daß ein gut Stück jener wunderbaren Poesie, die alles Exotische für uns früher besaß, verloren ist. Damit müssen wir uns abfinden: Wir müssen uns nun daran gewöhnen, das schon Bekannte neu zu sehen; und wie unsere Dichter, die früher die



Malayenhäuser.
Aus: Hugo V. Pedersen, Durch den Indischen Archipel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Poesie gern in dem Ungewöhnlichen, Seltsamen gesucht haben, entdeckt und dargestellt haben, welche Poesie für den künstlerisch empfindenden Geist das Leben des Alltags bergen kann, so müssen auch die Reisenden und Reiseschilderer, die selbst in den entlegenen Erdgebieten die Spuren so zahlreicher Vorgänger finden und ihnen nachgehen, es verstehen, das von Andern Geschaute und Geschilderte mit andern, eigenen Augen zu sehen und ihre Leser mit diesen Augen sehen zu lassen. Und dann hat man doch vielleicht noch Glück, einen Erdenfleck zu finden, der noch so gut wie unbekannt ist, von dem man als Entdecker, sei es auch nur im Kleinen, Neues zu berichten weiß, das ein Anderer vorher noch nicht erkundet hat. Nach beiden Richtungen hin wird das vorliegende Werk den Leser nicht unbefriedigt lassen. Es ist freilich nicht das Werk eines Forschungsreisenden, auch nicht das Werk eines Magier des Wortes, der etwa wie ein Pierre Loti aus schwarzen Lettern eine farbenprächtige eigenartige Welt, gesehen mit den Augen des Dichters, hervor=

zaubert; — es ist das Werk eines Künstlers, dessen Werkzeug der Griffel ist und der durch das leibliche Auge zu unserem geistigen spricht. Mit Linien und Farben schildert er lebendig, anschaulich, das Charakteristische und das Malerische interessant und anziehend wiedergebend, die Eindrücke der fernen Länder Asiens, Natur und Kultur, die Menschen, Thier- und Pflanzenwelt in ihren eigenartigsten Erscheinungen. Neben den zahlreichen schwarzen Bildern in Kreide oder Bleistift finden wir mehrere vortrefflich reproducirte Aquarelle, in denen die Farbengluth des Orients in lebhaftem Glanze uns entgegenleuchtet. Die Feder des Schriftstellers hat der Verfasser des Werkes nicht — wie das Werkzeug des Künstlers — eigenem inneren Drange folgend in die Hand genommen,



Des Kaisers Urgroßvater.
Aus: Hugo V. Pedersen, Durch den Indischen Archipel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

sondern ergangener Anregung Folge leistend. Liegt aber auch der Schwerpunkt seines Werkes in dem bildlichen, nicht in dem textlichen Theile, so bietet dieser doch auch, bei aller Anspruchlosigkeit der Darstellung, manches Interessante, und — so namentlich in der Schilderung unzugänglicher javanischer Fürstenhöfe, die sich dem wißbegierigen europäischen Forscher verschließen, aber in diesem Falle dem Künstler sich willig öffneten — manches Neue. Ueber die Persönlichkeit des Letzteren sei nach den in dem Werke von der Verlagsanstalt vorangestellten Angaben das Folgende mitgetheilt:

Hugo V. Pedersen ist ein Däne; geboren 1870 zu Kopenhagen als Sohn wohlhabender Bürgersleute, genoß er nach früh absolvirter Schule und Akademie den Unterricht

eines der größten Meister Kopenhagens, ging als 19jähriger nach Deutschland, wo er sieben Jahre in Berlin, Leipzig, Nürnberg und in Tirol lebte und für mehrere große lithographische Kunstanstalten arbeitete. Während eines Aufenthalts in London traf er mit einem älteren Bruder, der seit Jahren als Leiter der Plantagen einer der größten englischen Handelsgesellschaften thätig war, zusammen und entschloß sich, dem Bruder in seine zweite Heimat zu folgen, um seine Skizzenbücher mit den dort in so reicher Fülle vorhandenen Motiven und Volkstypen zu füllen. Unterstützt von Behörden und einflußreichen Persönlichkeiten, darunter dem Generalgouverneur von Niederländisch-Indien, dessen Empfehlungen ihm manchen bis dahin verschlossen gewesenen Hof öffneten, führte der junge Künstler sein Vorhaben mit glücklichstem Gelingen durch.

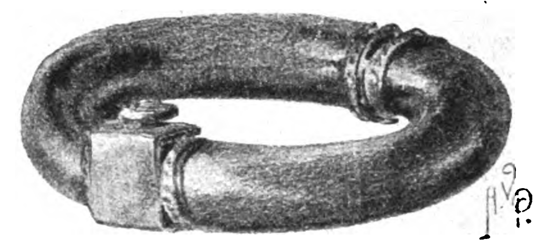
Nach einem interessanten Aufenthalte in Sumatra ließ sich Pedersen längere Zeit



Javanerin.
Aus: Hugo V. Pedersen, Durch den Indischen Archipel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

in Singapore und Penang nieder, wo er zum Studium der mannigfaltigen morgenländischen Volkstypen Gelegenheit hatte. Mit einer reichen künstlerischen Ausbeute begab er sich dann nach Java, dem „Paradies des Ostens“, wo er volle zwei Jahre, die er als die schönste Zeit seines Lebens bezeichnet, zubrachte. Er bereiste die Insel nach allen Richtungen und zeichnete Alles, was die weltberühmten Tempel, die Vulkane und das bunte Volksleben ihm an prächtigen Motiven boten. Dank dem mächtigen Einflusse des Generalgouverneurs öffneten ihm selbst die Fürstenpaläste im Herzen von Java, sowohl der Sultan als der Soesoehoenan (Kaiser) gastfrei ihre Pforten und gaben ihm Gelegenheit, den eigenthümlichen und höchst interessanten Hofstaat kennen zu lernen und in Wort und Bild wiederzugeben. Für die Königin von Holland malte Pedersen das Portrait des Soesoehoenan von Surakarta, an dessen Hof der Künstler 7 Monate verblieb, während welcher er auch die Verwandten des Fürsten im Bilde verewigte. Reich belohnt zog er darauf

in das „Land des weißen Elephanten", Siam, wo er in König Khulalongkorn einen Gönner fand, der ihm bei seinen Studien des siamesischen Volkslebens alle Förderung angedeihen ließ. Als Hauptfrucht dieses Besuches in Siam bezeichnet Pedersen die Studien nach dem ungemein interessanten Tempel „Wats" in Bangkok, in der Nähe des Königspalastes und der Stadt. Die nachtheiligen Einflüsse des Klimas und das Heimweh bewogen schließlich den Künstler, dem Orient Lebewohl zu sagen und nach fünf genuß- und ergebnißreichen Jahren nach Europa zurückzukehren, um hier von den Wundern des Orients in Wort und Bild zu erzählen. Es wird ihm an Hörern voraussichtlich nicht fehlen, zumal die Verlagshandlung Alles gethan hat, eine zahlreiche Gemeinde heranzuziehen. Durch ein glänzendes äußeres Gewand schon hat sie dafür gesorgt, daß das Werk des Künstlers die Aufmerksamkeit auf sich ziehe, die dann durch den Inhalt gefesselt und bis zur letzten Seite, zur letzten Zeichnung rege gehalten wird; die Reproduktion der Bilder, Papier und Typenmaterial lassen nichts zu wünschen übrig. Möge recht Vielen das interessante, an künstlerischen Anregungen reiche Prachtwerk eine Quelle des Genusses für Geist und Auge sein. O. W.



Hinduschmuck.

Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Dr. Rudolf Lothar. IX. Heinrich v. Kleist. Von Franz Servaes. Leipzig, Berlin, Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie in Wien. 1902.

Wieder eine Kleistbiographie von feiner Schriftstellerhand. Die Liebe und Bewunderung für den unglücklichen Dichter hat seit seinem Tode in lang ansteigendem Crescendo immer zugenommen. Es begann zuerst vornehm zögernd, eine lange Einleitung zu etwas Unbekanntem, Herrlichem, der Einleitung zu Beethovens IV. Sinfonie B-dur vergleichlich, und hier wie dort scheint plötzlich einmal der bewußte Funke blitzartig ein schnelleres Tempo zu entfesseln. Es war Wilbrandts unübertrefflich schöne Kleistbiographie, die nun die allgemeine Stimmung endgiltig auslöste. Von nun an gab es kein Zurück. Ein würdiges Kleistbild war geschaffen. Ein Dichter hatte den Dichter gekrönt. „Seit Wilbrandt ist Kleist eine Gestalt der Weltlitteratur, deren Hauptzüge ein für allemal feststehen, und die nicht wieder untergehen wird." (Servaes S. 158.) Und es kamen nun mehr und mehr Freunde herbei. Auf Grund des reicher zu Tage geförderten Materials erschien die wuchtige, gedrungene Darstellung von Otto Brahm. „Brahm drang, in Ergänzung Wilbrandts, energischer auf das Litterarhistorische vor, indem er die Zeitbeziehungen, die Quellenverhältnisse, die sprachlichen Eigenthümlichkeiten sorgfältiger untersuchte und so das Bild im Einzelnen noch vielfach sauberer ausmalte." Mächtiger und mächtiger drang vom großen Kleist die Kunde hinaus in's Weite. Denn „kurz heraus: Kleist ist einer der wichtigsten Vorläufer des „modernen Menschen", und weil er als solcher ein Zufrühgekommener war, hat er in seiner Zeit noch nicht verstanden werden können und untergehen müssen . . . Uns heute ist der ganze Kleist enthüllt, und stolz dürfen wir sagen: Wir sind Blut von seinem Blut und Geist von seinem Geist und Nerv von seinem Nerv. Mit seinem so unendlich gesteigerten Empfindungsvermögen hat er auch unser Empfindungsleben üppig und vielfältig befruchtet. Mit seinem klaren, aufrichtigen Auge und mit seiner wahrhaftigen, unerschrockenen Sprache hat er auch unser Sehen und Sprechen enger und unzerreißbarer an die Wahrheit des Lebens gebunden. Doch nicht minder hat er mit der Allgewalt seiner Phantasie und mit der Unbedingtheit seines Tempos und Temperaments uns ein hohes Muster aufgestellt, wie wir uns der Wunderwelt unseres eigenen Innern vertrauensvoll hingeben dürfen, um ungeahnt bereichert zu

werden. Und so danken wir ihm nicht zuletzt die heroische Gluth seiner Leidenschaft und den hohen Märtyrermuth seiner allzeit tapferen Gesinnung. Wir wissen, daß wir ihm auch darin nachleben müssen, und daß das Feuer, das er in unsere Herzen gesäet hat, angefacht bleiben muß, um als reine, unauslöschbare Flamme weiterzubrennen im Kampf um die Gewinnung neuer Ideale. So lebt Kleist als Held und Bruder in unseren Herzen. Die Anerkennung, die ihm ehemals verweigert wurde, wird ihm heute reichlich zu Theil. Doch nicht eher werden wir uns zufrieden geben, als bis das, wie sich's gebührt, vor der ganzen Welt öffentlich dokumentirt sein wird — durch ein Denkmal Unter den Linden in Berlin."

So schließt Franz Servaes seinen Heinrich v. Kleist. Das neue schöne Buch in seiner geschmackvoll splendiden Ausstattung mit den zahlreichen höchst interessanten Bildern, diesem sinnig ausgewählten Schmuck, der die prächtige Darstellung des Lebens und der Thaten zu wirksamer Unterstützung der Anschauung auf Schritt und Tritt freundlich begleitet, wird nicht verfehlen, dem Gewaltigen neue Freunde und Bewunderer zu werben. Stolz darf sich aber der Verfasser den würdigen Vorgängern als kein unwürdiger Aufnehmer des alten Themas an die Seite stellen. Anders als die in blühender Gefühlsfülle prangende, von unendlich zartem dichterischen Verständniß durchdrungene, bahnbrechende Arbeit des Meisters Adolf Wilbrandt, anders als die mit kraftvoll treuem Eifer durchgeführte Leistung von Dr. Otto Brahm, ist Dr. Franz Servaes' Schrift ein eigenartiges, frisch und mit glänzendster sprachlicher Begabung hingeschriebenes Werk, das sich mit Ehren sehen läßt in einer Reihe, wo so vorzügliche Künstler ihr Bestes gethan haben.

H. L.

Bibliographische Notizen.

Philosophische Bibliothek. Band 105 und 106. Geschichte der Philosophie. Von Dr. Karl Vorländer. I. Band. Philosophie des Alterthums und des Mittelalters. 2 Mk. 50 Pf. II. Band. Phil. der Neuzeit. 3 Mk. 60 Pf. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1903.

So spielt der Zufall. Dr. Vorländer schreibt eine fleißige Arbeit, die sich u. a. besonders auch durch umfassende Litteraturangaben als brauchbares Nachschlagewerk auszeichnet. Und eine kleine Litteraturangabe, die dem Schreiber dieser Zeilen just die wichtigste, hat er ausgelassen, und gerade dem Verfasser dieser nicht erwähnten Arbeit (über Fichte und den neueren Socialismus, Berlin 1900) muß das Schicksal zufallen, über das Werk Vorländers recensiren zu sollen. Eine schwere Situation! Wie eine nicht zu Gaste geladene Fee möchte sich der Gekränkte mit Verwünschung von ihm wenden, aber dazu ist es nun zu spät, denn er hat sich ja verrathen. So heißt es: zum üblen Spiele eine gute Miene aufsetzen, und den Geschichtsschreiber der Philosophie loben, ihn loben wegen seiner geschmackvollen Auswahl und beinahe (ach, welche Schmerzen liegen in diesem beinahe!) lückenlosen Vollständigkeit in den Litteraturangaben. — Der Fall wäre übrigens weniger schmerzlich zu tragen, wenn wenigstens nicht noch die Rivalin Marianne Weber (Fichtes Socialismus und sein Verhältniß zur Marxschen Doktrin, Tübingen 1900) citirt worden wäre. Aber die ist nicht vergessen, und der betrübte Recensent ist vergessen worden. Natürlich kann es da zu keiner objektiven Würdigung kommen. Mit bitterem Unmuth blättert der Recensent in dem vortrefflichen Buche. Ob er nicht noch andere Lücken findet? — Lange findet er nichts. Endlich doch wenigstens etwas. Die Darstellung der Wundt'schen philosophischen Richtung scheint ein wenig dürftig ausgefallen. Nicht viel mehr als 5 Seiten über Wundt in einem Werke, das die Geschichte der Philosophie auf 800 Seiten beschreibt, das scheint mir, besonders wenn man sieht, daß mehr als 84 Seiten Kant gewidmet sind, schon rein äußerlich, etwas wenig. Aber, wie gesagt, ich bin leider nicht unbefangen. Immerhin wünsche ich der tüchtigen Arbeit viele Leser, die davon Nutzen und Freude haben.

H. L.

Wissen und Glauben bei Pascal. Von Dr. Kurt Warmuth, Licentiat der Theologie. Berlin, Georg Reimer. 1902. Preis brosch. Mk. 1.50.

Diese kleine Schrift des feinen Pascalkenners Warmuth behandelt in schönem wohlgeformtem Vortrag Pascals, des großen Mathematikers und großen Jansenisten, seltsamen Seelenzwiespalt, wie er sich zunächst als Gleichgewicht verschiedenartiger Forderungen, sodann aber als Unterliegen der einen des Wissens unter der anderen des Glaubens herzerschütternd darstellt. Anatole France hat einmal hierüber in seiner Vie littéraire Meisterhaftes geschrieben. Der steht freilich auf einem anderen Standpunkte als der Verfasser, und Viele werden wiederum anderen Anschauungen huldigen. Einig dürften sich indessen wohl Alle in der liebevollen Würdigung Pascals, des guten reinen Menschen, des genialen Schriftstellers und hoch begabten Denkers, finden lassen.

H. L.

Panstenographie. Allgemeine Stenographie zum Gebrauch in allen Sprachen. Von A. Dirr. 12 Bogen, geb. 2 Kr. 20 H. = 2 Mk., Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Ueber die Gedankenschrift als internationales Verständigungsmittel hat F. Walther Illges jüngst (Nord und Süd, November 1902) eine interessante Skizze älterer und neuerer pasigraphischer Versuche veröffentlicht. Sie endigt mit dem Hinweise, daß es bereits eine internationale Weltschrift gäbe: die Signalsprache der Marine. Man könnte vielleicht hinzufügen, daß es auch noch eine wichtige internationale Weltsprache, die freilich nicht der Gedankenmittheilung dient, giebt, nämlich die Musik mit ihrer Notenschrift. Sie arbeitet vielleicht auch dem allgemeinen Frieden entgegen, da wir durch sie immer mehr nationale Eigenarten anderer Völker schätzen lernen und gegenseitig in die Lehre gehen zu Nutz und Frommen kommender Generationen. An diese Dinge mußte ich denken, als mir das kleine, fleißig ausgedachte System der Dirr'schen Panstenographie vor Augen kam. Allerdings handelt es sich hier um etwas Anderes. Das Problem ist weniger wolkenhaft hoch, es ist praktisch naheliegend. Es soll eine Kurzschrift erfunden werden, die den Anforderungen möglichst vieler Sprachen entspricht. Das Bedürfniß hierzu ist zwar noch nicht geradezu sehr aktuell vorhanden, aber doch bereits in einer erlesenen Schaar vielwissender Sprachkenner zu spüren. Dirrs Panstenographie will besonders Journalisten, Korrespondenten, Philologen von ausgebreiteter linguistischer Kunst und Wissenschaft etwas Werthvolles bieten. Theoretisch dürfte sie das Interesse Vieler fesseln. In dem kleinen Buch finden sich Uebungsbeispiele in deutscher, französischer, italienischer, spanischer, rumänischer, englischer, holländischer, schwedischer, russischer, polnischer, böhmischer, serbischer, slowenischer, bulgarischer, ungarischer, finnischer, griechischer, lateinischer Sprache. Ein letzter Paragraph enthält Beispiele für die Anwendungsmöglichkeit auf weitere Sprachen.

H. L.

Licht und Wärme. Gemeinfaßlich dargestellt von Rich. Herm. Blochmann. Mit 81 Abb. 272 S. gr. 8. Geh. Mk. 3,80, in eleg. Lwndbd Mk. 4,60, in fein. Originalbd. (Naturwiss. Hausschatz II. Physik II) Mk. 5.—. Leipzig 1902. Verlag von Carl Ernst Poeschel.

Schöner klarer Druck auf glattem Papier, um mit der äußeren Annehmlichkeit zu beginnen, klare, deutliche Abbildungen in schematischer Sauberkeit, die die Anschauung des Lesers unterstützen, und ein ruhig fließender, wohldurchdachter, gemeinfaßlich gehaltener Vortrag, der mit sorgfältiger Auswahl sich über die wichtigsten Dinge der Licht- und Wärmelehre verbreitet. Möchten solche Bücher von Vielen mit Genuß und Nutzen gelesen werden! Wie ein Tafelwasser mit Kohlensäure erfüllt wird, damit es schmackhafter werde, so sollte man sich mit gelehrtem Wissen erfüllen, um sein Wesen für die Menschheit schmackhafter auszubilden, da nicht Jedermann ein Genie ist, der, dem Schaumwein vergleichlich, das wohlgefällige Moussiren durch innere Gährung aus sich heraus erzeugt. Doch dieser Vergleich hinkt, denn das Genie unterscheidet sich nicht so sehr von anderen Geistern, daß es nicht auch lernen müßte.

H. L.

Womit sind die ansteckenden Geschlechtskrankheiten als Volksseuche im Deutschen Reich zu bekämpfen? Preisschrift von Dr. Max Silber, Arzt in Breslau. Leipzig, Benno Konegen.

Die Leser dieser Zeitschrift werden sich erinnern, daß vor nicht zu langer Zeit hier an dieser Stelle über eine von Dr. Tancum Judellovitz verfaßte Schrift „Die Geschlechtskrankheiten und ihre Behandlung" referirt und dabei besonders die Nothwendigkeit betont worden ist, aus der bisherigen Reserve herauszutreten und der Ausbreitung dieser am Volkskörper zerstörend wirkenden Krankheiten mit aller Energie entgegenzuarbeiten. Inzwischen hat man sich nun endlich dazu

entschlossen, das besagte, in ängstlicher Weise aus Prüderie und Unverstand gemiedene Kapitel an's Tageslicht zu bringen und das seither befolgte Verhalten, nach Art des Vogels Strauß, aufzugeben. Hat man doch auch mit den Mitteln, die die wissenschaftliche Medicin errungen hat, den Kampf gegen die Volksseuchen: Tuberkulose, Krebs, und Alkoholismus aufgenommen. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß seitens des Vorsitzenden der Ortskrankenkasse für Leipzig und Umgegend, Herrn Kommerzienrath Dr. Schwabe, die Bearbeitung obiger Frage als Preisaufgabe gestellt worden ist, und daß des Weiteren vor einigen Wochen in Berlin eine deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sich konstituirt hat, der auch in vollster Anerkennung der in Aussicht genommenen Bestrebungen staatlicherseits die erforderliche Unterstützung zugesichert worden ist. — Was nun die hier vorliegende Preisschrift anbetrifft, so hat der Verfasser in vortrefflicher Weise bei gewandter und allgemein verständlicher Darstellung es verstanden, mit vollster Offenheit die gestellte Aufgabe zu lösen und damit die Anerkennung seitens des Preisrichter-Collegiums zu erlangen. Nach einem Vorwort und einer kurzen Einleitung bespricht der Verfasser in einzelnen Kapiteln das Wesen, die Gefährlichkeit, die Verbreitungsweise und Ausdehnung der Geschlechtskrankheiten, um zunächst den Feind vorzuführen, gegen den der Kampf aufgenommen werden soll. Mit dem noch vielfach bestehenden Vorurtheile, als seien genannte Krankheiten zum Theil nicht weiterhin gefährlich, muß gründlich aufgeräumt werden. Hier kann nur eingehende Belehrung, wie solche Verfasser mit Erfolg angestrebt hat, helfen. In weiteren Kapiteln wird die Prostitution sowie ihre Behandlung besprochen, und in einem Schlußwort werden die Resultate, die sich bei Lösung der gestellten Aufgabe ergeben haben, in den Hauptpunkten kurz zusammengefaßt. Gegen den Geschlechtstrieb selbst, als einen von der Natur in jedes Lebewesen gelegten, hochwichtigen Trieb ankämpfen zu wollen, wäre ein eitles Unternehmen. Es zeugt daher auch von vollständigem Unverstand, wenn, wie es in einer Frauenversammlung geschehen, die Ausrottung der Prostitution durch strenge Strafen verlangt worden ist. Der Verfasser hat sehr richtig die beiden Schlagwörter erkannt, auf die es hier ankommt, „gründliche Belehrung der weitesten Volksschichten und persönliche Prophylaxe"; bezüglich letzterer sind auch bereits von fachkundiger Seite Schritte gethan worden. Wenn bei dem Kapitel über die Prostitution der Verfasser die Verquickung von Sitten- und Sanitätspolizei als schädlich bezeichnet, so kann man ihm nur beipflichten. Jedenfalls ist das, was der Verfasser in seiner Darstellung gewollt, ihm in anerkennenswerther Weise gelungen. Jetzt kommt es darauf an, daß auch seine empfehlenswerthe Schrift die weiteste Verbreitung finde — ein Wunsch, der hiermit ausgesprochen sein soll. K.

Beim göttlichen Sauhirten. Ein dramatisches Bild nach Homer. Von Dr. Ludwig Gurlitt. Berlin 1902.

Der Verfasser hat in dieser Bearbeitung den Inhalt des XIV., sowie Theile des XV. und XVI. Gesanges der Odyssee in recht geschickter Weise zu einem Gesammtbilde zusammengefügt. Daß er sich dabei aller eigenen Zuthaten enthält und lediglich den Stoff und die Züge verarbeitet, die die Odyssee bietet, ist nur zu billigen. Als Zweck der Dichtung bezeichnet der Verfasser in der Vorrede ihre Aufführung in der Schule, und dazu ist dies dramatische Bild auch recht geeignet; der Schüler wird sicherlich einen Genuß davon haben, wenn ihm die Gestalten der Odyssee redend und handelnd persönlich gegenübertreten.

S.

Traum und Tag. Ein stilles Liebesdrama. Von Friedrich Kurt Benndorf. Dresden, R. Bertling. 1902.

Wir haben nicht leicht das Recht, über ein Buch mit Nichtachtung hinwegzugehen, wir sind ja doch zum Wahrheitsglauben sozusagen moralisch verpflichtet. Aber manchmal wird es zu viel. „Ein stilles Liebesdrama"; — im Grunde beinahe eine Komödie. Zuweilen Märchenempfinden und dann wieder Albernheiten, grenzenlose Albernheiten. In dem wunderlichen Arrangement des Buchdrucks stehen zu Zeiten vom Verfasser selber komponirte Tonmotive, die als ornamentale Beigabe an Stelle eines zeichnerischen Buchschmucks angesehen und nur von denen beachtet werden sollen, „die sie hören, ohne sie sich am Klavier versinnlichen zu müssen". Das ist eine Idee, die gefallen kann. Man tritt mit all seinen Nerven an und kommt so vielleicht zum höchstgesteigerten Raffinement seelischen Genießens. Hier nicht. Denn Traum und Tag ist ein lyrisches Rührei, von Zartheit und Banalitäten.

G. B.

Leonardo da Vinci. Ein biographischer Roman aus der Wende des 15. Jahrhunderts von Dmitry Sergewitsch Mereschkowski. Deutsch von Carl v. Gütschow. Leipzig, Schulze & Co.

Von diesem sehr interessanten russischen Romane, der bereits so viel von sich reden gemacht hat, liegt nun auch eine gute deutsche Uebersetzung vor, und es ist anzunehmen, daß er auch in Deutschland viele Leser und Freunde finden wird; denn es wird uns hier nicht nur eine Fülle spannend vorgetragener Romanerlebnisse geboten, sondern zugleich ein grandioses Zeitbild der Renaissance entrollt, in dem der Titelheld nach allen Seiten seines unendlich reichen Wesens den künstlerisch kontrastirenden, höchst wirksamen Hintergrund findet. Leonardo da Vinci ist einer der erstaunlichsten Menschen aller Zeit gewesen, ja er hat in seiner Weise eigentlich gar nicht seines Gleichen. Auf Goethe wird man gewiesen, der ihm an bedeutender Universalität in Kunst und Wissenschaft beinahe allein ebenbürtig erscheint, und man meint, sind sich diese herrlichen Männer in ihrer dem Blick sofort erkennbaren Mannigfaltigkeit der Daseinsentfaltung ähnlich, so wird man wohl auch auf eine tiefere Geistesverwandtschaft schließen dürfen. Diese Vermuthung bestätigt sich auch einigermaßen, wenn wir an Goethes „Blick auf Leonardo" uns erinnern und bemerken, daß, was der geniale Dichter von dem Maler sagt, nicht unschwer auf ihn selber angewandt werden kann und darf: „. . . und wie des Auges Fassungskraft und Klarheit dem Verstande eigentlich angehört, so war Klarheit und Verständigkeit unserm Künstler vollkommen zu eigen" oder „die mannigfaltigen Gaben, womit ihn die Natur ausgestattet, koncentrirten sich vorzüglich im Auge".

Professor Richard Muther erklärte das vorliegende Werk als die beste Arbeit über Leonardo. Das ist ein hohes Lob aus dem Munde eines Mannes, dessen Urtheil, selbst wenn wir hier annehmen wollen, daß ihn temperamentvolle Begeisterung hingerissen hat, doch durch die Obertöne feinster sonstiger Kenntnisse in seiner Klangfarbe bestimmt zu werden pflegt. In der That schreitet Leonardo durch diesen farbenreichen historischen Roman so lebensmächtig gewaltig auf uns zu, wie das in dem auf weiteste Strecken behutsam abgetönten Vortrage der Kunsthistoriker nicht in gleicher Weise erwartet werden darf, und wie es nur eben der Poet, der mit seinem Zauberstabe das längst nicht mehr Vorhandene zur Auferstehung erwecken kann, zu Wege bringt. Allein es bleibt darum Jacob Burckhardts resignirte Aeußerung doch wohl unangefochten: „Die ungeheuren Umrisse von Leonardos Wesen wird man ewig nur von ferne ahnen können."

H. L.

Ein unglückliches Volk. Roman in zwei Bänden. Von Rudolf Lindau. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. —

Das unglückliche Volk, von dem der Roman handelt, ist das armenische. Daß es unglücklich genannt zu werden verdient, wird die Dichtung dem, der es nicht schon sonst weiß, verdeutlichen. Die Theilnahme des Lesers wendet sich, der edleren menschlichen Natur gemäß, den Unterdrückten zu. Ihnen gehört auch wohl das Herz des Autors, insofern ihm seine vornehme Kunst gestattet, das Herz an die Leidenden zu verschenken. Rudolf Lindau ist gelegentlich mit dem kühlen, aber künstlerisch ernst veranlagten Mérimée verglichen worden, der die Thatsachen ohne subjektive Einmischung sprechen zu lassen liebt, der sich auf Schritt und Tritt zurückhält aus Zartheit, Diskretion und Geschmack. Der Vergleich hat etwas Berechtigtes, aber man darf doch daneben nicht übersehen, mit wie wohl verstandener Aufrichtigkeit der deutsche Dichter oft genug den aus der Tiefe quellenden Strömen seines Gemüthslebens freien Lauf läßt. Freilich nicht à la Jean Paul, aber um einen gleichfalls vornehmen und wie Mérimée kosmopolitischen Schriftsteller zu nennen, in gewissen Dingen Turgenjew ähnlich. Wer Rudolf Lindau aus früheren Werken her kennt, wird verstehen, daß sich die erwähnte Theilnahme des Autors für seinen Gegenstand auch in diesem letzten Romane nicht aufdringlich laut äußert. Er läßt es sich vielmehr angelegen sein, dem Urtheile der Geschichte in keiner Weise unbescheiden vorzugreifen. Mit Sorgfalt wird die Gegenpartei belauscht und aus ihrem Sinne heraus gewissenhaft Alles erörtert. Ehrenhafte Einzelpersönlichkeiten treffen wir natürlich auch so rechts wie links an. Ja, fast scheint der Dichter der grausamen Handlungsweise auf der einen Seite und dem Jammer auf der andern, dadurch ein Gegengewicht haben schaffen zu wollen, daß er unliebenswürdige Gestalten namentlich im Lager der Bemitleideten schildert.

Die Vorzüge des neuen Romans lassen sich im Allgemeinen aus den beiden in Rudolf Lindau zu besonders fesselnder Eigenart entwickelten Gebieten oder Standpunkten unserer Weltauffassung herleiten: Außen-

welt und Seele. Zu scharfer Wiedergabe von Ereignissen und Situationen, Landschaften und Lokalkolorit befähigt den Verfasser ein glückliches Augengedächtniß, das er fleißig, wie man allen Arbeiten aus seiner Hand entnehmen muß, gepflegt hat. Langer Aufenthalt in der Fremde hat einen Schatz mannigfaltiger Kenntnisse in ihm sich aufsammeln lassen. Der Schauplatz der Handlung seiner Erzählungen und Novellen ist eigentlich immer aufmerksam gesehenes Land. Auch in dem vorliegenden Werke geben zahlreiche Beobachtungen von der gewohnheitsmäßig mit einer gewissen Virtuosität geübten Autopsie Zeugniß ab. Man wird es daher auch nicht ungerechtfertigt finden, daß der Verleger das Buch, gleichsam um dessen topographische Treue zu symbolisiren, mit einem Kärtchen von Konstantinopel, der Bühne dieses Dramas, geschmückt hat (Bd.1). Im zweiten Bande zeigen einige Anmerkungen in sparsamer Auswahl, daß es der Verfasser sich hat Mühe kosten lassen, auch die ihm durch statistische Mittheilungen zugänglich gewesenen Wege des Vorstudiums zu beschreiten.

Sorgfalt in der Auffassung der Dinge, die sich vor uns zutragen, ist, wie gesagt, eine Seite, jedoch aber nur die eine Hälfte der Bedeutung des Kunstwerks. Sie wird ergänzt durch das, in direkter Aufmerksamkeitsrichtung vielleicht weniger erlernbare als aus der Wesenstotalität des Menschen sich als reife Frucht ergebende, moralische seelische Verständniß der Innenseite der Dinge. Hier handelt es sich um die für den Menschen mit höchstem Werthgefühl begleiteten Erscheinungen, als da sind Güte, Humanität und Lebensweisheit. Was wäre uns Gottfried Keller ohne sein Herz, was Anatole France oder Emile Zola bei aller ihrer Kenntniß, wenn sich nicht die Menschenliebe, die Liebe Gottes in ihres Herzens tiefstem Grunde regte? — Wäre der vorliegende Roman nichts als der Außenwelt, im Sinne scharfer Augen, treu, es verlohnte sich kaum der Mühe, ihn zu lesen. Erst der seelische Ton macht die Musik. Erst die eigenartig zum Gemüth sprechende Innigkeit erfüllt uns mit warmer Bewunderung; und es offenbart sich hier auch in der Tragödie das Sonnenlicht wohlthuender Herzlichkeit.

Glücklich vereinigt sich in dem vorliegenden Roman der Vortrag interessanter Begebenheiten größeren Stils mit der Darstellung einer fesselnden, auch für den Leser, der keine Belehrung in schwerer Gediegenheit wünscht, in hohem Grade anziehenden Handlung. H. L.

Drei Erzählungen von Georg Becker. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Die Erzählungen ragen nicht über das gewöhnliche Maß einer normalen Kalendergeschichte hinaus und dürfen keinen höheren Anspruch erheben, als den, über eine langweilige Stunde hinwegzuhelfen. Der Verfasser besitzt die Eigenschaften eines guten Volksschriftstellers: einfache Sprache, Humor und Anschaulichkeit, jedoch läßt zuweilen seine Darstellung die straffe Komposition vermissen. N.

Aus der slavischen Welt. Von Teja Victus von Tröl. Zwei Bände. Leipzig, Paul List. 1902.

„Ich bin mir wohl bewußt," sagt die Verfasserin im Vorwort, „durch meine Arbeit keine Steine zu einem kulturhistorischen Mosaik zusammengetragen zu haben; es sind nur ein paar frische Blumen, die ich der Erinnerung an die in Montenegro verlebte Zeit weihe und vor dem Altar des Ewigmenschlichen niederlege."

Die Dichterin lehnt es in stolzer Bescheidenheit ab, uns wissenschaftlich verwerthbar kostbare Steine anzubieten, dafür nur Blumen. Aber vielleicht sind Blumen mehr als Steine?

Möge darüber entscheiden, wer sich an dem Duft der hier gespendeten lyrischen Gaben erquickt hat. H. L.

Mord-Geschichten, die mein Dolch erzählt. Von Georg Busse-Palma. Leipzig, Hermann Seemann Nchfl. 1902.

Busse-Palma hat uns ein Prosabuch geschenkt. Wir können ihm danken. Es sind Geschichten, in die der Mord wie ein großer Arm des Grauens hineingreift. Starke Geschichten. Es ist darin nicht das Gruselige, was uns an die Seele rührt, sondern die Kraft, die bei aller Einfachheit so packende Prosatechnik und zumal der große Griff des Erzählers, der uns Stücke wuchtigen Lebens vor die Füße wirft. — Er träumt von Zwingherrnkraft und Pußtawildheit: er träumt wie seine gefangene Eule, die im Schlaf die Krallen hebt und aufschreit und von der Gardinenstange fällt — „Fränzchen, mein liebes Fränzchen, mach nicht so böse Augen! Es geht uns ja allen so, uns allen — —"

G. B.

Der König von Babel. Ein Epos von August Sturm. Titelbild von Rudolf von Reifschneider. Verlag neuer Lyrik.

Ein Epos in acht Gesängen ist die neueste Dichtergabe August Sturms, die Freunde des Naumburger Poeten seien auf die Dichtung aufmerksam gemacht. Das kleine Buch ist mit einem träumerisch märchenhaften stimmungsvollen Titelbilde geschmückt. H. L.

Vom Heimwege. Ritornellen von Georg v. Oertzen. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

G. v. Oe. gehört nicht zu den Modernen, ist aber mehr werth als manche vielgerühmte und gelesene Tagesgröße: Er hat viel erlebt und prägt den goldenen Schatz seiner Erfahrungen mit Vorliebe in Sprüchen und Aphorismen aus. Wie seine zahlreichen früheren Bücher, so weisen auch diese formschönen Ritornelle einen seltenen Gedankenreichthum auf. Schon die Eintheilung des Inhalts in die drei Abschnitte: Von draußen her. Aus Kampf und Rast. Aus der Innenwelt — zeigt, daß der Dichter kein Träumer, sondern ein Wachender, ein Wegweiser ist, daß er dem Leser etwas zu sagen hat. Aus der Fülle seiner Lebensweisheit nur folgende Proben: „Den Narren strafen heißt die Narrheit stärken, heißt, mit der Milch der Eitelkeit sie nähren. Sie welkt und stirbt, wenn Weise sie nicht merken. — Vergessen heißt sich selber halb entschwinden, Verzeihn ist schwerer, doch das leidvoll Schwerste: Für Unvergeßliches Versöhnung finden. — Mit Steinchen, die er sorgsam aufgelesen, hat Däumling einst geführt die Kameraden. So nützt der Kleine, wenn er klug gewesen. — Nach all dem Muth, zu wagen und zu leiden, Mensch bleibt Dir Eins: Mit Dir vorlieb zu nehmen, das heißt, Dich mit sehr Wenigem bescheiden. — Gebt uns nicht Dogmata. Nein, schürt den Seelen den heiligen Durst nach Frieden, Reinheit, Liebe, und keine wird am Born des Lebens fehlen." — N.

Styx. Gedichte von Else Lasker-Schüler. Berlin, Verlag Axel Juncker.

Die Sucht, um jeden Preis eigenartig zu sein, greift in jüngster Zeit immer mehr um sich. Am unangenehmsten tritt diese krankhafte Erscheinung in der Lyrik zu Tage. Das gesunde Streben nach Ursprünglichkeit wird aus übertriebener Furcht, in Nachahmung zu verfallen, unnatürlich, es wird selbst Nachahmung. Daran kranken auch die vorliegenden Gedichte. Die Dichterin wird zur Bacchantin. So stimmt sie u. a. folgendes Tanzlied an: „Aus mir braust finstre Tanzmusik, Meine Seele kracht in tausend Stücken! Der Teufel holt sich mein Mißgeschick, Um es an's brandige Herz zu drücken. Die Rosen fliegen mir aus dem Haar, Und mein Leben saust nach allen Seiten, So tanz' ich schon seit tausend Jahr, Seit meinen ersten Ewigkeiten." N.

Stimmen und Gestalten. Gedichte von Adolf Vögtlin. Zürich, Verlag von Müller, Werder & Co. Zweite Aufl.

Im Frühglanz. Gedichte von Julius Koch, Leipzig, Eduard Avenarius.

Gedichte. Von Gustav Adolf Müller. Kassel, Karl Victor.

Alle drei Dichter besitzen ein reiches Empfinden und wissen ihm einen wohlklingenden Ausdruck zu geben, vermögen jedoch nicht ihre Verse so eigenartig zu gestalten, daß sie einen stärkeren Nachhall hervorrufen. Von ihren Gedichten gilt mehr oder minder, was Julius Sturm mit den Worten sagt: „Und ob auch zierlich ein Gedicht, ob Form und Inhalt fein gewählt: Es spricht zu Herz und Seele nicht, wenn ihm der Duft, die Stimmung fehlt." N.

Die Zeitschriften-Uebersicht vom Januar erscheint gleichzeitig mit der vom Februar im nächsten Heft.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aabel, M., Die Schnellküche. Eine Sammlung rasch herzustellender, schmackhafter, warmer Speisen und Getränke für Restaurationen, Hotels, Gast- und Privathäuser, wie auch für Jäger, Touristen und Junggesellen. Mit Anhang: Vorrathskammer. 3. Auflage. Backnang, J. Raths Verlag.

Abert, Hermann, Robert Schumann. (Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister. Herausgegeben von Heinrich Reimann. XV. Band.) Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie".

Alsen, Friedrich Albert, Dumpfe Gesänge. Berlin, Carl Messer & Cie., G. m. b. H.

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Bd. XVI. Heft 12. Dezember 1902. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag. (Rud. Helm.)

Arnold, Fr., Neues Fabelbuch. Berlin, Gerdes u. Hödel.

Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Zwölfter Jahrgang. 1902. Heft 22—24. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bals, Heinrich, Lustige Musikanten in Feld und Wald. Unsere Singvögel in Wort und Bild. (Naturwissenschaftliche Jugend und Volksbibliothek V. Bändchen) Regensburg, Verlagsanstalt, vorm. G. J. Manz.

Bernard, Tristan, Ein Musterjüngling. Roman. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen.)

Bismarcks Staatsrecht. Die Stellungnahme des Fürsten Otto von Bismarck zu den wichtigsten Fragen des Deutschen und Preussischen Staatsrechts nach amtlichen, privaten und zeitgenössischen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Paul von Roëll und Dr. Georg Epstein. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Böhmische Künstler. Prag, B. Kočí, Kunst-Verlag.

Busse-Palma, Georg, Zwei Bücher Liebe und andere Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta-sche Buchh. Nachf.

Danckelman, Dr. phil. Eberhard Freiherr von, Charles Batteux. Sein Leben und sein ästhetisches Lehrgebäude. Gross-Lichterfelde, B. W. Gebels Verlag (Inhaber Bruno Gebel.)

Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. 2. Jahrgang. Dezember 1902 Heft 3. (Kunstausstellungs-Heft.) München, G. D. W. Callwey.

Deutsche Kunst und Dekoration. VI. Jahrgang. Heft 4. Januar 1903. Darmstadt. Alex. Koch.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. XXV. Jahrgang. Heft 4. Januar 1903. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Eick, Wilhelm, Hoch Deutschlands Kaiser! Ein Handbüchlein für patriotische Festredner, enthaltend Fest-Prologe, Reden, Ansprachen, Toaste, Trinksprüche, Festgesänge, Kommerslieder und Deklamationen zum Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers. 2. neubearbeitete und stark vermehrte Auflage von Paul Meinhold. Mühlhausen i. Th., G. Danner.

Goethes sämmtliche Werke. Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Erster Band. Gedichte. Erster Theil. Zwölfter Band. Iphigenie auf Tauris. Torquato Tasso. Die natürliche Tochter. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachflgr.

Goldmar, Jon von, Eine Leidenschaft. Mit Buchschmuck von Walter Caspari. Köln, Albert Ahn.

Groddeck, Georg, Ein Frauenproblem. Leipzig, C. G. Naumann.

Hausschatz älterer Kunst. Heft 10. 11. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Heimann, Moritz, Kritik der Kritik? Berlin, Verlag Helianthus.

Holzamer, Wilhelm, Der heilige Sebastian. Roman eines Priesters. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Huch, Rudolf, Hans der Träumer. Leipzig, Insel-Verlag.

Janitschek, Maria, Auf weiten Flügeln. Novellen. 2. Auflage. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Innen-Dekoration. Die Ausschmückung und Einrichtung moderner Wohnräume in Wort und Bild. XIV. Jahrgang 1903. Januar-Heft. Darmstadt, Alexander Koch.

Keussler, Gerhard von, Die Grenzen der Aesthetik. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Koeppel, Emil, Lord Byron. Mit Bildniss. (Geisteshelden. Biographieen. 44. Bd.) Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Kohler, J., Aus Petrarcas Sonettenschatz. Freie Nachdichtungen. Berlin, Georg Reimer.

Kunst und Künstler. Monatsschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbe. Jahrg. 1. Heft 2. Berlin, Bruno Cassirer.

Lange, Sven, Die stillen Stuben. Schauspiel in drei Akten. Aus dem Dänischen übersetzt von G. J. Klett. München, Albert Langen.

— Sommerspiel. Novelle. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen.

Larsen, Karl, Sechzehn Jahre. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen.

Lauterburg, E., Punta. Das schönste Gesellschaftsspiel mit Karten und Würfel. Ges. geschützt durch D. G. M. Markenschutz und Patent in den Kulturstaaten. Leipzig, G. Menze, Langestr. 16.

Liliencron, D. v., Kriegsnovellen. Mit Illustrationen von Eugen Hanetzog und Hans Lindloff. Berlin, Schuster & Loeffler.

Lucius, Carl, Souchay von, Stimmungen. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Marney, E. A. Toreau de, First Step to English Conversation. Leipzig-R., E. Haberland.

Meisel-Hess, Grete, Suchende Seelen. Drei Novellen. Leipzig, Hermann Seemann Nchfl.

Melschin, L., Im Lande der Verworfenen. Band I. u. II. Leipzig, Insel-Verlag.

Messer, Max, Die moderne Seele. Dritte Auflage. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Mensch, Ella, Der Geopferte. Liebesroman eines modernen Mannes. Leipzig, Hermann Seemann Nachfl.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 15. u. 16. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

— Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell, Dr. W. Körner u. P. Perwow. 22. u. 23. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandung.

Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Herausgegeben v. Dr. A. Blaschko, Dr. E. Lesser. Dr. A. Neisser. Band I. No. 1 u. 2. Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Moeller-Bruck, Arthur, Die Moderne Litteratur. Berlin, Schuster & Loeffler.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. Herausgegeben von Albert Warneke. 7. Jahrgang, 1902—1903. Heft 3. Dezember 1902. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Monton, Eugène, Le XIX siècle vécu par deux Français. Paris, Rue Soufflot 15, Ch. Delagrave.

— Un demi-siècle de vie 1848—1901. Paris, Rue Soufflot 15, Ch. Delagrave.

Nietzsches, Friedrich. Gesammelte Briefe. Herausg. von Elisabeth Förster-Nietzsche und Peter Gast. Dritte Auflage. 2. Bände. Berlin, Schuster & Loeffler.

Oderwald, Hermann, Achilles. Zigeunerliesel. Zwei Dorfgeschichten in schlesischer Mundart. Oppeln, Georg Maske.

Oertzen, Margarethe von. Blonde Versuchung. Roman. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Pöschel, Joh. Prof. Dr., Taschenbuch der deutschen Rechtschreibung, nach den für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz giltigen Bestimmungen bearb. für Haus, Amt und Schule. (IV. u. 1685.) Leipzig, Carl Ernst Pöschel.

Promber, Otto, Träumereien eines Nachtwandlers. Zittau i. S., O. Promber.

Pudor, Dr. H., Dokumente des modernen Kunstgewerbes. Serie A, Heft 1. Serie B, Heft 1. Berlin, W. 30, Verlag der Dokumente des modernen Kunstgewerbes.

Roese, Dr. Chr., Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium der Lateinischen Sprache. Kursus I. Brief 2–5. Leipzig, C. Haberland.

Schafheitlin, Adolf, So ward ich. Tagebuchblätter. Band I—III. Berlin, S. Rosenbaum.

Schütz, Dr. Ernst Harald, Die Lehre von dem Wesen und den Wanderungen der magnetischen Pole der Erde. Ein Beitrag zur Geschichte der Geophysik. Mit vier Tabellen und fünf kartographischen Darstellungen. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Künstler-Lexikon, Schweizerisches. Herausgegeben mit Unterstützung von kunstfreundlichen Privaten vom Schweizerischen Kunstverein. Redigirt unter Mitwirkung von Fachgenossen von Dr. Carl Brun. Erste Lieferung. Frauenfeld, Huber & Co.

Sybel, Ludwig von, Weltgeschichte der Kunst im Alterthum. Zweite verbesserte Auflage. Mit 3 Farbtafeln und 380 Textbildern. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Stein der Weisen, Der. Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XV. Jahrg. 1902/1903. Heft 15, 16 u. 17. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Teja, C., Der Wille zum Glück. Drama in 3 Akten. Leipzig, Hermann Seemann Nchfl.

Tucker, Benj. R., Was ist Sozialismus? Mit einer Einleitung über „Unsere Ziele" und einem Anhang: die Litteratur des individualistischen Anarchismus. Erstes und zweites Tausend. Berlin S. O., Oppelnerstrasse 47, B. Zack.

Vaillant, Theodor Hans. Ein feuchtfröhlich Burschenlied aus Altheidelberg. Kassel, Georg Weiss.

Weltall und Menschheit, Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwerthung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Lieferungen 18—19. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 47. Jahrgang No. 4. Januar 1903. Heft 556. Braunschweig, George Westermann.

Wirth, Albrecht, Aus Uebersee und Europa. Berlin, Gose & Tetzlaff.

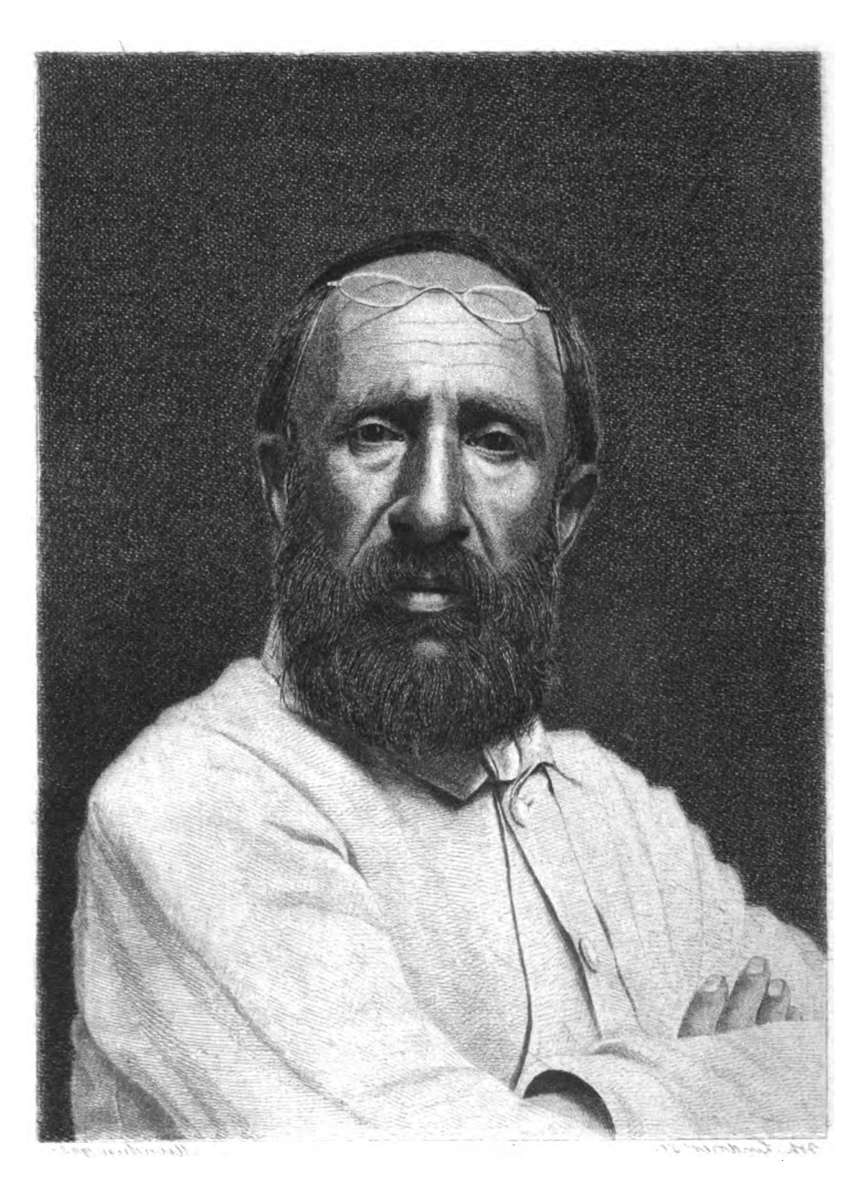
Wolf-Rabe, F., Scheodan Singh. Roman eines Hindu. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Zeitler, Julius, Thaten und Worte. Ein Stück Litteraturpsychologie. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Züricher, Ulbrich Wilhelm, Der erste Mai. Zürich, Caesar Schmidt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



D. Hanbury.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

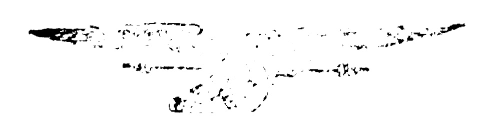
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CIV. Band. — März 1903. — Heft 312.

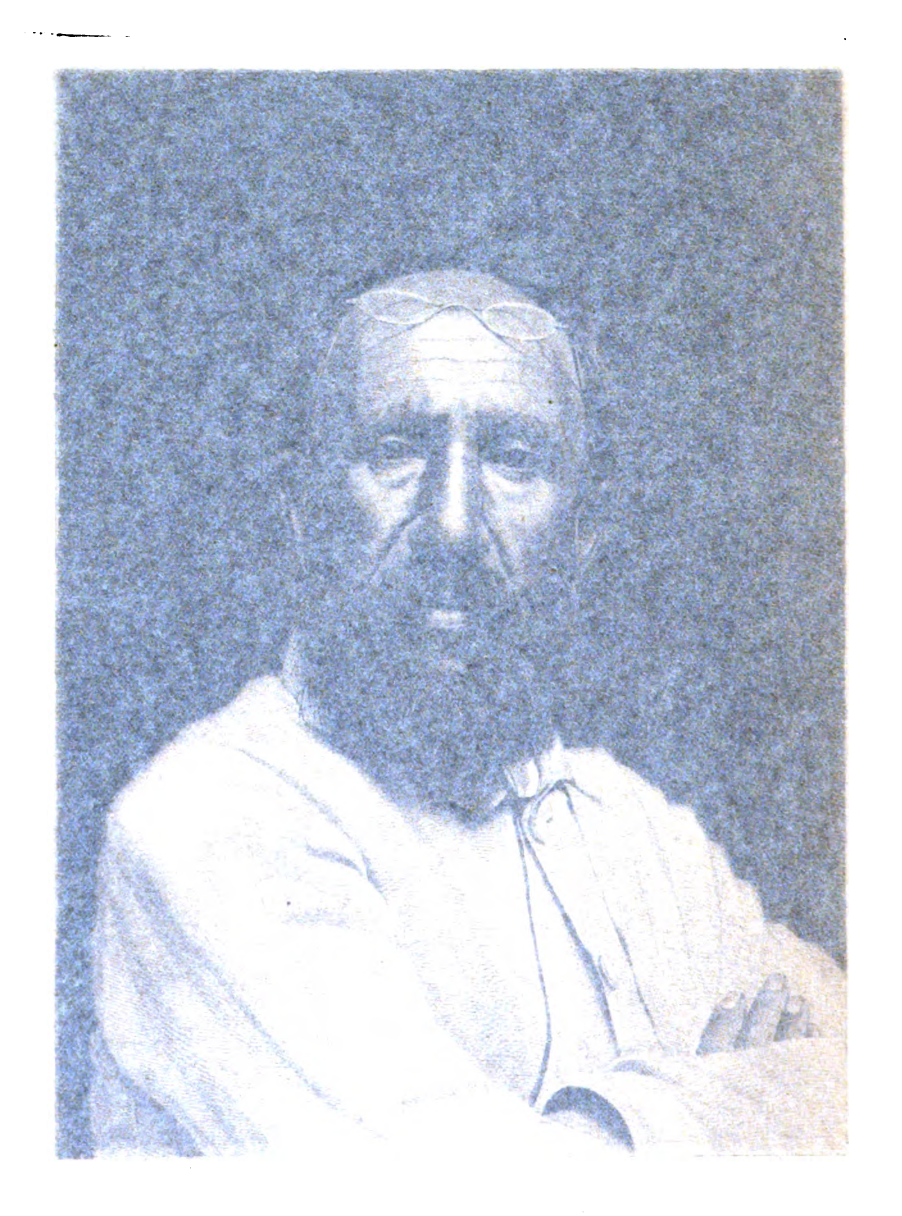
Mit einem Portrait in Radirung: [illegible]



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.



D. Hanbury.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CIV. Band. — März 1903. — Heft 312.

(Mit einem Portrait in Radirung: Osman Hamdy Bey.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Das dunkle Thor.

Schauspiel in vier Aufzügen.

Von

Felix Philippi.

— Berlin. —

(Schluß.)

Dritter Akt.

Bei Geheimrath Wandenberg.

Ein großer Saal; breite Mittelthüre [womöglich Schiebethüre]; links eine Flügelthüre; rechts mehrere sehr hohe und sehr breite Fenster. In der Mitte des Salons ein nicht zu langer mit grüner Decke bedeckter Tisch mit elegantem Schreibzeug, Papieren, Mappen, Akten, Karaffe mit Gläsern. Ueber dem Tisch ein großer Kronleuchter. Unter den Fenstern kleine Lederfessel, auch ein größerer eleganter Lehnstuhl; zu beiden Seiten der linken Thüre tiefe Klubsessel, kleinere Tische mit Zeitungen, Plänen und Büchern; ein großer Bücherschrank, auf dessen Sims ein großer Globus, an den Wänden Reliefkarten.

Erste Scene.

An der Schmalseite des Tisches rechts steht **Wandenberg**, am Tische sitzen **Geheimrath Frohner** (alter, sehr vornehm und bedeutend aussehender Mann mit weißem Haar und Backenbart, vor sich einen eleganten Stock); **Baron von Westkirch**, (Anfang 40, elegant, Monocle); **Generalkonsul Petersen** und **Bankdirektor Birch**, (vornehme Erscheinungen), **Justizrath Buddaeus** (weltmännisch) und **Falkenried** (linke Schmalseite); sämmtliche Herren in Frack und weißer Binde; an einem kleineren Tische hinten rechts **ein Protokollführer**.

Wandenberg (in seiner Rede fortfahrend). Meine sehr verehrten Herren! Ich komme zum Schluß, und nur für einige Augenblicke noch will ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen! . . .

Buddaeus. Gönnen Sie sich ein wenig Ruhe, Geheimrath, Sie haben nach der Uhr drei Stunden achtzehn Minuten gesprochen, ohne eine Sekunde Athem zu schöpfen!

Wandenberg. Sie Alle kennen mich aus jahrelangen freundschaftlichsten geschäftlichen Beziehungen, Sie Alle wissen, daß es sich bei dem Riesenunternehmen, dem ich seit nunmehr fünfzehn Jahren meine ganze

Kraft gewidmet habe, nicht etwa um mich, um meinen Vortheil handelt! Ich habe ein großes Vermögen besessen, ich habe es der Sache geopfert, ich will es nicht wieder gewinnen. Ich will nur das Unternehmen zu Ende führen, ich will einst nur mit dem Bewußtsein vom Schauplatz zurücktreten, etwas Großes, Bleibendes, dem allgemeinen Wohl Dienendes geschaffen zu haben. Unterstützen Sie mich, meine verehrten Herren, wie bisher mit den mächtigen Ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln, folgen Sie mir mit dem einen großen Ziel vor Augen, haben Sie das Vertrauen zu mir, daß wir durch das dunkle Thor den Weg zum Licht finden werden . . .

Buddaeus. Sehr gut! Sehr gut! . . .

Wandenberg. . . . Und Sie werden in edler und fruchtbringender Weise mitgewirkt haben an dem gewaltigen Werke, welches bestimmt ist, dem Welthandel eine neue Verkehrsstraße zu erschließen und zwei befreundete Kulturvölker noch inniger und fester mit einander zu verbinden! . . .

Westkirch. Bravo! Bravo!

Wandenberg. Die von meinem verehrten Freunde und von Ihnen einstimmig gewählten Rechtsbeistande, Herrn Justizrath Buddaeus, meisterhaft ausgearbeiteten Verträge werden Ihnen nachher zur Unterschrift vorgelegt werden . . . Und nun lassen Sie mich Ihnen Allen auf's Herzlichste danken für die unermüdliche und liebevolle Aufmerksamkeit, mit welcher Sie unseren anstrengenden fünfzehntägigen Verhandlungen gefolgt sind! Ich denke, wir lassen jetzt eine einstündige Pause eintreten, die Ihnen wohl angenehm sein wird, und ich hoffe, (heiter) daß meine Küche und namentlich mein Keller Ihnen eine willkommene Unterbrechung bieten werden! (Er setzt sich, sich den Schweiß von der Stirn trocknend.)

Westkirch (fein und lächelnd). Gegen den letzten Punkt des Programms wäre gewiß nichts einzuwenden, denn Ihre Weine, lieber Wandenberg, erfreuen sich ja des besten Rufs!

Buddaeus. Wenn Sie noch von dem 62er Johannisberger 'was übrig haben, erkläre ich mich sogar mit einer zweistündigen Pause vollständig einverstanden!

Wandenberg (erhebt sich). . . . wenn ich die Herren also bitten darf?

Frohner. Die Herren erlauben schon, daß ich sitzen bleibe?

Wandenberg. Aber natürlich!

Frohner. Die leidige Gicht! . . . Mein verehrter Freund! Ich habe Ihnen im Namen der Bankgruppen, welche ich hier vertrete, bereits in unseren Berathungen sowohl als auch in zahlreichen privaten Gesprächen unsere absolute Geneigtheit ausgesprochen, uns, wie bisher, auch jetzt wieder in hervorragendem Maße an der neuen Anleihe zu betheiligen! Sie können auf unsere thatkräftigste Hilfe zählen, und ich glaube in aller Herren Namen zu sprechen! (Zustimmung.) Ihre Energie, lieber Wandenberg, Ihre Thatkraft, Ihre hohe Intelligenz und nicht zuletzt die Lauterkeit Ihres Charakters sind in unserem Kreise der rückhaltlosesten Anerkennung gewiß . .

Wandenberg (der sich, während Frohner begann, wieder gesetzt hat, lebhaft). Ein Lob aus solchem Munde macht mich überaus glücklich!

Frohner. . . . nur möchte ich Sie bei der Größe des Objekts höflichst ersuchen, jetzt noch Ihren verehrten Herrn Oberingenieur, dessen Name in der Welt der Technik wohl als der glänzendste genannt wird, zu Worte kommen zu lassen. Die „Unterwaschungen“ und „Unterspülungen“ — ich halte mich da an Ihre Worte, lieber Wandenberg — die ja Ihren eignen Aussagen nach an einigen Stellen schon manchen Schaden zugefügt und die Arbeit auch zeitweise recht erschwert haben, sind hoffentlich nicht von solcher Bedeutung, daß sie . . .

Wandenberg (schnell). Keineswegs! Keineswegs!

Frohner (kalt und unbeirrt fortfahrend). . . . . daß die Reparatur vielleicht unnütz große Summen verschlingen würde . . .

Birch. . . . respektive dem Weiterbau hinderlich würde!

Wandenberg (scheinbar heiter). Wo denken Sie denn hin, mein lieber Birch!

Frohner. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, lieber Wandenberg, es sind über diese elementaren Ereignisse . . .

Wandenberg. . . . sagen wir richtiger: Unannehmlichkeiten!

Frohner. . . . Ereignisse üble Nachrichten zu uns gedrungen! Mir wurde am 20. Mai dieses Jahres die „technische Korrespondenz“ zugeschickt; die enthielt einen Artikel, unterzeichnet „Veritas“ . . .

Wandenberg. Natürlich! Je mehr in solchen Artikeln gelogen wird, desto sicherer sind sie „Veritas“ unterzeichnet!

Frohner. Dieser Artikel machte allerdings einen gehässigen Eindruck, er schmeckte stark nach Sensationshascherei; aber mit all' seinen Zahlen, seiner zweifellosen Sachkenntniß machte er mich, ehrlich gesagt, doch ein wenig stutzig! Ich holte mir damals — seien Sie mir nicht böse, lieber Wandenberg — von verschiedenen Seiten fachmännische Gutachten über die Situation ein . . .

Wandenberg. Und?

Frohner. Die lauteten allerdings wesentlich günstiger; sie sprachen von Schwierigkeiten, keineswegs von Gefahren! Uns Allen wäre es daher doppelt erwünscht, bevor wir unsere definitiven Entschließungen treffen, von dem ersten Sachverständigen in diesem Fache orientirt und beruhigt zu sein.

Petersen. Ich schließe mich der Ansicht des Herrn Geheimrath Frohner vollständig an!

Wandenberg (nervös). Wie Sie wünschen, meine Herren, wie Sie wünschen!

Frohner. Dürfte ich also — (er verbeugt sich gegen die übrigen Herren) — auch im Namen meiner verehrten Kollegen — den Herrn Oberingenieur Falkenried bitten, uns sein Gutachten über diesen Punkt abzugeben! (Erneute Zustimmung.)

Buddaeus (leise zu Westkirch). Baron, wird das lange dauern?

Westkirch. Ich fürchte!

Buddaeus. Und ich verdurste!

Frohner. Also, mein verehrter Herr Oberingenieur?

Falkenried (der während der ganzen Zeit, den Kopf in die rechte Hand gestützt, regungslos auf das vor ihm liegende Papier gestarrt hat, schweigt).

Wandenberg (in tödtlicher Angst, die er unter nervöser Heiterkeit verbirgt). Na, Johannes? . . . Er ist nämlich, meine Herren, kein Redner und drückt sich davor, wo er nur kann. Ich glaube wahrhaftig: 's ist heute seine Jungfernrede! . . . . Wundern Sie sich also nicht, wenn's manchmal vielleicht auch ein bischen hapert!

Birch. Es kommt ja dabei nicht auf die Zahl der Worte an, sondern nur auf die Thatsachen!

Petersen (sehr verbindlich). Aber wenn ich bitten darf, Herr Oberingenieur, nicht gar zu sachlich! Ich meine damit, wenigstens so verständlich, daß wir Laien folgen und uns ein anschauliches Bild machen können! (Kurze Pause.)

Falkenried (durch einen Blick Wandenbergs angefeuert, erhebt sich schwer und beginnt stockend). Meine Herren! (Er athmet schwer.) Mein Chef war so gütig, Sie auf meine geringe Rednergabe vorzubereiten. Ich glaube daher, es wird am praktischsten sein, wenn Sie mich fragen und ich antworte!

Buddaeus (leise). Ein Demosthenes ist er wirklich nicht!

Westkirch. Aber er gefällt mir!

Falkenried. . . . Also bitte, meine Herren, ich . . . bin . . . bereit . . . zu jeder Auskunft!

Frohner. Das würde den Abschluß der Verhandlungen wohl recht verzögern! Sie beherrschen, wie wir Alle wissen, die ganz schwierige Materie in so souveräner Weise, Sie sind in Ihrem Fache ein so genialer Mann, daß es Ihnen mit wenigen Worten gelingen wird, uns die gewünschte Aufklärung zu geben!

Birch. Wir verlangen ja keine Rede, Verehrtester, sondern nur Ihr Urtheil!

Falkenried. Ja, meine Herren, was soll ich Ihnen sagen? Ich kann mich nur den Ausführungen meines verehrten Chefs anschließen!

Frohner (betrachtet Falkenried durch eine langstielige, schwarze Lorgnette, deren er sich oft bedient; leise unter der Hand zu Birch). Ein bischen reservirt!

Birch (ebenso). Nur verlegen!

Falkenried (jedes Wort noch mühselig hervorkeuchend). Besorgniß brauchen Ihnen die Ereignisse, die sich in unserem Tunnel abgespielt haben, noch keineswegs einzuflößen . . .

Frohner (das Ohr hinhaltend). Hörte ich recht: noch keineswegs? (Er sieht ihn scharf an.)

Falkenried (nervös). Ich bitte, Herr Geheimrath, doch nicht jedes Wort auf die Wagschale zu legen; ich erkläre also: keineswegs einzuflößen! . .

Petersen (leise zu Frohner). Er kann wirklich nicht sprechen! Verwirren Sie ihn also nicht!

Falkenried. . . . solche unvorhergesehenen Störungen kommen in jedem so großartigen Betriebe vor! (Er tritt jetzt hinter seinen Stuhl und hält sich, um nicht umzusinken, mit beiden Händen an der Lehne fest.) Gewiß, wir haben eine Zeit lang tüchtig arbeiten müssen, um das . . . zu bewältigen, aber unsere Arbeiterschaar ist fleißig, dem Chef treu ergeben, und es wird uns gelingen . . .

Birch. Pardon! Ist es Ihnen gelungen?

Falkenried. Ist es uns gelungen . . . . (Er schwankt.)

Buddaeus. Ist Ihnen nicht wohl, Falkenried?

Falkenried (sich aufraffend). Nur die Hitze, meine Herren, die furchtbare Hitze hier! (Er giebt sich einen Ruck.)

Wandenberg (tritt ans Fenster, es schnell öffnend).

Frohner (mit der Lorgnette). Sie sehen recht blaß aus, Herr Oberingenieur . . .

Westkirch. Vielleicht ein Glas Wein?

Falkenried. Später! später! (Gezwungen lächelnd.) Nichts von Bedeutung, meine Herren! Daran ist das ewige Athmen in der miserablen Luft schuld, die trotz allen unseren Ventilationen! Tunnelkrankheit! Sonst nichts! (Er starrt vor sich hin.) Ja . . . was ich sagen wollte . . .

Petersen. Ich denke, wir gönnen dem Herrn Oberingenieur eine kleine Pause?

Falkenried (fieberhaft). Nein, nein, keine Pause! . . . (Er rafft sich männlich auf. Meine sehr verehrten Herren!

Frohner (bleibt sitzen, dreht die Daumen um einander, betrachtet Falkenried ab und zu durch die Lorgnette und stützt sich dann auf seinen Stock.)

Buddaeus (bleibt sitzen und spielt mit einem großen Falzmesser.)

Westkirch (steht hinter Buddaeus, sich an dessen Stuhl anlehnend.)

Birch (macht sich ab und zu Notizen).

Petersen (in Frohner's Nähe, steht unbeweglich mit verschränkten Armen; Alle folgen seinen Ausführungen mit gespannter, stetig wachsender Aufmerksamkeit).

Wandenberg (sitzt, nickt oft scheinbar befriedigt, als ob er sagen wollte: „Da haben Sie's!" „Was habe ich Ihnen gesagt?" „Na, sind Sie jetzt zufrieden?"; er ist trotz aller Selbstbeherrschung sehr nervös und blickt Falkenried, je nach dessen Ausführungen, voll Angst und dann wieder voll Dankbarkeit an).

Falkenried. Sie wollen mein Gutachten hören? Es ist mir außerordentlich schmeichelhaft, daß Sie auf mein Urtheil so großen, so unbedingten Werth legen! . . . Ich habe meine Kenntnisse und Erfahrungen in den Dienst unserer Sache gestellt . . . und . . . ich werde . . . es auch ferner thun! Ich habe im Laufe der heutigen Verhandlung mehrfach Ihre Verwunderung über das langsame Fortschreiten unserer Arbeiten hören müssen . . . ich kann Sie versichern, meine Herren, daß das nothwendig war. Wir mußten mit großer Vorsicht zu Werke gehen, um Hindernisse zu über-

winden, die sich unerwartet einstellten und die selbst die scharfsinnigste Voraussicht und die gewissenhafteste Prüfung nicht in Berechnung ziehen konnten. . .

Frohner (kopfschüttelnd leise zu Petersen). Und der kann nicht reden?

Petersen (leise). Ein ganz famoser Kerl!

Falkenried (immer sicherer, wie ein Mensch, der sich mit Todesverachtung in die vor ihm schwebende Gefahr stürzt). . . . und ebenso habe ich aus manchen Fragen die Besorgniß um das glückliche Gelingen unseres Baues vernommen. Und ich kann Sie ferner versichern, daß, so lange mein verehrungswürdiger Chef an der Spitze des Unternehmens steht und ich die Ehre habe, seinen Befehlen Folge leisten zu dürfen . . . (wiederholt) Folge leisten zu dürfen . . . daß Sie so lange um die Zukunft des „dunklen Thors" nicht besorgt zu sein brauchen!

Buddaeus. Bravo!

Falkenried. Der finanziellen Seite stehe ich ja naturgemäß ferne; die ist ja aus berufenstem Munde eingehend beleuchtet worden. Mein Amt ist es nur . . . Ich darf Sie wohl bitten, Herr Justizrath, das Falzmesser hinzulegen, das macht mich ganz nervös . . . mein Amt ist es nur . . . und meine Pflicht . . . (Er verliert sich einen Moment) ja . . . meine Pflicht . . . (dann sich wieder ermannend) Sie über die technischen Aufgaben aufzuklären, die wir bewältigten und die unser noch harren! Ich werde mich ganz kurz fassen! . . . Wesentlich kostspieliger als unsere ursprünglichen Voranschläge, wesentlich theurer als alle bestehenden großen Tunnelbauten ist unser Werk geworden, weil, ganz entgegen allen Berechnungen, das ungewöhnlich schwierige Massiv uns doch genöthigt hatte, die Bergkette am Fuße zu durchbohren. Dadurch hatten wir eine bedeutend größere Gesammtlänge von beinahe 21 Kilometern zu erobern. Das hat die Mittel, die Sie uns zur Verfügung stellten, früher aufgezehrt, als anzunehmen war! Aber das ist nur verauslagtes, nicht verlorenes Geld! . . . Wir brauchen die Eisenbahnzüge nicht in große Höhen zu befördern und das wird natürlich den Betrieb wesentlich verbilligen! . . . Die neuen Mittel, um die mein verehrter Chef Sie bittet, sollen vor Allem dazu dienen, durch einen neu zu sprengenden großen Sohlkanal die leidigen Wassermassen abzuleiten! (Er gießt ein Glas Wasser hinunter.)

Westkirch (zu Buddaeus). Famos, er kann seine Klinge führen.

Buddaeus (zu Westkirch). Sehr klar! Sehr verständlich!

Falkenried (mit Anspannung aller Kräfte). Ist uns das gelungen, so können wir, durch kein Hinderniß beengt, die Arbeit mit verdoppelter Kraft aufnehmen und zu glücklichem Ende führen! (Er athmet schwer.)

Frohner. Wenn es Ihnen aber nicht gelingt?

Falkenried (bebend). Es wird gelingen!

Frohner. Davon sind Sie fest überzeugt?

Falkenried. Ja!

Frohner. Ueberzeugt, wie . . . sagen wir . . von Ihrem Leben?

Falkenried (fiebernd). Herr Geheimrath! ich bin hier . . . glaube ich . . . in einer Sitzung . . . in keinem Verhör!

Wandenberg (entsetzt eingreifend). Aber Johannes!

Frohner. Pardon, mein verehrter Herr Oberingenieur, wir Kaufleute sind gründlich, und deswegen mögen Sie mir meine Ihnen etwas unbequeme Wißbegier verzeihen! Nichts für ungut! Wir verkennen keineswegs . . . (sich zu den Anderen wendend) Die Herren verzeihen schon, wenn ich in Ihrem Namen das Wort ergreife . . .

Petersen. Bitte sehr, Herr Kollege!

Birch. Sehr dankbar, Herr Geheimrath, aufrichtig dankbar!

Frohner . . . wir verkennen also keinesfalls, daß Sie nicht mit fügsamen Menschen zu arbeiten haben, sondern mit den Elementen kämpfen müssen, die sich nicht beugen lassen. Sind Sie, soweit natürlich menschliche Berechnung reicht, auf Grund Ihrer reichen Erfahrungen überzeugt, daß die Mittel, die wir Ihnen bewilligen sollen, ausreichen werden, alle Hindernisse zu überwinden? Es handelt sich dabei auf Ehre und Gewissen lediglich um Ihre Ueberzeugung! Antworten Sie uns, um die Sache kurz zu fassen, mit einem unverclausulirten einfachen „Ja“, und wir sind einig! Also?

Falkenried. Ja! (Er setzt sich vollständig erschöpft.)

Petersen. Nun, das klingt ja außerordentlich beruhigend!

Petersen. Vortrefflich!

Westkirch! Ganz vortrefflich.

Birch. Ja, meine Herren, wenn eine solche Autorität uns diese Versicherung giebt, können wir wohl alle Bedenken schwinden lassen und . . .

Frohner. Darf ich mir noch einen Vorschlag erlauben? Ich bin dafür, daß wir Alle zusammen nachher in den Tunnel fahren und uns vom Herrn Oberingenieur an Ort und Stelle die durch die Wasser beschädigten hauptsächlichen Punkte zeigen lassen!

Wandenberg (tödtlich erschrocken, aber scheinbar leicht). Aber, mein verehrter Herr Geheimrath, ich bitte Sie: bei Ihrer angegriffenen Gesundheit! . . . (Sehr nervös, aber heiter.) Denn sehr gemüthlich müssen Sie sich die Sache nicht vorstellen!

Frohner. Ich denke mir das sehr interessant und sehr großartig!

Buddaeus. Ich denke es mir vor Allem sehr glitscherig!

Wandenberg (sich überstürzend). Jedenfalls ganz außerordentlich unbequem! Ich weiß nicht, ob es den Herren angenehm sein würde, über Leitern und Felsstücke zu klettern, sich durch Gruben und Löcher hindurchzuwinden und bis auf die Haut durchnäßt eine durch Pulverrauch und Kohlenstaub gründlich verdorbene Luft einzuathmen!

Buddaeus. Ein entzückendes Bild! Recht einladend! nicht wahr, meine Herren! . . . Nee, Alles, was recht ist, lieber Geheimrath Frohner, Ihre Gewissenhaftigkeit in allen Ehren, aber da strike ich, da stoppe ich,

da mache ich nicht mehr mit! Und wenn ich mir so meinen verehrten Nachbar, Herrn Baron von Westkirch, mit seinen wundervollen Lackstiefelettchen betrachte, so glaube ich ... (Er lacht.)

Westkirch (ihm lachend die Hand reichend). Sie sprechen mir aus der Seele, Justizrath!

Petersen (sich zu Birch wendend und ihn leise fragend). Was meinen Sie dazu?

Buddaeus (lustig). Ach, meine Herren da drüben, heucheln Sie gefälligst nicht, als ob es Ihnen einen furchtbaren Kampf kostete, auf diese entzückende Exkursion zu verzichten!

Petersen (droht Buddaeus heiter).

Buddaeus (lustig). Nee, mein bester Frohner, das ist für uns alte Herren nichts! Wollen Sie sich in Ihrem jugendlichen Leichtsinn partout 'ne Lungen- oder Rippenfellentzündung holen ... in Gottes Namen! Aber auf mich und diese würdigen Männer brauchen Sie nicht zu rechnen!

Frohner (sich in der Runde umsehend). Also abgelehnt?

Buddaeus. Aber einstimmig, unbedingt und radikal!

Frohner. Und für wann, Herr Oberingenieur, könnten Sie uns die Vollendung in sichere Aussicht stellen?

Falkenried (schweigt).

Wandenberg (schnell). In 1½ Jahren! (Ihn fest anblickend.) Nicht wahr, Johannes, in 1½ Jahren?

Falkenried (mechanisch). Jawohl ... in 1½ Jahren!

Birch. Präcisiren wir also 1. Mai 1904?

Falkenried (wie abwesend). Ersten Mai 1904!

Frohner. Sie haben die Zeit nicht zu kurz bemessen?

Falkenried (als ob er's gar nicht mehr ertragen könnte). Nein! nein! nein!

Wandenberg (sieht ihn angsterfüllt an).

Petersen. So notiren Sie, lieber Buddaeus, also in die Verträge 1. Mai 1904.

Buddaeus. Gott sei Dank! So weit wären wir also nun endlich!

Falkenried (fiebernd). Und somit wäre ich wohl entlassen? (Immer erregter.) Nicht wahr, entlassen?

Birch (achselzuckend). Ja, wenn Sie nervös werden, Herr Oberingenieur!

Falkenried (immer erregter). Verzeihen Sie, meine Herren, meine Ungeduld! Ich bin nicht gewöhnt, stundenlang solchen Verhandlungen beizuwohnen und zu folgen. Um ½9 Uhr hat die Sitzung begonnen, jetzt ist es gleich ½6; ich falle um vor Müdigkeit und erkläre Ihnen hiermit: ich bin jetzt außer Stande, noch weitere Fragen, die Sie etwa an mich richten wollen, zu beantworten.

Petersen. Wird auch nicht mehr nöthig sein!

Westkirch. Wir sind jetzt orientirt!

Wandenberg. Und befriedigt?

Birch. Vollständig! Nicht wahr, meine Herren? (Zustimmung.)

Frohner. Ich bin bekannt dafür, Sitzungen auszudehnen . . .

Buddaeus. Gefürchtet! Gefürchtet, lieber Frohner!

Frohner. . . . aber ich muß selbst gestehen, daß auch meine Kraft momentan erschöpft ist!

Buddaeus. Gott sei Dank!

Frohner. Für wann, lieber Wandenberg, hatten Sie Ihr Diner festgesetzt?

Wandenberg. Für acht Uhr! Aber wenn die Herren vielleicht vorher einen kleinen Imbiß . . .

Frohner. Gerne!

Westkirch. Sehr gerne!

Buddaeus. Kleinen Imbiß? Nee! Einen gründlichen, ausführlichen, dauerhaften Imbiß!

Frohner. Ich verspreche dem Herrn Oberingenieur auch zu seiner Beruhigung, daß er dann bald von seiner Qual erlöst sein soll!

Wandenberg (hat geklingelt).

Zweite Scene.

Vorige. Ein Diener. Winkelmann.

(Ein Diener öffnet die Mittelschiebethür; man sieht in einen großen, strahlend erleuchteten, reich ausgestatteten Saal, in dessen Mitte ein mit kalten Schüsseln, Tellern, Roth- und Weißweinen, Sekt in Eiskübeln und Früchten sehr elegant gedeckter Tisch steht, kleine Stühle; im Hintergrunde ein prachtvolles, mit Silbergeräth und Pokalen überladenes Buffet.)

Wandenberg (mit einer einladenden Bewegung). Meine Herren?

Buddaeus (entzückt). Der Anblick thut meinem Herzen wohl!

Wandenberg (reicht Frohner den Arm). Darf ich bitten, lieber Geheimrath?

Frohner (am Arme Wandenberg's auf seinen Stock gestützt, langsam nach hinten). Danke, verehrter Freund, danke! . . . Ein famoser Kerl, dieser Falkenried; gescheidt und stolz . . .

Wandenberg . . . und ein Ehrenmann!

Frohner (setzt sich). Nur ein bischen nervös! Sie sollten ihn einmal beurlauben!

Wandenberg. Unmöglich! Kann ihn nicht einen Tag entbehren!

Frohner (zu Buddaeus, heiter). Na, Sie alter Epikuräer, möchten sich wohl gleich hier festkneipen?

Buddaeus. Ach, heucheln Sie doch nicht, Geheimrath, eine so prachtvolle Gicht, wie Sie sie haben, beweist genügend, daß Sie Ihr Lebelang alten Johannisberger von Grüneberger Schattenseite zu unterscheiden wußten!

Frohner (essend). Da wäre ich auch schön dumm gewesen!

Buddaeus (der bemerkt, daß Falkenried nach links gehen will, kommt mit dem Teller vor, kauend). Nee, mein Herzchen! Drückeberger spielen? Is nicht! (Er vertritt

Falkenried den Weg.) Hübsch hiergeblieben! Jetzt wollen wir 'mal unserm Wirth ein Loch in seinen Keller bohren, gegen das Euer gemüthliches dunkles Thor das reine Kinderspiel ist. (Zu Westkirch.) Baron! flankiren Sie 'mal den Herrn auf der andern Seite! So! Und nun 'mal 'ran an die Arbeit!

Falkenried (wird rechts am Arm von Buddaeus, links von Westkirch nach hinten gezogen.)

Petersen und Birch } sind auch nach hinten gegangen und essen.

(Die meisten stehen in zwangloser heiterer Unterhaltung; der Diener gießt Sekt ein; der ältere Diener Winkelmann ist währenddessen nach vorne gegangen.)

Buddaeus (verhimmelnd). Diese Gänseleberpastete! Der müßte man die Brüderschaft anbieten!

Wandenberg (schnell nach vorne). Also, Winkelmann! Sie wissen Bescheid? Sobald (nach den Fenstern zeigend) der Anmarsch der Arbeiter begonnen hat . . .

Winkelmann. Wenn sich der Herr Geheimrath hierher bemühen wollen . . man sieht sie schon kommen . . .

Wandenberg (hinter der Gardine). Ja, ja, ganz recht . . .

(Heiteres Gelächter aus dem Eßsaal.)

Wandenberg (zurück). Sobald die Arbeiter sich also vollständig aufgestellt haben und die Fackeln angezündet sind, öffnen Sie beide Fenster; bei den ersten Klängen des Chorals machen Sie die Mittelthüre auf! Das Weitere werde ich dann schon besorgen. (Es wird ganz allmählich auf der Bühne etwas dunkler; aber nicht mehr als Dämmerung.)

Wandenberg. Schieben Sie auch ein paar Sessel an die Fenster; den großen für Herrn Geheimrath Frohner und während wir von hier der Feier zuschauen: Sekt, immerfort Sekt! Ich verlasse mich auf Sie!

Winkelmann. Zu Befehl, Herr Geheimrath!

Wandenberg (eilt nach hinten, dort hat die Unterhaltung nicht einen Augenblick gestockt, immerwährende Bewegung in den Gruppen.)

Buddaeus (vertilgt ungeheure Portionen).

Falkenried (steht am Tisch).

(Man spricht reichlich dem Wein zu, namentlich)

Falkenried (läßt sich, ohne einen Bissen zu essen, unaufhörlich Sekt eingießen, den er gierig herunterstürzt).

Birch. Wundervoll, lieber Wandenberg, Ihr Koch ist ein Genie!

Wandenberg (lustig). Der Koch ist eine Köchin!

Buddaeus (mit vollen Backen kauend). Die heirathe ich!

(Man stößt an.)

Petersen. Der edle Gastgeber hoch! (Allgemeines Zutrinken.)

Westkirch. Ich verstehe thatsächlich nicht, wie ein Mensch in der Volksküche essen kann!

Buddaeus. Na, Geheimräthchen, ob wir diesen Götterfraß auch im „dunklen Thor" vorgefunden hätten, erscheint mir doch recht zweifelhaft!

Frohner (heiter). Buddaeus, die Köchin werden Sie nicht heirathen!

Buddaeus. Nanu? Wenn ich dieses herrliche Weib aber liebe!

Frohner. Wird Ihnen nichts nützen! Die muß dem Gemeinwohl zu Gute kommen! Aus der machen wir eine Aktiengesellschaft!

Winkelmann (schließt langsam die Mittelthür).

Dritte Scene.

Winkelmann (ohne Vorige). **Ein Diener.**

Winkelmann räumt die kleinen Clubtische von Zeitungen und Büchern, währenddessen bringt ein Diener von links auf einem silbernen Tablett verschiedene Schnäpse und Gläser, die er auf einen der Clubtische stellt; dann geht er nach der Mittelthür; während er dieselbe öffnet, hört man Birchs Stimme laut und deutlich: „Ja, meine Herren, es muß für unseren Freund Wandenberg ein erhebendes und stolzes Gefühl sein" .. die Mittelthür wird von dem Diener von innen geschlossen; kurze Pause, in der Winkelmann noch einiges auf dem Mitteltische ordnet; von unten rechts hört man zunächst aus der Entfernung, dann nach und nach immer deutlicher ein Geräusch, als ob zahllose Menschen sich in ungleichmäßigem Schritt nähern. Man hört das Summen vieler Stimmen, dann den energischen Kommandoruf: „Halt!" .. in weiterer Entfernung „Halt!" .. ganz weit verhallend „Halt!" Kurze Pause; die Kommandostimme: „Der rechte Flügel etwas weiter zurück!" „Halt!" Jedem Kommando folgt das Geräusch vom Scharren vieler Füße; die Kommandostimme: „Sektion vierzehn noch mehr nach links!" Ein kurzes Trompetensignal; ein zweites antwortet von Weitem, ein drittes aus weiter Ferne; die Kommandostimme: „Fackeln anzünden!" Sich fortpflanzende Rufe nach verschiedenen Richtungen „Fackeln!" „Fackeln!" Man sieht zunächst von unten herauf einen schwachen röthlichen Schein, der nach und nach an Helligkeit zunimmt und schließlich die ganze Bühne beleuchtet. Winkelmann steht wartend am Fenster. Die Kommandostimme sehr laut: „Alles fertig!" Dann lautlose Stille. Winkelmann öffnet die Fensterflügel. Aus dem Hinterzimmer stürmische Hochrufe und Gläserklingen; plötzlich, zunächst ganz leise von unten der Beginn eines feierlichen Chorales von Blasinstrumenten. Winkelmann geht zur Mittelthür und öffnet sie in ihrer ganzen Weite.

Vierte Scene.

Winkelmann. Wandenberg. Frohner. Buddaeus. Birch. Petersen. Falkenried. Man sieht die Herren in lebhafter Unterhaltung. Auf dem Tisch stehen jetzt Leuchter mit brennenden Kerzen und rothen Schirmen, man raucht.

Falkenried (steht noch an demselben Platz, schnell ein Glas hinuntergießend.)

Frohner (sich erhebend). Ja, Sie haben wirklich recht, liebster Buddaeus, nach einem solchen Mahle sieht man die Welt mit ganz anderen Augen an!

Wandenberg. Ich wünsche gesegnete Mahlzeit! Darf ich die Herren vielleicht bitten? (Man kommt langsam nach vorne.)

Westkirch. Justizrath, warum machen Sie denn ein so furchtbar betrübtes Gesicht?

Buddaeus (sorgenschwer). Ich fürchte, ich fürchte, ich werde mir den ganzen Appetit zum Diner verdorben haben!

Westkirch. Machen Sie sich ein paar Westenknöpfe auf, das hilft!

Buddaeus (mitleidig). Du lieber Gott, die werden bei mir schon immer vor dem Essen aufgemacht!

Petersen. Ist das nicht Musik?

Wandenberg. Meine Arbeiter wollten es sich durchaus nicht nehmen lassen, den Herren diese Ovation darzubringen!

Birch. Ein Fackelzug?

Westkirch. Sagen Sie lieber: ein Feuermeer!

Frohner (setzt sich in den Lehnsessel, den ihm Wandenberg bequem zurecht rückt; durch die Lorgnette in aufrichtigem Staunen). Welch ein Anblick! Imposant!

Petersen (hinter ihm). Großartig! Diese Menschenmassen!

Birch. Und diese Disciplin! Bewunderungswürdig!

Westkirch. Das ist ja, wie auf 'nem Paradefeld!

Buddaeus (kommt nach vorn). Ist da unten auch so'n kaltes Buffet aufgeschlagen?

Falkenried (kommt als Letzter nach vorne, vor sich hinstarrend, der Choral spielt noch leise fort, jedenfalls so, daß man die auf der Bühne Sprechenden deutlich verstehen kann.)

Frohner. Diese Ordnung! Da herrscht ein Geist, der Geist der Zufriedenheit! (Er reicht ihm die Hand.) Mein lieber Wandenberg, ich bewundere Sie!

Petersen. Ja, wenn man diese musterhaft geschulten Truppen sieht, dann zweifelt man wahrhaftig nicht mehr einen Augenblick an dem herrlichen Gelingen des Ganzen!

Frohner (mit der Lorgnette). Irre ich mich? Oder steht da nicht in der ersten Reihe . . . links . . . bitte, noch etwas mehr links . . gleich neben dem großen Fackelträger . . . steht da nicht ein Mädchen?

Westkirch. Sogar ein wunderschönes Mädchen!

Buddaeus (sehr lebhaft). Wo? Wo? Wo? (Er sieht hinunter.) Donnerwetter!

Wandenberg. Ich kenne das Gesicht; ich weiß nur momentan nicht, wo ich sie hinbringen soll!

Buddaeus. Na, dann überlegen Sie sich's gefälligst!

Wandenberg. Du, Johannes, sieh mal, ist das nicht die schöne Lene aus Deinem „Himmelreich?"

Falkenried (jetzt auch in der Nähe des Fensters, starrt mit weitgeöffneten Augen hinunter, bebend). Ja, das ist die Lene!

(In diesem Augenblick setzt der Gesang, gleichsam aus tausenden Kehlen ein, begleitet von den Blasinstrumenten; erst leise, schwillt er dann feierlich und mächtig an und endet mit der Absingung einer Strophe wieder leise.)

„Allmächtiger, Dich preisen wir!
Allgütiger, Dir danken wir,
Daß Du uns schützest vor Gefahren!
Schenk uns auch ferner Deine Güte!
In Deinem himmlischen Gemüthe
Magst Weib und Kind Du uns bewahren!
Allmächtiger, Dich preisen wir!
Allgütiger, Dir danken wir!"

(Auf der Bühne andachtsvolle Stille.)

Birch. Ein unvergeßliches Schauspiel!

Mehrere Diener (bringen Tabletts mit gefüllten Champagnergläsern, von denen namentlich Falkenried oft trinkt; sein ganzes Wesen verräth die höchste Erregtheit; er hat sich seine weiße Cravatte gelockert, gleichsam, als ob er zu ersticken fürchtete).

Petersen. Pst! Einer will sprechen! (Kurze Pause.)

Buddaeus. Das hätten die Meininger auch nicht besser inscenirt!
(Wieder kurze Pause.)

Die Stimme des ersten Arbeiters (von unten herauf). Unser Wohlthäter, unser Beschützer und väterlicher Freund, dem wir seit Jahren unsern ganzen Unterhalt verdanken, Herr Geheimrath Wandenberg hoch! hoch! hoch!
(Tausende Stimmen fallen begeistert ein, stürmischer Jubel und langanhaltender schmetternder Tusch.)

Buddaeus (klopft Wandenberg von hinten auf die Schulter). Kolossal! Einfach kolossal!

Frohner. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie glücklich, wie sicher sich alle diese Tausende unter Ihrem Schutze wissen!

Birch. Lieber Wandenberg, wie viele sind es ungefähr!

Wandenberg (in glücklichster Stimmung). So gegen 5000!

Petersen. Die meisten verheirathet?

Wandenberg. Fast alle! Wir haben so durchschnittlich mit Frau und Kindern gegen 18000 Menschen zu ernähren!

Buddaeus. Macht also pro Nase ungefähr drei Kinder! Na ja, unter dem thun's ja solche Leute nicht!

Wandenberg (winkt mit dem Taschentuch nach unten, als ob er sich Ruhe verschaffen will; während nach und nach Stille eintritt, ergreift er ein volles Sektglas und hält es in der linken Hand; mit weithin schallender Stimme). Jungens! Meine Jungens! Ich bin sehr, sehr glücklich! Ich danke Euch! (Er ergreift stürmisch Falkenrieds Hand und zerrt ihn gewaltsam an's Fenster; als die Menge sie sieht, bricht sie in stürmischen Jubel und Händeklatschen aus, erst nach und nach legt sich das Brausen.)

Wandenberg (legt seinen rechten Arm um Falkenrieds Schulter). Ja, Kinder, Ihr habt Recht, ihm zuzujubeln! Ihm vertraut! Seine Kraft, sein Genie werden Euch und uns zum Siege führen! Dieses Glas sei Euch, Euren Weibern und Kindern, Eurer und ihrer Zukunft geweiht! (Er hat das Glas hoch in der Hand gehalten und trinkt es mit einem Zuge aus; dann läßt er es auf den Boden rollen; mit dem rechten Arm hat er noch Falkenrieds Schulter umschlungen.)

Falkenried (vom Wein überhitzt, aber nur wenig berauscht, reißt sich plötzlich wie von Furien gepeitscht, von Wandenberg los und schreit mit mächtiger, Alles übertönender Stimme.) Es ist ja Alles nicht wahr! Nicht wahr! Nicht wahr! Ihr habt hier nichts mehr von uns zu hoffen für Eure Zukunft! Ihr müßt Euch wo anders Euer Brot suchen! Wo anders! Wo anders!

(Allgemeines Entsetzen; Frohner erhebt sich; von unten herauf ertönt Stimmengewirr; Rufe: „Lauter! Lauter! Mehr 'ran an's Fenster!“

Falkenried (fanatisch). Legt die Arbeit nieder! Und wenn Ihr nicht wollt, so müßt Ihr's!

Wandenberg (will Falkenried vom Fenster zurückreißen, in wahnsinnigem Entsetzen). Johannes!

Falkenried (sich am Fensterbrett anklammernd). Ihr müßt! Denn in dem dunkeln Thor lauert das Verderben schon in allen Winkeln! Geht, bevor es zu spät ist! Ihr werdet in den Wasserfluthen ersaufen, Ihr werdet von den Felsen zermalmt, Alle Alle! Ein grausiges Massengrab!

Wandenberg (hinunterschreiend). Musik! Musik!

Birch. Ist er bei Sinnen?
Petersen. Ist das der Wein oder die Wahrheit? } Sehr schnell.
Frohner. Vielleicht Beides!

Falkenried (bleibt am Fenster stehen, wendet sich jedoch um). Ja, Herr Geheimrath Frohner, das ist die Wahrheit! Ich habe Sie Alle angelogen . . . nichtswürdig . . . ehrlos . . . ohne Gewissen! Haben Sie noch Lust zu einer kleinen Fahrt, Herr Geheimrath? Ich stehe zu Diensten! Kann lustig werden! Haben einen sicheren Fährmann! Einen fidelen Kumpan: den Tod! (Hinunterschreiend.) Das Werk ist dem Untergang geweiht, rettungslos, rettungslos!

Wandenberg (schreiend). Glaubt ihm nicht, er ist betrunken! Musik! Musik!

Wilde Rufe (von unten, zunächst unverständlich).

Falkenried (mit aufgehobenen Händen). Ihr würdet die Sonne nicht wiedersehen! Arbeit nieder! Arbeit nieder!

Wilde, immer wachsende Rufe (verschiedenartige drohende Stimmen aus verschiedensten Richtungen). „Und wer sorgt für uns?" „Für Frauen und Kinder?" „Brotlos will uns der betrunkene Kerl machen!" „Nieder Falkenried!" „Holt ihn doch 'runter!" „'Runter!" „Leitern her!" „Zündet doch die Bude an!" „Fackeln her!" „Schlagt ihn todt!" (Wahnsinniges, verworrenes, endlich einstimmiges Geschrei.) „Nieder Falkenried!" „Nieder Falkenried!"

Falkenried (hat währenddessen mit weitgeöffneten Augen hinabgeschaut, plötzlich hebt sich aus dem Geschrei)

Eine helle, schmetternde Frauenstimme ab: „Hoch Falkenried!"

Falkenrieds (Gesicht verklärt sich einen Moment). Die Lene!

Wandenberg (ist einige Schritte in's Zimmer getaumelt; von unten ein Tosen wie wildes Meeresbrausen; entsetzt sind)

Frohner, Buddaeus, Birch, Petersen und Westkirch (zurückgewichen).

Falkenried (auf Wandenberg zu, jetzt etwas mehr berauscht). Na, Bruderherz, habe ich das nicht gut gemacht?

Wandenberg (wie abwesend). Du hast mich zu Grunde richten wollen, aber —

Falkenried (stürzt ihm jubelnd an die Brust, in tollster Freude). Retten hab' ich Dich wollen, geliebter Freund, gerettet hab ich Dich, gerettet!

Frohner (am Mitteltisch zerreißt mit festem Entschluß die Verträge. Von unten orkanartiger Tumult, grelle Pfiffe). „Nieder Falkenried!" „Nieder Falkenried!"

Wandenberg (stößt Falkenried von sich, er stürzt an's Fenster, mit wahnsinniger Energie schreit er hinunter). Kein Mann legt die Arbeit nieder! Nicht ein einziger Mann! Erwartet mich morgen bei Sonnenaufgang am Hauptportal zum Himmelreich!" Ich selbst werde mit Euch in das „dunkle Thor" fahren!

Falkenried (sich am Mitteltisch festhaltend, visionär). In den Tod! In den Tod!

(Von unten frenetischer Jubel, unter jauchzenden Rufen) „Hoch Wandenberg! Hoch Wandenberg! Hoch! Hoch!

(fällt rasch der Vorhang.)



Vierter Akt.

Dekoration der ersten zwei Akte.

Es ist tiefe Nacht, nur brennt die Mittellampe düster. Draußen schwacher Mondschein. Auf der Schiefertafel steht jetzt „Biersuppe", darunter „Klöhse mit Spehk." Tiefe Stille.

Erste Scene.

Der Wirth (ist über einen Tisch gebeugt eingeschlafen). Lanz. Lene.

Lanz (der draußen am rechten Fenster vorbei auf den Armen die Lene trägt, wehklagend). Thu Dich auf, Himmelreich! Thu Dich auf!

Wirth (aus dem Schlaf auffahrend). Zahlen? Gleich, gleich!

Lanz (draußen stehend). Mach auf! Trage schwer! Mach auf!

Wirth (stürzt zur Mittelthür und schiebt den Riegel zurück).

Lanz (hineinkeuchend mit)

Lene (die wie leblos in seinen Armen hängt; ihr Kopftuch hat sich gelöst, die Haare hängen ihr wirr um den Kopf).

Lanz (läßt die Lene erschöpft auf eine Bank im Vordergrunde rechts hinabgleiten).

Wirth (sie erkennend, schreit auf). Barmherziger! Die Lene ... Ist sie todt?

Lanz. Weiß nicht ... weiß nicht! Hihi!

Wirth (um Lene beschäftigt). So red' doch, um Gotteswillen, Hihi! Was hat's denn gegeben? (Er schraubt die Mittellampe ganz hell).

Lanz. Todtschlagen wollten sie die Hunde!

Wirth (ihn rüttelnd). Ja, wer denn? Ja, warum denn? Träumst Du? Bist Du bei Verstand?

Lanz (vor Lene knieend, in namenlosem Schmerz). Bist Du nun todt, mein Liebling, todt? Haben sie Dich zu Schanden gemacht und dann in der Kiesgrube erschlagen?

Wirth (in ihn dringend). Bist Du denn bei Dir? Das ist ja nicht Deine Tochter und auch nicht Dein Sohn!

Lanz. Wach auf, Lene, wach auf! Nur eine Stunde! Eine einzige Stunde!

Lene (in Todesangst auffahrend und ihre Arme um Lanz klammernd). Sie kommen! ... Mit Fackeln und mit Aexten ... Sie kommen ... Da ... und dort ... und dort ... Ich will nicht sterben, Falkenried ... Falkenried ... Rette mich, Johannes!

Lanz (jubelnd und ihre Hände liebkosend). Du bist nicht todt! (Wild und stürmisch.) Ich räche Dich, Lene, hihi!

Wirth (hat ein Glas Wein geholt, von dem)

Lanz (einen Schluck der Lene einflößt).

Lene (entsetzt aufstöhnend). Dort der Dominik! Und die Anderen! Alle! Alle! Wir sind verloren! (Sie hat sich, auf ihrem Platz stehen bleibend, mit angstvollsten Geberden nach der Mittelthür umgewendet.)

Zweite Scene.

Vorige. Falkenried (von rechts schnell durch die Mitte, mit Mantel und weichem Hut, als)

Lene (ihn sieht, stürzt sie, ihrer Sinne wieder ganz mächtig, ihm mit lautem Jubelschrei in die Arme; lange, lautlose Pause, dann blickt sie ihm in die Augen, voll Seligkeit jubelnd). Du lebst! (Innig und dankerfüllt) Du lebst!

Lanz (hinkt leise an der rechten Wand entlang nach dem rechten Fenster, wo er sich auf einer Bank unter der Nische hinkauert und scheinbar theilnahmlos den Vorgängen folgt).

Falkenried (der Lene aus seinen Armen gelassen hat). Herr Wirth, halten Sie Wache unten an den Wasserfällen!

Wirth (unentschlossen). Ja, aber . . .

Falkenried. Und wenn Sie hören, daß die Arbeiter kommen, so melden Sie mir's sofort!

Wirth. Die Arbeiter? Jetzt? Ja, aber . .

Falkenried. Thun Sie, was ich Ihnen sage!

Wirth. Ja, aber! Zunächst muß ich doch wissen, was es gegeben hat!

Falkenried. Nicht nöthig! Sie brauchen nur zu wissen, was es geben wird! Die Arbeiter werden sich bei Sonnenaufgang drüben am Hauptportale versammeln, und bevor sie mit dem Herrn Geheimrath Wandenberg in das dunkle Thor fahren, will ich nochmals mit den Leuten sprechen!

Wirth (sprachlos). Mit dem Herrn Geheimrath? Ja, aber . . .?

Falkenried. Schockschwernoth! Fragen Sie nicht so viel!

Wirth. Ja, aber, Herr Oberingenieur, werde ich auch keinen Schaden davon haben?

Falkenried. Ich komme Ihnen für Alles auf. Und nun vorwärts!

Wirth (kopfschüttelnd). Wirft mich aus meinem eignen Lokal 'raus! (Nach hinten gehend.) Fünfzig Pfennig würde ich gleich drum geben . . . (sich über sich selbst entsetzend), na, also natürlich zehn Pfennige würde ich gleich drum geben, wenn ich wüßte, was es da . . . (er geht hinaus, die Thür von außen schließend).

Dritte Scene.

Falkenried. Lene. Lanz.

Falkenried (wirft Hut und Mantel hin, natürlich noch im Gesellschaftsanzug, und geht erregt umher). Sie haben Dich gehetzt?

Lene. Wie ein wildes Thier!

Falkenried. Armes Kind!

Lene. In dem Augenblick, als ich „Hoch Falkenried" rief, fühlte ich einen Schlag von hinten, dann zerrten und stießen sie mich und schrieen, ich sei . . . (Sie stockt.)

Falkenried (bleibt stehen). Was?

Lene (wendet sich ab, leise, ohne jede Prüderie). Kannst es Dir schon denken! Um mich herum tobten sie Alle, wie die Besessenen „schlagt doch das Weibsbild todt!" sie drängten und schleiften mich . . . nach rechts und links . . .

vorwärts und wieder zurück . . . nach da . . . nach dort . . . nach allen Seiten . . . und diese Verwünschungen . . und dieses rohe Gelächter . . . und überall sah ich die Augen von dem grausigen Kerl, dem Dominik! ach, das waren gar keine Augen! . . . das waren ein paar grünrothe Grubenlichter!

Falkenried. Ich kenne die Leute: es sind ordentliche, nüchterne und gewissenhafte Arbeiter, aber dieser verfluchte Lump hat ihnen mit seinen wahnwitzigen Hetzereien die Köpfe ganz und gar verdreht! Wenn man ihn gewähren läßt, macht er das Unglück nur noch größer, als es schon ist!

Lene. Ich verlor dann auch 'mal die Besinnung . . .

Falkenried. Solche Angst hatten sie Dir gemacht?

Lene. Solche Angst hatte ich um Dich! . . . . . Wärest Du in dem Augenblicke unten gewesen, als Du ihnen zuriefst: „Die Arbeit nieder!" . . . sie hätten Dich in tausend Stücke gerissen! . . . Ich bin auch irgendwo hingefallen . . . der alte Hihi hat mich dann hierher getragen!

Falkenried. Wo ist er?

Lene (nach dem Fenster). Dort!

Falkenried. Hm! . . . Kann er uns hören?

Lene. Nein! Er schläft! . . . Die Arbeiter kommen hierher?

Falkenried. Nur hier vorbei!

Lene. Wo sind sie denn jetzt?

Falkenried. Sie zechen in den unteren Kneipen! Auf Regimentsunkosten! Als der Geheimrath Wandenberg ihnen zusicherte, daß nicht ein einziger Mann die Arbeit niederzulegen brauche, waren sie vor Freude wie toll! Da heißt's natürlich zuerst: sich satt trinken!

Lene. Du willst noch einmal mit ihnen sprechen?

Falkenried. Ja!

Lene. Sie werden Dich todtschlagen!

Falkenried. Ich fürchte Schlimmeres!

Lene. Schlimmeres?

Falkenried. Sie werden mich nicht anhören!

Lene. Und das dunkle Thor?

Falkenried. Wird bald zusammenstürzen und sie alle begraben!

Lanz (hebt von Beiden unbeachtet den Kopf und lauscht).

Falkenried (mit schwerem Seufzer). Die Arbeit langer Jahre zu nichte!

Lene. Ist denn gar keine Rettung möglich?

Falkenried (ist auf eine Bank niedergesunken, er starrt vor sich hin). Für das Werk nicht! (Pause; er blickt lange vor sich hin: ein Gedanke durchzuckt ihn und beherrscht ihn nach und nach ganz; er hebt den Kopf, bedeutungsvoll und mit festem Entschluß.) Aber Rettung gäbe es für die Menschen!

Lene (schnell). Das könntest Du?

Falkenried (vor sich hinsprechend, langsam und grauenhaft). Das könnte ich!

Lene (fieberhaft). Wie?

Falkenried. Wenn ich ... bevor sie kommen ... das „dunkle Thor" selbst zerstöre!

Lene (ebenso). Das wäre möglich?

Falkenried (steht auf und bleibt an seinem Platze stehen).

Lanz (hat sich ganz leise einige Schritte weiter vor geschlichen, um keine Silbe zu verlieren).

Falkenried. Für Einen, der da drin Alles so genau kennt, wie ich, wär's möglich! .... Wenn man die Hauptstellen kennt, an denen die Schnellzündschnuren, die Glüh- und Funkenzünder liegen ... am roth markirten Pfeil ... in der Nähe der Kiesgrube ... (Sich plötzlich umdrehend, barsch.) Was willst Du hier, Hihi?

Lanz. Nichts! ... nichts! (Schleicht wieder auf seinen Platz zurück.)

(Der Mondschein weicht dem ersten Tagesgrauen.)

Falkenried (streicht sich den Bart, vor sich hinstarrend, nach kurzer Pause). In einer Minute wär's geschehen!

Lene. Wäre Alles vernichtet?

Falkenried. Wäre wenigstens den Menschen die Möglichkeit genommen, weiter zu arbeiten und ihr Leben auf's Spiel zu setzen. Denn die Verheerung würde furchtbar sein! (Er geht mit gesenktem Kopf umher, dann bleibt er stehen und sieht die Lene einen Moment liebevoll an, als ob er zu ihr sprechen wollte, endlich) Lene! ... (Er bezwingt sich, bricht ab und reißt sich gewaltsam von ihrem Anblick los.) Es dämmert schon! (Er will nach hinten.)

Lene (vertritt ihm den Weg). Du gehst?

Falkenried (voll Energie). Ja, Lene, ich gehe, und ich thu's!

Lene (seine Hände ergreifend, bebend). Und ... willst ... nicht wiederkommen! ... sieh' mich an! ... (Mit furchtbarer Eindringlichkeit.) Du willst nicht wiederkommen! ... (In heißem Flehen). Nimm' mich mit! ... (In wilder Leidenschaft.) Nimm' mich mit! (Sie klammert sich an ihn und schreit verzweifelt auf.) Was soll ich hier ohne Dich!

Falkenried. Lene! (Er versucht sich von ihr loszumachen.) Laß mich gehen, bevor's zu spät ist! Laß mich gehen!

Lene (ihn nicht loslassend). Nicht ohne mich!

Falkenried. Was liegt an einem Menschenleben, wenn dadurch tausende gerettet werden! (Er ringt mit ihr.)

Lene (fieberhaft). Sprich' noch einmal mit den Arbeitern! ... Du wirst sie überzeugen! ... Sie werden Dir glauben! Versuch's noch einmal! Noch ein einziges Mal!

Falkenried (stößt sie zurück und stürzt zur Mittelthüre).

Lene (fliegt ihm voraus und stellt sich mit weit ausgebreiteten Armen vor die Thüre). Du willst es nicht anders? Gut! So gehen wir mit einander in den Tod!

Falkenried (will sie wüthend fortstoßen). Du bist nicht bei Sinnen! Morgendämmerung; in diesem Augenblick hört man von rechts die nahenden Arbeiter; übermüthiger, keineswegs harmonischer oder geschulter Gesang.)

Lene (nach rechts zeigend, aufjubelnd). Sie kommen! Sie kommen! Es ist zu spät!

Falkenried (in wildem Zorn). Verflucht!

Lene (in der Thür stehend und ihm so den Ausgang wehrend).

Die Arbeiter (ziehen in großen Massen, laut singend am rechten Fenster vorüber und wollen, ohne das „Himmelreich" zu beachten, nach links weiter).

Lene (durch die hohlen Hände schreiend und den Gesang übertönend). Laßt den hier nicht in das dunkle Thor!

Falkenried (in wahnsinniger Wuth). Und Du hast mir gesagt, daß Du mich liebst?

Rufe von draußen. Was sagt sie da? Halt!

Vierte Scene.

Vorige. Der Wirth (stürzt geängstigt voran und eilt nach links; die Arbeiter, von denen einige bezecht, an ihrer Spitze **Dominik**, drängen, den Gesang jäh abbrechend, in die Thüre.)

Lene (schreiend). Paßt auf ihn auf! Laßt ihn nicht einen Schritt vorwärts!

Falkenried (will sich verzweifelt einen Weg durch die Masse bahnen).

Dominik (brüllend). Nicht von der Stelle!

Lene (aufhetzend). Hast Recht, Carl Dominik! .. Laßt ihn nicht hinein in das dunkle Thor! In die Luft sprengen will er's, bevor Ihr hineinfahrt!

Falkenried (schreit entsetzt auf; furchtbarer Tumult; in wildem Durcheinander stürzen die Arbeiter hinein, Falkenried und Lene nach vorne drängend; Einige belagern von außen das rechte Fenster; Andere schwingen sich durch's linke Fenster; die meisten Arbeiter haben die Fackeln ausgelöscht, nur einige Fackeln brennen noch; einige der Arbeiter tragen ihre Grubenlaternen angezündet vorne im Gürtel mit rothem Richtglase; die Mittellampe brennt langsam dunkler).

Lanz (kauert noch immer in der rechten Fensternische in derselben scheinbar ganz theilnahmlosen Stellung).

Erste Stimme. Giebt er noch immer keine Ruhe?

Zweite (höhnend). Hat seinen Rausch wohl noch nicht ausgeschlafen?

Dritte. Laßt ihn doch laufen, den armen Narren!

Dominik. Lieber gleich aufhängen!

Mehrere. Aufhängen! Will uns unser Brot nehmen! Aufhängen! Aufhängen!

Vierte. Und der hat sich als unsern Freund aufgespielt! Pfui Deibel!

Dominik (roh). Na, Lene! Die Liebschaft mit dem nobeln Mosjöh hat nicht lange gedauert! Hat Dich wohl schon satt? He? Da bin ich schon treuer! Bei mir dauert's immer mindestens vier Wochen! Nehme Dich auch jetzt noch! (Triumphirend.) Hurrah! Jetzt blüht mein Weizen! (Er will auf die Lene zu.)

Mehrere (drängen sich dazwischen).

Fünfte. Die Lene ist ein Mordsmädel!

Sechste. Hat doch zu uns gehalten! Hoch die Lene!
Mehrere. Hoch Lene! Hoch! (Gebrüll.)
Lene (ergreift Falkenrieds Hand). Verzeih'!
Falkenried (stößt sie zurück).

(Die Spitzen der Berge werden ganz schwach rosig beleuchtet.)

Siebente (singt betrunken, zuerst unverständlich lallend, dann deutlich).

Hängt ihn auf, den Störenfried!
Der Teufel hol' den Falkenried!

(Gelächter und Beifall, dann brüllt)

Der Chor. Hängt ihn auf, den Störenfried!
Der Teufel hol' den Falkenried!

Wirth. Carlchen, mein Liebling, vielleicht ein Himmelreich gefällig? Ich pumpe Dir wieder! (Er gießt ein.)

Dominik (höhnisch). In die Luft sprengen will er das dunkle Thor! (Lacht.) Sehr fein ausgedacht! Aber da ist unser Eins auch noch dabei! Denkst wohl: wir kennen die Stellen nicht auch?, den rothmarkirten Pfeil?, gleich links, 'nen Viertel-Kilometer von der Kiesgrube?

Lanz (hat sich unbeobachtet erhoben und stiert mit geisterhaften Augen auf Dominik.)

Dominik. Aber bevor Du da 'rankommst, mein Herzchen, hast Du's erst mit mir zu thun! Verstanden? Denn da stelle ich mich als Wache auf, und ich möchte sehen, wer mich da fortbringt.

Lanz (macht eine triumphirende Gebärde, als ob er sagen wollte: „Warte nur, da treffen wir uns wieder!"; blitzschnell eilt er zur Thüre und verschwindet links). Hihi!

Eine Stimme. Recht so, Dominik! Vorwärts! Wir kommen mit Dir!
Mehrere. Vorwärts! (Sie drängen sich nach dem Ausgang.)

Fünfte Scene.

Vorige ohne **Lanz.**

(Auf den Bergen zunehmende Morgenröthe.)

Falkenried (drängt sich gewaltsam durch und ruft gebieterisch.) Halt! Nur einen Augenblick hört mich an!

Dominik (nach hinten drängend). Vorwärts mit mir!

Falkenried. Nur einen einzigen Augenblick! Ich bitte Euch! Ich flehe Euch an! Hört mich nur, dann könnt Ihr ja thun, was Ihr wollt!

Erster. Reden soll er!
Zweiter. Das Maul halten soll er!
Dritter. Vorwärts los! Bald wird die Sonne aufgehen!
Vierter. Reden!
Fünfter. Klebt ihm doch 'n Heftpflaster auf's Maul!
Mehrere. Reden!
Andere. In der Kirche wird gepredigt, aber nicht im „Himmelreich"! (Gelächter.)

Dominik (will nach hinten). Vorwärts nach dem Hauptportal!

Die Arbeiter (stehen unentschlossen).

Dominik (hohnlachend). Ach so! Ihr Memmen wollt wohl nicht?

Falkenried (stürmisch). Hört nicht auf ihn, er reißt Euch in's sichere Verderben!

Dominik. Ihr dummen Popanze, wollt Euch wohl wieder einseifen lassen?

Falkenried (leidenschaftlich). Dieser Mensch da . . . (Murren der Arbeiter) dieser nichtswürdige Lump, der nur . . (immer drohendere Haltung der Arbeiter, mit immer mächtigerer Stimme) jawohl, der nur im Trüben fischen will . . .

Erster (macht Kehrt). Wenn Sie uns weiter nichts zu sagen haben . . vorwärts marsch!

Falkenried . . . der Euch nur in's Unglück stürzen will . . .

Dominik (auf einem Tische sitzend). Hahaha!

Zweiter. Der meint's besser mit uns als Sie!

Falkenried. Vorgestern habt Ihr mir noch geglaubt und heute . . .

Dritter . . . glauben wir ihm!

Lene (fieberhaft). So hört ihn doch nur an!

Vierter. Sie wollen uns ja die Arbeit nehmen, und der . . .

Lene (ebenso). So hört ihn doch nur!

Dominik. An den Bettelstab will er Euch bringen!

Lene (schreiend). Euer Leben will er Euch retten!

Fünfter (Lene zurückstoßend). Da haben die Weibsleute nichts mitzureden!

Sechster. Wozu denn der lange Prozeß?

Dominik. Macht doch den Kerl endlich unschädlich! Vorwärts! Los!

Mehrere (mit den ausgelöschten Fackeln auf Falkenried, brüllend). Hurrah! Los!

Lene (entreißt dem ihr nächststehenden Arbeiter die Fackel und drückt sie Falkenried in die Hand schreiend). Rette Dich!

Falkenried (wirft die Fackel fort und stellt sich muthig vor). Ich habe keine Waffe bei mir! . . . Ihr könnt also, wie sich's für muthige Männer schickt, mich todtschlagen! Nur zu! Nur zu! Fünfzig! Achtzig! Hundert gegen Einen! (Sich aufrichtend.) Ich warte! . . . (Pause.)

Erster (vortretend, gebieterisch zu den Arbeitern). Ruhe! (Da erneutes Murren entsteht, noch energischer.) Ruhe! sage ich! (In tiefem Ernst.) Herr Oberingenieur! Was wollen Sie uns noch sagen? (Die Schneefelder auf den Bergen erglühen jetzt in stärkerem Roth, auf den unteren Bergen ganz allmähliche Morgendämmerung.)

Falkenried (leidenschaftlich). Daß Ihr verblendet seid! Das will ich Euch sagen! (Wüthende Zurufe.) Was soll das Durcheinanderbrüllen? Hört mir jetzt zu! . . . Daß es Euch erschreckt hat . . . daß Ihr's noch nicht fassen könnt . . . wer wollte es Euch verdenken! Aber alle Besinnung verlieren, das ist unmännlich! Zürnt nicht mir, zürnt den Elementen, die

uns die Arbeit zerstören! In aller Heiligen Namen! Habt Ihr denn allen Glauben an mich, alles Vertrauen zu mir verloren? Ihr müßt Euch doch sagen, wenn Ihr Eure fünf Sinne zusammennehmt, daß nur die äußerste Noth mich zwingt, die Arbeit einzustellen . . .

Zweiter. Der Herr Geheimrath Wandenberg sagt: die Arbeit wird nicht niedergelegt, und dabei bleibt's!

Dominik (im Vordergrund links, sitzt auf einer Bank mit einer Flasche Wein, der er zuspricht, Falkenrieds Ausführungen ab und zu mit höhnischem Gelächter begleitend).

Falkenried (immer leidenschaftlicher). Könnt Ihr Euch denn gar nicht vorstellen, daß mir das Herz im Leibe zittert?

Eine Stimme. Was kaufen wir uns von Ihrem Mitleid?

Eine Zweite. Damit können wir unseren Kindern auch nicht einen Tag die Mäuler stopfen!

Lene. So nehmt doch nur Vernunft an! Seid Ihr denn Alle ganz vom Satan besessen?

Eine Dritte. Ohne Arbeit müssen wir verhungern.

Falkenried (stürmisch). Was soll ich denn davon haben, was kann es mir nützen, Euch Euer Brot, Euren Erwerb, Eure Ruhe, Eure Zufriedenheit zu rauben? So nennt mir doch um Gottes Willen einen Grund!

Eine Vierte. Das wissen wir schon!

Falkenried. So redet!

Eine Fünfte. Der Dominik hat's uns schon verrathen!

Falkenried. Was?

Dominik (frech). „Was?“ „Was?“ Sind Sie aber neugierig! Krakehl, 'nen Mordskrach haben Sie mit dem Herrn Geheimrath gehabt, und um dem recht zu schaden . . .

Falkenried (ergrimmt). Werde ich Euch Alle brotlos machen?

Eine Sechste. Wer kann so großen Herren in die Karten gucken!

Falkenried. Und diesem gewissenlosen Schurken glaubt Ihr? (Voll hinreißender Wärme.) Meine guten Jungens!

Dominik (hohnlachend). Ujeh! Aufgepaßt! Jetzt schmiert er Euch Syrup um's Maul!

Falkenried. Ich habe das Unglück kommen sehen, aber ich habe Euretwillen geschwiegen, so lange es nur ging! Nicht einen Tag, nicht eine Stunde früher, als es sein mußte, habe ich's gesagt! Jetzt, wo die Gefahr für Euer Leben von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wächst, jetzt mußte ich reden! Aus Liebe zu Euch, aus Mitleid für Eure Frauen und Kinder! Weil ich es nicht länger vor meinem Gewissen verantworten konnte, weil ich als Mensch, als Christ, als Euer Freund nicht warten durfte, bis Ihr zerstümmelt . . .

Eine Stimme (höhnisch). Unser Freund!

Lene (leidenschaftlich). Ihr habt keinen besseren! Es ist ja nicht Euer

Feind, der Euch Euer Brot nehmen will, sondern Euer Freund . . . . Euer bester Freund . . .

Falkenried (immer hinreißender). Jawohl, Euer Freund! (Zunehmende Dämmerung auf der Bühne; die Mittellampe ist im Verlöschen.) Wer von Euch wagt es, an meiner Freundschaft, an meinem innigsten und herzlichsten Mitgefühl zu zweifeln? Wer hat Euch ein Recht gegeben, daran zu zweifeln?

Eine Stimme. Das haben Sie selbst gethan!

Falkenried. Wer rief da: „Sie selbst!“? (Kurze Pause.)

Lene (laut). Hans Fiedler war's!

Falkenried. Hans Fiedler? Habe ich das um Sie verdient? Gerade um Sie? Als Ihnen Ihr Häuschen abbrannte und Sie mit Frau und Kind dem nackten Elend gegenüberstanden: wer hat für Sie gesorgt? Antworten Sie mir: wer?

Der Arbeiter (schweigt; kurze, verlegene Pause).

Erster Arbeiter. Da hat er Recht! Dir hat er damals geholfen!

Falkenried (von Mann zu Mann eilend). Ihnen, Sebastian Kreuter, habe ich geholfen! Wissen Sie's nicht mehr? Und Ihnen, Lorenz Block! Und Dir, Georg Wimmer! Und Dir, Franz Lienhard! Ja, ja, schäme Dich nur ein bischen! Und Dir, Johannes Tiefenbach! Damals wolltest Du mir die Hände küssen, als ich die über Dich verhängte Entlassung rückgängig machte . . . und heute? (Kurze Pause.)

Der Zweite. Ich, wenn man's überlegt: was wahr ist, muß wahr bleiben! Tiefenbach, Dich hat er damals 'rausgehauen!

Dominik (fanatisch). Hahaha! Die Mäuse gehen an den Speck!

Falkenried. Allen, Euch Allen, die ich hier um mich sehe, habe ich Gutes, nur Gutes gethan, und weil ich Euch jetzt das Beste thun will, was in meinen Kräften steht, weil ich Euer Leben retten will, da heult Ihr wie die wilden Thiere? Ist das Dank? Ist das Vernunft? (Hinreißend.) All' meiner Liebe setzt Ihr nur Haß entgegen und allen meinen Warnungen nur Trotz? Und mit offenen Augen wollt Ihr in's Verderben rennen?

Lene (den ersten Arbeiter am Arm packend). Wiedemann! Noch ist es Zeit! Gieb den Andern ein gutes Beispiel!

Der Erste (nach kurzer Pause einige Schritte vor, mit schwerem Athem). Herr Oberingenieur . . .

Lene (in ihn drängend). Muth! Muth!

Dominik (schreiend). Wiedemann! Hierher!

Falkenried (legt dem ersten Arbeiter die Hand auf die Schulter). Sprich nur, mein alter Freund . . . habe Vertrauen zu mir!

Der Erste. Ich weiß nicht mehr ein und aus! Mir ist der Kopf von dem wüsten Schreien und all' dem Trinken die Nacht über schon ganz dumm! . . . Der Herr Geheimrath will gleich herkommen und bürgt uns dafür, daß weiter gearbeitet werden kann! Sie warnen uns und sagen, daß wir unser Leben dabei riskiren! Einer von Beiden meint es also nicht

ehrlich mit uns! (Bebend.) Ich habe auch 'ne Frau und fünf Kinder zu Hause . . . was sollen wir denn um Gotteswillen thun?

Dominik (aufspringend). Mir nach zum Hauptportal, wer kein Hundsfott ist!

Falkenried (mit donnernder Stimme). Was Ihr thun sollt? Euch nicht vom Fleck rühren, und wenn der Herr Geheimrath kommt, so sagt ihm, daß Ihr keinen Schritt mehr in's dunkle Thor geht!

Der Erste. Herr Oberingenieur . . . wir kennen uns jetzt seit langen Jahren . . . ich habe Ihnen nie was Böses gethan . . . sagen Sie mir auf Ehre und Gewissen: meinen Sie's gut mit uns?

Falkenried. Auf Ehre und Gewissen!

Der Erste. Geben Sie uns den Rath nur unsertwillen, um uns vor Schaden und Unglück zu bewahren? So wahr Ihnen Gott helfe?

Falkenried. So wahr mir Gott helfe!

Der Erste (reicht ihm die Hand). Herr Oberingenieur, ich werde Ihnen folgen!

Dominik (schreiend). Leute! Her zu mir!

Die Arbeiter (unschlüssig, ob sie Falkenried oder Dominik folgen sollen).

Lene (von Mann zu Mann eilend). Ueberlegt nicht lange! Jede Sekunde ist kostbar! . . . Ihr thut's für Eure Frauen, Eure Kinder!

Die Arbeiter (in Gruppen flüsternd).

Der Zweite (zum Dritten leise). Was thust Du?

Der Dritte. Vielleicht hat der Falkenried doch Recht?

Falkenried (stürmisch). Und wenn Ihr auch Alle von hier fortziehen müßt . . . ich werde Euch nicht verlassen . . . ich komme mit Euch . . . und auch Du, Lene, Du auch! (in tiefster Bewegung). Nicht wahr, Lene, Du kommst mit mir . . . als mein treuer, muthiger Kamerad? Wohin ich auch nun gehe?

Lene (stürzt ihm jubelnd in die Arme.) Bis in den Tod! Bis in den Tod!

Falkenried. Wir Alle müssen auch wo anders unser Glück finden. (Begeistert) Glaubt mir's! Wir müssen und wir werden!

Die Arbeiter (drängen sich vor und schauen ihn mit wachsendem Vertrauen an).

Dominik (springt in die Thür, fanatisch). Guten Appetit, Ihr Hanswürste! Bleibt Alle hier, bis der Geheimrath Wandenberg kommt! Um so besser für mich! Aber damit dem Herrn da nicht vielleicht noch im letzten Augenblicke einfällt, das dunkle Thor in die Luft zu sprengen, halte ich Wache am rothen Pfeil! Der Herr Geheimrath wird's mir dann auch allein danken und Ihr Strohköpfe habt das Nachsehn! (Triumphirend.) Also am rothen Pfeil! . . Da könnt Ihr mich finden! (Er schwingt seine Mütze.) Juchhe! Auf Wiedersehen in der Kiesgrube! (Er stürzt hinaus.)

Sechste Scene.

Vorige ohne Dominik.

(Die Mittellampe ist jetzt ganz erloschen; zunehmende Morgendämmerung.)

Falkenried. Und nun, Wiedemann! Und Du, Tiefenbach und Block, Lienhard, Wimmer, Kräuter . . (sie drängen sich Alle um ihn, einige wollen ihm in tiefer Rührung die Hände küssen, was er aber wehrt, als sich der Arbeiter Tiefenbach über seine Hände beugen will, in tiefem Ernst) den Andern erlaub' ich's nicht! Du, Tiefenbach, kannst Deine Rechnung so mit mir glatt machen. (Der Arbeiter küßt ihm die Hand. Falkenried läßt es gewähren und klopft ihm auf die Schulter.) Schon gut! schon gut! . . . Und nun gelobt mir Alle feierlich mit Wort und Handschlag . . . (Die Arbeiter heben die Hände zum Schwur.)

Siebente Scene.

Vorige. Wandenberg (steht in der Thüre).

Wandenberg. Was? (Pause.)

Der Erste (langsam, aber frei und muthig). . . . Daß wir die Arbeit im dunklen Thor nicht mehr aufnehmen!

Wandenberg (in tiefem Ernst). Sprichst Du für Dich allein?

Der Erste. Nein, Herr Geheimrath, für uns Alle!

Wandenberg (sich im Kreise umsehend). Ist das die Wahrheit?

Der Zweite. Ja!

Mehrere. Die Wahrheit! So ist's und so bleibt's!

Wandenberg. So geht! Ich kann Euch nicht halten! Ich werde andere Männer finden, die muthig das Werk vollenden, welches . . .

(In diesem Augenblick hört man von hinten ein furchtbares, lange dauerndes Krachen. Brausen Tosen, Knacken und Bersten, ein grausiges Donnern und Prasseln, eine mächtige Staubwolke jagt draußen vorüber.)

Die Arbeiter (stoßen instinktiv a tempo einen kurzen, lauten Schreckensschrei aus, dann stehen Alle sprachlos wie gebannt auf ihrem Fleck; ganz langsam vermindert sich grollend das Geräusch und verhallt endlich).

Wandenberg (greift sich mit beiden Händen an den Kopf, als ob er es nicht fassen kann, dann wie aus einem wüsten Traum erwachend sich umsehend, bebend und tonlos). Was . . . war . . . das?

Falkenried (in tiefem Ernst). Das dunkle Thor ist eingestürzt!

Wandenberg (aufschreiend). Waren Menschen drin?

Falkenried. Nein.

Wandenberg (stürzt, seiner nicht mehr mächtig, auf eine Bank und schluchzt laut auf). Dem Himmel sei Dank!

Erster Arbeiter (athemlos). Aber . . . der . . . Dominik?

Lene (sich nach dem rechten Fenster umsehend und hinstürzend). Und der Hihi? (Sie schreit verzweifelt.) Hihi! Hihi! Wo bist Du? (Pause.)

Falkenried. Du rufst ihn nicht mehr! Er hat in der Kiesgrube am rothen Pfeil seine Kinder gerächt!

Die Arbeiter (nehmen die Mützen ab).

Lene (aufschluchzend). Armer Hihi! (Sie kniet zum Gebet nieder.) Gott sei Deiner armen Seele gnädig!

Einzelne Arbeiter (knieen gleichfalls nieder; stummes Gebet; auf den Bergen die ersten leuchtenden Sonnenstrahlen; der ganze Raum wird rosig beleuchtet).

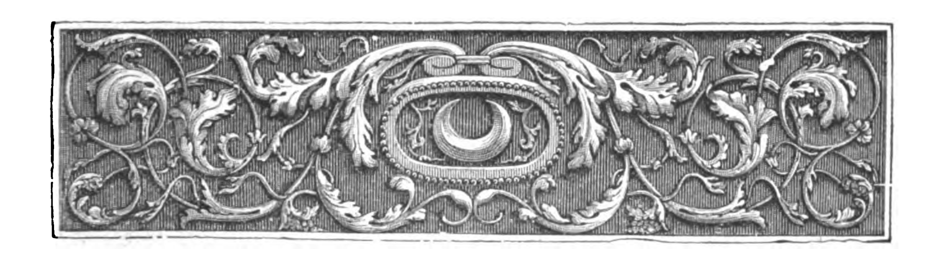
Falkenried (zieht die Lene zu sich empor und hält sie fest umschlungen; feierlich und groß, aber ohne jedes Pathos). Schaut hinauf nach den Bergen! Die Sonne dringt durch die Nebel! Der Tag bricht an!

Während Alle, theils knieend, theils mit gefalteten Händen, nach den Bergspitzen in stummer Andacht blicken, fällt ganz langsam der

Vorhang.

Ende.





Osman Hamdy Bey.

Von

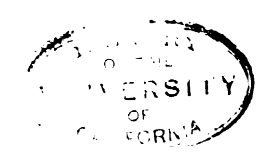
Rudolf Lindau.

Helgoland.

Zu den größten Sehenswürdigkeiten von Konstantinopel gehört heute das kaiserliche Museum in Stambul.

Unter den Kunstschätzen, die dort aufbewahrt sind, müssen in erster Linie die Sarkophage von Sidon genannt werden, die, durch einen glücklichen Zufall entdeckt, nachdem sie über zwei Tausend Jahre in unterirdischen Gewölben verborgen, den Augen der Menschheit entrückt worden waren, an das Tageslicht geschafft werden konnten. Sie waren gänzlich vergessen worden, denn in keiner der uns bekannten Handschriften war ihrer erwähnt; nun brachten sie der staunenden Welt der Alterthumsforscher überraschende Aufklärungen über die Entwickelungsgeschichte der hellenischen Kunst und boten allen Freunden des künstlerisch Schönen das Herrlichste, das uns aus dem griechischen Alterthum erhalten worden ist.

Die überwältigende Schönheit, Größe und Bedeutung der Sarkophage, unter denen der Alexanders — irrthümlich so benannt, aber der Name ist ihm geblieben — der des Satrapen, der Klagefrauen, der Lykische sowie der von Tabnith, des Königs von Sidon und die Sarkophage von Klazomenai die berühmtesten sind, — machen gewöhnlich einen so tiefen Eindruck auf den Beschauer, daß er zunächst geneigt ist, an den übrigen Schätzen des Museums achtlos vorüberzugehen. Erst bei wiederholten Besuchen offenbart sich ihm die großartige, obgleich arg verstümmelte Schönheit des Athleten von Tarsos, und er erfreut sich der Anmuth und Kraft noch vieler andrer Kunstschätze ersten Ranges, die ihm das Museum von Stambul bietet. Ich führe darunter nur die archaische Grabstele von Nisyros, das Relief einer



Tänzerin aus Pergamon, die Alexanderstatue aus Magnesia von Sipylos, das wunderbar erhaltene Relief einer Lyraspielerin aus der Provinz Brussa und die Terrakottafiguren aus Prienne an. — In allerneuster Zeit ist dazu noch aus Tralleis ein ruhender Faustkämpfer und ein von Edhem Bey, dem Sohne Hamdy Beys, in Tralleis gefundener Frauenkopf gekommen.

Diese im Kreise der Fachmänner anerkannte, unbestrittene, große Bereicherung des Kunstschatzes der Welt verdanken wir in erster Linie, man kann fast sagen ausschließlich, dem Künstler und Archäologen Hamdy Bey, einem Mann mit scharfen Augen und warmem Herzen, der dem Glück, als es unerwartet bei ihm anklopfte, Thür und Thor geöffnet und es zu seinem treuen Gaste gemacht hat.

Osman Hamdy Bey wurde am 31. Dezember 1842 in Stambul geboren. Sein Vater, der im Jahre 1874 in Stambul verstorbene Großwesir Edhem Pascha, hatte in Frankreich studirt und dort eine ausgezeichnete Bildung erworben, die viele Gebiete umfaßte. Dies, sowie sein Charakter, in dem sich Zuverlässigkeit und Liebenswürdigkeit wohlthuend paarten, hatte ihn unter den Sultanen Abdul Medschid, Abdul Asis und Abdul Hamid eine glänzende Karriere durchlaufen lassen. Er hatte sich im Auswärtigen Amte ausgezeichnet, verschiedene hohe Stellen in der Verwaltung bekleidet, die Türkei als Botschafter in Berlin und in Wien vertreten und war schließlich zu der höchsten Würde seines Landes, der des Großwesirs, ernannt worden.

Edhem Paschas Söhne sollten, soweit es in seiner Macht lag, derselben Vorzüge theilhaftig werden, denen er selbst sein Emporsteigen verdankte, und er hatte deren Erziehung mit strenger Aufmerksamkeit überwacht. Sie hatten fremde Sprachen erlernen und abendländisches Wissen erwerben sollen und waren zu dem Zweck nach Frankreich und Deutschland gesandt worden. Hamdy Bey traf als fünfzehnjähriger Jüngling im Jahre 1857 in Paris ein, wo er zwölf Jahre lang verblieb.

Den Anordnungen seines Vaters entsprechend wurde Hamdy Beys ganze Thätigkeit zunächst auf das Studium der Rechtswissenschaft gerichtet; aber nach wenigen Jahren schon regte sich in dem Jüngling der unwiderstehliche Drang nach Beschäftigung mit den schönen Künsten, und mit Genehmigung seines weisen Vaters durfte er fortan seine Zeit zwischen der juristischen Fakultät und der Ecole des Beaux-arts theilen. — Nach und nach verlor die Jurisprudenz jeden Reiz für ihn, während sich die schönen Künste, namentlich die Liebe zur Malerei seines ganzen Wesens bemächtigten. — Der fleißige, bescheidene junge Mann, der reinstes Pariser Französisch sprach, aus vornehmer Familie kam und von sprudelndem Humor, frischer Lebensfreudigkeit und wärmster Hingabe für die Kunst und ihre Vertreter durchdrungen war, machte sich zahlreiche Freunde bei Jung und Alt und wurde im Lauf kurzer Zeit ein beliebtes Mitglied der besten Künsterkreise. Aber Hamdy Bey bemühte sich keineswegs, „ein richtiger Franzose“ zu werden, er streifte den Orientalen nie ganz ab, und dies verlieh ihm eine Sonderstellung, die

nicht wenig dazu beitrug, ihm das Leben leicht und angenehm zu machen. — Wenn man Paris aus der Zeit kennt, als der Chauvinismus noch nicht erfunden war, so kann man sich wohl vorstellen, wie der junge Bey, der keinen Spaß verdarb und keinerlei Gefälligkeiten beanspruchte, von Männern und Frauen verhätschelt wurde. — Es ist kein Wunder, daß die Erinnerung an Paris die schönste in Hamdy Beys Leben geblieben ist, und daß ihm der Abschied von der Stadt, in der man sich unter dem Kaiserreich besser als irgendwo anders vergnügen konnte, sehr schwer wurde; doch trat er sofort nach seiner Rückkehr in Stambul ohne jede Entmuthigung im Dienste seines Vaterlands in das praktische Leben.

Hamdy Bey wurde zunächst zum Direktor der politischen Angelegenheiten im Wilayet von Bagdad ernannt. — Von Paris nach Bagdad,— die alte, todte weltfremde Khalifenstadt nach dem Boulevard des Italiens und dem Quartier latin! Das war wohl nicht leicht ohne Heimweh nach der Seine zu ertragen. — Hamdy Bey ertrug es ohne Murren; ja, seine glückliche Veranlagung ließ ihn sogar in der Wüste Freuden finden, nach denen er sich noch in späteren Jahren zurücksehnte. — Man kann sich ein Bild von seinem damaligen Leben machen, wenn er im Kreise seiner Freunde Erinnerungen an Bagdad auffrischt. — Dann spricht er mit einer ruhigen Wärme, die etwas eigenthümlich Ueberzeugendes hat, von der Schönheit des Aufgangs und des Untergangs der Sonne, wenn der Himmel seine farbenprächtigsten Gewande anlegt, und von den wunderbar ernsten stillen Nächten unter erhabenem Himmelsdom, an dem die Sterne in einer Herrlichkeit erglänzen, von der der Städtebewohner keine Ahnung hat.

Im Jahre 1871 kehrte Hamdy Bey aus Bagdad nach Konstantinopel zurück und wurde bald darauf vom Sultan Abdul Asis zum Introducteur des ambassadeurs ernannt. Seine Gewandtheit, seine Kenntniß fremder Sprachen, Menschen und Gebräuche machten ihn vorzüglich geeignet, diesen Posten auszufüllen, und als es sich zwei Jahre später darum handelte, einen tüchtigen Vertreter der türkischen Interessen auf der Wiener Weltausstellung zu finden, fiel die Wahl des Sultans, der Hamdy Bey nun persönlich kennen gelernt hatte, auf seinen Introducteur des ambassadeurs.

Hamdy Bey bewährte sich in Wien, wie er es in Bagdad und Konstantinopel gethan hatte, und machte sich in der Kaiserstadt Freunde, wie ihm dies an der Seine gelungen war.

Nach dem Schluß der Wiener Weltausstellung kehrte Hamdy Bey nach Konstantinopel zurück, wo er in das Auswärtige Amt berufen und im Jahre 1875, unter dem bekannten Aarifi Pascha, ehemaligem türkischem Botschafter in Paris und Wien, zum General-Sekretär des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. In dieser Stellung verblieb er jedoch nur kurze Zeit. Nach dem Regierungswechsel im Jahre 1876, der den jetzigen Sultan Abdul Hamid auf den Thron brachte, wurde Hamdy Bey des Generalsekretariats im Auswärtigen Amte enthoben, aber

keineswegs in Ungnade, sondern um mit der zur Zeit weit schwierigeren und verantwortlichen Aufgabe der Leitung der Presse betraut zu werden. Der vielseitige, scharfsichtige Weltmann zeigte sich derselben gewachsen und bewährte sich anläßlich der Proklamation der türkischen Konstitution, die eine lebhafte Preß-Kampagne hervorrief, als Politiker sowohl wie als Journalist. Wir finden ihn deshalb auch später als aktives Mitglied der Untersuchungs-Kommission der Ereignisse in Bulgarien; und sein Bericht war es, den die türkische Regierung der Konferenz von Konstantinopel — bestehend aus Edhem Pascha (Türkei) Salisbury (England) Bourgouin (Frankreich) 2c. — vorlegte.

Während des türkisch-russischen Krieges entwickelte Hamdy Bey große Thätigkeit zur Bildung des türkischen Freiwilligen-Korps, in das er selbst eintrat; im Jahre 1877 wurde er darauf zum Bürgermeister von Pera, des politisch wichtigsten Stadttheiles von Konstantinopel ernannt, und auf diesem Posten verblieb er bis zur Beendigung des Krieges. Sodann zog er sich, der als Sechsunddreißigjähriger bereits eine so mannigfaltige und erfolgreiche Vergangenheit hinter sich hatte, von jeder politischen Thätigkeit zurück, in der Absicht, sein Leben fortan ausschließlich der Kunst, der Malerei, seiner Lieblingsbeschäftigung, zu widmen*).

In der Türkei, — ich spreche hier nicht von Handwerkern, Arbeitern und Proletariern, wo die Kinder in die Fußtapfen der Eltern zu treten pflegen, — kennt man nicht bereits auf den Schulbänken eine bestimmte Laufbahn, der man sich widmen will oder soll. Nur in Ausnahmefällen bereitet sich schon der junge Mann darauf vor, Soldat oder Beamter, Künstler oder Kaufmann zu werden, und wenn er es thut, so ist damit keineswegs auch nur mit geringer Sicherheit gesagt, daß er seinen Vorarbeiten entsprechend später wirken wird. Der Zufall und das Wohlwollen einflußreicher Persönlichkeiten spielen dabei in der Türkei eine weit größere Rolle, als es im Westen — obgleich man auch dort mit diesen Faktoren zu rechnen hat — der Fall ist. So findet man in Konstantinopel Generale und Admirale, die das dreißigste Lebensjahr noch nicht erreicht haben, und so haben wir Hamdy Bey, der ursprünglich zum Juristen bestimmt war, als

*) Anmerkung der Redaktion.

Eine Würdigung des schaffenden Künstlers Hamdy Bey wäre eine Aufgabe für sich. Hamdy Bey hat sich bekanntlich auch als Maler hoher Auszeichnungen auf internationalen Ausstellungen zu erfreuen gehabt, und besonders die eigenartig köstliche Behandlung des architektonischen Milieus auf seinen Gemälden erweckte Bewunderung. Offenbar wird die Pariser Studienzeit in dieser Beziehung ihm die bleibende Geschmacksrichtung aufgedrückt haben. Man hat seine Malweise mit der Léon Gérômes verglichen. Vielleicht mit Unrecht, doch inwieweit dieser Vergleich zutrifft und als ein schmeichelhafter zu gelten hat, soll hier nicht untersucht werden. Ungleich Gérôme greift unser Künstler jedenfalls seine Stoffe aus dem Leben. — Uebrigens wäre ja auch ohne den lebendigsten Kunstsinn diese erstaunliche edle Ausdauer im Dienste der ästhetischen Anliegen der Menschheit garnicht zu begreifen.

Künstler in Paris, politischen Agenten in Bagdad, kaiserlichen Kommissar in Wien und in Paris, Diplomaten, Journalisten, Soldaten und Bürgermeister von Pera kennen gelernt: — aber die bedeutsamste Wendung in seinem Leben, die ihn geradeswegs zu dem hohen Ziele führte, das er jetzt erreicht hat, vollzog sich erst, als er vom öffentlichen Leben zurückgetreten und sein ganzes Bestreben darauf gerichtet war, als Maler das Beste, was er konnte, zu leisten.

Das Museum von Stambul existirte bis zum Jahre 1881 nur dem Namen nach. Es war nacheinander von einem Oesterreicher, einem Engländer und einem Deutschen verwaltet worden, tüchtigen Männern und Gelehrten, denen aber allem Anscheine nach, weit weniger daran lag, Stambul zu einer bedeutenden Kunststätte zu machen, als die Museen ihrer Heimat zu bereichern. Man hat deswegen ihre Berufstreue nicht angetastet, sogar direkte Vorwürfe der geschädigten türkischen Regierung sind ihnen erspart geblieben.

Die Alterthumskunde wurde damals in der Türkei von Niemandem gepflegt, kein Mensch war darauf bedacht, alten Fundstücken Werth oder Bedeutung beizumessen, sie für die Türkei hüten zu wollen. Dem frommen Moslem auf dem Lande galten sie als Erzeugnisse eines verabscheuungswürdigen Heidenthums, und wenn er sie beachtete, so geschah es, um sie barbarisch zu zerstören und als Baumaterial zu verwenden. Auch in den besseren Kreisen der Hauptstadt wurden die Alterthümer keineswegs gebührend gewürdigt. — Der österreichische, der englische und der deutsche Direktor des Museums von Stambul hatten somit eine gewisse Berechtigung, anzunehmen, daß sie der Wissenschaft dienten, wenn sie die werthvollsten Fundstücke, die ihnen zu Gesicht kamen, den Museen ihrer Heimat überwiesen. Man drängte sich bei solchem Vorgehen nicht gerade an die Oeffentlichkeit, aber man betrieb es ohne unnütze Geheimthuerei.

Allmählich öffneten sich jedoch die Augen des scharfsichtigen Sultans Abdul Hamid diesem der Türkei schädlichen Treiben, und er sah sich nach einem türkischen Direktor seines Museums um. Er hatte keine große Wahl. Archäologen gab es unter den Türken nicht, und in dem engen Kreise von einheimischen Künstlern, die sich einer abendländischen Bildung erfreuten und als türkische Patrioten bethätigt hatten, war ihm Hamdy Bey der bekannteste. Und so ernannte er diesen zum Direktor des Museums von Stambul.

Hamdy Bey erkannte sofort das große, fruchtbare Arbeitsfeld, das ihm eröffnet wurde, und begann als Neununddreißigjähriger sich mit unermüdlichem Eifer dem Studium der Archäologie und der Museenverwaltung zu widmen: alles Andere, sogar seine geliebte Malerei mußte in den Hintergrund treten. — Zunächst erachtete er es für geboten, eine weitere Ausfuhr von Fundstücken aus der Türkei zu verhindern, und bereits im ersten Jahre

seiner Direktion setzte er es durch, daß die von ihm entworfene Abänderung des Gesetzes über die Alterthümer und das Verbot der Ausführung alter Fundstücke promulgirt wurden. Bald darauf — im Jahre 1882 — gründete er die „Ecole des Beaux-Arts“ in Stambul, und im Jahre 1883 unternahm er seine ersten Ausgrabungen, die des Grabes von Antiochus von Kommagene, auf dem höchsten Gipfel des Taurus, dem Nemrud-Dagli gelegen. Er veröffentlichte darüber eine Denkschrift, die die Aufmerksamkeit des Auslandes, namentlich Deutschlands auf den jüngsten, bis dahin unbekannten Archäologen, den Türken Hamdy Bey lenkte. —

Während dieser seiner ersten Expedition entdeckte Hamdy Bey auch die Ruinen von Sindjirli, der uralten Hauptstadt der Chetiter. Er bezeichnete damit der Archäologie ein neues werthvolles Gebiet, das das von Humann gegründete Berliner Orientalische Komité noch heute mit Eifer und Erfolg bearbeitet. Ein Theil der bei den Ausgrabungen zu Tage geförderten Fundstücke, sehr merkwürdiger und seltener Zeugnisse ältester bildender Kunst, wurde von Hamdy Bey nach Stambul geschafft und gilt als eine große Zierde des Museums.

Hamdy Bey erkannte mit Dankbarkeit an, daß es zwei Deutsche, Conze und Humann, waren, die ihm den Eintritt in die sehr exklusive Genossenschaft der Archäologen am meisten erleichterten: „Von Humann habe ich ausgraben gelernt,“ sagte er mir, „und Conze hat sich über jeden Erfolg, den ich ihm melden konnte, wie über einen eigenen gefreut. Er hat das zahllose Male durch Wort und Schrift zu erkennen gegeben und mich dadurch zu neuen Arbeiten ermuthigt.“

Während der nächsten vier Jahre, bis 1887, beschäftigte Hamdy Bey sich viel mit der Verbesserung und Vergrößerung der von ihm gegründeten Schule und mit der viel Zeit erfordernden Ordnung, Aufstellung und Katalogisirung der im Museum aufbewahrten Fundstücke, auch legte er damals die Grundlagen einer Bibliothek, die, nach den bescheidensten Anfängen und ohne daß er sich wesentlicher Geldunterstützungen zu erfreuen gehabt hätte, heute in 20000 Bänden den Schülern der Akademie von Stambul und wißbegierigen fremden Besuchern die hervorragendsten archäologischen Werke zur Verfügung stellen kann. „Die habe ich mir größtentheils zusammengebettelt,“ sagte Hamdy; „aber meine Hauptwohlthäter: Deutschland, Frankreich und England schenkten freudig.“

Die Stubenarbeit, die dies Alles erforderte, füllte die Zeit des fleißigen Mannes in ermüdender Weise aus; Erholung suchte und fand er in froher Erfüllung desjenigen Theils seines Berufes, der ihn aus seinem Studirzimmer und den Räumen des Museums in's Freie führte. — Alljährlich im Frühjahr und im Herbst zog er aus, um die Ausgrabungen der Nekropolen von Mysina, Syme, Gryneia und anderer äolischer Städte zu leiten und zu überwachen. Die Ausbeute, obgleich aus zahlreichen Stücken bestehend, war ohne besondere Bedeutung; für Hamdy Bey hatten die Aus-

grabungen den großen Werth, seine praktischen Erfahrungen zu erweitern, seinen Blick zu schärfen: er lernte suchen und finden. — Nach einer jeden dieser Forschungsreisen kehrte er arbeitsfroh und stark nach seinem Museum zurück.

Das Jahr 1887 brachte ihm endlich den reichsten Lohn seiner langen Mühen. Er hatte in Renans „Mission archéologique en Phénicie“ gefunden, vieles weise darauf hin, daß in Sidon noch große Entdeckungen zu machen seien. Seitdem hatte sich Hamdys Geist unausgesetzt mit jenem Stückchen uralter Kulturerde beschäftigt, und als er, der Erste in Stambul, in Erfahrung brachte, der Zufall habe greifbare Anzeichen geliefert, daß Ausgrabungen in Ayaa, einem Dorfe in der Nähe von Saïda, dem alten Sidon, zur Auffindung einer Nekropole führen würden, eilte er dorthin. Er fand an Ort und Stelle bestätigt, daß ein Bauer beim Pflügen seines Ackers einen alten tiefen Schacht bloßgelegt und sich glücklicherweise für verpflichtet gehalten hatte, der Ortsbehörde davon Anzeige zu machen. — Darauf kam Hamdy Bey um die Erlaubniß ein, den neu entdeckten Spuren auf deren möglicherweise große Bedeutung er hinwies, nachgehen zu dürfen.

Es ist ein schöner Lichtpunkt in der Regierung des Sultans Abdul Hamid, daß er zu einer Zeit, wo man in der Türkei so geringen Werth auf Alterthumskunde legte, Hamdy Bey die von ihm erbetene Mission ertheilte. — Das Ergebniß derselben ist in dem großen Werke von Hamdy Bey und Th. Reinach „Une Nécropole royale à Sidon. Paris“ ausführlich beschrieben. Hier sei nur erwähnt, daß die Ausgrabungen — außer einundzwanzig minderwerthigen steinernen Särgen — die bereits Eingangs genannten Sarkophage der Klagefrauen, Alexanders, des Satrapen, den Lykischen und den vollständig unversehrten Tabniths, des Königs von Sidon, zu Tage förderten.

Mit einem Schlage wurde der türkische Archäologe zum weltberühmten Mann. Das französische „Institut des Inscriptions et Belles-Lettres“ ernannte ihn zum korrespondirenden, das archäologische Institut von Berlin zum wirklichen Mitgliede, und zahlreiche andere wissenschaftliche Gesellschaften — in London, Wien, Amerika — rechneten es sich zur Ehre an, den glücklichsten lebenden Archäologen zu ihren Mitgliedern zu zählen; auch die Regierungen ließen es nicht an Anerkennung der Verdienste Hamdys fehlen: die Türkei, Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien, Griechenland zeichneten ihn durch Verleihung hoher Orden aus.

Der einfache Mann ertrug sein Glück und seine Ehren mit würdiger Bescheidenheit und wußte auf diese Weise seinen Ruhm von aller marktschreierischen Reklame rein zu halten. — Sein Name ist jetzt in der That über die ganze civilisirte Welt verbreitet und wird mit den besten genannt; — aber „populär“ kann man ihn nicht nennen. Nur in Gelehrtenkreisen weiß und schätzt man, was man ihm verdankt. Das verleiht seinem Ruhm einen eigenthümlich stillen, schönen, reinen Glanz.



Das Berlin Friedrichs des Großen.

Von

Julius v. Pflugk-Harttung.

— Berlin. —

Wie das Leben des Menschen ist das der Städte und Völker. Es pflegt aus kleinen Anfängen emporzuwachsen, seine Höhe zu erreichen, um dann wieder zu sinken. Bisweilen ist die Entwicklung langsam und stätig, bisweilen schnell und sprungweise. Dabei pflegen die Anfänge schon Eigenschaften aufzuweisen, welche sich später wiederfinden, sich ausbilden oder verkümmern, je nachdem innere Entwicklungskraft und äußere Umstände wirksam wurden. Die Beobachtung dieser Eigenthümlichkeiten, ihres Ausreifens und Verblühens ist nicht ohne Reiz, am wenigsten, wenn es sich um einen gewaltigen Gegenstand handelt; und als solcher hat sicherlich Preußens und des Reiches Hauptstadt: Berlin zu gelten. —

Eine besonders interessante Zeit für dieselbe ist das Ende der Regierung Friedrichs II., als die schweren Folgen des siebenjährigen Krieges überwunden waren und die Friedensthätigkeit des großen Königs sich in vollem Umfange geltend gemacht hatte. Aus dieser Zeit nun besitzen wir eine solche Fülle von zeitgenössischen Schilderungen und Beurtheilungen, daß sie geradezu in Erstaunen setzt. Es ist, als hätte man damals schon geahnt, was die Zukunft den Ufern der unbedeutenden Spree vorbehalten habe. Unter jenen Schriften nehmen einen hervorragenden Platz ein: Die Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris. Uebersetzt von K. R. 1784; ein Buch, welches jetzt freilich nur noch dem Fachmanne bekannt ist. In demselben schildert der Verfasser die Eindrücke und Erlebnisse, welche er in einer Anzahl der wichtigeren Städte Deutschlands hatte, unter Anderem auch in Berlin. Dieser Reisende war nun aber kein wirklicher Franzose, sondern ein Deutscher, der „den Franzosen“ nach damaliger Sitte

nur vorschob, um seinen Stoff in eine bessere Beleuchtung zu setzen, ihn den Gebildeten beachtenswerther zu machen, wie er es bei der Behandlung durch einen gewöhnlichen Deutschen der Fall gewesen wäre. Und zwar ist der Verfasser jener K. R., der sich als Uebersetzer bezeichnet. K. R. ist nämlich zu ergänzen mit: Kaspar Riesbeck.

Dieser Johann Kaspar Riesbeck gehörte zu den Kraftgenies seiner Zeit. Am 12. Januar 1754 zu Höchst a. M. von armen Eltern geboren, studirte er in Mainz Theologie und Jurisprudenz, trat aber nicht in ein Amt, sondern begab sich nach Beendigung seiner Studien auf Reisen durch Deutschland und Holland. Nach Mainz zurückgekehrt, hatte er gute Aussichten, im Staatsdienste Verwendung zu finden. Als daraus nichts wurde, ging er abermals auf die Wanderschaft, schauspielerte und schriftstellerte, bis er 1779 nach Zürich zur Herausgabe der dortigen Zeitung berufen wurde. Aber schon 1783 siedelte er, unzufrieden mit den Verhältnissen, nach Aarau über, wo er bald darauf starb. Von seinen Schriften sind zu nennen: die Fortsetzung der vielfach beliebten „Briefe über das Mönchswesen von einem katholischen Pfarrer an seinen Freund", dann die uns beschäftigenden „Briefe eines reisenden Franzosen", die in Zürich entstanden. Sie machten großes Aufsehen und sind auch noch jetzt von Werth. Die Kenntnisse des Verfassers sind umfangreich, seine Beobachtungsgabe ist gut, sein Stil ist anziehend, bisweilen geistreich, doch oft etwas ungefeilt und flüchtig; dabei vermißt man Tiefe und sattsames Durchdenken seines Stoffes; er schreibt ohne genügende Gruppirung, kommt von Einem in's Andere, will oft mehr unterhalten als belehren und zeigt eine gewisse Frivolität und Lüsternheit. In der Aarauer Zurückgezogenheit widmete er sich dem Studium der deutschen Vergangenheit und bearbeitete eine „Geschichte der Teutschen", von der aber nicht mehr als der erste Band fertig lag, als er vorzeitig starb. Riesbeck war ein begabter und fleißiger Mensch, aber unruhig und unstät, hatte er nicht das Glück, eine ihm zusagende Stellung zu erringen und vielfach mit der Noth des Daseins zu kämpfen; alles Umstände, die ihn nicht zu Leistungen kommen ließen, deren er fähig gewesen wäre.

Seine Berliner Mittheilungen umfassen etwas über 100 Seiten, sind mit allerlei Betrachtungen, zumal über Friedrich den Großen, durchsetzt und bieten kein klares Bild. Wir haben deshalb Ordnung in den Gegenstand zu bringen gesucht, indem wir das Bezeichnende auswählten und mit einigen Verkürzungen und geringen stilistischen Aenderungen sachgemäß zusammenstellten. Riesbeck erzählt also:

„Berlin ist eine außerordentlich schöne und prächtige Stadt. Man darf sie immer unter die schönsten Städte Europas setzen. Sie hat die Einförmigkeit nicht, welche den Anblick der meisten neu und regelmäßig gebauten Städte in die Länge ennuyant macht. Die Bauart, die Eintheilung, die Gestalt der öffentlichen Plätze, die Besetzung derselben und einiger Straßen mit Bäumen, kurz, Alles ist abwechselnd und unterhaltend. In

der Größe giebt Berlin Paris und Wien nichts nach. Sie hat beinahe anderthalb Stund in die Länge, nämlich von dem sogenannten Mühlenthor gegen Südosten bis an das Oranienburgerthor gegen Nordwesten, und eine starke Stunde in die Breite, nämlich von dem Bernauerthor gegen Nordosten bis an das Potsdamerthor gegen Südwesten. Allein in diesem ungeheuren Umfang sind eine Menge Gärten, und auf einer Seite sogar auch Felder mit eingeschlossen. Sie hat nicht viel über 6000 Häuser, da Paris hingegen beynahe 30000 zählt. Die Oedheit vieler Gegenden sticht mit der Pracht der Gebäude sonderbar ab. An Menschen hat sie 142000, die Garnison mitgerechnet."

„Unter den verschiedenen öffentlichen Vergnügungen ziehe ich das Spatzieren in dem hart bey der Stadt auf der Südseite der Spree liegenden Park (Thiergarten) weit vor. Ich habe noch keinen schöneren öffentlichen Spatzierplatz gesehen. Die Mannichfaltigkeit des Gehölzes, der Alleen, Gebüsche, bedeckten Gänge und Irrgärten übertrifft alle Phantasie. Er hat weit über eine Stunde im Umfang, und auch Wasser genug, um ihm mehr Leben zu geben."

„Der Abstich an Pracht der Häuser Berlins ist auffallend in Rücksicht auf den Zustand der Einwohner. Man steht voll Bewunderung vor einem Gebäude in jonischem Stil, das niedlich vergypset ist, eine prächtige Fronte darbietet und eine Miene macht, wie Wohnung eines Fermier-General, oder wenigstens wie die eines Ducs. Auf einmal öffnet sich im unteren Stock ein Fenster, und da stellt dir ein Schuhflicker einen neu versohlten Stiefel vor die Nase, um auf dem Gesimse die Schwärze eintrocknen zu lassen. Du fängst an, über dieses Räthsel Betrachtungen zu machen, und siehe, da geht dir im zweyten Stock ein anderes Fenster auf, wo ein Hosenflicker dir ein paar neugefärbte Beinkleider zum beliebigen Schau vor die Augen hängt. Auf der anderen Seite des nämlichen Stockes thut sich wieder ein Fenster auf, und da lüftet dir ein Schneider einen geflickten Wams vor der Nase aus. Endlich schwingt dir aus dem dritten Stock jemand das Tischtuch über dem Kopf aus, und da fällt dir nichts heraus, als die Haut von einigen Erdäpfeln. Aus einem Pallast in korinthischem Stil sieht dir aus dem oberen Stockwerk ein Jud heraus, der dich fragt, ob du was zu schachern habest. Ein Stockwerk tiefer hängt ein Musquetier ein gewaschenes Hemd seines Offiziers heraus. Noch ein Stockwerk niedriger nickt dir ein Jüngferchen durch das Fenster zu und winkt dir gar heftig, ihm auf einige Minuten einen Besuch hinter der Bettgardine abzustatten, die du im Hintergrunde des Zimmers erblickst. Du gehst durch 2 bis 3 Straßen, deren Gebäude alle im größten Stil sind, und in allen entdeckst du die nämliche Art von Hausleuthen. Endlich kömmst du an die Wohnung eines Generals, wie du leicht an der Wache vor der Thür sehen kannst. Aber da siehst du weder Portiers, noch Läufer, noch irgend etwas von dem Gefolge des Adels von Wien."

„In dem Park an der Spree (Thiergarten) sieht man auf die Sonn-

täge Berlin in seinem Glanz. Er ist für das hiesige Publikum was die Tuilleries für die Pariser sind, nur ist das Gemisch der Spatzierenden hier mannichfaltiger. Er wird vom Pöbel und der feinern Welt gleich stark besucht. Man fährt und reitet darin ohne Einschränkung herum. Auf einigen Plätzen desselben findet man, wie in den Tuilleries große und prächtige Zirkel von Damen auf Ruhebänken sitzen, und die Freyheit, sie zu beschauen und sie unter die Nase zu beurtheilen, ist hier so groß als zu Paris. Man trift hier auch zu gewissen Zeiten einen großen Theil der hiesigen Gelehrten beysammen. Man hat Erfrischungen von jeder Art. Man spielt, verirrt sich mit Damen oder Mädchen in einsame Gebüsche, verabredet Zusammenkünfte, und es steht hier nicht, wie zu Wien, immer ein Polizeidiener auf dem Sprung, einem verirrenden Paar auf dem Fuß nachzuschleichen."

„Die Theurung in Berlin ist auffallend. Die Armuth des Landes an vielen Bedürfnissen, die ungeheure Accise, und dann die vielen Monopolien sind Schuld daran. Ein Klafter Brennholz, welches auch Monopolium ist, kömmt ungefähr auf 40 Livres zu stehen, obschon das Brandenburgische einen Ueberfluß an allen Holzarten hat. Berlin hat in Rücksicht auf die Masse des zirkulirenden Geldes und der Theurung der Lebensmittel ein umgekehrtes Verhältniß zu Wien. Für eine Flasche ganz schlechten Burgunders zahlt man 5 bis 6 Livres, für ordinäre Franzweine 3 bis 4 Livres."

„In den Privathäusern herrscht eine fast eckelhafte Kärglichkeit in der Küche, im Keller und in allen Theilen derselben. Nur in der Kleidung bemerkt man einigen Aufwand, und vielen sieht man an den Gesichtern an, daß sie Hunger leiden, um sich pudern und Manschetten tragen zu können. Der Putz der Damen ist ganz nach der Mode, und ich sah auch wirklich schon etwas Schmuck von beträchtlichem Werth und von Geschmack."

„In seiner höhern Region: um die Köpfe, ist das Publikum besser bestellt, als das wienerische, ob es sich schon in der mittlern Gegend, um den Bauch und die Hosensäcke herum, mit demselben nicht vergleichen kann. Da die Leerheit, welche in dieser Gegend, besonders in den Börsen herrscht, ziemlich allgemein ist, so hat man sich dieselbe durch einen stillschweigenden Vertrag im gesellschaftlichen Leben verziehen, und nur ein Fremder bemerkt sie. Sie hat für hiesige Augen und Ohren so wenig auffallendes, daß Officiers und Räthe auf den offenen Kaffeehäusern, ohne Zurückhaltung, bey Juden einige Gulden negociren. Die Kaufleute, Fabrikanten und der Theil des Adels, welcher einiges Vermögen hat, thun so geheim mit der Münze, daß man sie im alltäglichen Umgang von dem großen Haufen, der völlig ausgebeutelt ist, nicht unterscheiden kann. Dagegen herrscht hier eine Aufklärung über den Zustand des Landes, eine Freyheit in Beurtheilung der Regierung, ein Nationalstolz, eine Theilnehmung an den öffentlichen Angelegenheiten, und unter den Militär- und Civilbedienten eine Thätigkeit für den Staat, und, der geringen Besoldung ungeachtet, ein Bewerbungs-

eifer, daß man in Betracht alles dessen glauben sollte, man wäre nach London versetzt worden. Man spricht hier von den Verordnungen des Königs und seinem häuslichen Thun und Lassen mit einer Freyheit, die man nur von einem Engländer erwarten sollte."

„Man schreyt über die Akzise, Zölle, Monopolien, und preißt allgemein die Freyheit als die Seele der Handlungen. Es ist wahr, die Akzise machen die Verarbeitung in den Fabriken so kostbar, daß verschiedne preußische Manufakturen, deren Produkte von der ersten Güte sind, mit andern Nationen nicht konkurriren können. Es ist wahr, die Monopolien versperren der bürgerlichen Industrie viele Wege. Die Klagen, welche einigen Schein von Grund haben, beziehen sich auf die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, deren Auflagen sehr hoch sind."

„Bis tief in die Mittelklassen herab herrscht unter den hiesigen Einwohnern eine Aufklärung, die man selten anderswo findet. Allein der hiesige Janhagel ist dagegen auch abscheulicher, als irgend in einer andern großen Stadt. Alles, was die Schwärmerey nur Lächerliches ausbrüten kann, findet man hier im Kontrast mit der aufgeklärtesten und philosophischesten Religion, die je nur an einem Ort herrschte. Es giebt hier Pietisten, Herrenhuter, Inspirirte, Wunderwirker, Teufelbanner und alle Gattungen von Narren, die es auf ihre eigenen Kosten oder auf Kosten andrer Leute geben kann. Es giebt hier fromme Gesellschaften, worin ausgediente Bulschwestern Priesterinnen oder gar Orakel sind, die mit gen Himmel erhobenen Augen von nichts als Salbung, Heiligung und den Auserwählten sprechen, und denen die Andacht nur zum Deckmantel der abscheulichsten Verführungen und zur Befriedigung ihrer Geldgier dient. Ein neues Gesangbuch, welches einige patriotische Geistliche unter dem Schutz des Königs anstatt der alten unsinnigen Liederbücher einführen wollten, hat beynahe eine Rebellion veranlaßt."

„Berlin ist in Rücksicht auf Wissenschaften und Künste ohne Vergleich die erste Stadt in Deutschland. Sie hat diesen Vorzug bloß dem jetzigen König zu verdanken. Es hat eine Akademie, die eben nicht aus den besten Köpfen besteht, welche man hier auffinden könnte. Indessen hat sie unter den vielen mittelmäßigen Leuten doch einige Männer von wahrem Verdienst. Der König hat ein Vorurtheil für die Ausländer, und beschreibt sich lieber einen französischen Journalisten, um seine Akedemien zu kompletiren, als daß er einen deutschen Gelehrten in dieselbe aufnähme. Man kann seine Abneigung gegen die deutschen Gelehrten begreifen. Selten verbinden sie feinen Weltton mit ihren Kenntnissen, ihr Witz stumpft sich an dem trocknen Studiren ab. Der Hunger und der Mangel an Weltkenntniß macht sie schüchtern, kriechend und abgeschmackt, wenn sie in ihrer Welt auch noch so herrisch und gebieterisch thun. Die Professormiene der deutschen Gelehrten, und das Studentenmäßige der Schöngeister, welche der König zu Gesicht bekam, konnten ihn nicht für die deutsche Litteratur einnehmen."

„Unter den vielen hiesigen Gelehrten von Verdienst, „qui ne sont rien, pas même académiciens,“ ist die Bekanntschaft mit dem Juden Moses Mendelssohn, den Herren Büsching, Teller, Spalding, Ramler, Nicolai und der Frau Karschin vorzüglich interessant.“

„Nirgends findet man unter den Hofleuten so viel Aufklärung, als hier. Alle Minister und wirkliche Räthe sind die ausgesuchtesten Männer, unter denen kaum einer ist, der nicht in seinem Fach ein merkwürdiger Schriftsteller seyn könnte.“

„Die große königliche Oper, die man für eine der besten in Europa hält, spielt außer im Winter höchst selten. Sonst ist die Stadt nicht im Stande ein gutes Theater zu unterhalten, denn es ist nur ein deutsches sehr mittelmäßiges hier, welches sich mit den deutschen Schauspielern zu Wien und München nicht vergleichen läßt. Es befindet sich in einem Gebäude, welches man für ein Winkeltheater halten könnte.“

„Im deutschen Schauspiel hat der Entrepreneur, Herr Döbbelin, sehr sonderbare Grundsätze. Er setzt seine Stärke bloß in die große Anzahl von Schauspielern, unter welche er die Rollen nach dem Loos zu vertheilen scheint. Unter 40 bis 50 Subjekten hat er kaum 4, die man zu Wien erträglich finden würde. Nebstdem ist seine Garderobe seltsam arrangirt. Man sieht Stücke in spanischer Kleidung spielen, die doch bekanntlich nicht mehr existirt. Das Zeitalter der Stücke war neu. Mitten unter Kleidungen aus dem 15. Jahrhundert erblickt man öfters, besonders an Frauenzimmern, eine ganz moderne. Und doch macht Herr Döbbelin viel Aufhebens von seiner Garderobe und seinem richtigen Kostume. Sein Theater ist so klein, daß einige seiner Schauspieler sich wohl in Acht zu nehmen haben, damit die Wolken des Himmels über ihnen nicht in ihren Haaren hängen bleiben. Einige seiner Subjekte und Gerippe, an denen der Hunger alles Fleisch abgenagt hat, und manche sind kaum Meister von ihren Beinen und Armen, woran vermuthlich die Aktrizen Schuld sind, wie man auch aus ihrer holen Stimme schließen kann. Herr Döbbelin giebt Gagen von 6 bis 8 Gulden die Woche. Ohnmachten sind daher die Stärke seiner Leute, und zwey bis drey von seinen Frauenzimmern übertreffen alles, was Ohnmacht heißen mag. Auch im Sterben sind sie nicht zu verachten. Sterben ist beim jetzigen zustand des deutschen Theaters die Hauptsache, und wenn der Schauspieler seinem Tod recht viel Leben zu geben weiß, so kann er sicher auf den lauten Beyfall des Parterres rechnen.“

„Ein ganz eigner Schlag Leuthe sind die Berliner Gastwirthe. Sie sind alle kriechend höflich, zudringlich bis zum Ekel, grob, wenn sie einen finden, der sich nicht von ihnen ausnutzen läßt, lästig durch eine Menge Querfragen, von denen man garkeine Absicht errathen kann, und wenn sie auch gleich keine Mädchen im Haus haben, so machen sie doch kein Geheimniß daraus, daß sie die Fremden mit diesem Artikel reichlich bedienen können. Sie haben ihre Listen, worauf die schöne Jugend der ganzen

Nachbarschaft nach den verschiedenen Preisen sortirt ist, und der Hausknecht ist immer bereit, die Waare herbeyzuschaffen, die sich der Fremde auszusuchen beliebt. Ein Kriegsrath versicherte, daß unter hiesigen 20 Wirthen kaum einer wäre, der sich mit diesem Nebenhandel nicht abgebe."

„Man kann sich nicht genug in Acht nehmen, um nicht auf eine Art betrogen zu werden, welche die Polizey nicht rächen kann. In der ersten Woche gab ich einen der feinsten Lyoner Hüte, den ich erst kurz zuvor zu Leipzig gekauft hatte, einem hiesigen Hutmacher zum Ausputzen. Ich holte ihn selber ab, allein schon den zweyten Tag hatte mein Hut alle Steife verloren, wurde mürbe und zerfetzt. Ich sah nun, daß mein Huth, der einen Luisdor gekostet, gegen einen Lumpen vertauscht war. Ich sprach mit dem Hutmacher; er wußte aber von keinem andern Hut, den ich ihm gegeben hätte. Man ist in Gefahr, täglich auf diese Art betrogen zu werden."

„Da hier Licht und Schatten stark sind, so ist der bessere Theil des hiesigen Publikums von eben so edler Denkensart, als der Janhagel niederträchtig ist. Man hat Armenanstalten, die scheinbar die Kräfte der Einwohner übersteigen. Jede Gemeinde der verschiedenen Glaubenssekten hat ihre beträchtliche Kasse, welche zur Unterhaltung ihrer Hausarmen hinreicht."

„Die preußische Armee ist zuverlässig gegen 200000 Man stark, und kostet den König jährlich gegen 20 Millionen Gulden, oder ungefähr 52 Millionen Livres. Wohl keine Stadt in Europa, Konstantinopel ausgenommen, hat eine so zahlreiche Garnison, als Berlin. Es liegen hier gegen 26000 Mann. Die Armee ist bis zum Maschinenmäßigen subordinirt und disciplinirt. Einen empfindsamen Philosophen mag die Härte des Schicksals des gemeinen Mannes wirklich schaudern machen; allein ohne diese Härte wäre die preußische Armee das nicht, was sie ist. Man muß aber unter den Truppen einen Unterschied machen zwischen geworbenen Ausländern und eingebohrnen Soldaten. Das Schicksal der letzteren ist so außerordentlich hart nicht. Sie sind nicht viel mehr, als eine wohl reglirte Militz, und ziehen doch dabey einigen Sold. Unter ihnen herrscht viel guter Wille, viel Liebe zum König und zum Vaterland. Da sie während der Zeit des Urlaubs andre Beschäftigungen haben, so sind sie auch runder, belebter und freyer in ihrem Betragen, als die geworbenen Fremden.

Diese sind kraft eines freywilligen Vertrags, dessen Bedingnisse man gegen sie genau beobachtet, an ihr Schicksal gebunden. Richtiger, aber auch sparsamer, zahlt kein Mensch als der König von Preußen.

Die Lebensbedürfnisse sind diesen Leuten mit der äußersten Kärglichkeit zugemessen; und vielen sieht man den schmachtenden Hunger und eine Ermüdung durch Arbeit auf dem Gesicht an. Aber ohne solche Nüchternheit und Arbeit wäre die preußische Armee um nichts besser als eine andre. Die Härte des Zustandes ist merklich übertrieben worden. Was den Stock betrift, so braucht man ihn erst, wenn der Mann zu viel Dummheit, Ungeschicklichkeit, Nachlässigkeit oder Bosheit äußert. Bey keiner Armee werden

die Rekruten so sanft behandelt, als bey der preußischen. Mit aller möglichen Nachsicht und Gelassenheit lehrt man sie die Handgriffe und das Marschieren. Ist er aber einmal im Besitz der Vortheile, dann hebt sein Lehrer den Stock auf mit der Erklärung, daß dieser nun sein Zurechtweiser seyn würde, wenn er nicht thäte, was er nun zu thun im Stande sey.

Ich hatte auf meinen Reisen öfters Gelegenheit, eine sehr interessante Bemerkung zu machen. In allen bischöflichen Residenzen und in vielen Reichsstädten fand ich Soldaten, die dem König von Preußen gedient hatten, und die ihm größtentheils entlaufen waren. Ich sprach wohl mit mehr als 20 solchen Ueberläufern, und unter diesen war keiner, der sich nicht in den preußischen Dienst zurückgewünscht hätte. Alle machten eine Beschreibung von den großen Thaten des Königs mit einer Art von Begeisterung, und immer war der Schluß: „Es ist wahr, man ist beym König von Preußen knapp gehalten; allein der Sold fällt richtig auf die Stunde, und man hat kein Beyspiel, daß jemand bey ihm verhungert wäre. Wenn der Mann seine Schuldigkeit thut, so hat der Officier ein Aug auf ihn, und dann weiß man doch, was man eigentlich ist. Man ist anderswo doch nur ein halber Soldat und hat keine Ehre davon.

Viele dieser Leute, wenn sie noch jung genug sind, laufen dem König auch wieder zu, ob sie schon in dem Dienst der Bischöfe und Reichsstädte mehr in den Bierschenken sitzen, als unter Gewehr stehen. Merkwürdig ist, daß man sie an diesen Orten durchaus als eine Art von Veteranen auszeichnet. Ich hörte auf der Parade einer bischöflichen Residenz einen Korporal aushunzen. Dieser antwortete mit einem unbeschreiblichen, kalten Stolz: „„Herr Officier, ich hab dem König von Preußen gedient.““ Und der Officier schwieg.“

„In Berlin kann man einen Soldaten zu allem um ein kleines Geld haben. Sie putzen die Schuhe, waschen, flicken, pappeln und thun alles, was anderswo die Savoyarden und alten Weiber thun. Sie sprechen auch die Fremden — nicht um ein Almosen — sondern um ein Trinkgeld an, wofür sie sich aber gemeiniglich etwas zu Essen kaufen, denn um ihren Durst zu löschen hat die Spree Wasser genug. Sie sind lange nicht so grob, als die kaiserlichen Soldaten, und man findet sehr viele offne Köpfe unter ihnen.“

„Die Unzucht ist einer der Hauptvorwürfe, die man dem hiesigen Publikum macht. Unter andern Monopolien sind hier auch öffentliche privilegirte Bordels, gegen 12 bis 15. Kraft ihrer Privilegien haben sie das Recht, gegen allen Unterschleif zu klagen, der in den Wirthshäusern oder auch in Privathäusern mit Mädchen getrieben wird. Die Polizey läßt die Mädchen regelmäßig visitiren, und wenn sie auch nur im Geringsten verdächtig sind, so müssen sie Quarantäne halten. Auch Leute der besseren Gesellschaft machen öfters Lustpartien in die vornehmeren unter den öffentlichen Magazinen, nicht eben um auszuschweifen, sondern blos eine Bouteille

Wein oder einen Kafee in Gesellschaft muthwilliger Mädchen zu trinken. Die Sache hat hier garnichts anstößiges, und ich habe junge Herren sogar in Gesellschaften von Damen von ihren Expeditionen in diesen Häusern ohne allen Scheu sprechen hören.

Es ist hier nichts seltenes, daß Fremde oder auch eingebohrne Zelibatärs mit einem Mädchen und dem Eigenthümer desselben, nämlich dem Wirth, auf eine bestimmte Zeit einen förmlichen Kontrakt schließen. Das Mädchen bleibt dann gemeiniglich während der bedungnen Zeit seinem Käufer getreu. Es faßt auch zu demselben eine gewisse Anhänglichkeit und einen wahren Diensteifer. Ich habe einige Bekannte hier, die sich mit solchen Mädchen verbunden haben, und, wenn sie unpäßlich sind, sehr regelmäßig von denselben besucht und bedient werden. Da viele derselben etwas Lektüre und Erziehung haben, so sind sie keine schlechten Trösterinnen und Aufwärterinnen am Krankenbett. Ich weiß einen Fall, wo ein Mann verschuldet war und krank wurde, sich ein solches Mädchen ins Haus nahm, die ihn nicht nur mit größtem Fleiß wartete, sondern auch ein so sparsames Menage anfing und so genaue und getreue Rechnung hielt, daß er in Zeit von einem halben Jahr aus seinen Schulden war, welches er für ein Wunder hielt." —

„So auffallend dieser Verkehr seyn mag, so glaub' ich doch, daß hier nicht mehr noch weniger ausgeschweift wird, als in jeder andern Stadt von gleicher Bevölkerung. Man findet hier in den untern Volksklassen noch so viel eheliche Treue, als an irgend einem andern großen Ort. Das Offene und Ungezwungene, welches ganz allein die Liebe hier auffallend macht, ist so wenig ein neuer Reitz zu Ausschweifungen, daß es nach der allgemeinen Bemerkung vielmehr die Hitze dämpft, die eine Folge strenger Verbothe ist. Die Publicität hemmt die Laster, welche die schrecklichsten für die Menschheit sind. Die Frauen, die hier ihrem Temperament nachhängen, bringen doch noch Kinder zur Welt, was bei denen von Paris und Wien nicht der Fall ist. Berlin ist nach den öffentlichen Listen die einzige große Stadt in Europa, und vielleicht die einzige in der Welt, wo die Anzahl der jährlich Gebohrnen jene der Verstorbenen weit übersteigt."

* * *

Vergegenwärtigen wir uns kurz, in wiefern der Berichterstatter eigentlich bezeichnende Züge für Berlin überliefert hat.

Das Aeußere der Stadt ist natürlich stark verändert. Sie ist nicht mehr weitläufig gebaut mit menschenleeren Straßen, sondern umgekehrt wird sie von einer Menschenmenge durchwogt, wie nur noch Paris, London und New-York. Was von dem Gegensatze der Einwohner zur Häuserpracht und der ausgeschütteten Kartoffelschaale gesagt ist, birgt noch jetzt etwas Wahrheit, Stuck- und unechte Vergoldung spielen noch immer eine nicht unwesent-

liche Rolle in Berlin, wenngleich sich der Durchschnittswohlstand ungemein gehoben hat. Damals wesentlich Militär- und Beamtenstadt mit etwas Handel und Gewerbe, ist Berlin jetzt einer der größten Handels- und Industriemittelpunkte Europas geworden. Die Benutzung der Fenster für das Handwerk in alter Weise hat völlig aufgehört, dafür müssen sie jetzt den Reklamezwecken dienen. Der Werth des Thiergartens für das vergnügensuchende Berlin hat sich vermindert, dieses bleibt Unter den Linden und in der Friedrichstraße, oder es strebt weiter hinaus, zumal nach der Oberspree und dem Grunewalde. Noch immer ist Berlin ein theurer Ort, aber nicht mehr in dem Sinne des Berichterstatters; ein gewaltiger Eisenbahnverkehr und besserer Anbau des Grund und Bodens haben die frühere Armuth der Umgebung stark ausgeglichen. Der Zug zum Aeußerlichen, zum Blenden durch den Schein, der mit der „Kärglichkeit" innerhalb der Häuser und dem verhältnißmäßigen Luxus der Kleidung angedeutet ist, zeigt sich noch jetzt als tiefbegründete Eigenthümlichkeit eines großen Theils Berliner Lebens. Auch heute noch stehen Ausgaben und Einnahmen oft, leider zu oft, nicht im richtigen Verhältnisse, doch ist es im Vergleiche zu den geschilderten Zuständen unendlich viel besser geworden. Dagegen kann man von einem übertrieben bescheidenen äußeren Auftreten reicher Kaufleute und Fabrikanten nicht mehr viel verspüren, weit eher vom Umgekehrten. Die „Freyheit in Beurtheilung der Regierung" läßt der Berliner sich auch heute noch nicht nehmen, ebensowenig wie das „Schreyen" über Dinge, die ihm unbequem sind: eine gewisse „Schnoddrigkeit" steckt ihm eben im Blute. Nicht minder dürfte es in „der höheren Region, um die Köpfe" noch immer gut bestellt sein. Ob der Eifer schlecht besoldeter Beamten der alte geblieben ist, läßt sich bezweifeln; Preußen befindet sich seitdem in der Lage, seine Beamten, wenn auch nicht hoch, doch angemessen zu bezahlen. Zu unterschreiben ist bis auf den heutigen Tag, daß bis tief in die Mittelklassen Aufklärung herrscht und daß der Berliner Janhagel schlimm ist. Auch die starke Subjektivität in Religionssachen vermag man noch zu beobachten, wenngleich die Religion als solche weit mehr aus dem Tagesleben zurücktrat. Wie zur Zeit Friedrichs des Großen, ist Spreeathen in Wissenschaft und Kunst noch ziemlich die erste Stadt Deutschlands geblieben. In wiefern die Akademie noch heute nicht eben aus den besten Köpfen besteht, welche man auffinden könnte, wage ich nicht zu beurtheilen. Untergeordnete Männer kommen jedenfalls kaum hinein. Der deutsche Gelehrte hat sich gegen früher in Vielem völlig verändert; in Anderem ist er der Alte geblieben. Weder Hunger noch Schüchternheit ist jetzt seine besondere Eigenschaft, dagegen dürfte die Professormiene und die Selbstherrlichkeit in seiner kleinen selbstgeschaffenen Welt sich kaum viel anders ausnehmen als sonst. Noch jetzt wird man sagen können, daß die Minister und wirklichen Räthe ausgesuchte und hervorragend tüchtige Männer sind. Fast nichts zeigt eine so völlige Umgestaltung wie das gesammte Theaterwesen, da ist es wahrlich und wahrhaftig jetzt besser: Berlin hat sich zur

ersten Theaterstadt Deutschlands entwickelt. Ebenso hat sich der Berliner Gastwirth verändert, er ist Großstädter, ist international, ist ein äußerlich vornehmer Mann, er ist Hotelier geworden. Hinwider findet sich der leidige Zug des Uebervortheilens noch jetzt wie damals in voller Blüthe, nur ist er mehr aus dem Geschäftsraum in die Werkstatt des kleinen Handwerkers hinabgesunken. Die Unverfrorenheit, welche den Hutmacher des Berichterstatters kennzeichnet, erscheint durchaus nicht versiegt. Noch jetzt sind die Gegensätze in Berlin ungemein, noch jetzt kennzeichnet eine „edle Denkensart" den „besseren Theil des Publikums", obwohl leider zuzugeben ist, daß er unter steigendem Eigennutze gelitten hat. Die Hilfsbereitschaft wohnt ebenfalls noch vielen Berlinern inne, ist aber durch das Leben der Großstadt vielfach abgestumpft.

Heer und Soldat schauen natürlich anders drein als zu Friedrichs Zeit, doch erkennt man vielfach den alten „eingebornen Soldaten" wieder: viel guter Wille, Liebe zum Könige, nicht gerade verhungert, „belebt und frey in ihrem Betragen". Ob die Behandlung der Rekruten Friedrichs gerade sonderlich sanft war, lassen wir billig anheimgestellt, jetzt ist sie sachlich und streng, und das war sie auch wohl damals. „Wenn der Mann seine Schuldigkeit thut, so hat der Officier", noch jetzt „ein Aug auf ihn". Eigenthümlich berührt, was der Erzähler über die sittlichen Zustände Berlins sagt. Der „Wirth" ist in Wegfall gekommen, das „muthwillige Mädchen" aber geblieben, nur daß es durchweg nicht mehr so selbstlos und gutmüthig sein dürfte. Die stärkste Triebfeder zur Prostitution war damals und wird ewig bleiben: die Armuth.





Gedichte.

Von

Richard Zoozmann.

— Berlin. —

Welträthsel.

Jener Sterne goldne Bahn
Kannst Du wohl entziffern,
In des Weltalls Ozean
Deuten manche Chiffern —
Schöpferisch den prächtigen
Plan des Alls entfalten
Und erkennst die mächtigen
Welten und Gewalten. —
Ein Komet, vermagst Du leicht
Durch das All zu wallen,
Bis der letzte Riegel weicht
Zu den großen Hallen!

Doch dem menschlichen Geschick
Ist verwehrt, zu schauen
Jenen ewigen Augenblick,
Da sich Welten bauen,
Da in Werdedrangs Gewalt
Heimlich Kräfte steigen,
Stündlich neu sich ohne Halt
Formt der Welten Reigen. —
In sich saugt das Auge nur
Dinge, die sich spiegeln:
So verschließt sich die Natur
Dir mit tausend Siegeln!

Hexenlied.

Für alte Sibyllen,
Für junge Mädel
Passen sich Spillen
Und schnurrende Rädel!

Die fleißig am Rocken
Das Jahr sich mühen,
Zum Tanz auf den Brocken
Dürfen sie ziehen.

Hurtig vom Ständer
Schraubet die Stöcke!
Rafft die Gewänder,
Schnell auf die Pflöcke!

Gabel und Besen
Dort in der Ecke
Sind auch erlesen
Heimlichem Zwecke.

Nehmt sie als Pferde
Zwischen die Beine!
Hoch ob der Erde
Huscht im Vereine!

Mit Hexensalben
Reibt Euch die Glieder:
Fliegt dann wie Schwalben
Auch ohne Gefieder!

Geht's nicht durch's Fenster,
Fahrt mit dem Rauche
Nach der Gespenster
Lustigem Brauche.

Heißa — schon fliegen wir
Schwebend im Schwarme;
Heißa — bald liegen wir
Satan im Arme!

Lebensfahrt.

Ob Du emsig auch gespürt,
Bleibt das Ziel Dir dennoch fern;
Nur den Auserwählten führet
Feuersäule, Liebesstern.

Durch den Wüstensand des Lebens
Durch des Irrthums dunkle Fluth
Streitet er sich nicht vergebens,
Weil er süß am Jordan ruht.

Kehrst Du heil und stark zurücke
Aus des Lebens Kampf und Streit,
Dank' es Deinem guten Glücke,
Preise Deines Sterns Geleit!

Bess'res Gut hast Du gewonnen,
Als das reiche Kanaan;
Voll beleuchten tausend Sonnen
Deines Sieges Heldenbahn.

Milch und Wein des Geistes fließen,
Bliebst Du treu nach Sinn und Art;
Eine Welt wirst Du genießen,
Wenn Du Dir Dein Ich bewahrt!





Grabbe in seiner eigenen Beleuchtung.

Von

Kurt Holm.

— Friedenau. —

Die Briefe eines leidenschaftlichen, genialen Menschen, der unbekümmert darum, ob er Anstoß erregt oder nicht, seinem Temperamente freien Lauf läßt, dessen schriftliche Ergüsse dem dringenden Bedürfniß entspringen, sich mitzutheilen, auszusprechen, Luft zu machen, bilden wohl den klarsten Spiegel seiner Persönlichkeit. Besonders werthvoll und interessant werden solche Briefe, wenn sie von einem schaffenden Künstler herrühren, der sich rückhaltlos darin über sein Schaffen und seine Schöpfungen äußert. Wir blicken dabei gleichsam in die innerste Werkstatt des Künstlers und erfahren, wie sich seine eigenen Werke in seinem eigenen Geiste widerspiegeln.

In dieser Hinsicht sind die hinterlassenen Briefe des gelegentlich seines hundertjährigen Geburtstages auf kurze Zeit dem Staube der Litteraturgeschichten entrissenen, ebenso genialen, wie unglückseligen Dichters Christian Dietrich Grabbe geradezu unschätzbar. An der Hand dieses sehr zerstreuten Materials, das gesammelt nur in der leider völlig vergriffenen großen kritischen Gesammtausgabe der Grabbe'schen Schriften von Oscar Blumenthal vorliegt, und das dem breiteren Publikum nahezu unbekannt ist, will ich versuchen, das Wesen des Dichters und seiner Schöpfungen in seiner eigenen Beleuchtung in Erscheinung treten zu lassen. Aus räumlichen Gründen werde ich mich allerdings gezwungen sehen, nur das Allerprägnanteste zu bringen.

Der gleiche Cynismus, der oft nicht gerade zu ihren Gunsten die Grabbe'schen Dichtungen durchweht, tritt auch in seinen Briefen zu Tage, aber gerade ihre brutale Offenherzigkeit, das Fehlen jeglicher Pose, der un=

befangene, unruhig hin- und herflackernde Gesprächston, in dem sie fast durchgängig geschrieben sind, macht sie so werthvoll, weil ihnen dadurch der Stempel größter Glaubwürdigkeit aufgeprägt wird. Während man bei so vielen Briefen und Tagebüchern anderer Poeten das Gefühl hat; als wären sie von vornherein für den späteren Leser berechnet, fällt dieser Verdacht hier schon nach der Lektüre weniger Briefe in sich zusammen. Wir fühlen, daß wir hier einen Menschen vor uns haben, der sich ungeschminkt mit allen seinen Tugenden und Untugenden giebt, der viel zu dämonisch von seinen Gefühlen beherrscht wird, als daß er sie übertünchen und zurechtstutzen sollte.

Grabbe war ein fleißiger, frühreifer Knabe, eifrig und lernbegierig, wie uns die erhaltenen Schulzeugnisse nachweisen. Ein gutes Buch ging ihm über Alles. Rührend ist in dieser Beziehung ein Brief aus dem Jahr 1817 an seinen Vater, in dem er diesen um den Kauf von „Zimmermanns Taschenbuch der Reisen" bittet. Der Stil des sechzehnjährigen Knaben ist schon so exaltirt wie später. Er schreibt:

Ich habe einen heftigsten Wunsch! — Wunsch sage ich? Die heftigste Begierde, die größte Leidenschaft nach einem Buch. Aber ach, alle meine Wünsche scheitern, meine Ruhe ist dahin auf lange, lange Zeit, es ist — es ist — — — ich bin verwirrt, ich vermag es nicht zu schreiben, es ist — — — o Gott — — — zu theuer!

Ist das nicht schon ganz bezeichnend für den späteren Grabbe?

Jede Entbehrung will er sich auferlegen, nur um das Buch zu erhalten: „Ich will keine Butter mehr essen, Kaffee wenig trinken."

Bittet er hier noch um ein Buch, so ist er im nächsten Jahre schon selbstständiger geworden und sucht seine Eigenmächtigkeit durch triftige Gründe zu entschuldigen. Ohne Wissen der Eltern hat er sich die Tragödien Shakespeares verschrieben und beruft sich auf Goethe und Schiller, die von diesem Genius die erste Anregung empfingen. Von dem Selbstbewußtsein, dem kühnen Ehrgeiz und den stolzen Hoffnungsträumen des Knaben legt folgende Stelle des Briefes an seinen Vater ein beredtes Zeugniß ab:

Du weißt, wie nützlich es ist, sich durch Nebenarbeiten auf Universitäten Geld zu erwerben, oder auch nach der Studienzeit im Ueberfluß leben zu können. Das kannst Du nur durch Schriftstellerei, denn man hat sogleich kein Amt. Ich kann aber blos das schreiben, was in Shakespeares Fach schlägt: Dramen — durch eine Tragödie kann man sich Ruhm bei Kaisern und ein Honorar von Tausenden erwerben, und durch Shakespeares Tragödien kann man lernen, gute zu machen.

Und er schließt mit den Worten:

Du meinst, es koste Dir zu viel Geld, von diesen Ostern an bis Ostern 1819 will ich keinen Groschen Taschengeld haben. Hiermit kannst Du das Buch bezahlen, ohne mehr Geld als sonst auszugeben*).

Aus all den Jugendbriefen Grabbes geht unzweifelhaft ein inniges Verhältniß zu dem elterlichen Hause hervor. Auch ist er ängstlich darum besorgt, daß die Eltern bei ihrem beschränkten Einkommen zu

*) Es handelt sich um eine Ausgabe von 10 Rthlrn.

viel Geld für ihn aufwenden könnten. Wiederholt schreibt er: „Kost' ich Euch nicht zu viel? Dulden es auch Eure Umstände? Schickt mir lieber weniger. (16. 11. 21). Je älter er wurde, um so mehr schien er sich bewußt zu werden, daß sein Charakter wenig dazu angethan war, viel Liebe auszusäen, daß er sich immer härter und schroffer entwickelte. So hat denn die zärtliche Liebe der Eltern oft etwas Beschämendes für ihn, er fühlt sich ihrer nicht würdig. „Mir standen die Thränen in den Augen," schreibt er am 11. 1. 22., „als ich in Eurem vorigen Briefe las, die Mutter hätte meinen Brief geküßt, so viel Liebe verdiene ich garnicht," und wieder ein ander Mal: „Ich verdiene übrigens die viele Liebe nicht, die Ihr zu mir hegt."

Schon in den Knabenjahren trat Grabbes dichterische Begabung hervor, wir wissen, daß er bereits als Schüler Verse machte und Dramen schrieb, doch ist leider nichts davon erhalten geblieben. Welch starkes Selbstbewußtsein ihn von je beseelte, bezeugt der äußerst interessante Brief vom 28. Juli 1817 an den Verleger Göschen, den Herr Dr. Hallgarten veröffentlichte*), in welchem Grabbe diesem sein Drama: Theodora (bisher auch dem Titel nach völlig unbekannt, vielleicht identisch mit dem mehrfach erwähnten Jugenddrama: Der Erbprinz) zum Verlag anbietet. Stolz wie ein Spanier betont er, er habe nicht nöthig für Geld zu schreiben, fährt dann aber fort:

> Als Schüler im sechszehnten Jahre (!) würde ich keine Bezahlung forbern, wovon ich in der Zukunft Beweise ablegen werde, wenn ich nicht bald nach Pyrmont reiste. Deshalb muß ich Sie schon bitten, die Theodora den ersten oder den zweiten Tag nach dem Empfange durchzulesen und mir gleich darauf für jeden geschriebenen Bogen eine Pistole in Gold, zusammen also 32½ Pistole zu senden, so daß ich von dato an in neun oder elf Tagen die Bezahlung erhalte.

Schon in diesem Knabenbriefe fällt ein gewisser berechnender kaufmännischer Zug auf, den ich noch mehrfach Gelegenheit haben werde, hervorzuheben. Am deutlichsten tritt er in den Briefen an seinen Freund, den Verleger Kettembeil zu Tage, in denen die pekuniäre Frage nicht die kleinste Rolle spielt; die berechnende Art, mit der er seine Selbstrecensionen verfaßt, die Verschickung der Exemplare seiner Schriften genau anordnet und für sich selbst Tamtam schlägt, steht fast im Widerspruch mit seinem Genie. Aber ohne diese rücksichtslose Manier, sein Bekanntwerden förmlich zu erzwingen, wäre Grabbe nie zu irgend welcher Bedeutung gelangt. Man bedenke nur, ein Dramatiker, dessen Werke bei seinen Lebzeiten überhaupt nicht aufgeführt wurden. Hätte er nicht durch Zufall in seinem Freunde Kettembeil einen Verleger gefunden und sich dann mit rastloser Energie in Scene gesetzt, so wären seine genialen Schöpfungen heute sicherlich völlig verschollen. Mit richtiger Erkenntniß schreibt er an Kettembeil: „Wir wachsen, und haben wir nicht so viel Glück als Andere, so haben wir doch weit mehr als die Meisten."

*) Litterarisches Echo, Heft 5 vom 1. Dezember 1901.

Es ist eine ganz falsche Ansicht, zu meinen, Grabbe sei bei seinen Lebzeiten verkannt worden. Keineswegs. Die bedeutendsten Geister seiner Zeit interessirten sich für ihn; seine Zügellosigkeit, sein excentrisches Wesen, die Unmöglichkeit für ihn, in künstlerischen Dingen Kompromisse zu schließen, waren daran Schuld, daß eine dieser Beziehungen nach der anderen abriß. Allerdings kann man Immermann den Vorwurf nicht ersparen, Grabbe nicht das unter seiner Leitung stehende Düsseldorfer Theater erschlossen zu haben. Grabbe selbst jedoch hatte durchaus nicht das Gefühl des Verkanntseins, schließt er doch einen Brief an Kettembeil mit den Worten:

Wir wachsen immer, habe ein Jahr Zutrauen zur Kraft, zur Liebe, zum Ernst Deines Grabbe, der in Krankheit an Dich nur schreibt, und der doch kein vom Publikum mißkannter, sondern ziemlich geehrter Poet ist. (1. 2. 30.)

Den Zweifel an sich, unter dem doch so mancher bedeutende Geist bitter leidet, scheint Grabbe gar nicht gekannt zu haben. Als er seinen Eltern am 26. Februar 1822 aus Leipzig, wo er studirte, schreibt, daß sein Stück (der Herzog Gothland) seiner Beendigung immer näher komme, fügt er mit naivem Stolze hinzu: „Es wird mich gewiß sehr berühmt machen.“ Später unterläßt er es nicht, den Eltern über die Wirkung seines Stückes genau zu berichten, theilweise in recht selbstgefälligem Ton. So schreibt er im August desselben Jahres:

„Mein Stück fällt den Leuten, die es lesen, so sehr auf, daß sie beinahe wirblicht vor Ueberraschung werden“ und im September: „Das Stück ist aber so ausgezeichnet und groß, daß sie mir Alle rathen, ich müßte es nur außerordentlich geistreichen Männern zeigen, weil das gewöhnliche Volk es nicht verstände.“

Im gleichen Monat sendet er das Drama an Tieck in Dresden. Das Begleitschreiben ist ziemlich einfach gehalten, aber in einer Nachschrift bricht all das mühsam Zurückgehaltene durch:

Im Bewußtsein, daß ich wenigstens etwas Ausgezeichnetes*), wenn auch nichts Gutes geleistet habe, fordre ich Sie auf, mich öffentlich für einen frechen, erbärmlichen Dichterling zu erklären, wenn Sie mein Trauerspiel den Produkten der gewöhnlichen heutigen Dichter ähnlich finden.

Das Antwortschreiben Ludwig Tiecks, das bei herbem Tadel auch manches anerkennende Wort enthielt, ließ Grabbe seinem Herzog Gothland später vorandrucken. Es ist ein Zeichen von Grabbes Größe, daß er sich einem Tadel gegenüber niemals klein verhielt, ja oft dessen Berechtigung anerkannte und Vortheil daraus zu ziehen suchte. So schreibt er an Immermann:

Das Gute habe ich, daß manches Körnchen, ist's auch Tadel, hinterher aufgeht. Sie haben durchweg Recht in peto des Verses in Hannibal, er ist ein Zwitter, ich zerschlage ihn wie neue rauhe Chausseesteine und verwandle ihn in Prosa.

An Friedrich Steinmann schreibt er 1829:

Tadeln Sie meine Produktionen nach Belieben. Ich schätze Tadel, besonders wo Verstand dabei ist,“ und in einem anderen Briefe wiederholt er: „Pto Tadels geniren Sie sich bei mir nicht.“

---

*) In der Bedeutung: Eigenartiges.

Daß ihm davor graute, nach seiner Vaterstadt Detmold zurückzukehren, ist wohl verständlich:

„Noch nie," erklärt er den Eltern im November, „bin ich so anerkannt worden wie jetzt. In einer kleinen beschränkten Stadt wie Detmold können mich die Leute nicht begreifen, und ich muß dann verkümmern wie welkes Laub, hier haben meine Bekannten Nachsicht mit meinen Fehlern, weil sie einsehen, daß dieselben aus meinen Vorzügen entspringen. Ein hiesiger Schriftsteller hat von mir gesagt, ich wäre ein Mensch, den man erst nach Jahrhunderten verstehen würde. Darum werde ich aber nicht hochmüthig, denn ich kenne meine Schwächen nur zu gut."

Von diesen Schwächen schweigt er sonst sorgfältig, kein Wort an seine Eltern verräth sein tolles Treiben in Berlin. Er schreibt nur, was ihnen Freude machen kann, und Gefühlausbrüche wie: Euch aber will ich lieben, bis mir das Herz zerbricht. Stets, stets, stets, stets! sind keineswegs gemacht, sondern echt. Er weiß, sein Glück ist auch ihr Glück, und so kündigt er ihnen an: „Ihr sollt sehen, liebe Eltern, daß bald in allen Blättern von mir geschrieben wird."

Unlustig, ein festes Amt anzunehmen, faßt er den Entschluß, Schauspieler zu werden, und richtet an den Kronprinzen von Preußen, den nachmaligen Friedrich Wilhelm IV., ein Gesuch, ihm zu einem Engagement zu verhelfen. Der Brief ist in äußerst barockem Stil geschrieben:

„Die Strafen meiner Lügen auf mein Haupt, wenn an den folgenden Thatsachen etwas Unwahres ist. Ich bin von ziemlich armen Eltern in Lippe-Detmold geboren, sie waren schwach genug, mich auf das Gymnasium zu schicken, und ahnten nicht, daß die Weisheit des Gelehrten nur in der Form sich von der eines Schusters unterscheidet." Und zum Schluß: „Viele nannten mich genial, ich weiß indeß nur, daß ich wenigstens ein Kennzeichen des Genius besitze — Hunger."

Gleichzeitig legte er ein Lustspiel bei (wahrscheinlich „Scherz, Satire, Ironie") das er in ausgelassener Lustigkeit mit einem abgebrochenen Schwefelhölzchen geschrieben, das er in Ermangelung einer Feder in die Tinte tauchte. Das war wohl selbst dem genialen Kronprinzen zu genial, denn der Brief blieb ohne Antwort.

Er wandte sich nun an Tieck und versichert ihm (Schreiben vom 18. 3. 23), daß er seine Stimme vom feinsten Mädchendiskant bis zum tiefsten Baß moduliren könne und sich jede Rolle binnen zwei Wochen zu spielen getraue, den Hamlet oder Lear so gut wie Falstaff oder Dupperich. Interessant ist dabei seine Aeußerung, daß er sich jetzt nicht mehr in solchen Gemeinheiten wie der Gothland gefalle. Ja, er bekennt: „Diese Periode ist nun wenigstens schon soweit vorüber, daß ich neulich, als ich im Stillen mein Trauerspiel durchsah, glühend roth wurde." Seine späteren Urtheile über den Gothland sind überhaupt sehr bemerkenswerth, so schreibt er drei Jahre später (1826) an Petri: „Aergere Dich über den Gothland nicht, er ist wenigstens selbst nach Tieck der berechnetste und verwegenste oder doch tollste dramatische Unsinn, den es giebt. Ich verfalle nicht wieder darein." Und 1827 an Kettembeil kurz vor dem Erscheinen seiner Dichtungen:

Unsere Dramen übrigens müssen wirken. In so etwas täusche ich mich nicht. Manches Stück, vorzüglich Gothland geht in Extremen aller Art bis in den Vers (den Vers hätte ich leicht verbessern können, aber theils ist er berechnet, theils gehört er zum Gothland wie das Fell zur Hyäne); aber ganz unleugbar ist ein Haufen Poesie darin, wie man sie jetzt nirgends findet.

Ebenso sagt er in der im gleichen Jahre erschienenen Vorrede zu seinen Schriften:

Alle hier erscheinenden Stücke (vielleicht „Annette und Maria" theilweise ausgenommen) schweifen in Extreme hinaus, die jetzt dem Verfasser wohl Erstaunen abnöthigen, doch keineswegs sein Wohlgefallen erregen. Findet nun der Leser neben diesen Extremen nicht eine Masse unverzärtelter Poesie, tüchtigen Scharfsinns und Witzes, so verdient der Verfasser Gewissensbisse und litterarische Strafe. Er verdient diese Strafe auch dann noch, wenn bei genauer Prüfung nicht jeder kunstverständige Leser entdeckt, daß gerade bei den verwegensten Stücken ein konsequent befolgter Plan zu Grunde liegt, der jene Extreme nicht nur bedingt, sondern hie und da auch rechtfertigt und bis in Kleinigkeiten, selbst in das Versmaß hineinwirkt. (In welchem letzteren jedoch den heutigen in Wasserbächen dahinfließenden Jamben oft zu viel Trotz geboten ist.)

Schreibt Grabbe im März 1823 an Tieck: „Und bekäme ich auch nur eine Gage von 200 Thaler, so würde ich in diesem Falle selbst den reichsten Banquier in Deutschland nicht beneiden," so schraubt er nach dem Fehlschlage eines Engagements, im August seine Ansprüche noch weiter herab:

Könnten Ew. Hochwohlgeboren mich zu irgend einem Geschäfte gebrauchen, welches anderthalb hundert Thaler einbrächte, so wäre ich erlöst und glücklich. Vielleicht hätte ich dann bald Gelegenheit, mich weiter empor zu bringen, oder zum wenigsten könnte ich sie doch abwarten.

Doch es half ihm nichts, er mußte in's Joch. Die Heimkehr nach Detmold schildert er in dem gleichen Briefe an Tieck:

So schlich ich mich Nachts 11 Uhr in das verwünschte Detmold ein, weckte meine Eltern aus dem Schlafe und ward von ihnen, denen ich ihr ganzes kleines Vermögen weggesogen, die ich so oft mit leeren Hoffnungen getäuscht, die meinetwegen von der halben Stadt verspottet werden, mit Freudenthränen empfangen. Ja, ich mußte mich noch obendrein mit der plumpsten Grobheit waffnen, weil ich sonst in das heftigste Weinen ausgebrochen wäre und eine Iffländische Scene aufgeführt hätte. Mein Malheur besteht einzig darin, daß ich in keiner größeren Stadt, sondern in einer Gegend geboren bin, wo man einen gebildeten Menschen für einen verschlechterten Mastochsen hält.

Er meldet sich nun zum juristischen Examen, bestand am 2. Juni 1824 die Staatsprüfung und wurde unter die Advokaten aufgenommen. 1826 erhielt er dann durch Protektion des Archivraths Clostermeyer, dessen Tochter er später heimführte, eine Stellung als Auditeur. Aus diesen Jahren sind so gut wie keine Briefe erhalten. Dagegen beginnt mit dem Jahre 1827 eine reiche Korrespondenz, besonders mit dem schon mehrfach erwähnten Verleger Kettembeil. Grabbe hatte ihn in Leipzig kennen gelernt, und als dieser die Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt übernahm, kam er dem Dichter mit dem Anerbieten entgegen, seine Dramen, welche bisher noch nicht einmal im Druck erschienen waren, also 5 Jahre lang brach lagen, in Verlag zu nehmen. Diesem gegenüber giebt sich Grabbe ungeschminkt, mit cynischer Offenheit. Während er sonst nirgends von seinem wilden

Leben spricht, bekennt er hier schon in seinem ersten Briefe vom 4. Mai 1827:

Hier (in Detmold) wurde wild, vielleicht gemein von mir gelebt*), ich kam, wie ich glaube, in üblern Ruf, als ich gewesen, ich dachte nicht daran, mich in der Kleinstädterei anzusiedeln. Das dauerte vier Monate. Die wüste Wirthschaft langweilte, meine Gesellschaft bestand aus zu dummen Jungen.

Dann erzählt er ihm, daß er jetzt Auditeur sei: „Ich stehe erträglich und verdiene erträglich — aber ich bin nicht glücklich, werde es auch wohl nie wieder." Und nun folgt eine Stelle, die wohl zu den charakteristischsten gehört, die wir von Grabbe besitzen. Er fährt fort:

Ich glaube, hoffe, wünsche, liebe, achte, hasse nichts, sondern verachte nur noch immer das Gemeine; ich bin mir selbst so gleichgiltig, wie es mir ein Dritter ist; ich lese tausend Bücher, aber keines zieht mich an; Ruhm und Ehre sind Sterne, derenthalben ich nicht einmal aufblicke; ich bin überzeugt, Alles zu können, was ich will, aber auch der Wille erscheint mir so erbärmlich, daß ich ihn nicht bemühe; ich glaube, ich habe so ziemlich die Tiefen des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst genossen; ich bin satt von den Hefen; nur Musik wirkt noch magisch auf mich, weil — ich sie nicht genug verstehe. Meine jahrelange Operation, den Verstand als Scheidewasser auf mein Gefühl zu gießen, scheint ihrem Ende zu nahen: Der Verstand ist ausgegossen, das Gefühl zertrümmert. — Und bei all dem, Kettembeil, sind wir im Benehmen noch ganz der Alte; ja, wir hoffen zwar nicht, aber warten doch ruhig, ob nicht die geistige Harmonie bei uns möglich werden könne.

Dann spricht er ihm von seinen Stücken 1) Das teufelhafte Lustspiel (Scherz und Ironie), 2) Der Gothland, 3) Nanette und Maria. Bei dem Abdruck des Letzteren ist gar kein Bedenken, aber 1 und 2! Schwerlich gebe es in der Litteratur etwas Tolleres und Verwegneres. Doch eben dadurch würden diese Produkte vielleicht die Aufmerksamkeit umsomehr erregen; gebe es darin tiefen Schatten, ja abscheuliche Fehler, so hätten sie aber auch Lichtseiten, wie keiner unserer dermaligen jungen Poeten sie schaffen möchte. —

Stehen meine Siebensachen auch gewiß unter dem Range der früheren Hauptwerke jener Matadore (Goethe und Schiller), so steht auch die jetzige litterarische Zeit unter der damaligen, und trotz der in Nr. 1 und 2 Alles überbietenden Frechheit oder Verwegenheit, weht ein Geist darin, der sicher hier und da imponirt, ja vielleicht zerschmettert.

Gelänge es ihm aber mit diesen Stücken, so würde er sich als der Litteratur zurückgegeben betrachten, und der Verleger, dem er sich widmete, mache nicht die schlechteste Acquisition:

Du weißt, Bizarrerie, zuweilen Witz, ein wenig Zunge, mancherlei Wissenschaftlichkeit, erträgliche Kenntniß der Litteratur und Kritik rc. sind mir nicht fremd. Auch kann ich arbeiten.

Daß Grabbe arbeiten konnte, zeigte er in der Folge. Die Verbindung mit Kettembeil regte ihn zu erneuter unausgesetzter dramatischer Produktion an. Es entstehen in kurzer Folge: Don Juan und Faust, der Barbarossa, Aschenbrödel, Heinrich VI., Napoleon, Hannibal und gleich noch zu An-

*) Nach seiner Heimkehr.

fang die auch heute noch sehr lesenswerthe Abhandlung „Ueber die Shakespearo-Manie. „Die Zeit ist," schreibt er über letztere an Kettembeil, „für solchen Angriff so reif, daß, wenn ich nicht damit erschiene, gewiß irgend ein Anderer käme." Wie wenig Grabbe beflissen war, sich einflußreiche Freunde und Gönner zu erhalten, zeigt gerade jene Abhandlung. Er bekennt Kettembeil gegenüber ganz offen:

Die Shakespearomanie ist vorzüglich mitberechnet, dem Tieck bezw. seiner albernen Kritik den Todesstoß zu geben. Ich mußte ihn in Worten schonen, aber indem ich den Götzen angreife, zu dessen Papst er sich aus Mangel eigener Kraft machen will, so zertrümmere ich auch ihn. Diese Worte kann Tieck, wenn er lärmt, einmal gedruckt zu lesen bekommen.

Man kann hier Grabbe nicht den Vorwurf einer gewissen Unredlichkeit ersparen, denn er schreibt dies zu einer Zeit, wo er Tiecks Brief über den Gothland noch als Reklame für sich benutzt.

Verfolgt man den Briefwechsel der nächsten Jahre aufmerksam, so kann man sich des Gefühls nicht erwehren, als wenn Grabbe sein frühes Ende geahnt, so hetzt er sich selbst mit dem Schaffen und Kettembeil mit dem Druck.

„Wir müssen hetzen," schreibt er wiederholt. „Bereite Alles zum schnellsten Druck. Verschick auch schnell. Laß die Recensionen schnell machen," und einmal sogar: „Schnell, schnell! schnell! schnell!"

Die Ankündigung seiner Schriften, die in verschiedenen Journalen erschien, rührt von ihm selbst her:

Es regt sich in diesen verschiedenen tragischen, komischen, sentimentalen und historischen Dramen ein äußerst gewaltiger, vielseitiger Genius und dabei von einer Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit, wie sie schwerlich in neuen Zeiten gefunden werden. Auch der Aufsatz über die zur Mode gewordene Bewunderung des Shakespeare verräth gewiß ebensoviel kritisches tiefblickendes Talent als Kenntniß der älteren und neueren Bühne.

Ueber den Gothland thut Grabbe gelegentlich noch eine sehr interessante Aeußerung:

„Nun, nun," meint er zu Kettembeil, „der Schauspieler, welcher meinen Gothland eine in Pracht und Scepter auf den Nachtstuhl gesetzte Theaterkönigin nennt, hat doch ein Bischen von meiner Malice geahnt. Die Theaterkönigin ist meinem Sinne nach die moderne Poesie.

Die nun erscheinenden Recensionen litterarischer Blätter verschlingt er mit Begierde, ob Lob oder Tadel. —

„Und großer Gott," ruft er in einem Briefe aus, „wenn sie nur schimpfen! Mehr verlange ich nicht, — dann stehe ich auf dem Posten des Vertheidigers. Der Vertheidiger ist ein Narr, der nicht bald zum Angreifer wird."

Während er Heine in einer Recension vom 7. Mai 1836*) vorwirft, daß dieser nach Umständen Jude, Christ, monarchisch, republikanisch, bald allerlei und dann wieder nichts sei, schreibt er selbst am 13. Januar 1828 an Kettembeil:

*) Düsseldorfer Tageblatt Nr. 128, Recension über die Aufführung von „Des Dichters Herz" von H. Neumann.

Bei Katholiken gieb mich nur für bekehrt und katholisch aus und bei Juden meinetwegen für einen Juden — was frag ich nach der Chaussee, wenn ich nur die Stadt erreiche.

Man sieht, wie skrupellos er war, wenn es sich um den eigenen Erfolg handelte. Diese Zeit seines Lebens ist überhaupt die zielbewußteste und besonnenste. Er glaubt an eine läuternde Zukunft. „Toll will ich eintreten und vernünftig enden," ruft er aus. Für den Augenblick kommt es ihm nur darauf an, zu imponiren:

Jeder Mensch hat soviel Talente als der Andere in sich verborgen, er muß nur wissen, wie und wann er sie zu Tage bringt. Die Menge ist eine Bestie — darum imponirt.

Der Don Juan und Faust, wohl sein gewaltigstes und bühnenfähigstes Werk, zeitigt wieder eine äußerst interessante Selbstrecension, aus der ich nur die springenden Punkte geben werde. Grabbe urtheilt:

Die Komposition, die Verschmelzung beider Sagen ist höchst genial — wir haben in den beiden Hauptpersonen die Extreme der Menschheit vor uns.

Ueber die Gestalt des Faust sagt er:

Es ist kein poetischer, in allen Farben der Lyrik glänzender, und deshalb ungeachtet seiner Charakterschwäche so anziehender Faust — aber der Faust, welcher in den Tiefen der Gedanken und der Welt zu Hause ist, ist es. — Don Juan dagegen ist ein Charakter, wie er vielleicht seit Shakespeare und Cervantes nicht geschrieben worden: alle menschlichen Vorzüge, Gestalt, Genie, Phantasie, Witz, Muth, unbändige Thatkraft, selbst Gemüth vereinigen sich in ihm, und doch ist er nur der nach Befriedigung der Sinnlichkeit strebende Mensch.

In kluger Mischung Lob und Tadel aneinanderfügend, allerdings das erste stets in reicherem Maße, schließt er mit den irreführenden Worten:

Wenn Grabbe eine Lebenslust wie Don Juan beibehält, und nicht wie sein früherer Gothland einschläft, so kann aus ihm als dramatischer Dichter das Höchste werden, sonst aber vielleicht auch — Nichts. Noch immer scheint sein eigener Geist mit sich selbst im vernichtenden Streite zu sein.

Der Brief, mit dem er diese Recension an Kettembeil sendet, ist ein Beispiel dafür, wie Grabbe für seine Reklame sorgt. Zunächst fordert er ihn auf, die Besprechung größer zu machen:

Du kannst's auch ohne Deine Helfer. Recension für England mußt Du nach Analogie der Obigen machen, auch für Conversationsblatt oder Halle. Ideen: Geist, Feuer des Stücks, Charaktere hervorgestrichen. Bezug auf meine früheren tollen Produkte Scenen z. B. die Ballgeschichte über die Oper geworfen — Worte angeführt — letzte Geisterscene gelobhudelt — mich in England mit Lord Byron konfrontirt ꝛc. Sei klug. Mach oder laß diese Selbstrecension recht schnell machen!

Kaum damit fertig, arbeitet er bereits an Aschenbrödel, Heinrich VI. und Barbarossa. In naiver Eitelkeit schreibt er:

Bin ich nicht ein bischen ein Sakramenter? Den Sir Shakespeare wollen wir doch wohl unterkriegen. Für sein bestes historisches Stück gebe ich nicht einmal den Barbarossa.

Der Plan zu einem großen deutschen Dramencyklus „Die Hohenstaufen" füllt ihn jetzt gänzlich aus, vielleicht angeregt durch Raupachs

jämmerliche Verballhornisirung dieses herrlichen Stoffes. In heller Begeisterung schreibt er am 20. Januar 1828 an Kettembeil:

Das Größte meines Lebens werden aber doch noch einmal die Hohenstaufen. Sich und die Nation in 6—8 Dramen zu verherrlichen! Und welcher Nationalstoff. Kein Volk hat einen auch nur etwa gleich großen. Und wie soll fast jeder irgend bedeutende deutsche Fleck verherrlicht werden, im Sonnenschein soll unser ganzer deutscher Süden liegen, Adler über Tirols Bergen, schweben und die See um Heinrich des Löwen Staaten brausen, wie eine Löwenmähne.

Er freut sich, daß Kettembeil der Barbarossa immer mehr gefällt.

Ich will ihn lieber gemacht haben," gesteht er ihm, „als den Götz von Berlichingen nebst Shakespeares sämtlichen historischen Stücken. Ein Nationalwerk wie die Hohenstaufen soll Deutschland noch nicht gehabt haben."

Ueber den Barbarossa verfaßt er wieder zwei äußerst bezeichnende Selbstrecensionen. In der ersten schreibt er:

Das Stück hat, wie wir gleich zeigen wollen, sehr viele Mängel, aber bei alledem, Grabbe hat sich gebessert, ist ruhig arbeitender Künstler geworden, ohne an genialischer Kraft zu verlieren." Es folgt eine Skizzirung des Stückes, bei der er das Lob nicht spart: „Eine pomphaftere Scene als die zweite des I. Aktes kennt die Bühne nicht. — Und wie herrlich die Gespräche zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Löwen. — Unmöglich können wir alle Schönheiten der folgenden Akte schildern. Ein großes Aber ist bei Grabbe trotz all dieses Lobes nöthig," schließt er dann. „Nur sein Genie, nicht sein Fleiß, sein ernstes Streben ist zu loben. Verdient der, welcher die glänzendste Sprache, die richtigste Charakterzeichnung in der Gewalt hat, nicht mehr als jeder Andere Tadel, wenn er so oft gegen Beides auf das Empörendste sündigt. Die Verse scheinen gar ganz nach Willkür hingeworfen zu sein. Und ist die Empfindelei, mit welcher der Kaiser und der Löwe in der Weserschlacht sich umarmen, statt wie sie sollten, sich zu bekämpfen, der beiden Männer und der Sachlage werth? Ist das Skizzenhafte, welches in allen Grabbe'schen Werken liegt, zu loben? Er bauet das Gestell zu Palästen, aber füllt es nicht aus. Er muß fleißiger, sorgsamer werden, sonst steht es nicht zum Besten mit seinem Nachruhm.

Eine solche Art, sich selbst zu seciren, anzufeuern und Vorwürfe zu machen, steht wohl einzig in der Litteratur da!

Die zweite Recension schlägt dagegen emphatischere Töne an. Sie beginnt schon gleich:

Weg sind die Schlacken, die in des bekannten Dichters früheren Werken so manche Schönheit untergruben, rein und geläutert tritt er in diesem Stücke auf, voll Jugendfeuer und Männerkraft zur großen Beschämung vieler seiner Gegner, die seiner überbrausenden Genialität ein kurzes Leben prophezeiten.

Bei Grabbe war, wie bei vielen Anderen, seine letzte Schöpfung stets seine beste, und so schrieb er schon einige Monate später:

Heinrich der VI. ist genialer als Barbarossa.

Natürlich ist ihm um die Aufführung der Stücke zu thun, und so erläßt er durch Kettembeil die Ankündigung:

Ich bin erbötig, jeder Theaterdirektion, die den Don Juan und Faust, den Barbarossa oder Heinrich VI. aufführen will, mit etwaigen Veränderungen behufs der Scenerie gern an der Hand zu gehen.

Die Aufführungen blieben aber aus, und es interessirt gewiß, welchen Verdienst Grabbe aus seinen Buchdramen zog. Nach dem noch erhaltenen

Kontrakte zwischen ihm und Kettembeil erhielt Grabbe für Ueberlassung der in den Jahren 1830—34 zu schreibenden Stücke monatlich eine Summe von 24 Thalern preußisch Courant. Dafür war er verpflichtet, in jedem Jahre mindestens drei dramatische Stücke im ungefähren Umfange des Don Juan und Faust zu liefern. Wenn er von den Hohenstaufen jährlich zwei Bände liefere, so solle er vom dritten Bande ab für jeden einzelnen Band ein Extra-Honorar von 100 Thalern erhalten.

Unsere modernen anerkannten Poeten werden wohl mitleidig über dieses fürstliche Honorar lächeln, aber für Grabbes Verhältnisse bedeutete es eine recht erhebliche Zubuße. So schreibt er an Kettembeil:

Aengste Dich nicht, wegen unseres Kontraktes. Bist Du zufrieden, wenn ich Dich bitte, ihn noch ein Jahr zu halten, und Dir verspreche, darin für 24 Thaler monatlich Napoleon und Philippine von Schwaben mit aller meiner Kraft und meinem Ernst zu liefern? Und dann Alles weiter gehen oder auf sich beruhen soll, nach dem Erfolge oder Deiner Ansicht. Schreibst Du es vorher, so können auch Monate mit den 24 Thalern ausfallen.

Er hält sein Wort und arbeitet unermüdlich an Napoleon. Schon im Juli 1830 kann er schreiben:

Napoleon ist nunmehr in der letzten Scene. Bei ihm lasse mir aber den vollsten Lauf. All mein Geist, jede meiner Ansichten muß soviel als möglich hinein. Darum so weh es mir thut, schreibe ich ihn — in Prosa, aber wie ich hoffe, in lutherisch kräftiger biblischer, wie z. B. die Räuber. Ich kann die Artillerie-Trains, die kongrevischen Raketen 2c. nicht in Verse zwingen, ohne sie lächerlich zu machen. . . . Napoleon ist übrigens eine so große Aufgabe nicht. Er ist ein Kerl, den sein Egoismus dahin trieb, seine Zeit zu benutzen — außer eigennützigen Zwecken hat er schon als Corse, als Halbfranzose, nie gewußt, wohin er eigentlich strebte. Er ist kleiner als die Revolution, und im Grunde ist er nur das Fähnlein an deren Maste. Nicht er, seine Geschichte ist groß. Wodurch siegte er? Er hatte nie einen großen Gegner — seine Gegner waren durch Anciennität, er durch Geist befördert. Im Drama werde ich aber aus Klugheit den l'empereur et roi hoch halten. Ich kann's auch mit gutem Gewissen. Er ist groß, weil die Natur ihn groß machte und groß stellte, gleich der Riesenschlange, wenn sie die Tiger packt.

Der Stoff wächst ihm unter den Händen, im Oktober vertröstet er Kettembeil noch auf drei Wochen. Als Drama, der Form nach, setzte er hinzu, habe ich mich nach Nichts genirt. Die jetzige Bühne verdient's nicht — Lumpenhunde sind ihr willkommen, dafür aber soll sie wieder zu den Dichtern kommen, so gewiß ich wieder gesund bin. Endlich am 10. Nov. 1830 kann er schreiben:

Trinkt eine Flasche Wein. Morgen ist auf Ehre die letzte Scene fertig.

Er scheint es mit Gewalt gezwungen zu haben, denn in dem gleichen Schreiben heißt es:

Meine tolle Lebensart und das ewige Sitzen bei dem Ungethüm von Napoleon hatte mir Bluterbrechen zugezogen, und vorigen Donnerstag hing mein Leben von einer Viertelstunde mehr oder weniger Apothekerschnelligkeit ab.

Wenige Monate danach schreibt er in seiner rastlosen Weise ganz kaufmännisch an Kettembeil:

Litterarisch sind mir nun die Hände ganz frei, Pläne habe ich nicht. Also überlege wohl, was zeitgemäß und einträglich wäre. Hast Du Stoffe, so proponire sie deutlich, damit ich darüber urtheilen kann.

Die Kritik, die man in letzter Zeit an ihm übte, macht ihn stutzig.

„Sollte nicht," fährt er fort, „gegen uns eine litterarische Clique, besonders von unbedeutenden Köpfen, von Berlin aus im Spiele sein? Oder belfert das Volk uns an, wie alles Tüchtige angebelfert wird? Oder sind wir wirklich dumm?"

Gerade im Anschluß an Napoleon ist eine Aeußerung Grabbes über seinen politischen Standpunkt gewiß von Interesse:

Ich bin sehr liberal, aber das jetzige Revolutionsrasen ist weiter nichts als ein nothwendiges Uebel, welches die Menschheit durch Leiden dahinführen wird, daß Jeder einsieht, es giebt nur ein Glück, und das ist: sich selbst zu reformiren und klug genug zu sein, um völlig edel zu sein. Dann finden sich Staats- und Familienverhältnisse von selbst. Dieses ist nicht sentimental gemeint, aber mein bewegtes Leben hat mich dahin geführt.

Kettembeil zu Gefallen arbeitet er an einem Polendrama Kosciuszko, das ihm aber nicht besonders liegt und das er auch nicht vollendet hat.

„Ich kann mich nicht überwinden," schreibt er, „blos um ein paar Groschen schneller zu verdienen, geniale Flugblättchen zu Bänden zu füllen, denn weiter sind z. B. Börnes und Heines neuere Schriften doch nichts. Etwas muß ich doch auch selbst an meinen Sachen lieb haben. Ich glaube, wir stehen auf dauerhafteren Füßen als diese Sommervögel."

Von Börne sagt er ein andermal:

Börne ist ein Narr, der sich nicht genug anerkannt glaubt, und Onanie ist ein schlechter Trost.

Für sich selbst hofft er noch immer in Zukunft Klärung.

Daß ich sehr gähre, sehr schlimm jetzt bin, weiß ich auch. Ich habe fünf Seelen im Kopfe. Ich weiß aber auch, daß ich nur nicht selbst einzustürzen brauche, um in den Tagen der Ruhe alle die Schätze, Schlacken und Felsen zu sehen, die ich ausgeworfen habe, und sie zu benutzen.

Und fast wie ein Aufschrei klingt es, wenn er im Januar 1834 schreibt:

Mein Geist ist nicht verdreht. Kraft ist nichts werth, wenn sie nicht Glück schafft. Ich kämpfe um inneres Glück mit aller Kraft.

Dieses innere Glück sucht er bei Henriette M. zu finden, einem jungen, hübschen, aber ziemlich beschränkten Bürgermädchen, mit dem er sich verlobte. Aber Grabbe hatte in der Liebe kein Glück, wie auch seine spätere Ehe beweist, die Verlobung ging sehr bald auseinander.

Mit schmerzlicher Ironie schreibt er an Kettembeil:

Vor meiner sogenannten Geistesgröße flieht meine Braut jetzt zum dritten Male, und ich bin doch wie ein Kind.

Und einen Monat darauf:

Mein Leben, merk' ich, wird nie durch Ruhm, Liebe, oder wie das Zeugs heißt, glücklich.

Ob dies eine trübe Ahnung war? Denn konnte man bisher von Grabbes Lebenslauf sagen, daß er, wenn auch nicht übermäßig vom Glück

begünstigt, so doch immerhin aufwärts ging, mit den folgenden Jahren bricht nach und nach Alles unter ihm zusammen, bis zu seinem frühen Tode. Viel Schuld mit daran trug seine unglückselige Ehe mit Lucie (Luise) Clostermeyer, die er im März 1833 schloß. Der Briefwechsel der beiden Gatten, die schon nach kurzer Zeit getrennt lebten, ist in jeder Weise unerfreulich und wirft besonders auf die kleinliche, ängstlich um ihr eingebrachtes Geld besorgte Frau ein wenig günstiges Licht. Grabbes Zeilen an sie in der Brautzeit zeugen von inniger Wärme:

Das einzige Glück, welches ich auf Erden noch habe, ist die Erlaubniß, Sie zuweilen besuchen zu dürfen. Werde ich besser, werde ich es dadurch. Aber ich bin für Glück eigentlich zu verdorben. Warum ist man geboren? Warum haben auch Sie Ihre Eltern beweinen müssen. Wodurch verdienten Sie das? Tyrannei des Geschicks!

Und im Februar 1832 frägt er mit schmerzlichem Erstaunen:

Sollte man glauben, daß mich, der ich mich und die Menschen verachte, noch Leute lieb hätten?

Später handeln die Briefe nur noch von Geldzänkereien, seltener einmal von litterarischen Dingen. Vielfach schreibt Grabbe mit ruhiger Liebe und versöhnlich:

Wärst Du gut, wie vor der Ehe, könnte Manches anders sein. Du hast nie eingesehen, daß ich nur aus Furcht vor mir, nicht vor Dir und Deinem aufreizenden rc. (sei's gut) etwas Ruhe suchte.

Es ist ein Jahr vor seinem Tode, ein großer Plan ist ihm nach Vollendung und mehrfacher Umarbeitung seines letzten Dramas, des Hannibal, aufgegangen, und da ein Buch des Vaters seiner Frau, des Archivraths Clostermeyer, ihm dabei als Grundlage dienen sollte, so öffnet er ihr sein Herz und theilt ihr seinen Plan mit. Es sind Zeilen, in denen ein poetischer Zauber webt.

Der Gedanke an die Heimat, der einem in der Ferne wohl kommt, jedoch nicht mit Heimweh zu verwechseln ist, hat mich auf etwas aufmerksam gemacht, was mir so nahe lag, nämlich ein großes Drama aus der Hermannsschlacht zu machen; alle Thäler, all das Grüne, alle Bäche, alle Eigenthümlichkeiten der Bewohner des lippischen Landes, das Beste der Erinnerungen aus meiner, so viel ich davon weiß, auch, wenn Du willst, aus Deiner Kindheit und Jugend, sollen darin grünen, rauschen und sich bewegen.

Seinem Freund Petri gegenüber nennt er das Stück „einen Koloß, auf durchaus neuen Wegen fortschreitend.“ „Fällt Dir was auf,“ bittet er ihn, „so gieb mir Dein offenes Urtheil. Ich bin so dumm noch nicht, um mich nicht belehren zu lassen.“ Ein andermal seufzt er:

Es ist der schwierigste Stoff, den ich je unter den Händen hatte, weil ich ihn zu genau kenne und deshalb manche lokale Kleinigkeit abstreifen und sie mit allgemein Interessantem ersetzen muß.

1834 war Grabbe seiner Stellung als Auditeur enthoben worden, hatte sich von seiner Frau getrennt und in Frankfurt Aufenthalt genommen und war auf eine Einladung Immermanns nach Düsseldorf im November übergesiedelt, wo sich ein reger geistiger Verkehr zwischen den beiden Dichtern entspann. Grabbe arbeitete damals am Hannibal, auf Immermanns Rath

änderte er den Vers darin in Prosa ab und überließ ihm das Manuskript zum Durcharbeiten. „Ich kann's nicht lassen, Ihnen gleich zu schreiben," dankt er ihm enthusiastisch, „ich wollte, ich hätte so gut geschrieben, wie Sie da gestrichen haben." Grabbe war unermüdlich im Feilen und Umändern. So schreibt er an Petri:

Der Hannibal ist schlimmer als mein Napoleon, den ich nur einmal umarbeitete, denn ich habe ihn jetzt dreimal zu Boden geworfen, um ihn wieder anders aufzurichten. Vieles, vieles habe ich dabei vom Wesen der dramatischen Kunst gelernt, ich habe aber keine Lust, es aufzuschreiben. Das Publikum muß es aus dem Stück errathen.

Selbst als er gedruckt vorliegt, ändert Grabbe noch. Die folgende Briefstelle ist für Grabbes Art zu arbeiten äußerst charakteristisch:

Und weil das Gedruckte anders aussieht, als das Geschriebene, fand ich noch manche kleine Verbesserung praktikabel, an die ich beim Lesen des Manuskriptes nicht gedacht hatte. Doch Hannibal bedarf's nicht so sehr als Napoleon, der mitten unter Alimentationsklagen, Schusterforderungen an Soldaten, Beeidigungen, Untersuchungen, Wein und Thee mit Rum geschrieben wurde und zwar theilweise auf in Eile Aktenstücken abgerissenen, unbeschriebenen Fetzen.

Als er Hannibal und Aschenbrödel an seine Frau sendet, schreibt er ihr: „Nimm diese Bücher an. Lies sie, und Du wirst sehen, wir könnten glücklich sein." Beide Stücke hatten ihm, wie er Petri vorrechnet an: freie Miethe, Mittag, Theater, Freiexemplare 2c. 230 Thaler Gold, baar 150 Thaler Geld außer Beisporteln eingebracht. Er theilt Petri mit, daß Immermann etwas den Vormund spiele, und fügt hinzu:

Beherrschen laß ich mich nicht, aber so lang ich guten Weg sehe, folge ich dem Führer!

Dies war in der That sein Charakter.

Ueber seine Aufnahme in Düsseldorf schreibt er:

Hier werde ich zum Theil von der vornehmsten Gesellschaft über Verdienst geschätzt, und wo ich von meinen albernen Launen, die aus meiner früheren Erziehung und Stellung entspringen, noch etwas habe, mit Nachsicht behandelt wie ein Kind, so daß ich mich schäme und mich bessere.

Aber er fühlt sich doch nicht so ganz behaglich, er ahnt, daß er auch hier keine Stätte finden wird. „Mein Pfad geht hoch, aber immer schlüpfricht," ruft er Petri zu. Und vierzehn Tage später schreibt er:

Mein Schiff mag, wie Du sagst, etwas hoch gehen. Indeß ist der Zuchtmeisterjunge durch zu viele Verhältnisse getrieben, als daß er nicht wissen sollte, wie leicht aus dem Hochgehenden etwas schief oder zu Grunde Gehendes werden kann. Darum kannst Du sicher sein, daß ich Lippe und die Gartenscholle, wo mein Vater grub, nicht vergesse, ja viel höher schätze, als manches Andere. Gefühl für's Vaterland ist bei Wenigen so stark wie bei mir.

Der beste Beweis dafür sind seine Dichtungen. Aus diesem starken Gefühl für's Vaterland heraus entstanden seine Hohenstaufen, sowie sein letztes Werk, die Hermannsschlacht. Immermann hatte ihm Kleist geliehen. Er schreibt ihm:

Was ich daraus benutzen konnte, hab' ich mir gemerkt. Mein Armin aber wird ganz anders. Ob besser, weiß ich nicht zu urtheilen. Hoff's aber ziemlich stolz. Verzeih mir Gott!

Mit wahrem Feuereifer, unbekümmert um seine Gesundheit, arbeitet er an diesem Werke.

Ich lese darüber wie ein Sekundaner, aber pedantisch wird sie nicht. Hannibal ist gegen die Hermannsschlacht ein Kind.

Und anderen Düsseldorfer Freunden schreibt er:

Ich betreibe jetzt die Vorstudien zum Armin. Teufel, da wächst was! Mein Herz ist grün von Wald.

Etwas später:

Jetzt ist mein Herz frei, alle Vorstudien zur Hermannsschlacht sind beendigt. Ach, ich selbst kenne aus meiner Kindheit ja jeden Baum, jeden Steg dazu. Die Studien zu diesem Nationaldrama haben mich tief erschüttert. Ihretwegen ward ich so krank, mocht's aber nicht sagen.

Er ringt auf Tod und Leben mit dem Stoff. Verzweifelt schreibt er:

Der Hermannsschlacht unterlieg' ich fast. Wer kann das Ungeheure, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu sterben. Wär' ich todt! Im Leben ehrt man das Große und hat's nicht. Mich trösten die Sterne. Man hat sie auch nicht, so arg sie glänzen.

Und im Vorgefühl seines nahen Todes:

Die Hermannsschlacht ist in und über mir. Wohl mein letzter Trost.

Dabei verfolgen ihn noch andere Pläne. Er trägt sich mit einem Eulenspiegel, einem Alexander, einem Christus. Er schreibt darüber an Petri:

Mein Eulenspiegel wird ein tolles lustiges Thier, dann im edelsten Versmaß Alexander der Große, dann, leb' ich so lange, ein sicher erhabener Art Christus.

Inzwischen war seine Position in Düsseldorf unhaltbar geworden, seine scharfen, jedoch durchaus gerechten Kritiken hatten Immermanns Eitelkeit verletzt, und so setzte er ihm in einem ziemlich brüsken Briefe den Stuhl vor die Thür, und Grabbe mußte, da er keine andere Zuflucht hatte, nach Detmold zurückkehren. Er bittet Petri:

Miethe mir ein kleines Logis mit einem Tisch, zwei Stühlen, einem Bett. Gleich zu Anfang mag ich mich in meinem Hause nicht todt ärgern, obgleich, geht's nicht anders, ich die genannten Möbel daraus holen ließe.

Schmerzlich berührt es, wenn er fortfährt:

Sorge, daß Eure Juristen und Advokaten, meine alten Mitkollegen in den besseren Zeiten, wo ich noch unverheirathet war, mir so viel zum Abschreiben geben, daß ich täglich doch etwa 15 Ngr. verdiene. Dann kann ich leben und beizu meine poetischen Sachen vollenden.

Und er verspricht:

Gasthäuser und jede unangenehme Berührung für mich, will ich meiden.

Das war am 29. April 1836. Sein Versprechen hielt er schlecht, er stieg nicht bei seiner Frau ab, sondern im Wirthshaus, das bis zu seinem Krankenlager sein täglicher Aufenthalt war, erst als ihn eine rapid vorwärtsschreitende Rückenmarksschwindsucht zum Liegen zwang, suchte er seine Frau auf, die jedoch bis zu seinem Tode unversöhnlich blieb. Wenige Monate darauf, am 12. September 1836 hauchte er in den Armen seiner

vielgeschmähten Mutter, die bis zuletzt mit großer Liebe an ihm hing, seinen Geist aus.

Oft mag er sich vorher mit Selbstmordgedanken getragen haben.

„Wir Alle wollen," schreibt er kurz vor seinem Tode, „durch's kummervolle Leben kommen — schlecht, daß ich mich wundere, den Pfennig vom Leben noch nicht weggeschmissen zu haben. Das Leben hat nur drei Gutes: Frühling, erste Liebe, Krieg. Die einzigen Erfrischungen."

Nachdem ich in dem Vorstehenden die prägnantesten Aeußerungen Grabbes über sein Leben, seine Persönlichkeit, seine Anschauungen, sein Schaffen und seine Schöpfungen aneinandergereiht habe, an deren Hand sich ein treues Bild seines äußeren, wie seines inneren Lebens darstellt, möge ein Wort von ihm, in dem sich seine große Auffassung von der Aufgabe der Dichtkunst kundgiebt, den Beschluß machen:

Die Aufgabe der Dichtkunst ist, den Geist reinzuwaschen; Himmel, Erde und Unendlichkeit anzudeuten und in sich zu bleiben.

Eins muß man Grabbe nachrühmen, bei aller Großmannssucht, bei allem Jagen nach Erfolg, hat er sich niemals prostituirt, nie eine Zeile geschrieben, in der er seinen künstlerischen Geschmack dem Geschmacke der Menge unterordnete. Es ist tief bedauerlich, daß der hohe Ernst, der ihn in seiner Kunst beseelte, nicht auch auf sein Leben läuternd einwirkte, seinen Charakter so festigte, daß er seinen Jugendexcessen entsagen lernte.

Es ist eine seltsame Erscheinung, daß uns Grabbe ferner steht, als der 25 Jahre vor ihm verstorbene Heinrich von Kleist. Man hat das Gefühl, als wenn Grabbe einer weit entlegeneren Periode angehörte, als dieser Dichter. Nicht zum Mindesten mag daran Schuld sein, daß trotz des dankbaren Gebietes, das sich hier dem geschickten und feinfühligen Dramaturgen aufthut, noch immer seinen meisten Dramen die fördernde Hand eines bühnenkundigen Bearbeiters mangelt. Auch fehlen ihm und seinen Werken die Philologen, wie sie Goethe und Schiller und unsere anderen Klassiker gefunden haben. Seine Dichtungen hegen so viele unvergängliche Schönheiten, daß es wohl der Mühe lohnt, sie von ihren Schlacken zu reinigen, wie es wohl der Dichter selbst gethan haben würde, wenn ihm ein ruhiger Lebensabend beschieden gewesen wäre. An uns ist es jetzt, seine Schöpfungen vor dem völligen Vergessen zu bewahren. Seine Briefe aber bilden wohl die werthvollste Ergänzung zu seinen Schriften, und es kann nicht dringend genug darauf hingewiesen werden, daß eine neue vollständige Gesammtausgabe von Grabbes Werken, wie sie sich seit Jahren schon immer mehr als eine Nothwendigkeit herausstellt, auf jeden Fall seine Briefe mitenthalten muß. Sie zeigen den Dichter, wie ich in meinem Aufsatz nachgewiesen zu haben glaube, in treuester Beleuchtung, treuer als die dithyrambische Biographie seines Freundes Duller und die etwas nüchterne von Karl Ziegler.



Das Tagebuch einer schwedischen Königin.

Von

Ola Hansson.

— München. —

In Stockholm ist soeben der erste Theil eines umfangreichen Memoirenwerkes aus dem achtzehnten Jahrhundert erschienen, das von hohem politischen und kulturgeschichtlichen Werth zu werden verspricht. Die Aufzeichnungen, die sich über einen Zeitraum von 42 Jahren erstrecken und in französischer Sprache abgefaßt sind, stammen aus der Hand Hedwig Elisabeth Charlottes, der letzten schwedischen Königin aus dem Hause Holstein-Gottorp, welche die Adoptivmutter Bernadottes wurde; und Carl Carlson Bonde, selbst ein Nachkomme in direkter Linie von jenem Carl Knutsson Bonde, der im unruhigen Ausgang des Mittelalters schwedischer König wurde, hat sie in's Schwedische übersetzt und herausgegeben. Einige Monate vor ihrem Tode übergab die Königin das in einem geschlossenen Koffer aufbewahrte Manuskript an zwei Männer aus ihrer Umgebung, die ihr besonderes Vertrauen genossen, den Grafen Ruuth und den Freiherrn Carl Göran Bonde, mit der Erlaubniß, es selbst zu lesen, aber mit der Vorschrift, es nicht vor 50 Jahren nach ihrem Tode zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Der Urenkel des Letzteren, in dessen reichhaltigem Archiv auf dem Schlosse Ericsberg in Södermanland sich das Originalmanuskript befindet, hat sich jetzt — der Absicht der Königin gemäß — die Aufgabe gestellt, das wichtige und amüsante Dokument weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Die fürstliche Verfasserin war 1759 geboren — als Tochter des Fürstbischofs von Lübeck und Herzogs von Holstein-Gottorp, Friedrich August, eines Bruders von Adolf Fredrik, dem Stammvater der Holstein-Gottorpschen Dynastie auf dem schwedischen Königsthron. Da die Ehe Gustavs III. mit der dänischen Prinzessin Sofia Magdalena kinderlos zu bleiben schien, wollte der König zur Sicherung der Thronfolge des Hauses seinem ältesten Bruder Carl — Herzog von Södermanland und später unter dem ruhmlosen

Namen Carl XIII. selbst König — so rasch wie möglich eine Gemahlin verschaffen; und seine Wahl fiel auf die Cousine am kleinen Hofe zu Eutin. Im Mai 1774 wurde ein Gefolge von Hofdamen der jungen Prinzessin zu ihrem Empfang entgegengeschickt. An der Spitze stand die Gräfin von Fersen, die Mutter jenes Axel von Fersen, der später in der Geschichte Marie Antoinettes und bei der Flucht des unglücklichen französischen Königspaares eine so verhängnißvolle Rolle spielte und nach seiner Rückkehr nach Schweden 1810 auf den Straßen Stockholms von der rasenden Menge in grausamer Weise ermordet wurde. Sie war von ihrer Tochter Sophie von Fersen begleitet, die die intimste Freundin Hedwig Elisabeth Charlottes wurde und an die diese ihr in Form von Monatsbriefen gehaltenes Tagebuch gerichtet hat. Die feierliche Trauung fand im Juni in der bekanntlich noch schwedischen Stadt Wismar statt, wobei v. Höpken, Präsident des sogenannten Wismarschen Tribunals, den herzoglichen Bräutigam „par procuration“ vertrat; und Anfang Juli kam die sechzehnjährige Braut in ihrer neuen Heimat an.

Die ihr zugedachte Mission, dem Lande einen Thronfolger zu schenken, schien sich in überraschend schneller Weise erfüllen zu wollen. Schon ein paar Wochen nach ihrem Einzug in Stockholm weiß einer der Chronisten seiner Zeit, der Hofkanzler Graf Fredrik Sparre, zu erzählen, daß man die Frucht der glücklichen Ehe bald zu sehen erwarte. Im Januar des folgenden Jahres war die Schwangerschaft der Herzogin eine allgemein angenommene Thatsache, und im April war dieselbe so außer Zweifel gestellt, daß — nach derselben Quelle — die öffentlichen Fürbitten für eine glückliche Niederkunft bald stattfinden sollten. Unterdessen wurde die angehende Mutter mit der größten Sorgfalt und Schonung gepflegt, um einem Mißfall vorzubeugen. In der That scheint eine gewisse Vorsicht auch geboten gewesen zu sein, denn Sparre berichtet in seinem Tagebuch vom März, daß die Herzogin von einem betrunkenen Lakaien, der sich Nachts in ihr Schlafzimmer verirrt hatte, so erschreckt wurde, daß die Aerzte das Schlimmste befürchteten. Ein halbes Jahr später war indessen der Thatbestand noch nicht weiter gekommen, als daß Sparre nochmals die Schwangerschaft der Herzogin als unzweifelhaft bezeichnete; nur fügte er jetzt hinzu, daß dieselbe seit dem Geburtstage des Königs (Januar) zu datiren schiene, wie schon alle Welt es vermuthet habe. Im Oktober ist der Chronist sogar im Stande, einen ganz bestimmten Tag, und zwar den 24. Oktober, für die bevorstehende Niederkunft festzusetzen; unter diesem Datum theilt er dann aber mit, man habe sich um mehrere Monate verrechnet, und die Niederkunft werde erst im Februar stattfinden. Kurze Zeit danach wurde es konstatirt, daß die Herzogin sich überhaupt nicht in gesegneten Umständen befände; und Sparre spricht nie mehr von der Sache. Die Herzogin erwähnt selbst nur ein einziges Mal, im ersten Brief ihres Tagebuchs, August 1775, ihre Schwangerschaft; es heißt darin, daß dieselbe seit mehreren Monaten als ungewiß betrachtet

wurde und daß die Aerzte darüber uneinig gewesen seien. Die ganze Angelegenheit, die ja in auffallender Weise an ähnliche Vorgänge in unserer eigenen Zeit erinnert, war damit — was sie betrifft — erledigt. Der König versöhnte sich unter Vermittlung des Stallmeisters Munck mit seiner Gemahlin; und zur selben Zeit fängt Hedwig Elisabeth Charlotte an, ihr Tagebuch zu schreiben, in dem sie sofort die Munck'sche Angelegenheit aufgreift.

II.

Dem Tagebuch ist ein Portrait Hedwig Elisabeth Charlottes von dem schwedischen Maler Rostin, vermuthlich aus dem Jahre 1775 stammend, beigefügt. Das Bild ist im Stil der Zeit gehalten, und das Gesicht zeigt in ausgeprägtem Grade den Holstein-Gottorp'schen Familientypus; der Künstler hat aber zugleich eine ganz persönliche und intime Note herausgefunden, — eine gewisse muntere Grazie und gutlaunige Altklugheit, die auch dem Tagebuch eigenthümlich sind. Sie tritt uns in diesem als eine ganz abgerundete kleine Person entgegen, — reinlich und peinlich, zuverlässig und gerade, natürlich in ihrer Anmuth, mit klarem Kopf und unbefangenem Blick, eine gute Beobachterin, neugierig und vorsichtig, kühl und heiter, der höfischen Intriguensucht und dem leichtfertigen Liebesleben ihrer Umgebung, die sie lächerlich und unappetitlich findet, durch Temperament abhold, ohne im Geringsten spröde zu sein, mehr Gefühl als Sinne und mehr Intelligenz als Gefühl.

In einer dem Tagebuch vorgeschickten Einleitung „An den Leser" hat sie übrigens ein Selbstportrait entworfen, in dem sie zeigt, daß sie sich selbst sehr gut gekannt hat und dessen scherzhafte Unerbittlichkeit mit einer anderen Nuance kokett wirken würde. Man höre z. B., wie sie ihr Aeußeres schildert: ... Ich bin von Mittelgröße, ziemlich proportionirt, eher klein als groß . . . Meine Stirn ist sehr hoch, was ich ganz geschickt dadurch zu verdecken suche, daß ich das Haar nachlässig darüber fallen lasse; mein Haar ist recht hübsch aschblond, meine Augen sind groß und milde und haben sogar einen zärtlichen Ausdruck, wenn ich will; sie sind von hellblauer Farbe . . . Meine Nase ist fast zu groß, um wohl geformt zu sein, sie ist eine Adlernase und hätte besser sein können, wenn ich sie nicht durch Grimassen verdorben hätte, die ich als Kind zu machen pflegte und noch mache, wenn ich nicht daran denke; mein Mund hat dasselbe Schicksal, meine Grimassen haben ihn zu sehr in die Breite gezogen; meine Lippen sind recht schön roth, aber etwas zu groß; meine Zähne sind ganz wohl gestellt und ziemlich weiß, aber zu groß, um schön zu sein, wenn ich lächle, zeige ich zwei Zähne, die wie Wildschweinhauer aussehen. Mein Kinn ist lang und spitz, meine Haut recht weiß, aber fast ohne Farbe, und das Wenige, was davon vorhanden war, hat die Schminke, die ich gebrauche, verdorben; meine Ohren sind klein und wohlgeformt, meine Augenbrauen recht fein gezeichnet. Mein Hals und Busen sind weiß und wohlgeformt.

Meine Figur ist recht gut und ziemlich wohl proportionirt und mein Wuchs gerade; sollte es nicht so erscheinen, so ist das mein eigener Fehler, denn ich kleide mich nachlässig . . . Ich bin sehr reinlich und hasse das Gegentheil. Meine Hände sind häßlich, denn ich mochte als Kind keine Handschuhe anziehen, aber sie sind klein und einigermaßen wohlgebildet. Meine Beine sind gerade und ebenso wie meine Füße wohlgeformt, ja ich kann wohl sagen, sie sind das Beste, was ich habe . . .

Ihre seelische Figur zeichnet die junge Fürstin mit gleich exakter und glaubwürdiger Charakteristik. Sie könne recht schön Klavier und Guitarre spielen, aber ihre allzugroße Lebendigkeit gebe ihr selten Zeit, Takt zu halten. Sie tanze und reite gern und zeichne gut, aber sobald sie sich für solche Sachen ein oder zwei Tage recht passionirt, gehe es rasch über. Das Spiel liebe sie nur, wenn sie nichts Anderes zu thun habe; Farao und Hazard seien das Einzige, dem sie vielleicht Geschmack abgewinnen könne. Sie habe mehr Religion, als die Leute glauben, obgleich sie keine Predigten anhören möge. Von Natur sei sie recht hochmüthig, habe sich aber verstellen gelernt, damit die Leute es nicht merken sollen. Sie verkehre gern vertraulich bis zur Uebertreibung mit ihren Freunden und habe es sehr schwer, den Mittelweg innezuhalten. Sie mache sich gern lustig über das, was Andere thun, und müsse sich ordentlich anstrengen, um es darin nicht zu weit zu treiben. Sie hasse jeden Anschein von Knauserei, und sollte sie zwischen Geiz und Verschwendung wählen, würde sie letzteres vorziehen. Sie sage gern Witziges, schweige aber lieber, wenn sie fürchte, daß es Plattheiten werden könnten. Die Liebe gewinne nicht leicht Macht über ihr Herz, aber wer ihre Freundschaft gewonnen, könne ihrer Beständigkeit sicher sein. Sie sei konsequent in Allem, was sie sich einmal vorgesetzt habe, und es lohne nicht, ihr zu widersprechen, denn sie ändere doch ihre Meinung nicht.

III.

Der vorliegende erste Theil des Tagebuches umfaßt den Zeitraum 1775—1782. Er beschäftigt sich vorzugsweise mit den Vorgängen am Hofe und schildert in eingehender und anschaulicher Weise, wie die Hofgesellschaft mit der königlichen Familie voran in der Residenz und auf den umliegenden Schlössern lebte und intriguirte, sich amüsirte und sich bekriegte. Die öffentlichen und ernsteren Tagesangelegenheiten nehmen darin keinen besonders breiten Raum ein, was ja nicht zu verwundern ist, da die Verfasserin noch eine junge Person und anfangs fremd in den neuen Verhältnissen war und sich erst allmählich warm schreiben konnte. Außerdem sind diese Jahre der Regierung Gustavs III. ziemlich leer und still; und der wenigen inner- und außerpolitischen Ereignisse während derselben, wie die Branntweinbrennereifrage, der Reichstag 1778, die bewaffnete Neutralität u. s. w. erwähnt die Briefschreiberin gewissenhaft, ohne freilich dabei etwas Neues mitzutheilen. Sie ist sich auch selbst dieser Einseitigkeit bewußt und setzt sich vor, ihr

Schilderungsgebiet zu erweitern und zu vertiefen, was mit den Jahren auch geschah.

So wie er jetzt vorliegt, wirkt dieser erste Theil als ein einheitliches und abgeschlossenes Ganzes. In der Mitte der zahlreichen und bunten Sippe, die sich in nichtigen Klatschereien und ziemlich abgeschmackten Vergnügungen herumtreibt, und deren einzelne Figuren Charlotte scharf, witzig und humoristisch charakterisirt, stehen drei Hauptpersonen: die Königin-Wittwe, die junge Königin und der König; und die Geschichte, die uns wie auf einer Bühne vorgeführt wird, vereinfacht sich gewissermaßen zu einem tragikomischen Intriguenstück zwischen ihnen — und den Mächten, die hinter ihnen stecken und sie in Bewegung setzen. Und der nervus rerum dieses politischen Familienrührstücks ist der Sohn, der Stammhalter und Thronfolger, der erst lange nicht kommen wollte und dann endlich kam — um den Bruch im königlichen Hause unheilbar zu machen und einen Streit zwischen den beiden höchsten Damen zu entflammen, der erst mit dem Tode der Königin-Wittwe und ohne Versöhnung endete. Es war und blieb nämlich eine offene Frage, ob der kleine Kronprinz ein Holstein-Gottorp oder ein Munck war. Die Aehnlichkeit in Mitteln und Zwecken mit der Geschichte von Caroline Mathilde und Struensee am dänischen Hofe ist ja auffallend; und Charlotte selbst zeigt auch in ihrem Tagebuch mehrmals auf sie hin, indem sie befürchtet, die Geschichte von Kopenhagen würde sich in Stockholm wiederholen können.

Den Nimbus, mit dem die Person des „Bezauberer-Königs" (tjusarkungen) umwoben worden, hat seine Schwägerin endgiltig zerrissen. Einer der markantesten und besten Züge ihres Tagebuches ist der der augenscheinlichen Wahrhaftigkeit; ihr Ehrgeiz ist, eine aussagende Zeugin über ihre Zeit für die Nachwelt zu sein, und ihre Beobachtungen und Urtheile über die Welt, in der sie lebte, besitzen nicht nur die Frische des unmittelbar Niedergeschriebenen und des intim Vertrauten, sondern stellen ohne Parteinahme und ohne Zurechtrückung Alles, Personen wie Zustände, in jenes alltägliche Licht, wo sie jetzt noch aussehen, wie sie ganz bestimmt einst ausgesehen haben. „Der König," schreibt Charlotte, „ist bei Weitem kein schöner Mann, verwachsen, wie er ist sowohl an Gestalt wie an Gesichtszügen, mit der an der einen Seite eingedrückten Stirn. Er hat jedoch schöne und durchdringende Augen und einen scharfen Blick, der einen verzagten Menschen leicht aus der Fassung bringen kann. Mund und Nase sind weder hübsch noch häßlich. Er ist von Mittelgröße mit kleinen Füßen und häßlichen Beinen. Aber auch das stattlichste Aussehen würde verdorben werden durch seine schreckliche Unreinlichkeit, woher auch seine Zähne schmutzig und häßlich und sein Athem übelriechend ist. Er liebt allen Flitter, besonders Juwelen ... Er kleidet sich trotzdem äußerst nachlässig, und zuweilen sitzen seine Kniehosen so schlecht, daß das nackte Knie hervorguckt; er verabscheut Alles, was eng anliegt, und darum hängen die Kleider ihm nur so am Körper." Zu der

neuen „Nationaltracht“, die er als so obligatorisch einführte, daß — wie General Sinclair in seinen Memoiren berichtet — nur Bauern und Geistliche von ihr ausgenommen waren, gehörte auch ein weiter Mantel, der die Hauptaufgabe hatte, seine mißgestaltete Figur zu verbergen.

Er war begabt und besaß gute und umfassende Kenntnisse, fährt seine berichterstattende Schwägerin fort — seine Konversation war angenehm und glänzend, und er wollte immer viele Leute um sich sehen. Im Uebrigen hatte er keine besonderen gesellschaftlichen Talente und keine Freude an körperlichen Bewegungen. Er ritt schlecht und tanzte geschmacklos und ohne Takthalten; von Musik verstand er nicht das Geringste und liebte nur lärmende Melodien. Er machte sich nichts aus Arbeit und wollte mit den Staatsgeschäften meist nichts zu thun haben; die geheimsten Papiere ließ er auf seinem Schreibtisch herumliegen, wo sie zuweilen verschwanden; und er hatte persönlich seinen Beschluß gefaßt, ehe er den Rath seiner Minister einholte. Auf die Etikette hielt er bis zur Narrheit und mit allen Chikanen. Sein größter Wurm war das Theater; anfangs spielte er selbst mit; da aber — wie Charlotte sich ausdrückt — das schwedische Volk einen schauspielernden König nicht mochte, so sah er glücklicherweise ein, daß es sich für einen König besser passe, Schauspieler zu halten, als Schauspieler zu sein. Er war absolut unzuverlässig, und Niemand konnte sich auf seine Versprechungen verlassen. Widerspruch duldete er nicht, und die Schmeichler schwammen obenauf. Neugierig und mißtrauisch, wie er war, hielt er ein ganzes Netz von Polizeispionen durch ganz Stockholm, die nicht nur Alles berichten mußten, was in Familien und im privaten Leben gesagt wurde, sondern die auch Unfrieden zwischen Eheleuten, Eltern, Kindern und anderen Verwandten stifteten und unter seinem besonderen Schutz standen. Eine öffentliche Meinung ließ er nicht gelten, und von der Städtevertretung sagte er, man könne mit ihr machen, was man wolle. Diese Gesinnung wurde ihm damit vergolten, daß er in allen Klassen und Ständen gleich verhaßt und verachtet war: in der Stockholmer Bürgerschaft wie unter den Bauern, in der Flotte wie in der Armee, wo er die hohen Chargen an junge Menschen verkaufte, die große Akkordsummen bezahlen konnten, so daß z. B. fast lauter Knaben von 8 bis 12 Jahren Leutnants, Fähnriche und Cornets waren, und wer es irgend haben konnte, sich aus dem Dienste zurückzog.

Das Bildniß, das Charlotte von der jungen Königin Sofia Magdalena entwirft, weicht gleichfalls von dem traditionellen ab, in dem das Stumpfe und Beschränkte fast allein herrschte. „Meine Aufgabe,“ schreibt sie, „ist zuweilen recht schwer, wenn es sich um solche (Personen) handelt, die unmöglich zu durchschauen sind, und die so wohl ihre innersten Gedanken zu verbergen verstehen, daß sie sich selbst nicht einmal kennen und deswegen ihr ganzes Leben lang für die Welt unerkannt bleiben.“ Ihrer Schwägerin gegenüber befand sie sich in solcher Lage. Diese ist und bleibt ihr, die sich doch die größte Mühe gab, sie zu verstehen, ein unlösbares Räthsel; Niemand

weiß, wo er sie hat; sie hat keinen Umgang, und Niemand gewinnt ihr Vertrauen. Wenn Charlotte zuweilen ihre Gedanken über verschiedene Dinge auszuforschen sucht, kann anfangs ihre Konversation ausgezeichnet Urtheil und Verstand verrathen; aber dann bekam sie mit einem Male kein Wort aus ihr heraus, ohne daß sie wußte, ob das einfach aus Bosheit oder nur aus ihrer verschlossenen Natur und unangebrachten Blödigkeit entsprang. Manchmal schien sie einen guten Kopf, manchmal die vollständigste Einfalt zu verrathen. Nach Charlottes Auffassung war Verstellung der vorherrschende Zug ihres Charakters. Aus Furcht durchschaut zu werden, sprach sie immer so leise, daß man gezwungen war, zu fragen, worauf sie gewöhnlich ihre Meinung änderte und sich auf eine wunderliche Weise verwickelte. Man konnte nie einen bestimmten Bescheid von ihr erhalten, weshalb auch der König sie nie mehr nach was fragte. Der vierte Theil ihrer Einkünfte ging für Wittwen und Vaterlose hin; alles übrige Geld verbrauchte sie für ihre Kleidung; sie konnte sich manchmal dreimal am Vormittag umkleiden; ihr größtes Vergnügen war, sich im Spiegel zu betrachten und unter ihrer Garderobe herumzukramen. Kunstgegenstände, Bücher oder Ausschmückungen ihrer Zimmer kaufte sie nie; ihren künftigen Wittwensitz Strömsholm, eine reizende Stätte, ließ sie in Ruinen fallen. Machte sie hin und wieder Geschenke, so geschah es jedesmal reichlich und königlich.

In ihrer ersten Jugend soll sie sehr schön gewesen sein; jetzt, nachdem sie die dreißig überschritten, fing sie an zu welken. Sie hatte eine schöne römische Nase und einen angenehmen Mund, doch schielte sie ein wenig; ihre Figur war groß und stattlich, mit vielleicht zu üppigem Busen; Arme und Hände weiß und schön, letztere vielleicht zu groß; die Füße häßlich, der Gang unsicher mit nach innen gedrehten Zehen. Ihre Leblosigkeit und automatischen Bewegungen beeinträchtigten den Eindruck ihrer Erscheinung.

Von der Königin-Wittwe Lovisa Ulrika, Friedrichs des Großen Schwester, giebt ihre Schwiegertochter kein Portrait-Medaillon; so wie sie aus den zerstreuten, intimen Schilderungen hervorgeht, entspricht sie völlig dem überlieferten Bilde, — heftig und gebieterisch, herrschsüchtig und intriguant, hart und kräftig in Worten und Handlungen, unbeugsam und störrisch. Gewohnt, wie sie von ihres Mannes Zeiten war, die Hosen anzuhaben, verfiel sie für den Rest ihres Lebens in permanente Raserei, als ihr Sohn, von dem sie selbst ja wußte, daß er keine Mannsperson war, ihr das verweigerte.

IV.

Graf Axel von Fersen, der Vater der Freundin Charlottes, erzählte ihr einmal Verschiedenes über die Vorgeschichte und den Ausgangspunkt der Zerwürfnisse in der königlichen Familie. Im Jahre 1772 hatte die Königin-Wittwe, die die junge Königin nie hatte leiden können, ihren Sohn zu überreden versucht, seine Gemahlin zu verstoßen. Der König, der damals gänzlich

unter dem Einflusse seiner Mutter stand und der für seine Frau nie eine wärmere Neigung empfunden, vertraute Fersen an, daß er den Wünschen seiner Mutter willfahren würde, und fügte hinzu, dies ließe sich um so leichter machen, da ihre Ehe eben mit Vorbedacht darauf noch nicht vollzogen worden wäre. Es gelang Fersen, ihn von diesem Schritte abzuhalten; von der Stunde aber verlor die Königin-Mutter das Vertrauen des Königs.

Die Vollziehung der Ehe ging erst im Jahre 1775 vor sich, nachdem die an eine Schwangerschaft der neuvermählten Herzogin geknüpften Hoffnungen gescheitert waren, und unter der Vermittlung Muncks. Diese Vermittlerrolle wurde indessen in sehr eigenthümlicher Weise gehandhabt. Nachdem der Stallmeister das hohe Paar zusammengeführt hatte, wobei sich dasselbe in seiner Anwesenheit feierlich versöhnte, begleitete er immer den König, wenn dieser sich Nachts zu seiner Gemahlin begab. Eine der Kammerfrauen der Königin war nämlich seine Geliebte, bei der er die paar Stunden bequem zubringen konnte, während deren er auf seinen Herrn warten mußte. Verwechslungen allerlei Art waren ja unter solchen Umständen nicht ausgeschlossen; eine genügende Kontrolle ließ sich jedenfalls nicht herstellen, auch wenn sich einige Hofdamen aus Neugier hinter einen Schirm in der Garderobe der Königin versteckten, um auszuschnüffeln, wie es bei diesen nächtlichen Besuchen eigentlich zuging, oder wenn — wie es später hieß, — die Gardegrenadiere, die Posten vor der Thür der Königin standen, Munck oft in der Nacht dort hinein gehen gesehen haben sollen. Die nächste Folge war denn auch, daß die Annahme immer verbreiteter wurde, Munck sei unter dem Deckmantel eines Vertrauensmanns des königlichen Paares der Liebhaber der Königin, besonders nachdem diese ihm als Zeichen ihrer Dankbarkeit einen Ring mit einem großen Solitär und eine Uhr mit ihrem von Juwelen umrahmten Bild geschenkt hatte, — „das stattlichste Geschenk, das je von der königlichen Familie an eine einzelne Person in Schweden gegeben worden," schreibt Graf Sparre in seinem Tagebuch. Die Königin that auch merkwürdigerweise Alles, um die Umgebung in diesem Verdacht zu bestärken; sie, die sonst gemessen und zurückgezogen in Herrengesellschaft war, sprach immerwährend vertraulich mit Munck und unterhielt sich z. B. lange flüsternd und eifrig mit ihm in einer Fensternische, während der Hof zusah. Man kann nicht umhin zu bemerken, daß ein so beflissenes Sichkompromittiren eher auf eine sichtliche Ablenkung von einem anderen Thatbestand hindeutet.

Anfang 1778 hieß es, die Königin sei in gesegneten Umständen, und sofort brach der Sturm im königlichen Hause los. Bei der Probe eines Ballets nahm die Königin-Wittwe Charlotte mit sich in ein Nebenzimmer und ermahnte sie und den Herzog, auf ihrer Hut zu sein, damit nicht ihre Rechte durch einen Bastard geschmälert würden; sie befürchte nämlich, das Kind sei nicht vom König. Als Charlotte besänftigende Worte sprach, erwiderte die Königin-Wittwe: „Ich glaube, der König ist selbst mit bei der Sache, und er hat die Königin zu dieser Intrigue verlockt, da er

sehr gut weiß, daß er selbst auf andere Weise keine Kinder bekommen kann;" und als Charlotte es ablehnte, ihrem Gemahl in dieser Angelegenheit Vorstellungen zu machen, erklärte sie, sie würde selbst mit ihrem Sohne sprechen. Dies geschah denn auch, und die Folge war, daß der Herzog Munck zu sich rufen ließ und ihm mittheilte, was die Königin-Wittwe über die Schwangerschaft der Königin gesagt habe. Munck berichtete sofort das Ganze an den König; und es kam nach einem weiteren Gespräche zwischen den beiden Brüdern zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Mutter und Sohn, worin sie ihn beschuldigte, selbst seine Gemahlin überredet zu haben, Munck zum Liebhaber zu nehmen.

Um eine Versöhnung herbeizuführen und den König zu bewegen, seine Mutter zu besuchen und ihr zu verzeihen, fanden sich sämmtliche Mitglieder des Königshauses eines Tages Anfang Mai bei ihm ein — das Herzogspaar und die beiden noch unverheiratheten Lieblingskinder der alten Königin: die Prinzessin Sofia Albertina, eine verzogene und unansehnliche Person, und der jüngste Sohn Fredrik Adolf, ein hübscher und lebenslustiger junger Mann, der eine beständige Neigung hatte, sich mit Hofdamen oder anderen Adelsdamen zu verheirathen. Besonders Letzterer sprach lange und eindringlich in den König ein. Er machte ihn darauf aufmerksam, daß während der stürmischen Reichstage der „Freiheitszeit" nur die Einigkeit zwischen Vater und Mutter die Familie vor Untergang bewahrt; und würde diese Kette einmal zerrissen, so wäre es zu Ende mit ihrem ruhigen Dasein. Er fügte hinzu, daß nicht blos die Königin-Mutter, sondern die ganze Stadt von der Sache rede und glaube, der König sei kein rechtes Mannsbild, und daß er aus diesem Grunde die Königin verlockt habe, sich solchermaßen einen Erben des Reichs zu verschaffen. Der König forderte darauf seinen Bruder auf, sich mit ihm in's Nebenzimmer zu begeben, wo er ihm zeigen würde, daß man sich in Betreff des erwähnten Punktes irre. Gegen alle Vorstellungen beharrte der König auf Einem: wenn seine Mutter nur die Königin gekränkt, so hätte das nicht so viel auf sich, aber das, wessen sie ihn beschuldigt habe, das könne er nicht vergeben; sie habe vergessen, daß sie seine Mutter sei, er müsse deshalb vergessen, daß er ihr Sohn sei. Nach anderthalbstündigen Verhandlungen, wobei sie schließlich alle vier sich vor dem König auf die Knie warfen, so daß er zu Thränen gerührt wurde, gelang es, ihn zu bewegen, sich mit Charlotte zur Königin zu begeben, um sie zu veranlassen, der Königin-Mutter zu verzeihen. Dort ging jedoch der König allein zur Königin hinein; und als Charlotte dann eingelassen wurde, erklärte die Königin, sie könne ihrer Schwiegermutter nicht verzeihen, und umarmte den König. Nun wollte sich Charlotte auch vor ihr auf die Knie werfen, der König beschwor sie, das ja nicht zu thun, da durch die Aufregung leicht eine Fehlgeburt eintreten könne. Charlotte wandte ein, daß die Königin nicht so angegriffen aussehe, aber der König führte sie aus dem Zimmer. Auf Charlottes Einreden gestand doch der König ein, daß er selbst die

Königin veranlaßt hatte, Nein zu sagen. Neuer Rückzug in das Zimmer der Königin, neue Beschwörungen, neues Nein.

Einen Monat später wurde ein feierliches Dokument aufgesetzt, in dem die Königin-Mutter das zu erwartende Kind als echt anerkannte; es wurde von ihr, sämmtlichen Mitgliedern des königlichen Hauses und sechs Reichsräthen unterzeichnet und im Archiv des Ritterhauses deponirt. Der König wurde immer neugieriger und mißtrauischer, die Königin immer mürrischer. Ihre vertraute Hofdame, Frau Ehrengranat, äußerte diplomatisch gegen Charlotte: „Wenn das Kind auch wirklich nicht echt wäre, was macht das dem König? Er wird es doch als sein eigenes betrachten. Und es ist ja auch ganz gleichgiltig, wenn Schweden nur einen Thronerben bekommt . . .“

Am 1. November wurde der Thronerbe geboren. Charlotte schien die Einzige gewesen zu sein, die ihre Ruhe bewahrte. Sie erzählt, daß die nun folgenden Freuden- und Zornesausbrüche und Familienauftritte sie noch während des Niederschreibens mit Grauen erfüllen. Ein Bote war mit einem eigenhändigen Brief des Königs an die Königin-Mutter geschickt. Alle erwarteten gespannt ihre Antwort. Der König ging in ein Nebenzimmer und kam blaß und verstört zurück. Er reichte den Brief an Charlottes Gemahl, der auch erbleichte und fast umfiel, worauf der jüngste Bruder ihm den Brief aus der Hand riß. Er „hatte kaum Zeit zu lesen, als er schon das Bewußtsein verlor, in Konvulsionen fiel, die er leicht bekommt, und dem König in die Arme sank, den er mit sich zog, so daß Beide umfielen.“ Als man Beide wieder auf die Beine gebracht, sagte der König: „Mein Bruder ist nun vollkommen gerechtfertigt.“ Charlotte hatte inzwischen ihren Mann rasch aus dem Zimmer geführt, damit nicht auch er Konvulsionen bekam, was recht häufig zu geschehen pflegte.

Die Hauptsätze des Briefes lauteten: „Mein Herr Sohn! Ich bin Mutter, und diese heilige Eigenschaft kann nicht aus meinem Herzen vertilgt werden . . . Ich hoffe, daß die Zeit den Schleier vor Ihren Augen zerreißen wird. Dann werden Sie mir Recht widerfahren lassen . . .“ Das Benehmen der Königin-Mutter erweckte große Entrüstung am Hofe und in der Bevölkerung. Sie deutete den Inhalt ihres Briefes nun wieder um und veranlaßte noch eine Reihe stürmischer Scenen in der Familie; da sie zugleich weder aß noch schlief, schreckliche Worte gegen den König ausstieß und konvulsivische Anfälle bekam, fürchtete ihr jüngster und Lieblingssohn für ihren Verstand; sie dagegen beschuldigte ihn, sie verkauft zu haben, da er vom König ein Geschenk von einigen tausend Reichsthalern angenommen.

Inzwischen wurde der kleine Kronprinz getauft. Gevatter waren die Deputirten der vier Stände des gerade versammelten Reichstags; Charlotte trug ihn zur Kirche. Eine Menge Unglücksfälle: Feuersbrünste, Geldverluste, Todesfälle und besonders die auf eine unerklärte Weise bei einem öffentlichen Tanzvergnügen zur Feier der Genesung der Königin zertretenen und umgekommenen hundert Personen, — alles das wurde als böse Vorzeichen ausgelegt.

V.

Das Verhältniß zwischen dem König und der Königin-Mutter verschlechterte sich mit den Jahren immer mehr, zugleich mit ihrer zunehmenden Krankheit. Als Charlotte sie z. B. einmal wieder im Juni 1781 auf Aufforderung des Königs besuchte, der nach Südschweden reisen und sich vorher über ihren Zustand vergewissern wollte, sagte sie zu ihr: „Es ist mir ganz gleichgiltig, ob er Theilnahme für mich hat oder nicht. Ich will weder von ihm noch von seinem Bastard was hören. Ich gebe Beiden meinen Fluch und verbiete Ihnen, Madame, je mit mir über sie zu reden, denn ich will ihr Dasein zu vergessen suchen. Es sind nur meine Juwelen, die ihn verlocken und an die er nach meinem Tode will. Jetzt bildet er sich wahrscheinlich ein, daß ich so krank bin, daß ich sterbe, und ist wahrscheinlich bange, daß ich sie an jemand Anderen verschenke." Charlotte erzählt nun weiter, wie sie es im Verlauf des Gesprächs sorgfältig vermied, vom König zu reden; das war aber seiner Mutter garnicht recht; sie kam immer wieder selbst auf ihn zurück; sobald aber Charlotte darauf einging, verbot sie ihr gleich, ihn zu nennen; Versöhnung wäre nur möglich, wenn er sich ihren Bedingungen unterwerfe und sie in Gegenwart von Zeugen um Verzeihung bitte.

Im April 1782 war die Königin wieder in gesegneten Umständen. Charlotte erfuhr nicht eher etwas Bestimmtes darüber, als am Tage vor Anordnung der öffentlichen Fürbitten. Gleichzeitig empfingen sie, ihr Gemahl und die sechs Reichsräthe und Reichsräthinnen, die zur Entbindung eingeladen waren, ein Cirkulärschreiben des Königs, worüber viel gelacht wurde.

Im Juni 1782 gab der Zustand der Königin-Mutter zu ernsten Befürchtungen Anlaß. Starkes Fieber und Schnupfen ließen eine Lungenentzündung befürchten, die sie schon öfters gehabt. Die Königin-Mutter bewohnte Schloß Svartsjö; die Königin bezog das benachbarte Schloß Drottningholm, um dort ihre Entbindung abzuwarten. Je näher diese rückte, desto mehr verschlimmerte sich die Krankheit der Königin-Mutter. Die Zeit verging in beständigen Verhandlungen, ob und unter welchen Bedingungen der König, der seine Mutter seit vier Jahren nicht gesehen, sie besuchen solle. Er suchte durch Charlotte und Andere Erkundigungen einzuziehen, ob sie wirklich dem Tode so nahe sei, weil er sie nur dann, und zwar mit dem kleinen Kronprinzen, besuchen wolle. Die Königin gab zu Letzterem ihre Einwilligung, — mit der Bemerkung, der Kleine gehöre dem Staat an. Nach vielem Hin und Her stellte die Königin-Mutter die Bedingung, sie würde den König und den Kronprinzen nur empfangen, wenn die Königin mitfolgte.

Es glimmte nun, wie Charlotte sich ausdrückt, wie Feuer unter der Asche bis zum 13.; an diesem Tag ließ der König anspannen und fuhr nach Swartsjö. Zugleich traf er Anordnung wegen öffentlicher Fürbitten für seine sterbende Mutter. Diese erklärte sich endlich bereit, den König empfangen zu wollen unter der Bedingung, daß er sich schriftlich verpflichte,

ihr Testament im Voraus gutzuheißen. Der König schrieb diese Verpflichtung in französischer Sprache; und der Herausgeber, der sie in seinem Archiv besitzt, theilt sie in derselben mit, obgleich er sonst Alles aus dem Französischen in's Schwedische übersetzt hat. Die Echtheit des Papiers ist auf der Rückseite von der Prinzessin Sofia Albertina bezeugt.

Die Begegnung zwischen dem König und seiner Mutter war anfangs kalt, wurde dann wärmer, wieder kühler; und endlich war sie doch ganz gerührt, als ihr der Großsohn gebracht wurde. Sie ließ ihn ungern von sich, sagte dann aber zu Charlotte: „. . . Unter uns gesagt, fürchte ich, es wird nie was aus diesem Knaben."

Am folgenden Tag erschien der König beim Besuch seiner Mutter ganz verändert; er war schweigsam und verlegen und hatte Eile; und der Grund war noch sonderbarer als sein Benehmen, sagt Charlotte; denn er wollte am Abend zur Theatervorstellung und verlangte auch von ihr, sie solle mit dabei sein, was sie mit dem Einwand ablehnte, man könne doch nicht öffentliche Fürbitten abhalten lassen und zugleich in's Theater gehen. Der König blieb nur eine Stunde; und als Mutter und Sohn anfingen, über politische Angelegenheiten zu sprechen, ging Charlotte aus dem Zimmer.

Am 15. Nachmittags kamen nach Drottningholm zum König Nachrichten, daß es mit seiner Mutter aufs Aeußerste gehe. Charlotte, die gerade dort war, wollte sofort nach Svartsjö zurück; der König forderte sie auf, mit ihm zu fahren, und zog dann die Abfahrt stundenlang hin. Auf Charlottes Vorstellungen erwiderte er: „Ich hoffe, sie ist todt, ehe ich hinkomme; es gefällt mir wirklich wenig in dem Augenblick da zu sein." Allein mit ihr im Wagen, ersuchte er Charlotte, falls er im Todesaugenblick zu erschüttert sein sollte, ihm behilflich zu sein, seinen Kragen aufzuknöpfen; er trüge nämlich ein Freimaurerzeichen um den Hals und vor ihr, die auch Freimaurer war, brauchte er das nicht zu verhehlen. Endlich in Svartsjö angekommen, wo die Königin-Wittwe etwas besser zu sein schien, fragte der König die Aerzte, wie oft sie solche Aufzüge arrangiren wollten, ehe die Königin-Mutter gestorben oder gesund geworden sei. Er blieb nur eine Stunde.

Um 1 Uhr Nachts begann der Todeskampf und war so heftig, daß man ihr Schreien ein paar Zimmer weit hören konnte. Nach 3 starb sie unter einem Erstickungsanfall. Dem König sollte die Nachricht bei seinem Erwachen mitgetheilt werden.

Während der Todesnacht schickten Prinz Fredrik und seine Schwester, wie Charlotte weiter erzählt, den Geschäftsführer der Königin-Mutter und ihren Neger nach Schloß Fredrikshof, um — wie sie sagten, auf ihren Befehl — ihre dort aufbewahrten Papiere abholen zu lassen. Einige Stunden nach dem Tode der Königin-Mutter merkte Charlotte, daß der Prinz, die Prinzessin und der ganze Hof verschwunden waren. Sie fand sie in einem Zimmer eingeschlossen, die Papiere lesend und verbrennend. Charlotte ging sofort hinaus, wurde aber nach einer halben Stunde von

den Geschwistern aufgesucht, die sie baten, wenn der König nach den Papieren fragen sollte, zu erklären, sie wären auf Befehl der Königin-Mutter verbrannt. Charlotte willigte ein unter der Bedingung, daß sie nie Gebrauch von den unverbrannt verbliebenen Papieren machen würden. Unter den Papieren befanden sich wahrscheinlich die angefangenen Memoiren der Königin-Mutter und ihre Korrespondenz mit dem König von Preußen; aber letztere wäre es nicht nöthig gewesen zu verbrennen, da der König nach dem Bruch alle ihre Briefe von Berlin öffnete, ehe sie ihr zugingen.

Eine Woche vor ihrem Tode hatte die Königin-Mutter an ihren Sohn, den König, einen Brief in beglaubigter Abschrift mit ihrem letzten Willen gerichtet, in dem es u. A. heißt: „. . . Mein Lebenslauf ist zu Ende, und Ihnen habe ich die Befriedigung zu danken, die ich empfinde, ihn schließen zu können . . . Ich übergebe meinem jüngsten Sohn und meiner Tochter mein Mobiliar, meine Schmucksachen und Alles, was ich besitze, zu gleichen Theilen; und sollten Sie unter irgend welchem Vorwand das Allergeringste davon ausnehmen, so beben Sie, denn dann spreche ich den Fluch aus, den undankbare Söhne verdienen; erfüllen Sie dagegen diesen meinen Willen, so wird er Sie nicht treffen, und ich überlasse Sie blos Ihren Gewissensqualen, die die einzigen Tugenden eines Verbrechers sind." Die Juwelen und die verbrannten Papiere wurmten noch eine Weile weiter und regten zu allerlei Familienstreitigkeiten an.

Am 25. August war ein neuer kleiner Prinz da. Charlotte erzählt, daß seine Geburt sehr leicht von Statten ging; desto schwerer war er, während sie ihn zur Taufe trug. Gevattern waren die meisten Potentaten Europas.

In allen Streitigkeiten zwischen den Mitgliedern der königlichen Familie sollte Charlotte die Vermittlerin und Friedensstifterin sein. Sie sollte schlichten zwischen Mutter und Sohn, zwischen Mutter und Tochter, zwischen den Brüdern. Sie war ja auch, durch Stellung und Charakter, in allen Stücken dazu geeignet; und die Würdenträger des schwedischen Hofes sagten ihr, sie sei die Einzige, die diese schwierige Aufgabe mit einiger Aussicht auf Erfolg erfüllen könnte. Sie sagten ihr aber zugleich, daß sie dabei schließlich doch nur selbst einfallen und die Kosten tragen würde. Das sah sie denn auch, durch bittere Erfahrungen belehrt, immer mehr ein und beschloß, sich lieber aus dem Spiel zu ziehen, da sie Niemandem nützen und nur sich selbst schaden konnte. Sie theilt diesen Entschluß an mehreren Stellen in ihrem Tagebuch mit, das übrigens den Eindruck macht, als ob es an eine ganz andere Stelle als an die Hofdame von Fersen gerichtet wäre, und zwar eine politisch einflußreiche Stelle, von wo sie ihre Weisungen bekam und wo sie über alle Persönlichkeiten, Zustände und Vorgänge am schwedischen Hofe in ihrer gewissenhaften Art Bericht abstattete.



Die Heeresreform und Bedeutung der Wehrmacht Oesterreich-Ungarns für den Dreibund.

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Nach der umfassenden Heeresorganisation von 1868/69, nach dem den Kaiserstaat in seinen Grundfesten erschütternden Kriege von 1866, welche die Wehrmacht Oesterreich-Ungarns mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auf breitere und festere Grundlagen stellte, sieht sich dessen Regierung nach Verlauf von über 3 Jahrzehnten heute veranlaßt, gegenüber den erweiterten militärischen Aufgaben, die sein Bündnißverhältniß und die heutige politische Situation, in Anbetracht der inzwischen erfolgten Gebietserweiterung auf der Balkanhalbinsel, sowie der gesteigerten Rüstungen aller Mächte, darunter selbst des benachbarten Rumäniens, an sie stellen, eine vor der Hand allerdings nur verhältnißmäßig geringe, jedoch um so unabweisbarere Heeresverstärkung durchzuführen und zugleich eine jenen gesteigerten Aufgaben entsprechendere und umfassendere Ausgestaltung der Wehrmacht mit der Einführung der 2jährigen Dienstzeit in's Auge zu fassen und auch der künftigen Erweiterung und Befestigung seiner maritimen Machtmittel und Stellung erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Beides aber erscheint im heutigen Zeitpunkt um so mehr für Oesterreich-Ungarn angezeigt und auch angängig, als sowohl die Bevölkerungszunahme des Kaiserstaats um 10 Millionen in den letzten 3 Jahrzehnten, wie auch die im Ganzen günstigere Gestaltung seiner wirthschaftlichen Lage jene Ausgestaltung zulassen.

Allerdings soll eine die Aufgaben der Wehrmacht Oesterreich-Ungarns erleichternde Militärkonvention zwischen Oesterreich-Ungarn und Rumänien bestehen, die sich dem Dreibund eng anschließt, und der zufolge bei einem Kriege zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn Rumänien angeblich mit

4 Armeekorps, wovon $2\frac{1}{2}$ am Pruth und $1\frac{1}{2}$ gegen Bulgarien in Aktion treten würden. Allein jene Konvention würde die militärischen Aufgaben Oesterreich-Ungarns nur in diesem einen, allerdings besonders wichtigen Fall erleichtern, in den übrigen jedoch nicht, und überdies sind, wenn auch die persönliche Vertragstreue König Karols außer allem Zweifel stände, Konventionen mit den Balkanstaaten derartig unberechenbaren Einflüssen unterworfen, daß auf sie auf die Dauer nicht zu zählen ist.

Oesterreich-Ungarn war nach der Heeresreorganisation von 1868, wenn es auch sorgfältig den militärischen Anforderungen der Neuzeit folgte und entsprechende Neuformationen, jedoch auf Kosten des etatsmäßigen Truppenstandes, einführte, mit Ausnahme einer geringen Rekrutenverstärkung 1889, in dem Gesammt-Friedensstande seines Heeres zurückgeblieben, und zwar namentlich im Verhältniß zu den übrigen großen Militärmächten, etwa mit Ausnahme Italiens. Nicht nur die allgemeine politische, sondern insbesondere auch die geographische Lage der Monarchie, die, wie der ungarische Landesvertheidigungsminister, Baron Fejervary, unlängst hervorhob, davon berührt erscheint, wenn irgendwo in Europa eine Bewegung sich bemerklich macht, erfordert heut eine Verstärkung der Wehrmacht des Reiches, und zwar soll dieselbe zunächst für das Jahr 1903 in einer Erhöhung des Rekrutenkontingents um etwa 22000 Mann und einer solchen des Landwehrrekrutenkontingents um 4500 Mann bestehen. Die Erhöhung des Gesammttruppenbestandes wird sich nach Verlauf von 3 Jahren auf 32742 Mann, der ständige Mehrbedarf von Rekruten auf 21300 Mann, die Kosten sich für 1903 auf 4000000 Kr., für 1904 auf 7 Millionen Kr. und nach vollständiger Durchführung der Vorlage auf 20 Millionen Kr. für die Gesammtmonarchie stellen.

Seit 1889 wurden dem Truppenstande etwa 30000 Mann für Neuformationen entzogen, die zum Theil aus dem Plus bestritten wurden, um welches im Jahre 1889 das Rekrutenkontingent mit einer durch die thatsächliche Entwickelung gerechtfertigten Voraussicht höher festgestellt wurde. Heute aber wird in Folge der mit der Regelung des Geschützwesens, darunter der Aufstellung von 42 Haubitzbatterieen 2c. zusammenhängenden Neuformationen, sowie eines Neubedarfs der Marine in Folge Ausrüstung neuer Schiffe und in Folge der geplanten umfassenden Artillerie-Reform ein Bedarf erforderlich, der die Erhöhung des Rekrutenkontingents unumgänglich nothwendig macht. Die Kosten der beabsichtigten Reformen werden, wenn dieselben im Jahre 1906 zur vollen Entwickelung gediehen sind, wie erwähnt, für die Gesammtmonarchie 20 Millionen Kronen betragen. Allein sowohl die Ergebnisse der Volkszählung, sowie der Umstand, daß wegen der Vollzähligkeit der Stände von Jahr zu Jahr eine große Anzahl Wehrfähiger zur Ersatzreserve verwandt wird, wie auch die Ausweise der Staatseinnahmen rechtfertigen die Annahme, daß weder die geforderten Blut- noch die Geldopfer für Oesterreich-Ungarn unerschwinglich sind. Den Wünschen

Ungarns hinsichtlich der Fahnen, Embleme und Wappen soll im Sinne der gegenwärtigen staatsrechtlichen Verhältnisse entsprochen werden, und ebenso demjenigen, daß ungarische Offiziere möglichst bei ungarischen Truppentheilen eingestellt werden, und ebenso die Frage eines neuen militärstrafrechtlichen Verfahrens nunmehr zur endlichen Erledigung gelangen.

Was die Frage der Einführung der 2jährigen Dienstzeit in Oesterreich-Ungarn betrifft, so hatte noch im März des Vorjahres der österreichische Landesvertheidigungsminister, Graf Welsersheimb, im Abgeordnetenhause erklärt, die Einführung der 2jährigen Dienstzeit, welche den Wegfall aller Erleichterungen mit sich führen würde, brächte neben großen Kosten viele Bedenken mit sich. Er müsse offen und ehrlich sagen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen könne von einer Verminderung der Wehrpflicht nicht die Rede sein. Auch der unlängst zurückgetretene Reichskriegsminister Baron von Krieghammer war ein entschiedener Gegner derselben. Heute aber scheint sich in dieser Hinsicht eine Wandlung zu vollziehen, und es treten Stimmen von Gewicht, wie z. B. diejenige des officiösen Fremdenblatts und diejenigen militärischer Autoren wie F. v. Bolgar, sowie namhafter Militärs auf, welche bemerken, die Frage der 2jährigen Dienstzeit lasse sich nicht mehr von der Hand weisen, und von dem neuen Reichskriegsminister von Pitreich gilt, daß derselbe auch in dieser Hinsicht andern Anschauungen huldige und der Reform unter der Voraussetzung nicht abgeneigt sei, daß sie dem deutschen Muster nachgebildet werde, und daß für die Kavallerie und für die technischen Truppen die 3jährige, für die Kriegsmarine aber die 4jährige Präsenzzeit in Geltung bleibe. Allerdings erklärte der ungarische Landesvertheidigungsminister mit Bezug auf die Frage, daß die 2jährige Dienstzeit dem Lande schwere Opfer auferlege und, wenn sie gut vorbereitet werden solle, auch ziemliche Zeit in Anspruch nehme, und verwies auf die Rückkehr zur 3jährigen Dienstzeit nach 19jähriger Dauer der 2jährigen in Deutschland 1851, und auf die dortige Wiedereinführung der 2jährigen Dienstzeit unter Opfern, die Oesterreich-Ungarn nie zu erschwingen im Stande sei, verschloß sich jedoch nicht der Erwägung der Frage, ohne jedoch, da sie nicht von ihm allein abhänge, im Voraus zu ihr Stellung zu nehmen. Der österreichische Landesvertheidigungsminister aber wies im Abgeordnetenhause auf den Präsenzstand des österreichisch-ungarischen Heeres im Vergleich zu demjenigen Deutschlands nnd Frankreichs hin und bemerkte, daß derselbe die Hälfte desjenigen dieser beiden Staaten betrage. Militärischerseits sei jedoch die Frage der 2jährigen Dienstzeit eine noch nicht endgiltig gelöste. Darüber aber sei man einig, daß dieselbe für Unteroffiziere absolut nicht genüge. Ihre Einführung werde eine Aenderung fundamentaler Bestimmungen des Wahlgesetzes unter theilweiser Aufrechterhaltung der dreijährigen Dienstpflicht für die Marine, einzelne Waffen- und Dienstzweige, sowie für die Unteroffiziere gegen eine angemessene Kompensation, ferner die Heranziehung der nicht aus besonders begünstigten

Titeln bisher als überzählig in die Ersatzreserve Eingetretenen zur aktiven Dienstleistung, und außerdem eine entsprechende Ausgestaltung der Friedensorganisation des Heeres, eine Verbesserung der Aktivitätsverhältnisse und der Versorgung der Gardisten und länger dienenden Unteroffiziere und die Sicherstellung der Kosten, welche in Oesterreich größer sein würden als in Deutschland und Frankreich, nothwendig machen." Die Einführung der zweijährigen Dienstzeit wird jedoch im Reichskriegsministerium eingehend erwogen und in der nächsten Session den Parlamenten der betreffende Bericht über dieselbe zugehen.

Bei dieser Lage der die Heeresreform Oesterreich-Ungarns betreffenden Verhältnisse, die, da die ungarische Unabhängigkeitspartei zur energischen Bekämpfung, mindestens Obstruirung der neuen Wehrvorlage bis über den nächsten Rekruteneinstellungstermin hinaus entschlossen ist, heftige Kämpfe mit sich bringen dürfte, kann die derzeitige Wehrvorlage nur als eine unerläßliche erste Etappe zu einer entsprechenderen Ausgestaltung der Wehrmacht Oesterreich-Ungarns, und im Hinblick auf ein neues, sich an die spätere eventuelle Einführung der 2jährigen Dienstzeit knüpfendes Wehrgesetz mit einer Verstärkung des Rekrutenkontingents von rund 100000 auf etwa 150000 bis 180000 Mann, somit nur als ein Zwischenstadium jener Ausgestaltung gelten. Denn erst die Schaffung neuer großer taktischer Einheiten und Schlachtkörper, wie diejenigen von etwa 2 Armeekorps und der entsprechenden Kavalleriedivisionen, würden den Kaiserstaat in den Stand setzen, den möglicherweise an ihn herantretenden militärischen Aufgaben, der Leistungsfähigkeit und Machtstellung des Landes entsprechend, gerecht zu werden.

Eine Großmacht wie Oesterreich-Ungarn von 45 Millionen Einwohnern kann in Anbetracht der heutigen Friedenspräsenzstärken der Heere der übrigen Großmächte, und zwar nicht nur derjenigen ihrer Bundesgenossen, sondern namentlich auch ihrer präsumtiven Gegner, nicht auf die Dauer bei einer Friedenspräsenzziffer von inkl. Landwehr 336502 Mann und einem Rekrutenkontingent von 126013 Mann inkl. Landwehr stehen bleiben, ohne sowohl die Qualität ihres Heeres, wie auch ihr politisches Machtgewicht im europäischen Staatenkonzert zu gefährden, das sich in erster Linie auf eine entsprechende und in jeder Hinsicht kriegstüchtige Wehrmacht stützen muß.

In Folge der neuen Gruppirung der Mächte des Kontinents in Bündnissen mehrerer Staaten erscheint dieses Machtgewicht zwar bestimmt, zuerst in den Fällen zur Geltung zu kommen, in welchen der casus foederis eintritt, und scheinen Kriege einzelner Großmächte des Kontinents unter einander, in Folge der bestehenden Bündnisse in absehbarer Zeit ausgeschlossen. Dies schließt jedoch die Forderung keineswegs aus, daß jeder in den Bündnissen einbegriffene Staat dasjenige Schwergewicht seiner Wehrmacht in die Wagschale derselben zu werfen im Stande sein muß, welches ihm ohne übermäßige wirthschaftliche Belastung zu tragen möglich

ist. Aus dem Gesichtspunkt der militärischen Leistungsfähigkeit und Aufgaben Oesterreich-Ungarns im Dreibunde seien daher im Folgenden die Anforderungen betrachtet, denen seine Wehrmacht in dieser Hinsicht unterliegt.

Oesterreich-Ungarn befand sich bisher in der glücklichen Lage, für seine Wehrmacht einen im Verhältniß zu Frankreich, Rußland und Deutschland nur mäßigen Mittelaufwand zu bestreiten. Seine durchschnittliche Heeresstärke betrug im letzten Jahrzehnt (bis 1901 inkl.) nur 350657 Mann, sein Heeresbudget in jenem Zeitraum etwa 282,4 bis 383,4 Millionen Mark, während die Heeresstärke Rußlands sich auf durchschnittlich etwa 900000 Mann bezifferte, und dessen Heeresbudget zwischen 479,2 und 699,6 Millionen Mark schwankte, und die Heeresstärke Frankreichs sich auf 615825 Köpfe, sein Heeresbudget sich von 498 Millionen auf 554,8 Millionen und dasjenige Deutschlands sich von 541,6 Millionen auf 662 Millionen und seine Heeresstärke von 492246 Mann auf 604168 Mann erhöhte. Bei einer Bevölkerung von 45 Millionen gegenüber 106 Millionen Rußlands (exkl. Asien), 39 Millionen Frankreichs und 56 Millionen Deutschlands, blieb daher Oesterreich-Ungarn, selbst unter Berücksichtigung seiner erheblich geringeren Gesammteinnahmen, wie diejenigen der genannten Mächte*), in seinen Leistungen für die Wehrmacht zurück, so daß sich die Regierung Kaiser Franz Josefs genöthigt sah, nicht nur weil in den letzten Jahrzehnten neue Truppenformationen und Heereseinrichtungen entstanden, bezw. auch für die Festungsartillerie, Feldtelegraphie und den Train geplant sind, und die Kriegsmarine um eine Anzahl Schiffe vermehrt worden war, sondern wohl auch, worauf die bei Verlängerung des Dreibunds in Aussicht gestellte Rekrutenkontingents-Erhöhung hindeutete, um den Aufgaben, die der Dreibund eventuell an die Wehrmacht Oesterreich-Ungarns stellt, gerecht zu werden, mit der neuen Wehrvorlage vor die Parlamente zu treten. Da aber diese Vorlage die Anzahl der großen Kampfeinheiten des österreichisch-ungarischen Heeres nicht vermehrt, sondern nur dessen Friedenspräsenzstärke steigert, und seine Artillerie vor der Hand nur um 42 Haubitzbatterien und ihre Gebirgsbatterien verstärkt, und allerdings die Einführung von Schnellfeuergeschützen beschlossen ist, so erscheint in Anbetracht der verhältnißmäßig geringen Anzahl der österreichisch-ungarischen Armeekorps, und zwar 15 bei 45 Millionen Einwohnern, gegenüber 23 bei 56 Millionen Deutschlands, 12 bei 32 Millionen Italiens, und 20 bei 39 Millionen Frankreichs, die auf eine angemessene Friedenspräsenzstärke der Truppen basirte kriegsmäßige Ausbildung und Schlagfertigkeit der ersteren, sowie die Verstärkung des Kerns für die Kriegsformationen doppelt unerläßlich, um

---

*) Die Gesammtbudgets der Mächte stellen sich für Oesterreich-Ungarn auf etwa 2707 Millionen Kronen, für Rußland auf 1788 1/2 Million Rubel, für Italien auf 1812 Millionen Lire, für Frankreich auf 3555 Millionen Franks, für Deutschland auf 3350 Millionen Mark.

dieser verhältnißmäßig geringen Anzahl von Armeekorps die vollste militärische Leistungsfähigkeit zu sichern. Um das Beispiel der Hauptwaffe, die Infanterie herauszugreifen, so vermögen Bataillone von 375 Köpfen normalen Friedensstandes, wie die österreichisch-ungarischen, mit Bataillonen von 570—640 Mann, wie die deutschen, und solchen von 475 Mann, wie die russischen, und von 506—600 Mann wie die französischen, und selbst von 445 Mann, wie die italienischen, an kriegsmäßiger Ausbildung und sonstigen Eigenschaften als Kern der Kriegsformationen offenbar nicht zu konkurriren. Wenn allerdings die militärisch stärkste Macht im Dreibunde, Deutschland, unlängst ihr stehendes Heer um 40 Regimenter à 2 Bataillone und 3 Armeekorps vermehrte, so sind doch in dieser Vermehrung die bereits bestehenden 3. Divisionen des XI., XII. und II. Kgl. bayerischen Armeekorps, sowie die früheren 4ten Bataillone inbegriffen, und kann diese Heeresverstärkung, zumal den neuen Armeekorps noch die entsprechenden Reserveformationen fehlen dürften, in gewisser Richtung durch den Umstand als ausgeglichen gelten, als Italien, bei einem Kriege zwischen Zweibund und Dreibund, fortan nicht mehr zum Eingreifen am Oberrhein verpflichtet ist. Somit aber vermag jene Heeresvermehrung die übrigen Dreibundsmächte nicht von einer durch die Verhältnisse geforderten Verstärkung ihrer Wehrmacht zu entbinden. Jener Kriegsfall aber dürfte für die Bewerthung der militärischen Aufgaben Oesterreich-Ungarns im Dreibunde und die Bemessung seiner Wehrmacht, wenn nicht an erster, so doch jedenfalls besonders wichtiger Stelle zu Grunde zu legen sein.

So sehr die derzeitige, Dauer versprechende, friedliche Gesammtlage auch jenen Kriegsfall als für lange Zeit ausgeschlossen gelten läßt, muß derselbe dennoch der Beurtheilung der militärischen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der verbündeten Staaten zur Basis dienen. Der Dreibund würde aber in jenem Kriege gleichzeitig nach Westen und Osten Front zu machen haben und, da sein Bahnnetz die Mobilmachungsbereitschaft und die Dislokation seiner Truppen begünstigt, zweifellos auf beiden Fronten die Offensive ergreifen. In diesem Kriegsfall würden die Aufgaben der österreichisch-ungarischen Flotte, um ihrer vorweg zu gedenken, darin bestehen, sich womöglich mit der Flotte Italiens zum gemeinsamen Widerstande gegen das französische Mittelmeergeschwader zu vereinigen. Allein in Anbetracht der bedeutenden Entfernung, die die beiden ersteren Flotten trennt, und der mit Bestimmtheit zu erwartenden schleunigsten Offensive des französischen Mittelmeergeschwaders, muß diese Möglichkeit, von ganz besonderen Umständen abgesehen, als ausgeschlossen gelten. Dagegen würde es in den Bereich der lösbaren Aufgaben der österreichisch-ungarischen Flotte fallen, etwa durch eine Diversion, die sich auf die italienischerseits stark befestigte Straße von Messina oder den Kriegshafen Tarent stützt, einen Theil des französischen Mittelmeergeschwaders von der italienischen Flotte abzulenken und der letzteren dadurch eine Unterstützung

zu gewähren. Ferner aber würde die österreichisch-ungarische Flotte bestrebt sein, sich auf der Adria zu behaupten und die heimatlichen Küsten und Häfen zu schützen. Das Landheer Oesterreich-Ungarns aber würde, durch die Bundesgenossenschaft Italiens im Rücken völlig gedeckt, mit sämmtlichen Armeekorps, mit Ausnahme des XV., welches die Okkupationsgebiete besetzt halten müßte, auf der Ost-Front gegen den östlichen Gegner zur Verwendung gelangen können.

Auf der Ostfront gliedert sich das betreffende Kriegstheater, sowohl der Dislokation der beiderseitigen Streitkräfte wie dem Eisenbahnnetz und namentlich auch der geographischen Beschaffenheit nach, in zwei Hauptkriegsschauplätze, in einen nördlichen und einen südlichen, die durch das weite Gebiet der für Heeresoperationen unpassirbaren Pripetzsümpfe von einander getrennt sind und als deren Hauptoperationslinien die Linien: Warschau-Wilna-Petersburg im Norden und Lemberg-Kiew im Süden hervortreten. Ein zweites und zwar künstliches Hinderniß, welches zu dieser Trennung beiträgt, bildet das starke russische Festungsdreieck Lutzk-Dubno-Rowno. Den westlichen Theil des nördlichen Kriegsschauplatzes bildet das von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppendislokationen rings umfaßte russische Polen. Da nun die Hauptmacht der deutschen 23 Armeekorps und ihrer Reserveformationen auf der Westfront gegen das gesammte französische Heer bis auf etwa 3 an der italienischen Alpengrenze beschäftigte Armeekorps desselben, und die für eine Landungsunternehmung an der italienischen Küste bei Rom und eine Diversion gegen Sicilien erforderlichen Streitkräfte beschäftigt sein wird, so würde der größere Theil des österreichisch-ungarischen Heeres, und zwar ein Theil der zunächst der russisch-polnischen Grenze dislocirten, sowie die leicht dorthin zu transportirenden Armeekorps desselben, zur Lösung der gemeinsamen Aufgabe der Niederwerfung des gefährlichsten Gegners, sich gegen den nördlichen Theil des östlichen Kriegsschauplatzes, das russische Polen, wenden müssen, um, im Verein mit den dort auftretenden deutschen Streitkräften, das hier gegenübertretende Gros der russischen Truppen und die starke russische Vertheidigungsstellung im Festungsviereck Nowo-Giorgiewsk-Warschau-Jwangorod-Brest-Litewsk zu überwältigen, indem er zugleich angemessene Streitkräfte gegen Lutzk und das dortige, russische Festungsdreieck entsendet. Die diesem Dreieck gegenüber, sowie in der südöstlichen Hälfte Oesterreich-Ungarns rc. dislocirten Armeekorps aber würden die Offensive auf dem südrussischen Kriegsschauplatz ergreifen und die Festungen Dubno und Rowno, schon der wichtigen von ihnen beherrschten Bahnverbindung halber, zu überwältigen oder einzuschließen, oder durch Umgehungsbahnen zu umgehen suchen und ihr Vorgehen demnächst gegen Kiew richten.

Die Verhältnisse liegen somit auf der Ostfront des Dreibunds derart, daß der hier kämpfende kleinere Theil des deutschen Heeres, da dessen Hauptmacht den Stoß fast gegen das gesammte französische Heer auf der

Westfront zu führen hat, unbedingt der vollwichtigen Unterstützung der Hauptmacht des österreichisch-ungarischen Heeres bedarf, da in Russisch-Polen und ihm östlich benachbart, allein 11½ russische Armeekorps, eine Anzahl Reserve- und Festungsbrigaden, 2 Kavalleriekorps und im Ganzen 11½ Kavallerie-Divisionen, sowie das Korps der Grenzwache und sonstige starke Reserven der Truppentheile dislocirt sind. Da aber Frankreich im angenommenen Kriegsfall unter Heranziehung seines XIX. Korps aus Algier, bis auf etwa eine dort zurückbleibende Division, nach Entsendung von 3 Armeekorps an die italienische Alpengrenze und etwa eines Armeekorps gegen Rom und der Division von Tunis gegen Sicilien, mit etwa 15 Armeekorps und deren Reserveformationen gegen den nördlichen Theil der Westfront des Dreibunds aufzutreten vermag, so würde deutscherseits etwa die gleiche Anzahl Armeekorps mit ihren Reserveformationen dieser Streitmacht gegenüber treten müssen, und daher etwa 8—9 deutsche Armeekorps zur Verwendung auf der Ostfront verfügbar sein. Aus der deutschen Truppendislokation in größerer oder geringerer Nähe der deutschen Ostgrenze ergiebt sich, daß etwa die 9 dort dislocirten Armeekorps und zwar das 1., 17. und 2., das 5., 3. und Garde-Korps, sowie das 6., 12. und XIX., in drei Armeen formirt, gegen die befestigte Weichsel-Bug- und Narew-Linie und das russisch-polnische Festungsviereck die Offensive ergreifen würden, während die nördliche Gruppe der österreichisch-ungarischen Streitkräfte die Südfront des russisch-polnischen Festungsvierecks angriffe, die südliche Gruppe dagegen im altrussischen Gebiet auf Kiew operirte. Da die russischen Streitkräfte in Russisch-Polen, abgesehen von Vorstößen ihrer starken Kavallerie, der ihnen entgegentretenden Uebermacht gegenüber, zunächst in defensiver Haltung, gestützt auf die Weichsel- und die Bug-Narew-Barriere und das Festungsviereck anzunehmen wären, um das Eintreffen der russischen Streitkräfte aus dem Innern des Reiches und deren Eingreifen in den Kampf zu ermöglichen, so würde es sich auf dem russisch-polnischen Kriegsschauplatz zunächst für die deutsche Armee um Kämpfe gegen vorbereitete russische Vertheidigungsstellungen an Weichsel, Bug und Narew und für die österreichisch-ungarische Nordarmee um solche vor und zwischen Iwangorod und Brest-Litewsk, sowie für beide um diejenigen gegen Festungen handeln.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß beide Armeen, ungeachtet der starken russischen Truppenanhäufung in Russisch-Polen, vor den russischen Armeen die Offensive zu ergreifen vermögen. Denn sowohl die dichtere Truppendislokation an der Grenze Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, wie die raschere Mobilmachung in beiden Staaten, sowie das weit entwickeltere Bahnnetz derselben, weist sie auf die Offensive hin. Die Anlage des ausgedehnten russischen Grenzbefestigungsgürtels, der von Kowno und Grodno am Niemen den Bobr, Narew und Bugabschnitt entlang zur mittleren Weichsel nach Warschau und Iwangorod reicht und in den Lagerfestungen

Bjalystok und Brest-Litewsk seine rückwärtige Verstärkung findet, weist ferner deutlich weit weniger auf eine russische Offensive, wie darauf hin, daß Rußland in seinen westlichen Gebieten im Kriegsfall eine deutsch-österreichische Offensive erwartet und sich ihr gegenüber schützen will. Sie weist darauf hin, daß die russische Heeresleitung mit der in neuerer Zeit erfolgten Verstärkung jenes Befestigungsgürtels bestrebt ist, die Mobilmachung und den Aufmarsch ihrer Streitkräfte zu sichern, da, wie erwähnt, die Entwickelung des russischen, für dieselben in erster Linie in Betracht kommenden Eisenbahnnetzes hinter derjenigen des deutschen und österreichisch-ungarischen außerordentlich zurücksteht. Noch in den 90er Jahren erklärte der damalige Direktor des russischen Militär-Eisenbahnwesens, Oberst Wendrich, in einem Vortrag über die Vorbereitungen der Eisenbahnverwaltungen für den „Krieg", daß das Eisenbahnnetz Preußens 14 mal und dasjenige Oesterreich-Ungarns 8 mal dichter als das russische Schienennetz sei, und seit jener Zeit hat sich das russische Bahnnetz nicht derart entwickelt, um diese Ueberlegenheit in belangreicher Weise aufzuheben. Diese Ueberlegenheit aber kommt nicht nur für die Mobilmachung, sondern auch für den strategischen Aufmarsch und den Nachschub der Heere in Betracht, und die russische Mobilmachung nimmt, wie in einer Kommissionssitzung des deutschen Reichstags von amtlicher Seite erklärt wurde, 7 Tage mehr in Anspruch, als die deutsche, und ähnlich dürfte der Vorsprung der Mobilmachung Oesterreich-Ungarns sein. Für den Aufmarsch an der Westgrenze Rußlands aber stehen russischerseits nur 8 von Osten nach Westen durchgehende Bahnlinien, deutscher und österreichisch-ungarischerseits dagegen etwa 10 bezw. 7 von Westen nach Osten durchgehende Bahnlinien zur Verfügung. Wenn Rußland nun auch über 25 Armeekorps mit 52 Divisionen exkl. seiner asiatischen Truppen und über eine sehr starke Kavallerie, gegenüber den auf der Ostfront des Dreibunds disponiblen 8—9 deutschen und 14 österreichisch-ungarischen Armeekorps verfügt, so dürfte es doch kaum seine beiden Kaukasus-Armeekorps aus ihren zum Theil neu erworbenen, früher türkischen Gebieten auf seiner Westfront verwenden können, und deren etwa dorthin entsandten Theile würden überdies für die wichtigen ersten Hauptentscheidungen zu spät eintreffen. Derart aber stellt sich die beiderseitige Stärke an Armeekorps der 1. Linie fast gleich; nämlich etwa 23 gegenüber 23, nebst den beiderseitigen schwer zu bestimmenden Reserveformationen. Von welcher Bedeutung bei diesem Kräfteverhältniß der Werth eines eventuellen Eintretens Rumäniens bei dessen Kriegsstärke von 156000 Mann, mit etwa 4 seiner dafür verfügbaren Armeekorps, für den Dreibund sein würde, bedarf keiner besonderen Begründung.

Die große Bedeutung der Wehrmacht Oesterreich-Ungarns für den Dreibund läßt sich somit wie folgt resumiren: Die österreichisch-ungarische Flotte vermindert dadurch, daß sie Streitkräfte des französischen Mittelmeergeschwaders auf sich lenkt, die, wie aus den jüngsten Indiskretionen

des Marineministers Pelletan hervorgeht, allerdings immer noch sehr bedeutende Ueberlegenheit desselben über die italienische Flotte, jedoch kaum bei den wichtigen ersten Seeentscheidungen des angenommenen Krieges, und sie vermag kräftig zum Schutz der heimischen Häfen und Küsten beizutragen. Sie mindert zugleich die Möglichkeit für Frankreich einen Theil seines Mittelmeergeschwaders nach den nordischen Gewässern zu senden. Das Landheer Oesterreich-Ungarns aber gestattet durch sein volles Einsetzen auf der Ostfront des Dreibunds nicht nur, daß Deutschland seine Hauptkräfte auf der Westfront gegen Frankreich zur Geltung bringt, sondern auch, daß die Streitkräfte des Dreibunds auf der Ostfront in der wichtigen ersten Phase des Krieges, dem Kern des russischen Heeres in Russisch-Polen mit numerischer Ueberlegenheit gegenüber zu treten vermögen, bevor die weiter im Innern dislocirten russischen Armeekorps sich mit ihm zu vereinigen im Stande sind. Das Gleiche gilt aber annähernd auch für den südrussischen Kriegsschauplatz. Diese Ueberlegenheit vermag jedoch nur dann völlig zur Geltung zu gelangen, wenn sie durch die höchste Kriegstüchtigkeit auch der Truppen Oesterreich-Ungarns unterstützt wird. Für diese aber sind genügende Friedenspräsenzstärken für eine kriegsgemäße Ausbildung und eine den heutigen Anforderungen an die Feuerbeherrschung der Gefechtsfelder entsprechende Dotirung der Feldartillerie mit Steilfeuerbatterieen sowie eine ausreichende an Train, Feldtelegraphie ꝛc. und nach Maßgabe des Vorgehens der übrigen Mächte, die Einführung von Schnellfeuergeschützen neuesten Modells, unerläßliche Vorbedingungen. Ob jedoch jene Kriegstüchtigkeit, bei den besonderen Verhältnissen der Wehrmacht Oesterreich-Ungarns, namentlich der Vielsprachigkeit und verschiedenen Sinnesart seiner verschiedenen Volksstämme, und deren z. Th. noch geringem Bildungsniveau, die Bereitstellung der erforderlichen Mittel vorausgesetzt, auch mit der zweijährigen Dienstzeit der Infanterie zu erreichen ist, darüber werden die militärischen Autoritäten des Reiches und dessen Parlamente auf Grund der beschlossenen Prüfung seitens der ersteren zu entscheiden haben.

Es erscheint von Interesse, zum Schluß einen Blick auf die mit der neuen Wehrvorlage beabsichtigte Verstärkung der österreichisch-ungarischen Marine und die Pläne zu werfen, die für die Ausgestaltung der maritimen Position Oesterreich-Ungarns an der Adria gehegt werden. Schon die Ernennung des Thronfolgers, Erzherzog Franz Ferdinand, zum Admiral der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine im September des Vorjahres konnte als ein Symptom dafür gelten, daß österreichischerseits ein reges Interesse für jene Ausgestaltung erwacht ist, da der Erzherzog als von dem Wunsche beseelt gilt, die österreichisch-ungarische Kriegsflotte auf den Stand zu bringen, welcher der militärischen und politischen Bedeutung der habsburgischen Großmacht entspricht. Cirkulirte doch von ihm der Ausspruch: „daß Oesterreich-Ungarn mindestens 20 Flaggschiffe haben müsse, um seine historische Stellung in der Adria zu behaupten und seinem Seehandel neue Wege eröffnen zu

können.“ Ferner wird den jüngsten zum ersten Male stattfindenden größeren kombinirten Manövern der österreichisch-ungarischen Flotte im Süden ihres Hauptkriegshafens Pola, zwischen diesem und der Insel Lussinpiccolo, ganz besondere Bedeutung beigemessen, da von jetzt ab häufiger größere Flottenmanöver abgehalten werden sollen, und jene ersten wahrscheinlich der Ausgangspunkt für eine bedeutende Verstärkung der maritimen Stellung des Kaiserstaats an der Adria zu bilden bestimmt waren und vor dem ihnen beiwohnenden Kaiserlichen Kriegsherrn die Begründung gewisser, vorher schon ausgesprochener militärischen Erfordernisse darlegen sollten. Es soll danach vorgeschlagen sein, den Festungsgürtel Polas gegen Südosten zu verstärken und der Flotte zwischen dem Kriegshafen von Teodo und dem von Pola, am mittleren Theil der dalmatinischen Küste, und somit auf einer Küstenausdehnung von 409 km einen mittleren Stützpunkt zu geben, der der Flotte als mittelbare Operationsbasis zu dienen vermag. Man erachtet den befestigten Hafen in der Bucht von Cattaro für zu entfernt gelegen von einem nördlichen Aktionsplatz, da Teodo nur als Operationsstützpunkt für den Süden gedacht ist. In früherer Zeit waren Lissa und die Insel Lessina stark befestigt; nachdem aber diese Werke aufgelassen wurden, hat sich die Nothwendigkeit herausgestellt, etwa in der Gegend von Spalato, einen neuen Stützpunkt zu schaffen. Nur vorübergehend hatte man Trau in Betracht gezogen, neuerdings aber Sebenico in's Auge gefaßt, das von jeher als geeigneter Stützpunkt erschien, da dasselbe an einer geräumigen, gut geschützten Bucht, am Eingange des von hohen, kahlen Gebirgszügen eingeschlossenen langen Fjords von Sardones liegt, der bis heut, allerdings nur für Schiffe von geringem Tiefgang, passirbar ist. Noch heute trägt die höchste Erhebung von Sebenico das alte verlassene Fort „Il Barone“, während das Fort San Nicolo am Eingange der Bucht armirt ist. Es scheint daher, daß sich die Pläne Sebenico zuwenden, auch gilt als beabsichtigt, den rückwärtigen Theil des vielgewundenen Fjords durch einen Kanal nordwestwärts mit dem Meere zu verbinden, um dem Hafen einen zweiten Eingang in Nähe der Inselgruppe vor der Insel Morter zu verschaffen, ein Plan, der allerdings durch die dortige Beschaffenheit der Küste nicht motivirt erscheint. Ob die hier angedeuteten, namentlich für die Erreichung der Anzahl von 20 Flaggschiffen sehr beträchtliche Mittelaufwendungen erfordernden Pläne die künftige Zustimmung der in Mittelbewilligungen für die Wehrmacht schwierigen Parlamente Oesterreich-Ungarns finden werden, und damit dessen Vorherrschaft in der Adria erreicht werden würde, muß allerdings dahin gestellt bleiben.

Was die unlängst aufgetretene Nachricht betrifft, die für das nächste Frühjahr beschlossene Entsendung eines starken österreichisch-ungarischen Geschwaders in die Gewässer des ägäischen Meeres, und darunter den Golf von Saloniki, erfolge, um den Forderungen Oesterreich-Ungarns betreffs der makedonischen Frage Nachdruck zu verleihen, so wurde dieselbe bereits endgiltig dementirt. Allein sie bringt in Erinnerung, daß in Oesterreich-

Ungarn, wo man sich von der inferioren Situation seiner in ein Meeresbecken eingeschlossenen ganz unzulänglich bezw. unzulänglich durch Befestigungen geschützten Haupthandelshäfen, Triest und Fiume, welches seine Flotte zu beherrschen bis jetzt nicht beanspruchen kann, Rechenschaft giebt, Wünsche betreffs Salonikis gehegt werden, dessen Besitz den Einfluß Oesterreich-Ungarns im Mittelmeer wesentlich fördern würde.

Was die Forderungen der neuen Wehrvorlage für die Kriegsmarine betrifft, so soll dieselbe durch die von ihnen bedingte Erhöhung ihres Mannschaftsstandes von 7500 Mann um 3000 Mann auf 10 500 Mann verstärkt werden. Das alljährliche Rekrutenkontingent für die Marine, das bisher 1875 Mann betrug, wird sich danach in Zukunft auf 2625 Mann stellen, und der Stand der präsent dienenden Matrosenmannschaft im ersten Jahre der Kontingents-Erhöhung 8250 Mann betragen. Da in der Kriegsmarine die vierjährige Liniendienstpflicht besteht, so wird die Standesvermehrung in 4 Raten erfolgen, und der neue Stand von 10 500 Mann erst im Januar 1906 thatsächlich erreicht werden. Die angestrebte Mannschaftsvermehrung ist hauptsächlich durch den in Aussicht genommenen Ausbau der Flotte, speciell durch die in den Jahren 1903 bis 1906 successive erfolgende Einrichtung der großen Thurmschlachtschiffe der „Habsburg" und „A"- Klasse in die Liste der Schlachtflotte veranlaßt. Der vorerwähnte Modus der successiven Standeserhöhung genügt vollständig, um den nach und nach entstehenden Mannschafts-Erfordernissen Rechnung zu tragen. Die Nothwendigkeit, für die successive einzureihenden Schlachtschiffe die Bedienungsmannschaft bereitzustellen, wird in Marinekreisen als eine so dringende bezeichnet, daß im Falle, daß die Wehrvorlage nicht bewilligt werden sollte, das Heer für den Bedarf der Flotte aus seinem Bestande aufkommen müßte. Mit dem Gesammtstande von 10 500 Mann wollen die leitenden Marinekreise in der Lage sein, für eine größere Vertretung von Oesterreich-Ungarns Seemacht im Auslande Sorge zu tragen. Zugleich soll eine Wiederkehr des gegenwärtigen Zustandes vermieden werden, in welchem die gesammten momentan in Ausrüstung befindlichen Seestreitmittel Oesterreich-Ungarns lediglich in einem kleineren Thurmschiffe in der Adria und einem mittleren Kreuzer in China bestehen.

Wie ersichtlich, sind auch die Forderungen für die Verstärkung der maritimen Wehrmacht Oesterreich-Ungarns keine bedeutenden, und der als ein künftiges Ziel vorschwebende Stand von 20 Flaggschiffen und der Erreichung der Vorherrschaft in der Adria ist selbstverständlich mit ihnen keineswegs erreicht. Jedenfalls können aber auch sie, wie diejenigen für die Heeresverstärkung in den Kreisen des Dreibunds nur mit Genugthuung begrüßt werden, da sie dessen Wehrkraft, wenn auch noch keineswegs in dem österreich-ungarischerseits erwünschten Maße, stärken und damit die fernere Aufrechterhaltung des Friedens in Europa zu fördern geeignet sind.



Die Vorbereitung für den Richter- und höheren Verwaltungsdienst.

Von

Kurd von Strantz.

— Berlin. —

Die beiden in Preußen für den Beamtennachwuchs zuständigen Minister haben bei Zulassung der Realschulen für das Rechtsstudium dem humanistischen Gymnasium und dem seligen römischen Recht ein recht unzeitgemäßes Lob gesungen. Der schuldige Geheimrath mag ja wirklich das schlechte Latein des corpus juris gelesen haben. Aber man sollte doch die Thatsache nicht so offen zugeben, daß das bürgerliche Gesetzbuch trotz aller seiner Vorzüge nur das Pandektenlehrbuch des alten Windscheid in verbesserter Auflage darstellt. Schreiber dieser Zeilen hat das Referendarexamen vor dem Kammergericht und die Gerichtsassessorprüfung mit dem Prädikat „Gut" bestanden, ohne je das byzantinische Völkerrecht der Justinianeischen Spruchsammlung in der Ursprache oder Uebersetzung gelesen zu haben. In 10 Minuten lehrte ihm sein Einpauker das Aufschlagen, und in der Referendarprüfung las er es das erste und letzte Mal. Sein Verständniß der beiden übertragenen Stellen wurde gelobt. Wie können bei dieser persönlichen Erfahrung die Herren Minister behaupten, daß ein guter Jurist das undeutsche Recht gelesen haben müsse, das wir endlich im Bodenrecht ganz ausgemerzt und im ganzen Handels- und Seerecht niemals angewandt haben? Den einzigen praktischen Nutzen vom Latein hat Schreiber dadurch gehabt, daß er das Küchenlatein der alten Familienurkunden verstand. Die Germania des Tacitus wurde natürlich in den beiden Primanerjahren in der Schule nicht gelesen.

Ehe wir bei der Vorbildung unserer Beamten in der Verwaltung und Rechtsprechung nicht zu der Ueberzeugung kommen, daß das sonst sehr

schätzenswerthe sogenannte römische Recht des hellenisirten Völkergemischs des östlichen Mittelmeerbeckens ein uns volksfremdes Erzeugniß einer unserer Volksseele widerwärtigen Geistesrichtung ist und nur noch geschichtlichen Werth besitzt, wird stets der Zwiespalt zwischen fremdem Juristenrecht und lebendigem Volksrecht klaffen. Das unverstandene fremde Wissen der durchschnittlich mittelmäßigen Richter, die natürlich nicht sämmtlich Leuchten der Wissenschaft sein können, bedingt eine fraglos häufig bedenkliche Rechtsprechung, freilich nicht im Sinne der Socialisten, da in dieser Beziehung das gute Herz der Richter manchmal in Gegensatz zum Buchstaben des Gesetzes tritt, der stets entscheidend sein muß, soll das Recht nicht in Willkür ausarten.

Der Justizminister rühmte die bessere Universitätsausbildung der Rechtsbeflissenen gegen früher, besonders durch die praktischen Uebungen, ein Geschäft, das wohl sonst allein der Einpauker besorgte, also jetzt nur billiger, da deren theure Bezahlung fortfällt. Indessen soll man den Stand der Einpauker nicht herabsetzen, da gerade in Preußen für beide Assessorexamen die besondere Vorbereitung durch solche Kräfte noch heute üblich ist. Der Schreiber hat dieser Nachhilfe ohne Schaden für das Ergebniß freilich beim Assessorexamen entrathen müssen. Die Langweiligkeit der Vorlesungen besonders beim spröden und langweiligen Stoff der Pandekten ist dadurch jedoch nicht aufgehoben. Schreiber hat nur den französischen Vortrag dieser angeblichen Grundlage unseres Rechtswissens erdulden können. Jedenfalls übertraf der Geist des Franzosen wesentlich das einförmige Ablesen des deutschen Gelehrten. Trotz aller Vorliebe für unser nationales Recht war leider die Verzapfung des deutschen Privatrechts durch den Germanisten Beseler nicht minder unerträglich. Der alte Herr las auch bloß sein vorzügliches Lehrbuch ab, das sonst ein Schatz für unser heimisches Recht ist. Nach meiner Kenntniß ist eine Besserung in der Unterhaltsamkeit der Vorlesungen kaum eingetreten. Wenn Sohm die Institutionen interessant zu machen verstand, warum können das seine Amtsgenossen nicht? Die Staatswissenschaften, wozu eigentlich Treitschkes Politik in erster Reihe gehört hätte, waren damals freilich durch Gneist und Wagner vertreten. Aber die Mehrzahl der Juristen blieb beim ledernen reinen Recht.

Verlangt man eigentlich höchst selbstverständlich für den Verwaltungsbeamten ein reiches volkswirthschaftliches Wissen, so ist es ungebührlich, den Juristen davon auszuschließen, der täglich über die geschäftlichen Verhältnisse des Lebens urtheilen soll. Welche weltfremde Stubengelehrsamkeit hat diese klare Erkenntniß bisher verhindert? Uebrigens ist in der Mehrzahl der Bundesstaaten das Gerichtsassessorexamen die alleinige letzte Prüfung auch für die Verwaltung, und fast nirgends wird in den Staatswissenschaften, besonders in Steuerpolitik und Volkswirthschaft, geprüft. Ist schon die einseitige juristische Vorbildung für den Richter fehlerhaft, so ist sie geradezu sündhaft für den Verwaltungsbeamten, der dann sein Leben lang an einer formalen, oberflächlichen Auffassung krankt, obschon er im Gegensatz zum

Juristen den thatsächlichen Verhältnissen einen weiten Spielraum bei seiner Entscheidung lassen soll. Auch in Preußen ergänzt sich die gesammte nicht technische Eisenbahnverwaltung und sogar eine größere Zahl der Angehörigen der allgemeinen Staatsverwaltung aus Gerichtsassessoren, die auch für den auswärtigen Dienst unpassender Weise den Bedarf stellen, obschon die Konsulargerichtsbarkeit nur noch unbedeutend ist und der Schwerpunkt des Auswärtigen Amtes auf politischem und volkswirthschaftlichem Gebiet liegt.

Siegte in den Schulkonferenzen schon der beschuldigte Schulmeister, der doch in eigener Sache nicht Richter sein kann, so bedeutet die Verlängerung des Rechtsstudiums einen gleichen Erfolg der Professoren, deren unzulänglicher Vortrag die Hörer aus den Kollegien scheucht. Ein Einpauker besorgt in einem Jahre auch für mittelmäßige Köpfe die für die Referendarsprüfung erforderliche Aufspeicherung des Rechtsstoffs, sicherlich ein unerfreuliches Verfahren auf wenig wissenschaftlicher Grundlage. Aber auch der Professor trägt nicht Anderes vor, und die kluge Abkürzung und Verdichtung des Stoffes ist kaum ein Uebel. Das bloße Wissen, besonders des römischen Rechts, macht noch nicht den Juristen. Da das Rechtsstudium die Vorbereitung für die Beamtenlaufbahn sein soll, ist es viel wichtiger, daß die Professoren selbst eine Ahnung der Praxis haben. Sie sind aber lediglich Theoretiker, und unter Umständen ist ihre Weisheit in einem guten Lehrbuch viel übersichtlicher und klarer enthalten. Sie bieten ja in der Regel gar nichts Anderes, als diese Lehrbücher, die sie ablesen. Ihnen daher die Ablegung des Assessorexamens aufzuerlegen, ist nur ein billiges Verlangen.

In den Kleinstaaten genügt noch heut ein 3jähriges Referendariat. Aber hier herrscht der Mißbrauch der Referendare zu Gerichtsschreibern. Altenburg ist wenigstens so verständig, den Referendaren 800 Thlr. Gehalt für diese Schreiberthätigkeit zu geben. Die Bundesstaaten sparen so viele Gerichtsschreibergehalte, als sie Referendare beschäftigen, was ein unwürdiger Zustand ist. Bei Beschwerden erhält der Referendar stets Unrecht, wenn er dieses bestimmungswidrige Verhalten rügt. Natürlich bedauern die Herren Justizminister diesen Unfug, aber hüten sich aus Angst vor den Finanzkollegen, dem Uebel zu steuern. Die Landgerichtspräsidenten haben übrigens auch hierfür gar nicht das erforderliche Schreiberpersonal. Vier Wochen Gerichtsschreiberdienst genügt aber für jeden verständigen Menschen, um die Kenntniß des Betriebes zu erlangen. Thatsächlich dauert aber diese unwürdige Beschäftigung 4 Jahre. Schreiber hat außer belanglosen Straf- und Eheurtheilen das erste wirkliche Urtheil erst im Assessorexamen zur Bearbeitung empfangen. Also zum Beweis der Urtheilskraft hätte er wohl gleich nach kurzer Kenntniß des praktischen Prozeßbetriebs die 2. Staatsprüfung in diesem wichtigsten Punkte bestehen können. Statt das Studium zu verlängern, verkürze man die theoretische und praktische Vorbildung, die man dann entsprechend verbessere. Zum Referendar- und Assessorexamen genügen je 2 Jahre auch für mäßige Geister, die leider durch die Prüfungen

nicht abgehalten werden, einst Recht zu sprechen und durch ihre Entscheidungen das Staunen vernünftiger Leute zu erwecken. Hier müßte freilich die Möglichkeit gegeben sein, unfähige Richter wie Rechtsanwälte aus dem Amte zu entfernen. Zur Zeit ist es gesetzlich ausgeschlossen, solchen gemeingefährlichen Richtern und Rechtsbeiständen das Handwerk zu legen, zumal diese Leute persönlich die ehrenhaftesten Menschen sein können, die in einem anderen Beruf keinerlei Schaden anrichten würden. Der Rechtsmittelzug kann ja bei offenbarer aus Thorheit begangener Rechtsverkennung Abhilfe schaffen; aber der Laie sieht häufig nicht den wahren Grund seines Mißgeschicks vor Gericht ein. Schlimmer ist es aber noch mit der Unsterblichkeit unfähiger Anwälte bestellt, gegen deren Thaten es überhaupt kein Mittel der Heilung einer Rechtsverletzung giebt. Der Einwand, daß sie schließlich keine Kunden mehr finden würden, ist hinfällig, da die Mehrzahl der Rechtssuchenden zur Unterscheidung eines tüchtigen von einem schlechten Anwalt bei unseren heutigen Juristen recht unfähig ist. Es hat sich daher das gefährliche und sittlich bedenkliche Gewohnheitsrecht ausgebildet, daß bessere Anwälte nur gegen besonderes Honorar die Prozeßvertretung übernehmen, also die Gebührenordnung ausschalten und ihren Beruf als Erwerbsgeschäft betreiben. Ein guter Anwalt ist aber leider trotz dieser Honorarforderung immer noch billiger, als ein unfähiger. Das Standesbewußtsein der Anwälte muß jedoch bei solcher Sachlage leiden.

Der Besserungseifer der Gesetzgeber findet also ein reichliches Arbeitsfeld, aber der vorliegende Erlaß ist völlig bedeutungslos für unser Beamtenthum, das dank der verkehrten humanistischen Schulbildung und gleich undeutschen theoretischen Vorbereitung seine beste Kraft erst aus der Praxis schöpfen muß. Die Ausdehnung der theilweise zwecklosen Vorbereitungszeit schädigt blos die weniger bemittelten Elemente, die häufig die besten sind. Das Vorwiegen der haute finance im Beamtenthum wäre sicherlich ein Schaden, dessen Wirkungen die Güte und arbeitsame Anspruchslosigkeit unseres deutschen Beamtenstandes gefährden müßten. Der Qualität der Richter ist es aber abträglich, daß nicht blos die Juden, sondern auch arme Christen lieber zur Rechtsanwaltschaft übergehen, da ihnen die Kärglichkeit der Besoldung die Richterlaufbahn nicht gestattet. Aus diesen socialen Gründen sind eine erhebliche Verkürzung der Vorbereitung unter Verstärkung des Studieneifers und zugleich eine menschenwürdige Gehaltsbemessung für die bisher größtentheils unbesoldet thätigen Assessoren dringend geboten. Ein Kleinstaat wagt es sogar seinen Assessoren 900 Mark Jahresgehalt anzusinnen, also den Tagelohn eines ungelernten Fabrikarbeiters von 18 Jahren.



Eine Mutter.

Novelle

von

Paul Anders.

— Berlin. —

(Schluß.)

VII.



Auf der Treppe traf sie Hermann, der summend die Stufen heraufstürmte, immer drei auf einmal nehmend. Plötzlich stand sie vor ihm.

„Mama, Du hier?"

„Guten Tag, Hermann," sagte sie freundlich, ohne seine Hand wieder loszulassen. „Höre, mein guter Junge. Ich hätte Dir etwas mitzutheilen. Aber hier ist nicht der Ort dafür. Es wird Dich überraschen, Hermann."

Ihre Freundlichkeit war ihm verdächtig.

„Um was handelt es sich?"

„Du wirst es schon noch erfahren: von mir oder von Jemand anders. Versprich mir, daß Du nichts unternehmen wirst, ohne mit mir gesprochen zu haben. Bedenke, daß ich zu Allem, was ich thue, meine Gründe habe. Und wenn Dir etwas unverständlich ist, dann komm zu mir: ich werde Dir Aufklärung geben."

„Mama, ich verstehe von der ganzen Sache kein Wort."

Sie drückte seine Hand fester und sprach:

„Hermann, das Schicksal spielt oft wunderbar. Und schließlich sind wir Menschen mit all' unserer Weisheit doch nur Kinder, die vom Schicksal am Gängelband geführt werden."

Die letzten Worte hatte sie dem neuen Roman entlehnt, den ihr der fruchtbare Wolter vor einigen Tagen geschickt hatte. Hermann schüttelte den Kopf und lachte:

„Räthsel, Mama, lauter Räthsel! Du bist ja die reine Sphinx. Ich aber bin kein Oedipus. Ich kann schlecht rathen."

Sie ließ endlich seine Hand los und warf ihm zum Abschied einen ihrer seelenvollen Blicke zu. Diese Frau vermochte selbst dem Sohne gegenüber ihre Koketterie nicht zu bezähmen. Oder glaubte sie am Ende — was ihr einmal ihr verflossener Verehrer Lebus gesagt hatte — daß ihrem Blicke ein magischer Zauber eigen sei, der die Menschen, ob sie wollten oder nicht, ihr gefügig machte.

Hermann machte sich weiter keine Gedanken. Er kannte die excentrischen Anwandlungen seiner Mutter zur Genüge und war gewohnt, hinter ihren großen Worten nicht viel zu suchen.

Als er zum Onkel ins Zimmer trat, fand er ihn, den Kopf auf die Brust geneigt, den Zeigefinger am Munde, ernst vor sich hinblickend. Das war so seine gewöhnliche Haltung, wenn er über etwas nachdachte. Der Fall mußte wohl besonders schwierig sein. Denn er sah nicht auf und erwiderte nicht Hermanns Begrüßung.

„Du, Onkel: ich traf eben Mama auf der Treppe. Sie that so geheimnißvoll. Was wollte sie denn von Dir? Du, Onkel, hörst Du denn nicht? Ich frage: was Mama wollte?"

Der Amtsgerichtsrath schrak zusammen.

„Was sie wollte? Nichts — nichts Besonderes. Sie — sie lud mich ein zu Ahlemanns für nächsten Sonntag."

„Komisch! — Onkel: in einem Jahr wird geheirathet. Länger können wir nämlich nicht warten. Sage mal: fehlt Dir was? Du siehst so blaß aus. Nicht? Um so besser. Ja, Du meinst doch auch, daß es das Vernünftigste ist? Jung gefreit und so weiter — nicht wahr? Denn sieh mal, Onkelchen: bis zum Assessor warten — das hat keinen moralischen Hintergrund. Die verlobten Bräutigams plumpsen mit großer Regelmäßigkeit durch's Examen. Was hast Du denn da in der Hand? Du zerknitterst ja das Ding! Und dann wird nächstens hier in der Nähe eine Wohnung frei; ich sage Dir: idyllisch. Blick ins Grüne, Gärtchen mit Lindenbäumen, Rasenteppich: wie geschaffen für verliebte Leute. Wenn dann so die Linden blühen und ich sitze mit Maria da auf der Veranda und wir wollen weiter nichts als immer so sitzen — Du sitzst natürlich bei uns: das versteht sich; Du bist der Dritte im Bunde. Sag mal: was hast Du eigentlich? Du zitterst ja förmlich?"

„Nervös, nervös!"

„Diese verdammte Juristerei. Ich sage es ja: ein Jurist, der keine Nerven hat, der kann sich für Geld sehen lassen. Der einzige Haken an der Sache ist der Geburtsschein. Glaubst Du, daß es lange dauern wird damit? Uebrigens sagte mir Kollege Drechsler: wenn das Ding nicht aufzutreiben wäre und der Vormund oder der Vater nicht zu finden: dann gäbe es so etwas wie einen Dispens. Ich

weiß zwar nicht, wo das im Gesetz stehen soll; aber geben wird es schon so was, nicht? Du: Maria nenn' ich schon gar nicht mehr anders, als „Findelkind" und „Mädchen aus der Fremde." Sie mault dann immer so wunderhübsch. Du, Onkel, wenn sie ein Mündchen zieht, dann ist sie einfach entzückend. Dann werden die Lippen so rund und spitz, sie fordern geradezu heraus zum Küssen. Na, und in dem Punkte bin ich nun komisch. Lange herausfordern laß ich mich nicht; das kannst Du Dir denken. Weißt Du, was ich vorhabe, Onkel? Notabene, wenn wir erst so weit sind: ich lasse sie Gesangstunden nehmen. Eine Stimme hat das Mädel! Und einen Vortrag! Die kann ruhig öffentlich auftreten. So ein talentvolles Geschöpf! Du mußt nur mal hören, wie sie das Ding singt — wie geht es doch noch? — richtig: „Ueber's Jahr, liebster Schatz, über's Jahr, wenn die Rosen blühen!" Ueberhaupt: was sich so auf uns bezieht, das liegt ihr am besten. Das singt sie so innerlich; da legt sie soviel hinein — verstehst Du?"

Der Amtsgerichtsrath war aufgestanden und hatte sich an das Fenster gestellt. Er drehte Hermann den Rücken, so daß er nicht sehen konnte, wie es in dem bleichen, breiten Gnomengesicht zuckte und arbeitete. Aber die Hände auf dem Rücken zitterten und waren so weiß wie das zerknüllte Stück Papier, das sie hielten. Den Glücklichen aus allen seinen Himmeln reißen: das war nun seine Aufgabe; die drückte auf ihn wie Bergeslast. Das Herz schlug ihm bis in den Hals hinein. Er hatte sich's überlegt, was er sagen würde, um dem Schlag, den er gegen seinen Liebling führen sollte, die Wucht zu nehmen. Allein man hat gut überlegen. In Wirklichkeit fallen solche Gespräche ganz anders aus, als man sie sich im Kopfe zurechtlegt.

Er räusperte sich. Mußte es sein, dann besser gleich als später. Denn diesen frohen Knaben in rosigen Zukunftsphantasieen schwelgen sehen, war eine Qual, die über seine Kraft ging. Er kam sich vor wie ein Mörder, der das Beil unter seinem Rocke verborgen hält, während das ahnungslose Opfer einen Lobgesang singt auf das Glück und die Welt und die Liebe.

Ohne sich umzuwenden, sprach er leise und unsicher: „Hermann —: aus dem über's Jahr heirathen, kann nichts werden."

Hermann machte große Augen.

„Nichts werden? Wieso denn?"

„Es — es geht nicht."

„Es geht nicht? Kommst Du auch auf Mamas Sprünge? Ja, weshalb geht's denn nicht?

„Mein guter Junge: Dir steht eine schwere Enttäuschung bevor. Der Besuch Deiner Mama hängt damit zusammen. Es handelt sich um Dich und Maria."

„Um mich und Maria? Nun ja, ich weiß, sie will es nicht zugeben. Sie hat sich das in den Kopf gesetzt."

„Sie kann es nicht zugeben, mein guter Hermann. Ihr könnt Euch nicht heirathen."

„Onkel!"

Er war aufgesprungen und an den Anderen herangetreten. Jetzt rüttelte er ihn an den Schultern und drehte ihn zu sich herum. Der kleine Gnom sah in ein Gesicht, dessen Ausdruck er nie wieder vergaß. So sieht der Todkranke aus, dem das Schweigen des Arztes kündet, daß keine Rettung ist; der Besiegte, der um sein Leben bettelt und weiß, daß es verfallen ist. Wie vom Himmel der letzte Abendschimmer scheidet, so schied aus den entsetzten Zügen der letzte Hoffnungsschimmer, um der Nacht der Verzweiflung zu weichen. Der qualvolle Blick dieser Augen hätte einen Henker zu Thränen rühren müssen.

„Hermann — mein Junge — ich kann es nicht — ich nicht — erlaß es mir!"

Der Amtsgerichtsrath weinte wie ein Kind. Langsam hob sich die Hand, in der das zerknüllte Papier zitterte. Hermann riß es an sich.

„Nein!" schrie er, „das nicht! nur das nicht, großer Gott! Nur das Eine nicht!" — —

Er las. Das Herz stand ihm still. Dies war das Ende. Er dachte nichts; er fühlte nichts; er taumelte in den Sessel und saß da: zusammengesunken wie ein alter, kranker Mann. Der Amtsgerichtsrath kam heran und legte ihm die Hand auf den Kopf, diese lange, schmale, frauenhafte Hand. Er merkte es nicht. Stumm saß er da: lange, lange. Um die Augen traten Ränder. Die Wangen wurden grau, die Lippen bläulich. Mitten auf die Stirn kam eine tiefe Falte. Er saß und starrte. Herz und Hirn faßten nicht das Ungeheuerliche. An die Stelle des Bewußtseins trat eine Art von Dämmerzustand. Er dämmerte nur so dahin, ohne zu sehen, zu hören, zu fühlen — — — — — — — — — — — — —

VIII.

„Die Köpenickerstraße wird Augen machen, wenn wir mit unserer Kalesche da vorfahren!" sagte Frau Ahlemann und schob Ludmilla in den Wagen.

„Kutscher, ein bischen zufahren!" rief sie dem Manne auf dem Bock zu, der ehrerbietig die Hand an den Hut hielt, bis die Herrschaft, die sich vorsichtig bückte, um mit dem kostbaren Kopfputz nicht anzustoßen, den Wagenschlag hinter sich zugemacht hatte.

„Ob es nicht besser wäre, Emmy," sprach Ludmilla: „wir führen direkt zum Theater und warteten mit der Sache bis morgen? Lebus würde es mir nie verzeihen, wenn ich bei seiner Première zu spät käme."

„Nee, Lula: nur nicht wieder hinausschieben wollen. Bis zur Köpenicker ist zwar ein ganzes Ende. Das Mädel wohnt — selbst für 'ne entfernte Verwandte — etwas sehr entfernt. Aber vor sieben fängt es ja nicht an.

Jetzt haben wir sechs. Länger als eine Viertelstunde wird die Angelegenheit doch nicht dauern. Mein Gott, Lula: was haben Sie denn blos für einen Hut auf?"

Die beiden Frauen musterten gleichzeitig ihre Kopfbedeckungen.

„Aber, Emmy, Sie kennen ihn doch. Er ist vom vorigen Jahr; nur neu garnirt."

„Ja, aber Rosen, Lula? Rosen trägt man doch garnicht mehr. Die sind doch garnicht mehr Mode."

„Liebste Emmy: Sie kennen mich doch. Ich mache mir meine Moden selber. Ich bin eine viel zu selbstständige Natur."

„Na ja doch, Lulachen. Einen schönen Menschen kleidet alles. Was sagen Sie denn zu meinem? Chik, was? Neuestes Pariser Modell."

„Sehr vornehm. Steht Ihnen ausgezeichnet. Ja: eine arme Malersfrau kann sich so etwas nicht leisten."

„Arme Malersfrau! Wenn ich das schon höre! Sie renommiren immer mit Ihrer Armuth, und dabei sitzen Sie auf dem Geldsack. Was ich noch sagen wollte. Ja richtig: haben Sie sich schon klar gemacht, wie die feierliche Enthüllung vor sich gehen soll? Wie Sie dem Kind das beibringen werden, daß es nun auf einmal zwei Eltern hat?"

„Ja, Sie lachen, Emmy. Mir ist eigentlich gar nicht so lächerlich. Wissen Sie was? Am besten wäre es: Sie sagten es ihr."

„Ich?"

„Sie können so etwas viel besser."

„Sehr gut! Nee, Lula: das machen Sie man alleine. Ihr Vertrauen ehrt mich zwar, aber — —"

„Wozu hat man denn seine Freunde? Dazu nehme ich Sie doch überhaupt nur mit! Sonst hätte ich auch allein fahren können."

„Immer besser! Lula, sie sind köstlich."

„Sie können sich denken, daß es für eine Mutter nicht angenehm ist, einem Kinde Derartiges auseinanderzusetzen. Eine Fernstehende kann das viel besser. Sie sagen ihr einfach: liebes Kind, so und so liegt die Sache, und ich — —"

„Und Sie warten inzwischen unten im Wagen, bis ich fertig bin, nicht? Wenn es dann soweit ist, dann winke ich aus dem Fenster mit dem Taschentuch oder 'nem alten Strumpf; Sie stürzen nach oben und: in den Armen liegen sich Beide — Tableau! Das denke ich mir sehr nett."

„Emmy," sagte Ludmilla ärgerlich und stieß die Freundin in die Seite; „Sie sind heute wirklich unausstehlich."

Nicht ganz so, aber doch so ähnlich hatte sie sich in der That die Scene ausgemalt. Während die Freundin Maria vorbereitete, wollte sie selbst irgend wo versteckt, etwa hinter der Thür stehen; wenn es dann so weit war, würde sie in das Zimmer eilen und, Thränen der Rührung im Auge, die überraschte Tochter mit den Worten begrüßen: „Maria, mein

Kind! Wie sehnte ich diesen Augenblick herbei! Nun bin ich Dir keine Fremde mehr. Nun brauche ich meine Gefühle nicht mehr verbergen. Maria, komm! komm in die Arme Deiner glücklichen Mutter!" So etwa würde eine Mutter in gleicher Lage auf der Bühne oder im Roman reden, und Ludmilla liebte es, eine Bühnen- oder Romanheldin zu spielen.

Die Freundinnen schwiegen eine Zeit lang, jede mit ihrer Rolle beschäftigt. Dann sagte Emmy:

„Wenn sie es nun aber schon weiß?"

„Woher denn?"

„Na, Ihr Bruder Ernst hat doch sicher mit Hermann darüber gesprochen, und der — —"

„Vor gestern Abend kann Hermann nichts erfahren haben. Er müßte also gerade heute Morgen bei ihr gewesen sein, was ich nicht glaube."

„Das kann ich mir auch nicht denken," sagte Emmy. „So eilig wird er's nicht haben. Er wird sich sagen: sie erfährt es noch früh genug. Denn etwas peinlich ist die Angelegenheit; das müssen Sie doch selber sagen, Lula. Mir persönlich wäre es sogar lieber, wenn sie es schon wüßte oder doch ahnte. Dann wären wir der Mühe überhoben. So ein erster Schreck ist nichts Angenehmes. Ich für mein Theil, ich liebe keine Ueberraschungen. Ich habe sogar eine entschiedene Abneigung dagegen. Und sehr erbaut wird sie zunächst nicht sein — das kann man sich ungefähr denken, — wenn sie erfährt, daß sie Hermanns Schwester ist."

„Emmy, thun Sie mir die einzige Liebe und fangen Sie nicht auch so an! Mein Bruder Ernst hat mich schon nervös gemacht mit dem Unsinn. Das Ganze ist eine Kinderei, weiter nichts. Ich verstehe einfach nicht, Emmy, wie Sie — —"

„Ja doch, Liebste, es ist ja gut; ich bin ja schon stille."

„Mein Bruder ist der reine Philister. Ihm fehlt jeder ideale Schwung. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, Emmy. Er kann sich in Naturen, die über den Dingen stehen, die das Leben gewissermaßen von einer hohen Warte aus ansehen, nicht hineinversetzen. Ich habe ihn immer für einen bornirten Kopf gehalten."

„So?" sprach Emmy verwundert. „Na, früher waren Sie eigentlich anderer Ansicht, Lula. Da stellten Sie ihn doch als Mustermenschen hin, als Künstlernatur; wissen Sie nicht mehr?"

„Wann hätte ich das gethan? Nein, liebe Emmy, da müssen Sie mich mißverstanden haben. Er war immer ein Pedant, ein Alltagsmensch. Was nicht in seine Schablone paßt, das verurtheilt er. Solche Leute haben für bedeutende Menschen, für Menschen, die anders sind als Andere, kein Verständniß. Das ist mir gestern wieder so recht klar geworden."

Emmy lachte.

„Soviel sehe ich, liebste Lula: Ihr Besuch gestern hat nicht die gewünschte Wirkung gehabt. Sie haben sich wohl zerzankt, was?"

„Zerzankt? Nein. Ich zerzanke mich überhaupt nicht, Emmy. Das wissen Sie doch. Menschen, die Einen nicht verstehen, muß man einfach laufen lassen. Meine Sorge ist nur: er könnte Hermann gegen mich aufhetzen und — —"

„Ach so: Sie fürchten ein Skandälchen? Na, da brauchen Sie sich weiter keine Sorge zu machen."

„Meinen Sie?"

„Die werden sich hüten und Lärm machen. Ihr Bruder Ernst kann das schon seiner Stellung wegen nicht. Und Hermann? Der hält auch hübsch den Mund. Er wird sich doch nicht seine Karrière verpfuschen! Ich bitte Sie: was würden denn die Leute dazu sagen, wenn er gegen seine Mutter aufträte! So was wirft immer ein schlechtes Licht auf Einen. Na, und Maria: die nehme ich auf mich; für die stehe ich ein. So, Liebste, steigen Sie aus. Kutscher, fahren Sie hier auf und ab. In zehn Minuten sind wir wieder unten." — —

Während Ludmilla auf dem dunklen Korridor hinter der Thür wartete, bis es „so weit war", nahm Emmy die von dem Besuch nicht wenig überraschte Maria an die Hand und setzte sich mit ihr auf das grüne Sopha, um ihr — nicht ohne eine gewisse, angenehm prickelnde Erregung — die sensationelle Eröffnung zu machen.

„Mein liebes Kind," sagte sie, „ich habe etwas mit Dir zu besprechen. Es wird mir schwer: das kannst Du mir glauben. Aber was sein muß, das muß sein. Lange Geschichten kann ich nicht machen. Das liegt nicht in meiner Natur. Die Ahlemann geht immer direktement auf das Ziel los. Nur keine Umschweife, die kann ich nicht leiden. Kurz und gut, mein Kind: es giebt Verhältnisse im Leben, die — Du nicht verstehst, weil Du noch zu jung dazu bist. Ach, diese Jugend! Diese beneidenswerthe Jugend! Ja, was ich sagen wollte: also jedes Ding hat seinen Grund, und wenn Du alt genug geworden bist, dann wirst Du auch den Grund davon erfahren und verstehen."

„Aber Frau Ahlemann!" sagte Maria, die immer verschüchterter und ängstlicher geworden war; „um was handelt es sich denn?"

„Es handelt sich um Dich, mein liebes Kind, und um Deine Eltern. Du mußt nämlich wissen, Maria: man hat Dich als Waise aufwachsen lassen, weil — na, weil es eben nicht anders ging. Deine Eltern leben und sind gesund."

„Meine Eltern leben?" rief Maria und klatschte fröhlich in die Hände. „Es ist also richtig, was Hermann mir gesagt hat?"

„Hermann hat Dir bereits gesagt?"

Maria nickte lebhaft. Frau Ahlemann staunte nicht wenig über die frohe Erregung des Mädchens.

„Um so besser," sagte sie; „dann weißt Du ja Bescheid. Ich hatte

schon Angst, Du würdest Dich grämen. Es freut mich, daß Du so verständig bist, Maria. Man muß jedem Ding die beste Seite abgewinnen, nicht? Was nicht geht, das geht nicht. Hermann ist ja auch ein vernünftiger Mensch; und wenn Du schon mit ihm darüber gesprochen hast, dann wirst Du ja wissen, warum die ganze Heimlichthuerei nöthig war. Man hat nun einmal Rücksichten zu nehmen vor der Welt — —"

„Ich verstehe," sagte Maria erröthend; „es ließ sich wohl nicht anders machen."

„Maria, ich muß Dir einen Kuß geben. Komm, Mädel! Nein, wie vernünftig Du bist mit Deinen siebzehn Jahren! Und wir werden auch in Zukunft schweigen, verstanden? Deine Hand drauf! Die Leute brauchen das nicht zu wissen. Man sagt ihnen: Du wärst ein Adoptivkind, nicht? So, Du bist ein braves und gescheites Mädel. Ein bischen schwer ist es Dir doch wohl geworden, was? Du hattest ihn wohl schon sehr lieb gewonnen, den Hermann?"

Maria strahlte.

„Sehr! Wir lieben uns ja so sehr! Wenn wir nur erst heirathen könnten! Aber nun können wir ja. Jetzt, wo wir Bescheid wissen, werden wir ja den Geburtsschein ohne Schwierigkeit bekommen."

Frau Ahlemann machte ein langes Gesicht. Sie sah Maria an, als fürchte sie: das Kind habe den Verstand verloren.

„Heirathen? Ja, Kind, bist Du denn von Sinnen? Du kannst — Du kannst doch Deinen Bruder nicht heirathen!"

„Meinen Bruder?" Maria verfärbte sich. „Was sagen Sie — was sagst Du da? Sie müssen — Du mußt nicht solche Scherze machen, Mama."

„Mama? Ich?"

Frau Ahlemann zweifelte nicht länger, daß das Mädchen den Verstand verloren habe.

„Du bist — Sie sind nicht meine Mutter?"

Maria hielt die Hände gegen die Schläfen gepreßt und starrte in angstvoller Verwirrung den Besuch an.

„Ich? — Ja, Kind, wie kommst Du denn darauf? Ich denke, Du hast heute mit Hermann gesprochen?

„Heute — nein. Vor einiger Zeit. Er meinte, daß Sie und Onkel Felix —"

„Ich und Onkel Felix? Und das hast Du geglaubt? Dann weißt Du also garnicht, daß Ludmilla Dellinger Deine Mutter ist?"

„Das — ist — nicht — wahr!"

Maria zitterte am ganzen Leibe. Ein Schwindel ergriff sie. Ihr flimmerte vor den Augen.

„Nicht wahr?" rief Emmy mit Heftigkeit. „Also die Märchen, die man über mich in die Welt setzt, die glaubst Du; und mir glaubst Du

nicht? Ja, seit wann lügt denn die Ahlemann? Frage doch Deine Mutter selber! Lula! Lula!"

Auf dieses Stichwort stürzte Ludmilla, welche hinter der Thür gewartet hatte, in der Meinung, daß es nun „so weit war", in das Zimmer, bereit, die neu gewonnene Tochter an ihr Herz zu drücken.

„Maria, mein Kind!" sprach sie; ihre klangvolle Stimme bebte vor Rührung; die schönen Augen füllten sich mit Thränen. „Wie habe ich diesen Augenblick herbeigesehnt! Nun bin ich Dir keine Fremde mehr. Nun brauche ich Dir meine Gefühle nicht mehr zu verbergen. Maria, komm! Komm in die Arme Deiner glücklichen Mutter!"

Maria saß regungslos da. Die Arme hingen ihr schlaff am Leibe herab. Willenlos ließ sie sich auf Mund und Wange küssen. In der Erregung dieses dramatisch bewegten Augenblicks bemerkte Ludmilla nicht, daß sie eine Ohnmächtige in den Armen hielt. Frau Ahlemann hatte ihre Empörung überwunden und beobachtete nicht ohne Rührung das lebende Bild. Erst als die Umarmungen aufhörten, sah sie, daß Maria leblos im Sopha lehnte.

„Um Gottes Willen! Sie ist ohnmächtig!" rief sie und lief in die Küche, um Wasser zu holen. Als sie wiederkam, war das Leben wieder in Maria zurückgekehrt. Die beiden Frauen streichelten sie um die Wette, küßten ihr das bleiche Gesicht, wärmten ihr die eiskalten Hände.

„Es kam doch wohl zu rasch," meinte Ludmilla. „Der Schreck — die Freude —"

Sie redete liebevoll auf Maria ein. Die ließ Alles über sich ergehen; sie hörte die Worte wie ein fernes Geräusch, ohne sie zu verstehen.

„Und in den nächsten Tagen, Kind, ziehst Du zu uns. Da richten wir Dir das Hinterzimmer ein, weißt Du, das niedliche, hübsche Zimmerchen. Da besprechen wir Alles und überlegen, wie sich Deine Zukunft gestalten soll, nicht wahr?"

„Ja, Tante," sagte Maria mechanisch.

„Vor den Leuten bist Du unser Adoptivkind, das geht nun einmal nicht anders. Aber meinem Herzen steht Niemand näher als Du."

Frau Ahlemann wischte sich die Augen und nickte der Freundin zu. Maria sagte: „Ja, Tante."

„Gesorgt haben wir ja schon immer für Dich wie Eltern, nicht wahr?"

„Ja, Tante."

„Nun mußt Du auch nicht mehr Tante sagen, sondern Mama."

„Ja, Tante," sagte Maria wie ein abgerichteter Vogel, der nur diese beiden Worte gelernt hat.

„Lassen Sie nur, Liebste," sagte Frau Ahlemann und lachte, „es ist besser, wenn sie vorläufig noch Tante sagt: der Leute wegen."

Sie sah nach der Uhr.

„Kommen Sie, Lula; es ist Zeit. Das Kind muß sich erst mal in

die neue Lage hineinfinden. Dir ist wohl noch ein wenig wirr im Kopfe, was? Na ja, das läßt sich denken. Wenn man siebzehn Jahre auf der Welt ist und dann auf einmal zwei Eltern kriegt, das muß ja auch ein komisches Gefühl sein."

Sie faßte Maria unter das Kinn und sah ihr in die Augen.

„Und morgen kommst Du zu Dellingers, hörst Du? Da wird dann das Weitere besprochen."

„Ja, Tante."

* * *

„Es ist besser gegangen, als ich dachte," sagte Ludmilla, als sie wieder im Wagen saßen. „Ich hatte mir fast schon Sorge gemacht."

„Bedanken Sie sich bei mir, Liebste! Wenn ich ihr die Sache nicht so geschickt beigebracht hätte, wer weiß, wie Alles gekommen wäre! Wenn ich nur eine Ahnung davon hätte, wer die Lüge in die Welt gesetzt hat!"

„Welche Lüge?"

„Na, sie glaubte doch erst, daß ich ihre Mama sei. Ja, Sie lachen. Aber mir ist das sehr unangenehm. Irgend Jemand muß das doch verbreitet haben. Sollten Sie am Ende, Lula?!" Sie drohte mit dem Finger.

„Emmy, das verbitte ich mir ganz entschieden. Wie können Sie mir so etwas unterschieben!"

„Na, seien Sie nur friedlich! Darum keine Feindschaft nicht!"

„Also ich schwöre Ihnen, Emmy, ich habe nichts dergleichen gesagt. Daß Felix früher mal mit Ihnen was vorgehabt hat, das werden die Leute schon erfahren haben. So etwas spricht sich leicht herum. Das Andere hat man sich dann hinzugedichtet."

„Ich habe nichts mit ihm vorgehabt."

Ludmilla lachte.

„Emmychen! Sie kennen mich doch! Ich bin nicht eifersüchtig. Wir Beide brauchen uns doch nichts vorzumachen?"

Die beiden Frauen drückten sich verständnißvoll die Hände.

„Ach, nun weiß ich," rief Emmy und lachte. „Lula: ich nehme Alles zurück. Ihr Bruder hat das in die Welt gesetzt. Damals auf unserer Gesellschaft machte er mir Andeutungen — ich mußte noch so lachen und ließ ihn bei dem Glauben: Ich wäre die Mama von dem Kinde."

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Ernst ein Esel ist?"

Sie lachten Beide herzhaft und konnten sich garnicht beruhigen.

„Mein Gott, in fünf Minuten ist es sieben!" rief Ludmilla erschrocken, „Kutscher, zufahren!"

Der Kutscher hieb auf die Pferde ein. Ludmilla hielt sich die Hand vor die Augen:

„Der rohe Mensch! Ich kann das garnicht mitansehen."

Emmy lachte.

„Ja, Liebste: erst sagen Sie, er soll zufahren, und wenn er die Pferde schlägt, dann schimpfen Sie. Wie soll er's denn machen?"

„Man schlägt kein Thier so."

„Lula, ich habe es immer gesagt: Sie sind zu sehr Gefühlsmensch."

IX.

„Willst Du nicht etwas thun?" fragte der Amtsgerichtsrath in der eindringlichen Art des Arztes, der einen starrsinnigen Kranken zu behandeln hat. „Es ist besser. Du kommst auf andere Gedanken."

Hermann schüttelte den Kopf.

„So rede doch endlich ein Wort. Wie lange soll denn das so bleiben mit Deinem stummen Jammer? Du richtest Dich ja zu Grunde."

Hermann schwieg. Der Amtsgerichtsrath vertiefte sich seufzend in seine Akten. Hin und wieder sah er bekümmert zu dem bleichen Menschen hinüber, der auf dem Sessel saß, in sich zusammengesunken, die Arme auf die Knie gestützt, dumpf vor sich hinbrütend.

„Ist denn heute keine Sitzung, Hermann? Ihr habt doch am Donnerstag Sitzung! Und Du bleibst einfach fort! Man wird Dir das verübeln, Hermann, hörst Du denn nicht, was ich Dir sage?"

Er stand auf und schüttelte ihn. Hermann fuhr zusammen. Er sah dem Onkel ins Gesicht und sprach hastig:

„Weiß sie es? Lebt sie noch?"

Der Amtsgerichtsrath rang die Hände und richtete seufzend den Blick zur Decke. Hermann stand auf und ging hinaus. Der Onkel folgte ihm. Er war von einer unbestimmten Furcht erfüllt. Hermann nahm den Hut vom Nagel und schickte sich an fortzugehen.

„Was hast Du vor? Laß das. Es ist besser, wenn Ihr Euch nicht mehr seht, vorläufig wenigstens."

Er faßte seine Hand und führte ihn in das Zimmer zurück.

„Nicht mehr seht. Ja, ja. Das ist wahr."

Er ließ sich, den Hut auf dem Kopf, wieder in den Sessel fallen. Schließlich sagte er:

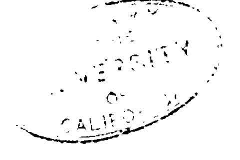
„Sie ist doch meine Schwester. Schwester und Bruder: warum denn nicht mehr sehen?"

Er stand wieder auf.

„Bleib!" bat der Andere. „Wozu soll das führen? Ihr werdet in den Wunden wühlen und — —"

„Das ist nun ganz gleich. Es ist nun Alles gleich. Hin ist hin, nicht wahr. Das siehst Du wohl ein."

Er blieb stehen, faßte sich an die Stirn und machte die Augen klein, wie Einer, der etwas sagen wollte, aber vergessen hatte, was es war.



„Wenn man so bedenkt," sagte er schließlich; „nicht wahr, Onkel? — Eine Mutter, die Ihr Kind — toll! toll! Meinst Du nicht auch?"

„Hermann!"

„Ich und sie — wir können doch Beide nichts dafür, nicht wahr? Die Natur trieb uns einfach zusammen. Es war Gottes Wille, daß wir uns lieben mußten. Und jetzt —. Nun sage mir nur noch das Eine, Onkel — denn Du bist doch ein Mann des Rechts —: wo bleibt da die Gerechtigkeit?"

„Die Gerechtigkeit?" Mitleidig ließ der Amtsgerichtsrath seine großen schwermüthigen Augen auf dem Neffen ruhen. „Mein armer Junge, so darfst Du nicht fragen. Die Gerechtigkeit ist eine Erfindung der Menschen. Die Natur kennt keine Gerechtigkeit."

„Die Natur kennt keine Gerechtigkeit," sprach Hermann nach und bewegte langsam den Kopf auf und nieder.

„Das ist nun mal nicht anders," sprach der Amtsgerichtsrath weiter. „Die Natur hat das so eingerichtet. Was Andere sündigen, das müssen wir büßen."

„Was Andere sündigen, das müssen wir büßen," murmelte Hermann. „Wenn das ist, Onkel, dann ist meine Mutter eine große Sünderin. Denn ich leide unsagbar."

„Mein armer Junge!"

„Du hast ganz Recht: ich muß mich entschuldigen," sagte Hermann sprunghaft und unvermittelt. „Ich werde hingehen zu meinem Vorsitzenden und sagen: Herr Direktor, entschuldigen Sie; aber ich hatte keine Zeit, ich mußte mir so Verschiedenes durch den Kopf gehen lassen von menschlicher und göttlicher Gerechtigkeit, verstehen Sie; von Elternliebe und Geschwisterliebe. Sie müssen nämlich wissen, Herr Direktor: ich liebe meine Schwester; denn die Mutter vergaß uns mitzutheilen, daß es meiner Mutter Kind ist. Das geht mir nun ein wenig im Kopf herum. Ich finde mich nicht mehr zurecht, Herr Direktor. Es ist Alles in mir verwirrt und verrückt. Ganz recht: verrückt, Herr Direktor. Und zu der Gerechtigkeit habe ich vollends das Vertrauen verloren. Ihre Wissenschaft ist Blödsinn, Herr Direktor; ich hasse sie. Ich hasse Alles; ich hasse die Welt, das ganze Leben hasse ich. Denn es ist Alles Lug und Trug. Ich hasse meine Mutter. Mich selber hasse ich und Maria dazu. Nein, Herr Direktor: die nicht. Die liebe ich noch immer; so sehr, so unaussprechlich!"

Er rannte aus dem Zimmer.

„Hermann, Hermann!" klang es ihm nach. — — — — — — — —

Maria saß in der Stube, die Hände im Schooß, und starrte, ohne zu denken, vor sich hin. Hermann trat ein. Vor zwei Tagen hatten sie sich zuletzt gesehen. Aber sie hatten sich seitdem verändert, als lägen Jahre der Leiden dazwischen. Die Züge waren schlaff, die Gesichter bleich und müde,

die Augen ohne Glanz, die Lippen wie vom Schmerz heruntergezogen, auf der Stirn Kummerfalten. Keiner fragte: weißt Du es? Sie sahen sich an, und Jeder las in den Augen des Anderen das stumme Bekenntniß: Es ist Alles zu Ende. Und die Augen, die bis zur Stunde trocken geblieben waren, füllten sich, nun da sie ihr Leid im Anderen, gleich wie in einem Spiegel, sahen, mit Thränen. So standen sie und weinten; zwischen ihnen auf dem Tisch der Stock mit zwei dunkeln, herrlich aufgeblühten Rosen, die an einem Stiele hingen und sich in den nährenden Saft des mütterlichen Zweiges theilten; die purpurnen Wangen aneinandergelehnt wie ein zärtliches Geschwisterpaar.

„Was haben wir nur verbrochen!" sagte sie und sank weinend in das Sopha.

„Maria!" schrie er und barg schluchzend seinen Kopf in ihrem Schooß. Sie strich ihm sanft über das dunkele Haar, wie sie es früher gethan hatte, als sie noch nicht wußten . . .

„Ist es Dir auch so?" sprach sie. „Ich kann nicht mehr denken. Als sie es mir sagten, zerriß etwas in mir."

Sie bedeckte die Augen mit den Händen.

„Ich schäme mich so sehr, Hermann. Ich bin eine schlechte Person."

„Wir konnten es doch nicht wissen!" sagte er gepreßt, ohne den Kopf zu erheben.

„Nein, wir konnten es doch nicht wissen!" sprach sie nach. „Was ich für Dich fühlte, war so gut, so gut. Du hast mich aufgeweckt zum Leben. Ich war nicht mehr überflüssig. Es gab Einen, dem ich nicht im Wege war; der mich lieb hatte — —"

„So lieb!" schluchzte er; „so lieb!"

„Hast Du nicht auch geglaubt, daß der liebe Gott uns zusammenführte?" Sie weinte und konnte nicht weiter sprechen.

„Vorgestern," sagte er, „sprachen wir noch von unserer Zukunft, und wenn wir erst Mann und Frau wären."

„Hermann!" sprach sie und sah in die Weite, wie ein Schiffbrüchiger, der mit den Wellen ringt und am fernen Horizonte ein Stück Land zu sehen glaubt, „vielleicht ist es garnicht wahr, sie haben das nur so gesagt, um uns auseinander zu bringen."

Er schüttelte den Kopf.

„Denn sieh, Hermann: wenn es wahr wäre, dann könnte ich Dich doch nicht so lieben; das wäre doch unnatürlich. Und Hermann: ich liebe Dich immer noch und werde Dich immer lieben, so wie vorher."

„Das ist nun gewiß und wahrhaftig wahr," murmelte er, „daß wir Bruder und Schwester sind."

„Ach, Hermann, ich möchte todt sein."

Er starrte vor sich hin. Die Lippen warfen sich trotzig auf. Sein bleiches Gesicht zeigte eine finstere Entschlossenheit.

„Todt sein? Du? Was hast Du denn gethan? Aber unsere Mutter —. Unsere Mutter, Maria, ist ein schlechtes Weib. Eine Verbrecherin. Nein, schlimmer, viel schlimmer. Sie hat sich aufgelehnt nicht gegen Menschensatzung, sondern gegen die Natur; und wir, wir müssen es büßen. Sie ist verworfener als Hunderte, die im Zuchthaus sitzen, denn welche Noth trieb sie zu ihrem Frevel? Sie ist verworfener als der Mörder, dessen Loos der Richtblock ist; denn er mordete nur den Körper. Sie aber, sie mordete die Seelen ihrer Kinder und wird gefeiert wie eine Königin."

„Wenn sie ein Gewissen hat, Hermann — —"

„O, die hat kein Gewissen. Solche Menschen haben keins. Denen geht es immer gut. Wenn sie ein Gewissen hätte, dann würde sie Dich nicht verleugnet haben. Die amüsirt sich weiter, erst recht. Was gehen sie ihre Kinder an? Was macht sie sich daraus, daß sie unser Glück zertritt und uns selbst dazu? Sie hat uns in die Welt gesetzt, und nun hat sie uns wieder vernichtet, weil es ihr so paßte und bequem war. Was dem Menschen das Heiligste ist, das hat sie uns zur Sünde gewandelt. Unsere Liebe ist Verbrechen. Ohne Schuld sind wir schuldig, weil unsere Mutter ein Unmensch ist."

„Ach, Hermann, das ist das Furchtbare. Ich bin wie verpestet. Ich fasse keine Blume an, auch nicht die Rosen, die Du mir brachtest, weil ich denke, sie müssen vergehen, wenn ich sie berühre. Mir bleibt nun nichts mehr auf der Welt. Ich bin gezeichnet vom lieben Gott. Ich will sterben gehen. Willst Du, Hermann? Wollen wir Beide?"

Er schien nicht zu hören, was sie sagte. Er stand da, in sich versunken, und sah düster vor sich hin.

„Ich werde sie tödten!" rief er plötzlich, und seine Stimme klang hart wie Stahl.

„Hermann!"

„Was ist da weiter? Wer seine Schwester liebt, kann seine Mutter tödten. Das Eine ist nicht mehr wider die Natur als das Andere."

„Die Rache ist mein, spricht der Herr."

„Du glaubst noch, Maria? Ich kann nicht mehr glauben. Das ist nun Alles todt in mir. Nein, Maria: für uns giebt es keinen Gott und keine Gerechtigkeit. Das hat sie Alles lachend vernichtet. Aber sie soll nicht länger frohlocken!"

„Hermann, sprich nicht so. Wir wollen nicht schlecht werden."

„Ich hasse sie. Sie hat mich zerrissen und zertreten. Ich hasse sie. Sie soll nicht leben."

„Hermann, lieber Hermann! Hast Du mich nicht mehr lieb? Nein?

Ich — ich habe Dich noch so lieb, so wahnsinnig lieb. Das ist nun eine große Sünde. Aber ich kann nicht anders. Ich werde Dich bis ans Ende nicht anders lieben."

Sie faßte seine Hand und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Er kam zu sich. Er raffte sich zusammen und sprach hart und heiser:

„Wir müssen scheiden, Maria."

„Ja, scheiden."

„Wir werden uns nicht mehr wiedersehen."

„Nein: nicht mehr wiedersehen."

„Wir müssen stark sein, mein Leben." Seine Stimme zitterte; sein ganzer Körper bebte.

„Ja — stark sein," gab sie zurück, leise, kaum hörbar. Sie schwiegen und sahen zu Boden, als fürchteten sie, daß, wenn ihre Blicke sich träfen, ihre verzweifelten Seelen den Rest von Besinnung verlieren, daß die Flammen, die in ihrem Innern wühlten, riesengroß über ihnen zusammenschlagen müßten. Er streckte ihr mit abgewendetem Gesicht die Hand entgegen.

„Lebe wohl, Maria!"

Die Hand stieß gegen den Rosentopf, daß er herunterfiel und in Stücke brach.

„Hin ist hin," sagte er. Sie bückte sich und hob aus den Scherben das Erdreich mit dem Rosenstock heraus. Ihre Hände hatten in die Dornen gefaßt.

„Du blutest," sagte er.

„Laß nur!" sprach sie; „es sind ja Deine Rosen. Da!" Sie riß die eine vom Strauch und gab sie ihm. Rothe Tropfen rannen von den Händen.

„Meine letzte Gabe!" sprach sie leise. Er nahm sie mit zitternder Hand. Dann löste er die andere vom Zweige und steckte sie ihr ins Haar. Sie hob die Hand empor, um die Rose zu halten. Und als ihre weiße, eiskalte Hand die seine berührte, da zuckten beide zusammen, und es war, als ergösse sich von einer zur anderen ein magnetischer Strom. Ihre Blicke trafen sich und hielten sich fest. Ein Taumel ergriff sie, eine dämonische Gewalt, vor der Vernunft und Besinnung ohnmächtig zusammenbrachen.

„Küsse mich, Hermann!" schrie es aus ihr mit der Verzweiflung ihrer zermarterten Seele; „nicht auf die Stirn! Auf den Mund! So wie damals — das erste Mal. Fest! Fest! Ich liebe Dich ja so wahnsinnig! Vergessen! Gott! nur einen Augenblick vergessen! Geliebter!"

Sie hielten sich umschlungen. Mund auf Mund gepreßt sanken sie nieder. Auf sein schwarzes Haar thauten rothe Tropfen. Die Rose in seiner Hand und die Rose in ihrem Haar trafen bebend zusammen: ihre Kelche küßten sich.

Auf die Stirn trat der Ausdruck einer leidvollen Wonne. Der Schmerz des Abschieds gab dieser letzten Umarmung eine übermenschliche Inbrunst. Der Adler ihrer Leidenschaft flog empor hoch über Menschensitte und Gesetz. Auf den Schwingen der Sehnsucht trug er sie in den Flammenhimmel, daß sie erbeben mußten in überirdischen Schauern. Ihre Sünde aber stieg aus den Flammen empor, rein und geheiligt, in eine schuld- und sündenlose Ewigkeit. Und während die zerrissenen Seelen einander austranken in der Selbstvergessenheit dieses Abschieds, dämmerte es ihnen auf wie die Ahnung von etwas Unnennbarem, das herrlich war und beglückend. Der kurze Augenblick der Wonne und die Ewigkeit verschmolzen in Eines; ihre Seelen weiteten sich zum All, und es sprach in ihnen: Ihr seid in Mir. Ich bin in Euch. Und nichts ist außer Mir. Denn Ich bin die unendliche Liebe, die über Tod und Leben ist.

X.

Ludmilla erwartete Gäste. Ihr neuester Freund, der fünfundzwanzigjährige Erich Wagner, ein bildhübscher Junge, der ihr letzthin mit Entschiedenheit den Hof gemacht hatte, sollte in die Litteratur eingeführt werden. Zu diesem Zweck hatte Ludmilla eine kleine, aber gewählte litterarische Gemeinde zu sich entboten, welche dem freudigen Ereigniß beiwohnen und den Neophyten aus der Taufe heben sollte. Auf dem Programm stand eine biblische Novelle, vorgelesen vom Verfasser, und wenn es auch im Allgemeinen für Schriftsteller kein Vergnügen ist, die Schöpfung eines Anderen mit anhören und die Waare der Konkurrenz auch noch loben zu müssen, so hütete sich doch ein Jeder, der schönen und einflußreichen Gönnerin einen Korb zu geben. Nicht ohne Neid vernahm Emmy Ahlemann, daß wieder keine einzige Absage gekommen war. Sie selbst war auch geladen, obgleich sie — wie Ludmilla ihren Freunden zu sagen pflegte — nicht in die Litteratur hineingehörte, weil ihr Verständniß doch eigentlich gleich Null war. Allein Emmy hatte nun einmal das Bedürfniß, mit litterarischen Elementen in Berührung zu kommen, und schließlich verdienten die vielen kleinen und großen Dienste, die sie Ludmilla erwies, Aufmunterung und Belohnung. Und es kostete ja nichts.

Ludmilla saß vor dem Handspiegel und legte die letzte Hand an die Toilette. Ihr Haar war um einen Ton röther noch als sonst. Sie stellte mit Befriedigung fest, daß sie bildschön aussah. Es klingelte. Das wird die Ahlemann sein, dachte sie. Es war aber nicht die Ahlemann, sondern, zu ihrer peinlichen Ueberraschung, Frau Krüger aus der Köpenickerstraße. Sie weinte und war in größter Erregung. Das dumme Dienstmädchen, dachte Ludmilla und nahm sich vor, ihr nachher gehörig den Standpunkt klar zu machen.

„Liebe Frau Krüger,“ sagte sie; „Sie kommen etwas ungelegen. Sie sehen: ich erwarte Gäste.“

„Ach Gott, entschuldigen Sie man, gnädige Frau. Es ist nur wegen der Maria. Ich dachte, ich würde sie hier treffen — —"

„Maria? Bei mir? Ja, was ist denn? Warum weinen Sie denn so?" —

„Ich sage es ja," jammerte die Frau; „dann muß was passirt sein. Heute Mittag ging sie weg, ohne ein Wort zu sagen. Ich glaubte, sie würde gegen Abend wiederkommen. Ach Gott, ach Gott!"

„Warum geben Sie auch nicht besser Acht!" rief Ludmilla ärgerlich. „Ich habe Ihnen extra gesagt, Sie sollen aufpassen auf das Mädchen. So weinen Sie doch nicht immerzu."

„Wenn blos nichts geschehen ist!" jammerte Frau Krüger.

„Was soll denn geschehen sein?"

„Ach, sie war ja ganz verändert, seitdem die gnädige Frau und die andere Dame da waren. Sie sprach kein Wort und sah nur immer vor sich hin. Es war mir ordentlich unheimlich. Und gestern kam der junge Herr Referendar. Na, und was da geschehen ist, weiß ich nicht. Aber nachher weinte sie in einer Tour, und heute Mittag, da ist sie fortgemacht—"

„Allein?"

„Ja."

„Hat sie Sachen mitgenommen?"

„Nicht daß ich wüßte. Ach Gott, wenn sie sich nur nichts gethan hat. Sie war rein verstört."

„Ja, liebe Frau: ich kann da auch nichts machen. Wir müssen abwarten. Man braucht nicht immer gleich das Schlimmste zu befürchten. Es ging doch bisher Alles gut mit ihr: sie hatte doch Alles, was sie brauchte, nicht wahr? Kleidung und Essen, Sie haben doch für Alles gut gesorgt, nicht wahr, Frau Krüger?"

„Ja doch. Ja doch."

„Na also! Weshalb sollte sie denn plötzlich auf dumme Gedanken kommen?"

„Ob man zur Polizei schickt?"

„Das fehlte noch? Die Polizei kann auch nicht helfen. Gehen Sie nur nach Hause, Frau Krüger. Am Ende hat sie sich inzwischen wieder eingefunden. Und morgen bringen Sie mir Bescheid. Jetzt habe ich wirklich keine Zeit. Sie hören: es klingelt. Adieu, Frau Krüger."

Ludmilla warf einen letzten Blick in den Spiegel. Die Erregung hatte ihre Wangen geröthet, was ihr vortrefflich stand. Sie erhob sich und ging Emmy entgegen, die nicht wenig überrascht war, als ihr von Frau Krüger geöffnet wurde.

„Was wollte denn die Krügersche?" fragte sie.

„Ach, liebe Emmy, man kommt aus den Aufregungen nicht heraus. Denken Sie: Maria ist den ganzen Tag nicht nach Hause gekommen."

Emmy erschrak.

„Sie wird doch nicht etwa?“ sagte sie und hielt inne. „War sie gestern bei Ihnen? Wir sagten ihr doch, daß sie herkommen sollte.“

„Nein, sie war nicht hier. Das macht mich eben so ängstlich. Wenn dem Kinde ein Unglück zugestoßen wäre!“

„Ein Unglück? Sie meinen, ein — ein unglücklicher Zufall? Am Ende ist sie überfahren worden.“

„Emmy!“ Ludmilla legte entsetzt die Hand auf den Arm der Freundin.

„Ja,“ sagte Emmy, die an das Ueberfahren so wenig glaubte, wie Ludmilla; „heutzutage wo der Verkehr so zugenommen hat, besonders in der Köpenickerstraße.“

„Das wäre furchtbar,“ stöhnte Ludmilla.

„Wo ist Hermann?“ fragte Emmy ganz unvermittelt.

„Hermann? Ich weiß nicht. Sie glauben doch nicht, daß Hermann und Maria zusammen — —“

„Möglich ist Alles, liebe Lula. Man muß sich auf Alles gefaßt machen.“

„Zusammen fortgelaufen?“

„Fortgelaufen? Bruder und Schwester? Nein, das glaube ich nicht.“

„Mein Gott: was denn?“

„Ich weiß doch nicht. Man kann doch nur vermuthen.“

„Sie meinen: sie hätten sich etwas zu Leide gethan?“

„Wer kann es wissen?“

„Nein, Emmy, das ist ausgeschlossen. Maria ist zwar exaltirt —“

„So? exaltirt?“

„Ja. Für ganz normal habe ich sie nie gehalten.“

„Was Sie sagen! Das höre ich heute zum ersten Male.“

„Aber Emmy: Das habe ich doch schon immer gesagt.“

„Ja, freilich, wenn sie exaltirt ist. Solche Menschen sind zu Allem fähig.“

„Denn sonst wäre es doch nicht zu begreifen. Ein junges Mädchen, das Alles hat, was sie braucht. Denn das müssen Sie doch sagen, Emmy: ich habe meine Schuldigkeit gethan. Ich habe für sie gesorgt, wie ich mußte.“

„Das ist doch selbstverständlich, liebe Lula. Sie trifft kein Vorwurf, was auch geschehen sein mag. Sie haben Ihre Pflicht vollauf gethan.“

Ludmilla drückte der Freundin die Hand.

„Versteht man das?“ fragte Emmy. „Gerade jetzt, wo sie zu Ihnen ins Haus sollte, wo die Zukunft so lachend vor ihr lag!“

„Ein so junges Geschöpf!“ sagte Ludmilla. „So schnell rafft der Tod ein blühendes Menschenleben dahin! Ob man sie finden wird?“

„Am besten wär's, man fände sie nicht. Der Leute wegen. Die sind ja so falsch! Wenn man selber so ganz anders ist, dann begreift man es garnicht, wie Leute so sein können. Aber verlassen Sie sich darauf: wenn man sie findet, an ein Unglück glaubt Keiner. Dann geht das Geklatsche und Gerede los, und die ganze Sache fällt auf Sie zurück. Wenn

man sie nicht findet, Gott, Lula: an sich wäre es ja furchtbar. Aber die Sache ist doch dann aus der Welt. Nach der entfernten Verwandten kräht kein Hahn, und fragt Einer, dann sagt man, sie ist abgereist."

„Ach Emmy: Sie reden so. Aber glauben Sie mir, ich würde gern noch Schlimmeres auf mich nehmen, wenn Maria am Leben wäre. Es ist doch immer mein Kind! Sie kennen die Gefühle einer Mutter nicht, Emmy. Sie wissen nicht, was es heißt: ein Kind verlieren, dessen Seele man eben erst gewonnen hat!"

Sie weinte, gerührt von ihrer Selbstlosigkeit und Mutterliebe. Ja, in diesem Augenblick bildete sie sich in Wahrheit ein, sehr unglücklich zu sein. Emmy umarmte die Freundin. Auch sie weinte, aber mit Vorsicht, denn sie hatte Schminke auf den Wangen.

„Am Ende machen wir uns ganz unnütze Sorgen," sagte sie schließlich. „Passen Sie auf: Maria lebt und meldet sich morgen."

„Wenn man nur Gewißheit hätte! Diese Ungewißheit ist tödtlich. Und in dem Zustand Gesellschaft geben! Am liebsten würde ich Keinen empfangen."

„Aber Lula, das geht doch nicht! Sie können doch die Leute nicht fortschicken! Was soll man denn davon denken! Nein, Liebste: Sie dürfen sich nichts merken lassen. Sie müssen stark sein. Und selbst, wenn etwas passirt ist, trauern giebt es nicht. Sie müssen nach wie vor Gesellschaften mitmachen, Theater besuchen. Denn sonst — —"

„Ach, Emmy, Sie haben ja recht. Aber es ist keine Kleinigkeit: Komödie spielen müssen, tanzen und lachen, wenn man den Tod im Herzen trägt. Ja: ich werde stark sein. Man soll es mir nicht ansehen, daß ich mein Kind verloren habe."

Sie kam sich in diesem Moment groß und heroisch vor. Ihre Absicht, noch einige Thränen zu weinen, gab sie auf. Denn es klingelte gerade. Die Gäste kamen, bereit, die biblische Novelle des neuen Dichters über sich ergehen zu lassen.

XI.

Hermann stand am Gitter des Kanals und sah in das trübe und träge dahinschleichende Gewässer. So Manche lagen da unten gebettet in dem großen Sarge mit den steilen, steinernen Wänden. Und die Letzte, die Allerletzte war — —. Er zitterte. Dort an der Brücke schimmerte der weiße, runde Rettungsgürtel, dem Schutze des Publikums empfohlen. Er war auch diesmal nicht in Thätigkeit getreten. Wozu auch? Wer so weit ist, dem frommt keine Rettung: der Gürtel ist barmherzig und gönnt ihm den Tod.

Nebel steigen auf und hüllen den Muschel blasenden Triton in graue Schleier. Aus dem Nebel kommt ein Schiff unter der Brücke durch. Eine Frau steht am Steuer. Langsam fährt es vorbei und verschwindet wieder

im Nebel. Wo es gefahren ist, ziehen Furchen und Kreise. Sind es nicht Münder, die lachen? Lauter lachende Münder? Der schimmernde Gürtel, der runde, lacht mit. Das Leben ist ein Spiel, und wer verspielt, wird ausgelacht. Das ist wohl so in der Ordnung. Oder ist es mehr werth als ein Lachen? Aus dem Nebel kommt es. Eine Frau steht am Steuer. Im Nebel verschwindet es. Was weiter? Und seines lag unten, da unten im Grunde. Seine Mutter hatte es in Grund und Boden gesteuert.

Wenn man doch hinabsehen könnte! Aber dieses nasse Grab ist so wunderlich: es zeigt nicht seine Todten; es spiegelt nur das Leben wieder: Menschen, die auf dem Kopfe gehen, Häuser mit dem Dach nach unten, verkehrte Bäume und Laternen: eine ganze Welt in ihrer Verkehrtheit. O diese Welt! In einem Sarge voll Wasser spiegelt sich ihre Herrlichkeit. Ein Windhauch, und Alles wankt und wackelt: Menschen, Häuser, Bäume und Laternen. Es ist sehr komisch. Wer lacht da? Niemand da. Sollte er selber — —? War er verrückt?

Er starrte auf einen Fleck im Wasser, einen gelben, runden, vergnügten Fleck im Wasser. Ja der Mond. Er zog die Uhr. Halb neun. Eigentlich war es gleich. Was ging ihn die Zeit an? Ein kleiner Kerl mit schneidigem Bärtchen redete ihn an. Richtig: Das war ja der Kollege — wie hieß er doch?

„Tag, Kollege. Na? kleines Rendez-vous?"

„Ja, Rendez-vous."

„Natürlich. Hab' ich mir gedacht. Für so was hab' ich Blick. Brauchte das Brieschen da in Ihrer Hand gar nicht zu sehen. Warten wohl schon lange? Ja, die Weiberchen! Am Ende ist es die verkehrte Stelle? Sehen Sie lieber noch mal nach!"

„Nein: es ist die richtige Stelle," sagte Hermann und lächelte; „verlassen Sie sich darauf."

Er lächelte wirklich und sprach sehr verbindlich. Er wunderte sich selbst, daß er lächeln konnte und so verbindlich sprechen. Oder war er es nicht? Seine Stimme klang ihm fremd, als ob sie gar nicht ihm angehörte, als ob da noch ein Dritter wäre, der so verbindlich sprach und lächelte. Der Kollege — wie hieß er doch? — sagte etwas und lachte. Und er lachte auch — oder war es der Dritte?

„Helden, Sie sehen etwas blaß aus," sagte der Kollege; „ja, ja, das unsolide Leben!"

„Das macht die Beleuchtung."

„Die Beleuchtung! Sehr gut! Na, erkälten Sie sich nur nicht. Adio! Ich gehe zum Biere. Prost, Kollege!"

Ja, der Kollege. Bier trinken — kleine Mädchen — später mal heirathen — Kinder in die Welt setzen: das war Alles. Dann war es aus. Wozu das Ganze? Ja. Aber die Liebe! Freilich: die Liebe. Wer kennt sie? Jeder spricht davon, und unter Tausenden ist nicht Einer,

der sie kennt. Er kannte sie: diese Liebe, die stärker ist als das Leben und erhaben über Recht und Gesetz; diese Liebe, die Sünde ist und Erlösung zugleich. Er kannte sie und mußte daran sterben.

Der Brief war seiner Hand entglitten. Er bückte sich und hob ihn auf. Und wieder haftete sein Auge auf den Zeilen, den letzten, die sie geschrieben hatte:

„Geliebter! Du weißt, wo ich sein werde. Keiner soll mich suchen. Ich liebe Dich in Ewigkeit. Maria."

Ja: er wußte, wo sie war. Hier, wo die Weiden in's Wasser tauchten, wo der schimmernde Gürtel hing und der Triton in die Muschel blies, hier war die Stelle. Sein letztes Rendezvous mit dem Liebchen. Dort der gelbe Fleck auf dem Wasser, der so possirlich tanzte und lachte, wies ihm den Weg. Keine zwanzig Fuß trennten ihn von ihr und von der Ewigkeit. Dort lag sie und wartete auf ihn: die Kleider schwer und naß; das holdselige Gesicht gedunsen; die Augen offen und klein; und die Fische fraßen sich satt an ihr. Sie hatte sterben müssen, weil ihre Mutter eine Verbrecherin war. Denn es giebt keine Gerechtigkeit. Nein: das ist keine Welt, in der es sich verlohnte zu leben. Besser ist es todt sein. Denn die Ungerechtigkeit schreitet nicht über die Schwelle des Todes. Ein Sprung in das Nichts, und Alles ist zu Ende. Da ist kein Unrecht und keine Herzensnoth, keine Sehnsucht und keine Verzweiflung, kein Mutterhaß und keine Blutschande. Was war das? Klang es nicht aus der Tiefe heraus, so fein und zart, als wenn es gewoben wäre aus den zitternden Strahlen des Mondes? Sang da nicht eine liebe Stimme, so süß und lockend, wie in vergangenen Tagen: „Komm her zu mir, Geselle?"

Er hörte ein leises Stöhnen und sah sich um. Keiner da außer ihm selber. Warum zögerte er? Warum sprang er nicht hinein? Er hatte doch nichts mehr auf der Welt zu suchen. „Nichts mehr auf der Welt," sprach er laut und erschrak. „Ja, ja, ich komme, aber erst — —" Er rieb sich die Stirn. Was wollte er doch noch?

Plötzlich gab er sich einen Ruck. Der gebeugte Leib nahm eine stramme Haltung an. In die umränderten, tiefliegenden Augen trat eine finstere Entschlossenheit. Er wandte sich, ging über den Damm und bog in die — — Straße ein. In wenigen Minuten hielt er vor der Wohnung von Dellingers. Der Schein einer rothverhängten Lampe drang aus dem Fenster. Er klingelte, sagte dem Portier guten Abend und ging nach oben.

XII.

Der Dichter las.

Ludmilla hatte den jüngsten Liebling ihrer Laune in den bequemen Armstuhl ihres Mannes gesetzt, dicht neben die rothverhängte Lampe, derart, daß das vor Aufregung blasse Gesicht des blonden Jünglings einen rosigen Schimmer erhielt. Erich Wagner empfand alle Schauer jener unruhvollen

Wonne, die eines Dichters Herz erfassen, wenn er in die seltene Lage kommt, einem Kreise erlesener Zeit- und Fachgenossen seine Schöpfung vorzulesen.

Nichts brannte in dem Zimmer als die rothe Lampe: wodurch erstens Gas gespart und zweitens Stimmung erzeugt wurde. Ludmilla saß neben dem Dichter. Ihr schönes Gesicht war in ein wirkungsvolles Halbdunkel gehüllt. Sie schien nicht minder erregt als der Vorlesende selber. Sie hatte ihn ja in Scene gesetzt. Sein Erfolg war ihr Erfolg. Jedem einzelnen der Gäste hatte sie gesagt, daß die Entdeckung dieses neuen Sternes ihr Werk sei. Davon, daß es eigentlich der Doktor Käswurm gewesen war, der ihr den Jüngling empfohlen und zugeführt hatte, davon hatte sie nichts gesagt. Und so ruhte denn thatsächlich die Verantwortung für den Ausfall dieser Premiere allein auf ihren Schultern, diesen wunderschönen Schultern, die der Professor Alois Brendel, der Freund der Künste und der Frauen, trotz seines weißen Barts noch immer so gern streichelte und küßte. Er hatte den Ehrenplatz inmitten der Gäste, die sich um ihn herum im Halbkreise gruppirten. Zu seiner Rechten saß die reifere Jugendschriftstellerin, zur Linken das zarte, junge Mädchen, welches die unanständigen Bücher schrieb. Denn er war gewohnt, von Frauen umgeben zu sein: sonst fehlte ihm etwas. Und so hatte ihm denn Ludmilla die Blüthe der anwesenden Weiblichkeit geopfert. Neben dem Mädchen, das die unanständigen Bücher schrieb, saß der dämonisch bleiche, freiheitskämpfergleiche Lyriker mit der düstern Kravatte. Neben der reiferen Jugendschriftstellerin aber hatte der kommende Mann Platz genommen, der wohlbeleibte, wurstfingerige, genial frisirte Doktor Pfeffers. An der Wand, dem Vorlesenden gegenüber, auf der mit einem Perser bedeckten Truhe saßen die Unzertrennlichen, welche sich gegenseitig in den Himmel hoben; und auf der anderen Seite, hinter dem Vorlesenden, der Herr des Hauses mit Emmy Ahlemann in traulicher Umschlingung auf dem Divan. Lebus aber, der Verflossene, Lebus, der berühmte Dramatiker, stand in seiner ganzen Länge, mit der weißen Hand beständig in dem blonden Barte wühlend, in malerischer Pose gegen den alten Nürnberger Schrank gelehnt und sah, ein Gott, über die kleineren Geister unter ihm hinweg.

Ludmilla ließ ihren Blick von Einem zum Anderen schweifen, um die Wirkung dieser biblischen Novelle zu beobachten, deren Vorlesung sie mit so inniger Antheilnahme folgte, als wär's „ein Stück von ihr“. Um die Wirthin nicht zu verletzen, that man so, als ob man aufpaßte. Allein man langweilte sich. Und das war gut. Künstler bewundern nicht gern. Man läßt sich nicht gern in dem Glauben, daß man selber ein Genie, die anderen aber Schafsköpfe seien, irre machen. Das Gefühl, daß der neue Konkurrent weniger, keinesfalls aber mehr konnte, als sie selber, stimmte sie milde. Und so spendeten sie denn diesem Jüngling, der ihnen nicht gefährlich werden konnte, uneingeschränkten Beifall, lobten die biblische

Schönheit der Sprache und unterbrachen ihn mit anerkennenden Zwischenrufen. Als der Jüngling eine Pause machte, sagte Lebus mit seinem wohllautenden Pathos:

„Ich wußte, daß uns Frau Lula zu einem geistigen Festschmaus laden würde. Freuen wir uns, daß wir ein so starkes Talent in unserer Mitte begrüßen dürfen!“

Und er schritt auf den glücklichen Dichter zu und schüttelte ihm die Rechte. Ludmilla drückte ihm zur Belohnung für diesen Ausspruch beide Hände so fest und warm wie in jenen Tagen, wo er ihrem Herzen ebenso nahe stand, wie zur Zeit der junge Wagner. Auch der kommende Mann hatte sich erhoben und drückte dem Jüngling unter schmeichelhaften Redensarten die Hand. Er hatte die Empfindung, daß er mit dieser That dem langersehnten Ziele wieder um einen Schritt näher gerückt sei. Er hätte es ja schon längst erreicht, wenn nicht dieser unglückselige Jüngling ihm in die Quere gekommen und ihm den Rang abgelaufen hätte. Ludmilla lächelte und sah ihn dankbar an. Gewiß: dieser dicke Kerl, dem die satte Wohlhabenheit auf dem Gesicht geschrieben stand, war geschaffen wie kein Andrer, der Nachfolger oder Genosse — warum nicht Genosse? — des armen, schlanken Dichter-Jünglings zu werden.

Nach einer kurzen Pause, in welcher Bier und belegte Brödchen gereicht wurden — mehr gab es nie, wenn bei Dellingers Gesellschaft war —, fuhr Erich Wagner mit frischem Muth und gehobenem Selbstbewußtsein fort:

„Und Mirjam sprach: Siehe, ich bin eine große Sünderin. Es war aber um die Abendzeit, da öffneten sich die Pforten des Tempels und herein trat —“

Hier hielt der Vorlesende inne. Sein Blick heftete sich starr auf die Thür, auf die er mit ausgestrecktem Arm wies, ohne ein Wort zu sagen, entsetzt als hätte er einen Geist gesehen. Alles wandte sich um. Im Dunkeln, neben dem Wandschirm, stand wie aus dem Boden gewachsen, regungslos eine Gestalt. Aus dem fahlen Gesicht traten die Knochen heraus. Nur die glühenden Augen verriethen, daß da ein Wesen aus Fleisch und Blut stand. Eine tiefe Stille trat ein, bis der an der Thür den Mund aufthat und sprach:

„Packen Sie ein, Herr Dichter! Ihre Geschichte ist unwahr. Ich will Ihnen eine erzählen aus dem Leben: so wahr, so furchtbar wahr, daß Jeder, der ein Herz hat, blutige Thränen weinen muß.“

Man schwieg. Man wußte nicht, was man von dem Gebahren des unheimlichen Gastes halten sollte. Ludmilla war sehr blaß geworden. Sie hatte das dunkle Gefühl, daß ihr Gefahr drohe.

„Hermann, Du?“ sagte der Hausherr verwundert, nachdem er den Eindringling, dessen Stimme sich sonderbar verändert hatte, endlich in der dunkeln Ecke erkannt hatte.

„Ja, ich!“ klang es zurück. „Warum sollte ich nicht der Weihe des

Dichters im Hause seiner Muse beiwohnen: ich, der Sohn dieser Muse! Gehöre ich nicht zu Euch, Ihr Musensöhne und Musentöchter, wie ein Bruder zur Schwester gehört? Denn wahrlich: wir sind Alle Brüder und Schwestern. Und es ist ein schönes Ding um die Geschwisterliebe: nicht wahr, Ihr lieben Leute?"

Einige fingen an zu glauben, es handle sich um einen Ulk, und lachten. Das junge Mädchen aber, welches die unanständigen Bücher schrieb, sagte: „Wie peinlich!" Und der Dichter Lebus beugte sich zu der reiferen Jugendschriftstellerin und flüsterte: „Der Mensch ist betrunken."

Ludmilla war aufgestanden und an Hermann herangetreten. Leise und eindringlich, in befehlendem Tone, sprach sie:

„Was soll das heißen? Du machst augenblicklich, daß Du nach Hause kommst!"

Er antwortete:

„Ich werde gehen, wenn es an der Zeit ist. Noch ist es **nicht** an der Zeit. Denn mein letztes Wort ist noch nicht gesprochen."

Und zu den Andern sich wendend:

„Brüder und Schwestern: was sagt Ihr zu der Gastlichkeit Eurer Wirthe? Ihr werdet lange suchen müssen, bis Ihr wieder eine Frau findet, die am Sterbetage ihres Kindes Gesellschaft giebt!"

Ludmilla zuckte zusammen. „Stark sein, Liebste; Nichts merken lassen!" flüsterte Emmy. Ein Gemurmel entstand.

„Lieber Hermann," sagte Dellinger gutmüthig und legte ihm die Hand auf die Schulter; „mach', daß Du zu Bett kommst, und verschlaf' Deinen Rausch!"

„Laß los, Felix Dellinger: denn Deine Hand ist blutig! Brüder und Schwestern, wißt Ihr auch, das Ihr bei einem Mörderpaar zu Gaste seid?"

Seine Stimme klang stahlhart und scharf wie ein Messer. Das Gemurmel wurde lauter und lauter. Aus dem Stimmengewirr löften sich Rufe wie:

„Unerhört!" „Das ist stark!" „Der Mensch ist toll!"

Ludmilla bebte.

„Bist Du von Sinnen, daß Du nicht mehr weißt, wen Du vor Dir hast?"

Dellinger glaubte noch immer, es mit einem Betrunkenen zu thun zu haben, und suchte die Sache humoristisch zu nehmen.

„Also ich bin Dein Onkel Felix," sprach er gemüthlich, „und diese Dame da ist Deine Mutter."

„Nein, Felix Dellinger! Ich **habe** keine Mutter. Die Frau, die mich zur Welt gebracht hat, ist mir ein fremdes Weib. Ich sage mich los von ihr, wie sie sich losgesagt hat von ihrer Tochter Maria!"

„Tochter Maria?" „Er faselt!" „Hinaus mit ihm!" So klang es drohend aus dem Chor der Gäste. Dennoch wagte sich Keiner an ihn

heran. Hoch aufgerichtet stand er da, die Fäuste geballt, in dem todtenhaft bleichen Antlitz den Ausdruck so wilder Entschlossenheit, daß es Keinem gerathen schien, handgreiflich zu werden.

Felix Dellinger blieb stumm. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Er hatte keine Ahnung davon gehabt, daß Hermann über die Familienverhältnisse der „entfernten Verwandten" unterrichtet war. Denn die Besorgung der häuslichen und Familienangelegenheiten hatte er ein für allemal seiner Frau überlassen, und was Ludmilla that, das war für ihn Gesetz: eine Auflehnung dagegen gab es nicht. Da nun Ludmilla es bisher nicht für nöthig befunden hatte, ihn über die Vorgänge der letzten Tage aufzuklären, so war er dem so plötzlich hereinbrechenden Skandal in keiner Weise gewachsen und sah sich bestürzt und hilfesuchend nach ihr um.

„Ihr Alle sollt es wissen!" rief Hermann. „Jenes Mädchen, das man bei fremden Leuten hat aufwachsen lassen in dem Glauben, sie habe keine Eltern mehr, ist meiner Mutter leibliches Kind!"

„Das ist nicht wahr!" rief Emmy; „er lügt! Er ist von Sinnen! Seht ihn an, wie er aussieht! Man merkt ja, daß er nicht bei Verstand ist!"

Die Lage war für die Gäste höchst ungemüthlich geworden. Sie hatten keine Lust, sich in die Privatangelegenheit zu mischen. Man hatte auch kein Interesse daran aufzuklären, ob wirklich jene entfernte Verwandte, wie gemunkelt wurde, in näheren Beziehungen zu Dellingers stand, als diese zugeben wollten. Man wünschte keine Aufklärung. Ludmilla Dellinger war eine entzückende Frau, so Eine, wie die Gesellschaft sie brauchte: ein Stern, eine Sonne der Salons. Und dieser junge Mann, von dem kein Mensch etwas hatte, wollte ihnen diese Sonne rauben? wollte sie zwingen, Partei zu ergreifen gegen Ludmilla? Der Mann war unbequem und widerwärtig.

„Sie entfernen sich augenblicklich!" sagte der Verflossene.

„Ja wohl: augenblicklich!" sekundirte der kommende Mann.

Hermann rührte sich nicht.

„Vorwärts, Lula!" flüsterte Emmy. „Jetzt heißt es: er oder sie!"

Ludmilla überlegte, ob sie eine Ohnmacht markiren sollte. Allein die konnte als Schuldbekenntniß aufgefaßt werden. Sie schlug ein anderes Verfahren ein.

„Thut ihm nichts!" sprach sie mit zitternder Stimme, und Thränen traten ihr in die Augen. „Der Unglückliche! Ich habe es kommen sehen. Sein wüstes Leben, seine Ausschweifungen rächen sich an ihm. Er muß den Verstand verloren haben!"

„Weib!" schrie Hermann, und seine Hände schlossen sich um ihre Gelenke wie zwei eiserne Klammern; „ist es nicht genug an dem, was Du mir gethan hast? Mußt Du auch noch die Lüge auf Dich laden? Deine Tochter Maria hebt aus dem Wasser ihre Hand auf wider Dich und schreit zum Himmel: Meine Mutter hat mich gemordet!"

Er schüttelte sie hin und her. Man warf sich zwischen die Beiden. Mit Mühe gelang es Ludmilla, sich los zu machen. Sie hob die weißen Gelenke, die mit rothen Striemen bedeckt waren, in die Höhe und klagte:

„Seht, so behandelt mich mein Sohn, mein Fleisch und Blut!"

„Merkt Ihr denn nicht, daß er toll ist?" rief Emmy, „was steht Ihr denn und glotzt? Führt ihn hinaus!"

Ludmilla fuhr sich streichelnd über die gerötheten Stellen, indem sie mehr Schmerz zur Schau trug, als sie empfand. Alles war von Mitleid mit der schönen Frau erfüllt. Einige machten sogar Miene, den Missethäter anzufassen.

„Rührt mich nicht an!" rief er und ließ die Fäuste spielen. „Ihr habt es mit einem Verzweifelten zu thun. Wer mir zu nahe kommt, den schlage ich nieder wie einen Hund. Wer seid Ihr, die Ihr den Mord begünstigt: Mörder, Ihr selbst! Gemeinheit ist der Kitt, der Euch verbindet, und wer am meisten lügt, und wer die größten Verbrechen begeht, den krönt Ihr als König und Königin! Ihr mordet nicht mit Gift und Eisen. Aber die Seelen mordet Ihr, daß sie vor Verzweiflung vergehen müssen."

„Hab' ich's nicht gesagt?" tuschelte Emmy, „seht Ihr es nun, daß er von Sinnen ist?"

Die Anderen verharrten regungslos. Alle sahen den Sprecher an. Keiner wagte etwas zu thun oder auch nur zu sagen.

„Ich könnte Euch eine amtliche Urkunde zeigen," fuhr Hermann fort, „auf der geschrieben steht, daß diese da die Mutter Marias ist. Aber Ihr würdet es nicht glauben. Denn Ihr laßt Euch lieber von einem Weibe belügen, als von einem Manne die Wahrheit sagen. Euer Leben ist Lüge und Heuchelei. Die Natur erstickt und stirbt im Sumpf Eurer Eitelkeit. Was ist Euch Mutterliebe und Mutterpflicht! Ihr, ja, Ihr seid die Mörder der Maria. Lacht nur und klappert mit Narrenschellen!

Tanzt auf den Gräbern Eurer Opfer! Ihr tanzt Euren eigenen Todtentanz. Menschen ohne Seele: was seid Ihr anders als lebendige Leichen! Auswendig hübsch anzusehen, aber inwendig ist Tod und Verwesung, Moder und Unflat! Würdige Genossen meiner Mutter, krönet sie! glaubt an sie! betet sie an! Denn sie ist werth, Euer Abgott zu sein!"

Man lachte. Man unterbrach ihn mit ironischen Zurufen. Er aber schritt dicht an Ludmilla heran, und indem er seine glühenden Blicke in sie hineinbohrte, rief er mit eherner Stimme:

„Ludmilla Dellinger, ich klage Dich an: Du hast Deine Kinder um Kindheit und Glück betrogen! Du hast sie in Noth und Verderben gestürzt! Deine Sünde hat sie zu Sündern, Dein Verbrechen zu Verbrechern gemacht! Ihre Blutschande kommt auf Dein Haupt! Du sollst gedenken dieser Worte, wenn der Tag kommt, wo Tand und Flitter von Dir fällt. Dann wirst Du sehen, daß Du nichts bist als eine leere, inhaltlose Hülle, und

erkennen, daß Du Deine Seele und Deine Kinder einer eitlen Maskerade geopfert hast!"

Langsam, Schritt für Schritt, ging er rückwärts der Thüre zu und sprach:

„Ludmilla Dellinger: im Namen Deiner Tochter Maria, sei verflucht!"

Als er draußen war, machte sich die allgemeine Entrüstung in lauten und muthigen Worten Luft. Wie ein Strom, wenn sich die Schleusen öffnen, mit wildem Gefälle schäumend sich ergießt, so ergoß sich eine Fluth von Schmähungen über den Entschwundenen. Emmy aber und die reifere Jugendschriftstellerin machten sich besorgt mit Ludmilla zu schaffen, die sich den Anschein gab, als wäre sie am Ende ihrer Kräfte angelangt. Milde lächelnd, mit schwacher Stimme sprach sie zu den Schimpfenden:

„Nicht doch, meine Freunde! Ich bitte Euch: tragt es ihm nicht nach, er kann ja nichts dafür. Er ist ja krank."

Alles war bezaubert. Lebus, der Verflossene, sprach salbungsvoll:

„Ist diese Frau nicht von einer himmlischen Güte?"

Der alte Brendel klopfte seinem Liebling in stummer Verzückung auf die Schulter. Das junge Mädchen, welches die unanständigen Bücher schrieb, wischte sich die Augen. Und der kommende Mann sprach voller Rührung:

„Solche Frau soll nochmal geboren werden!"

„Was wollt Ihr?" sagte sie schmerzlich. „Ein Mutterherz —" Sie sprach nicht weiter, sie schluckte an ihren Thränen, die Anderen schluckten gleichfalls.

„Eigentlich sollte ihm Jemand nachgehen," meinte Emmy, „der Mensch ist im Stande und thut sich ein Leids an. In dem Zustande" — sie machte eine bezeichnende Handbewegung nach der Stirn — „ist Alles möglich."

Dellinger stand auf, Doktor Pfeffers schloß sich ihm an. Ein dankbarer Blick aus Ludmillas Märchenaugen belohnte den kommenden Mann und verkündete ihm, daß er seinem Ziel nun nicht mehr fern sei.

„Es ist noch ein Glück," sagte Ludmilla, „daß heute nur meine Intimsten hier versammelt sind. Nicht wahr, ich kann mich darauf verlassen, daß Alles, was Ihr heute gehört und gesehen habt, unter uns bleibt. Denn was sollte aus Hermanns Karriere werden, wenn Derartiges in die Oeffentlichkeit käme! Wer ist denn eigentlich jetzt der beste Nervenarzt? Ich hatte mir schon immer vorgenommen, einen zu konsultiren. Aber wer konnte ahnen, daß sich der Zustand so rasch verschlimmern würde?"

Namen wurden genannt. Man debattirte über die Tüchtigkeit der Nervenärzte. Schließlich erhob sich Lebus und sprach:

„Wir wollen gehen; nach dieser Gemüthsbewegung ist es am besten: Sie pflegen der Ruhe, liebe Freundin."

Erich Wagner hatte die Hoffnung, seine Novelle zu Ende zu lesen

definitiv aufgegeben und rollte das Manuskript zusammen. Alles stand auf. Ludmilla protestirte:

„Wo denkt Ihr hin? Ihr werdet mir doch das nicht anthun? Nein, mit diesem garstigen Eindruck dürft Ihr nicht scheiden! Verzeihen Sie, lieber Wagner, die unliebsame Unterbrechung und lesen Sie weiter! Ihr schönes Kunstwerk soll uns wieder emporheben über die rauhe Wirklichkeit und die häßliche Scene, die wir soeben erleben mußten, vergessen machen!"

„Bravo, Lula!" rief Emmy.

„Lula, Sie sind ein Engel," sagte Lebus.

Man setzte sich wieder. Der junge Dichter entfaltete von Neuem sein Manuskript und las:

„Und Mirjam sprach: Siehe, ich bin eine große Sünderin. Es war aber um die Abendzeit, da öffneten sich die Pforten des Tempels, und herein trat der Herr . . ."

XIII.

Mechanisch, ohne zu wissen, wohin, eilte Hermann durch die Nacht. Die Energie und Erregtheit war wieder einer dumpfen, an Bewußtlosigkeit grenzenden Starrheit gewichen. In diesem Zustande fand er sich plötzlich an jener Stelle des Ufers wieder, wo er zuvor Stunden lang gestanden und in das Wasser gestarrt hatte. Wieder stand er an dem steilen Rande: Unter sich das dunkle Wasser, über sich den Wolkenhimmel. Untergehen — ja, untergehen. Allein der Uebergang von dem Etwas in das Nichts, in das All — aber dann war es aus, zu Ende die Qual, der Ekel, der Haß, der Schmerz, die Verzweiflung. Da kam wieder der gelbe Fleck zum Vorschein; sein Wahr- und Wegzeichen. Hier, gerade hier ging es hinein.

Halt, was kommt da? Ein Schiff, das letzte, das seinen Lebensweg kreuzt. Die Leute fahren spät, denkt er. Zwei Männer gehen in gebückter Haltung den Schiffsrand entlang, das Ruder gegen die Schulter gestemmt. Am Steuer steht eine Frau. Die Laterne beleuchtet den Schiffsbug. Da sind große weiße Buchstaben. Er liest: Schiffer Albert Schmidt. Die Frau sieht ihn an. Das Schiff zieht vorüber, verschwindet in Nebel, und die Frau sieht ihn an. Sonderbar, sehr sonderbar. Sie hat langes, blondes Haar. Das fällt ihr über die Schultern, über ein weißes Hemd. Wie sie nur aussieht, die Frau Schmidt! Und hat so liebe traurige Augen. Und das Gesicht so bleich, so bleich. Ich liebe Dich in Ewigkeit, — sagt die Frau.

Schiffer Albert Schmidt — Schiffer Albert Schmidt: warum verläßt ihn der Name nicht? Alles was er denkt, ist: Schiffer Albert Schmidt — Untertauchen — Schiffer Albert Schmidt, in das Weltall — Schiffer Albert Schmidt.

Horch: Stimmen, Tritte, die näher kommen. Was geht es ihn an? Er hat nichts damit zu schaffen — Schiffer Albert Schmidt — Schiffer

Albert Schmidt. Was wollen die Menschen? Sie brauchen ihn nicht hineinzujagen in das Wasser. Er geht schon von selber — Schiffer Albert Schmidt — Schiffer Albert Schmidt — —

„Steht da nicht Einer?“ sagte Dellinger.

„Ich sehe nichts,“ antwortete Doktor Pfeffers. „Es ist neblig. Da sieht man allerhand, was nicht da ist.“

„Still, hörten Sie nichts?

„Nein.“

„Mir war so, als hörte ich einen Fall in's Wasser. Und der Platz ist leer.“

„Unsinn, Dellinger, Sie sehen Gespenster.“

Sie gingen schneller.

„Habe ich's nicht gesagt? Es ist nichts. Der junge Mann ist längst nach Hause gegangen. Kommen Sie, Dellinger: wir kehren um. Sonst wird Ihre Frau unruhig und denkt am Ende, es sei wirklich was geschehen.“

Sie kehrten um.

„Wissen Sie, daß ich Ihre Frau bewundere? Ich habe viele Frauen gekannt in meinem Leben. Denn das Weib ist und bleibt nun mal die Krone der Schöpfung. Aber diese Frau ist der Inbegriff der Weiblichkeit. Ich möchte sagen, sie ist das Weib an sich.“

„Lieber Freund, wem sagen Sie das? Ich muß sie doch kennen, ich bin doch ihr Mann!“

„Sie Glücklicher, bleiben Sie sich nur stets bewußt, welchen Schatz Sie an ihr haben. Ich habe es noch nie so deutlich empfunden, wie gerade heute: ich werde nimmer ihresgleichen sehen. Wie hat sie sich heute Abend benommen, wie stark, wie muthig, wie edel! In diesem schönen Körper steckt nicht nur ein großer Geist, sondern auch eine schöne Seele. Ihre Frau ist ein Charakter, lieber Dellinger!“





Warum?

Novellette aus dem normännischen Volksleben.

Von

E. v. Cymen.

(Elsbeth v. Tempsky.)

— Breslau. —

Motto:
„Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren."
Goethe (Faust).

Es war in einem kleinen, normännischen Städtchen, unweit Le Havre.

Der Abend hatte Kühlung gebracht und nach einem glühheißen Sommertage die „Nachbarn" in's Freie gelockt. Es ging nämlich noch gut patriarchalisch zu in dem französischen Nestchen.

Ganz drinnen in der Stadt freilich gab es eine „große Straße" mit eleganten Läden und sogar einen „Boulevard", auf den man nicht wenig stolz war! auch ein Café im großen Stil, wo die Herren Offiziere ihre Zeitungen lasen oder hier und da einer jungen Dame nachschauten, die in Begleitung ihrer Mutter oder ihrer „Bonne" vorbeiging — selten genug! denn das gebildete, junge Mädchen der Provinz ist eine in der Stille des Hauses streng gehütete Gefangene, die erst ein fremder Mann an's Licht und in die Freiheit führt. Ein fremder Mann, denn er wird von den Angehörigen gewählt; man sieht sich einmal und verlobt sich: sechs Wochen später ist die Hochzeit. Und wenn aus dem weltfremden Kinde dann eine unglückliche Frau wird, brechen wir Deutsche den Stab und sagen: die Französin ist leichtsinnig.

Leichtsinnige Menschen giebt es überall; aber wer weiß immer, was Leichtsinn und was Unglück ist?

Die größten Trauerspiele sind meist die tiefsten Räthsel. — — —

Draußen vor der Stadt gab es etwas mehr Freiheit. Kleine Häuschen

standen dort, so klein, daß sie immer nur die Tiefe eines Zimmers hatten. Der normännische Wind pfiff gar oft durch die gegenüberliegenden Fenster, deren Rahmen unter seinem Drucke ächzten; aber prächtige, bunte Rosen umrankten sie und kletterten bis hinauf auf's Dach.

Jedes dieser Häuslein lag in einem schmucken Garten, der von einem fest verschlossenen Zaun umgeben war.

Und wenn nun der Abend kam, dann guckten über diese Zäune viel freundliche Gesichter. Auch vor denselben bildeten sich Gruppen hier und da, und ein fröhliches Schwatzen und Lachen tönte herüber und hinüber.

Ein verspätetes Fuhrwerk nahte noch, der bekannte zweiräderige Wagen, vom Esel gezogen, gelenkt von der Frau; der Mann sitzt zur Seite.

Warum das? — Räder und Zugthiere sind besteuert in der Republik: der Esel ist billiger als das Pferd! Ob vielleicht auch der Kutscher steuert und die Frau billiger ist als der Mann? — wer weiß!

Das junge Weib hält das Grauthier an, und der Mann springt herunter — ein blonder, blauäugiger Hüne, der Typus des Deutschen, der bei uns selten geworden, in der Normandie noch häufig ist.

Treuherzig grüßt er einen alten Mann, dessen schlotternde Beinkleider und sonstigen originellen Aufzug man nicht Zeit hat komisch zu finden, wenn man in sein schönes ehrwürdiges Gesicht blickt.

Da kommt ein junges Mädchen langsam näher: sie trägt schwer an zwei Wasserkannen, denn sie ist zart und schlank, und auch ihre einfach geschmackvolle Kleidung läßt sie nicht für solche Arbeit gemacht erscheinen. Doch ihr Mund lächelt gar fröhlich, und mit heiterm Blick grüßt sie die Frau und die beiden Männer.

„Ah, Jeanne, sieh da!" ruft der Angekommene, „wann ist die Hochzeit?"

„Samstag," antwortet sie im Weiterschreiten.

„Nächsten?"

„Vorigen nicht!" lacht sie übermüthig und verschwindet hinter'm Zaun, bald im Haus, gefolgt von dreifachem Lachen. — — — — — — —

Fast eine Stunde später — es ist schon stiller geworden, und hier und da haben sich die Thüren und Fensterläden geschlossen — schreitet müde und schwer ein großer Mann die Straße entlang. Nach seinem leicht gebückten Gange könnte man ihn fast für alt halten.

Doch schaut man ihm näher in's Gesicht, sieht man, daß er wohl noch nicht dreißig zählt. Zwei große, feuchte Augen blicken uns an und doch nicht —: sie sehen durch uns hindurch in die Ferne. Es sind Augen, für die der Mensch nur ein schwarzer Punkt in einem leeren Raume ist: nur wer einmal so unglücklich war, daß er keinen Ausweg mehr in seinem Elend sah, weiß, was das bedeutet!

„Jeanne!" ruft der Mann mit einer weichen, dunkelgefärbten Stimme.

„Lucien!" klingt es jubelnd wider, und das junge Mädchen fliegt an die Gartenthür.

Aber sie prallt zurück — er öffnet nicht wie sonst seine Arme. Er starrt sie nur an mit solch' einem seltsamen Blick — ihr wird bange —

„Lucien!"

Da fährt er sich wie erwachend mit der Hand über die Augen, legt einen Arm um ihre Schulter und küßt sie auf die Stirn, ganz flüchtig nur und ohne Leidenschaft; und doch — ihre Stirn brennt —

— wie das schmerzt! — — — — — — — — — — —

Ihre Augen beginnen auch zu brennen; aber sie lacht und schwatzt.

„Lucien," flüstert sie auf einmal, „mein Brautkleid ist fertig," und rosige Gluth überzieht ihr bleiches Gesicht.

„Dein Brautkleid?!"

Es zuckt über sein Antlitz. Seine Lippen beben — lächeln — ein Lächeln, bei dem sie fröstelnd die Lider senkt.

„Zieh es an," bittet er leise, „auch den Schleier vergiß nicht: ich will Dich als Braut sehen," und wieder streifen seine Lippen ihre Stirn.

Sie zittert; aber sie geht. Sie fürchtet sich vor ihm, und das ist eine kurze Zeit des Alleinseins — ein Ausruhen: seine Augen lasten heute so schwer. — — — — — — — — — — — — —

Nach einer Viertelstunde steht sie wieder vor ihm, weiß wie die Maiblume, die sich dem Lenz öffnet: „Spring auf" dem Glück!

Da zieht er sie an seine Brust voll toller, rasender Leidenschaft.

„Lucien!" —

Sie will sich wehren; aber ihre Kraft ist gebrochen. Sie duldet stumm, was sie nicht ändern kann.

Es dauert auch nicht lange, dann beugt er sich weit zurück und sieht sie wieder an, während er sie an beiden Armen festhält.

„Wo hast Du Deinen Kranz?" fragt er, und seine Stimme hat einen unheimlichen Klang.

„Den hab' ich noch nicht!" lächelt sie, „er würde ja welken bis Samstag!"

„Ach so! Ja! schade!"

Er seufzt. — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht sinkt. Sie ist allein — in ihrem Brautschmuck noch; aber der Schleier ist zerrissen!

Schon!

Sie weint.

Sie hätte ihn nicht anlegen sollen! es giebt Dinge, mit denen man nicht spielen darf!

Er hatte ihn zerrissen bei seiner stürmischen Umarmung. Er war so seltsam heut.

Nein, nein! Liebe ist kein Lenz! Der Lenz ist vorher!

Daß sie ihr Brautgewand nicht angelegt hätte; nun konnte sie der Maiblume nicht mehr gleichen — sie wußte schon, daß Ehe Kampf ist!

Ihre Lippen schlossen sich herb:

„Und doch! wer nicht kämpft, lebt nicht!" — — — — — — —

Es war vier Tage später. Nachmittag noch; aber schon standen auf der „route de Mer" flüsternde Gruppen.

„Wo er nur bleibt?"

„Vier Tage ist er schon nicht dagewesen."

„Die arme Jeanne!"

„Sie haben schon den ganzen Tag Thüren und Fenster geschlossen!"

„Jeanne weint."

„Ja und der Vater war ganz toll gestern Abend. Er hat rein getobt."

So schwirrt es durcheinander. Neugier, Theilnahme, Schadenfreude! Echt meist nur die erste, denn es giebt nur wenige Menschen, die die Kraft haben, wirklich gut oder wirklich böse zu sein.

„Arme Jeanne, schon das dritte Mal!"

„Und erst einundzwanzig Jahr!"

„Wenn der sie auch sitzen läßt!"

„Der Zweite that's, weil der Erste ihm einen anonymen Brief geschrieben. Vielleicht hat das Scheusal jetzt wieder geschrieben."

„Oh!"

„Aber dann bekommt das arme Ding keinen mehr: Jeder würde denken, daß es doch einen Grund hat!"

„Dreimal verlobt! So eine Abgeleckte, brr!" ein rohes, hartes Männerlachen folgt dem Ausruf.

„Brrr!"

„Es wäre aber eine Scheußlichkeit von ihm," wagt sich eine schüchterne Stimme dazwischen. „So nah vor der Hochzeit. Jetzt ist die Stunde: sie sollten auf die Mairie gehen!"

„Ja, richtig! Jetzt!"

Da nahen Fremde, zwei Männer und ein Mädchen, alle schwarz gekleidet. Sie klopfen an die streng geschlossene Thür. Eine Spalte thut sich auf. Sie werden eingelassen.

Furchtbare Stille; langes Schweigen.

Dann auf einmal ertönt ein entsetzlicher Schrei, noch einer und noch einer.

Es dauert so fort fast eine Stunde: kein Weinen, nein, ein Heulen.

Erst im ganz Dunkeln öffnet sich die Thür von Neuem, und die Fremden kommen wieder heraus — auch Vater, Mutter und Jeanne: des Mädchens Haltung ist gebeugt; sie hebt den Blick nicht auf. — — —

Am nächsten Morgen läuten die Glocken ganz früh —

Hochzeitsglocken?

Nein.

Armesünderglocken! —

An der Kirchhofsmauer scharrte man einen Selbstmörder ein. Man hatte ihn gefunden auf den Eisenbahnschienen im Tunnel — das Gesicht entstellt. Drei Tage wußte man nicht, wer's war — bis das Gerücht ging, daß Jeanne ihren Bräutigam vermißte. Da brachte man ihr ein Taschentuch mit den Initialen L. W. und die Schlüssel, die in seine Zimmer- und Schrankthüren paßten. — —

An ihrem Hochzeitsmorgen saß sie auf seinem Grabe und schluchzte — allein — ein gebrochenes Leben.

„Oh Lucien," hörte man sie jammern, „daß Du mich mit Dir genommen hättest da drunten in die kühle Erde! Lucien, Lucien, warum, o warum?" — — — — — — — — — — — — —

Ja, warum?

So flüsterten auch die Nachbarn immer wieder. Er hatte kein Wort zurückgelassen, keine Zeile!

Kann das Mädchen noch ruhig schlafen, kann es weiter leben?

So nicht!

Es würde sterben am Jammer, meinte man, und eine Freundin nahm es mit nach Paris. — — — — — — — — — — — —

Tage vergingen, und die Gemüther wurden ruhig.

Drei Häuser davon lag eine alte Frau im Sterben. Der Schlag hatte sie gerührt, nachdem sie vorher zwei Tage lang verschwunden war. Dort mußte man stündlich fragen: „Lebt sie noch?" Mit schauderndem Interesse wartete man auf den Tod — wer hatte Zeit, noch an Jeanne zu denken! — — — — — — — — — — — — —

Acht Tage später kam Jeanne wieder in einer neuen Pariser Toilette mit einem feschen Hut nach der letzten Mode. Sie erzählte viel von den Ausstellungsarbeiten; besonders das „große Rad" hatte ihr imponirt.

Noch acht Tage hin, am Nationalfest, am 14. Juli ging sie tanzen.

Man erzählte sich, daß sie gesagt hatte:

„Nun ist mir Alles Eins. Der Erste, der jetzt kommt, der wird's."

Einige zerrissen sich den Mund darüber, Andere fanden's natürlich: sie konnte doch nicht ihre Jugend vertrauern wegen eines Dummkopfes, der sich das Leben nahm; und die meisten hatten's schon halb vergessen.

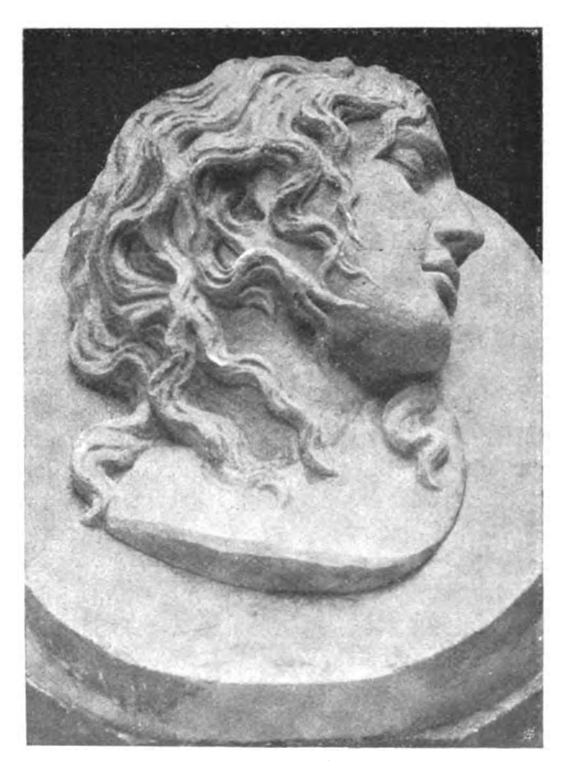
— — — — — — — — — — — — — — — —

Nur Einer erzählte, daß er sie habe sitzen sehen am Morgen jenes Festes, während die Kanonen donnerten und die Marseillaise erklang, einsam und mit herbgepreßtem Munde auf dem Grabe ihres Verlobten. —

Warum?



Illustrirte Bibliographie.



Schlafende Eumenide.
(Medusa Ludovisi) Rom.
Aus: Ludwig v. Sybel, Weltgeschichte der Kunst im Alterthum,
Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Weltgeschichte der Kunst im Alterthum. Grundriß von Ludwig von Sybel. Zweite verbesserte Auflage. Mit drei Farbtafeln und 380 Textbildern. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1903. Preis brosch. 10 Mk., geb. 12 Mk.

Ein großer stattlicher Band mit einer Fülle der vortrefflichsten Abbildungen wird hier wieder dem Lernenden und Genießenden in die Hand gegeben. Aber dergleichen mochte es ja auch sonst wohl schon geben, wenn vielleicht auch noch nicht so stattlich und so reichlich. Das Neue ist die geistvolle Gruppirung, die frische Problemstellung, das anders gestellte Thema. Es liegt dies im Titel der Arbeit bereits angedeutet: Weltgeschichte der Kunst. Das Wörtchen Weltgeschichte will sagen, daß der wissenschaftliche Standpunkt, den die universalhistorische Forschung im Uebrigen einzunehmen pflegt, hier auch für die Kunst, schärfer durchdacht, eingenommen werden soll, daß der echt geschichtlichen Auffassung der Dinge neben Ethnographie und üblicher Systematik kräftiger zum Durchbruch zu verhelfen gesucht wird.

„Das Werden der Weltkunst zu erzählen," schreibt der Autor im Vorwort, „vereinigt unser Vortrag immer das zeitlich und geschichtlich Zusammengehörende, die gleich staunenswerthen Denkmäler der ägyptischen Baukunst zu Karnak und der frühgriechischen von Mykenae, er faßt die Blüthe Assyriens und Babyloniens mit dem jugendkräftigen Auftreten der Hellenen zusammen. Ihren Hochgang vollendete die Griechenkunst in dem Zeitraum Alexanders und seiner Nachfolger: wiederum lernen wir sie aus der Vereinigung und Vergleichung der Denkmäler von Samothrake und Pergamon, von Pompeji und Rom kennen. Und so fügen wir in der Kunst der römischen Kaiserzeit auch das Altgriechische und Frühbyzantische ein."



Holzbild aus der Pyramidenzeit.
Raëmke, der „Dorfschulze".
Aus: Ludwig v. Sybel, Weltgeschichte der Kunst im Alterthum, Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Mit einem großen Schauspiel wird die Weltgeschichte verglichen, die sich so vor unseren Augen in epochenweiser Zusammenfassung der gleichzeitigen Erscheinungen gestaltet. Ein zahlreiches Personal gehe über die Bühne und führe ein buntes, doch immer geordnetes und übersichtliches Bild vor die Sinne. Erst treten die Völker einzeln auf, gleichsam in der Exposition des Dramas, dann eröffnet sich das Zusammen-, das Gegenspiel, und die Handlung wird danach, wie Sybel meint, immer einheitlicher, und sie trägt endlich den Leser gemächlich dahin auf breitem Strome.

So ist das Werk vor uns ein Geleiter durch die Jahrhunderte, ja die Jahrtausende, dabei ein Augenblicksbild der stets flüssigen, von methodisch pfadsuchenden Hypothesen — so umschreibt der Verfasser anziehend den Begriff der heuristischen Hypothese — geführten Wissenschaft.

Der Stil ist sehr klar und schön, glatt und erfreulich wie das solide Papier, auf dem wir ihn lesen. In den Anmerkungen findet sich die einschlägige Fachlitteratur für den angehenden Gelehrten sorgfältig reichlich aufgezeichnet. Ein ungeheures, weite Strecken umspannendes Wissen ist durch wiederholten Niederschlag geläutert vor dem Schüler, dem Kunstfreund ausgebreitet. Fehlten alle Illustrationen, man hätte ein brauchbares, edel geformtes Lehrbuch, eine werthvoll lehrreiche, interessante Erzählung, wie die Begebnisse der Kunst sich zutrugen in der Welt, wie die Ereignisse aus einander hervorgingen oder doch mutmaßlich sich zu einander verhalten haben können, in Händen. Durch den vortrefflichen Buchschmuck wird jedoch der Genuß unendlich gesteigert, die bequeme Brauchbarkeit unermeßlich erhöht; jetzt scheinen wir durch ein Museum mit einem ernsten Führer dahinzuschreiten.

H. L.



Nike von Samothrake. Paris.
Aus: Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst im Alterthum, Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Bibliographische Notizen.

Medicin oder Philosophie? Eine Kritik Beider von Benno Buerdorff. Leipzig, O. Borggold.

Das vorliegende Heft enthält auf dem Umschlag den Vermerk „Preisgekrönt“ — wo und von wem, ist indeß nicht ersichtlich. Der Verfasser beginnt seine Kritik entgegen der Ueberschrift zunächst mit der Philosophie. Nach einer Einleitung, in der auf den Zusammenhang der Medicin mit den übrigen

Beschäftigungen hingewiesen und schließlich das zu behandelnde Thema als „Philosophie im Dienste der Medicin" bezeichnet wird, geht der Verfasser auf die Erörterung der herkömmlichen Begriffe der Philosophie über, auf die Untersuchung des Begriffes vom rein menschlichen Lebensinteresse aus und zieht schließlich die Anwendung auf das Leben als die Hauptsache der Philosophie in nähere Betrachtung. Verwebt in die letztere werden der Darwinismus, die Aehnlichkeit mit den Menschenaffen und die Instinkte des Menschen. In einem zweiten, räumlich genau ebenso langen Kapitel wird die Medicin abgehandelt als Heilkunst überhaupt und als Fakultät. Ein Schlußkapitel beschäftigt sich mit der Reform der Fakultätsmedicin. Uebersehen wird ganz, daß die medicinische Wissenschaft auf der durch den Versuch und die interne Beobachtung — erlangten Erfahrung basirt. Das Ganze läuft schließlich hinaus auf eine Verherrlichung des Vegetarismus und der Naturheilmethode unter Anwendung der sattsam bekannten Schlagwörter. K.

Deutsche Kunst und Dekoration. VI. Jahrg. Heft 4. Januar 1903. Einzelpreis 2,50 Mk. Innendekoration. Herausgeber Alexander Koch.

Die Ausschmückung und Einrichtung moderner Wohnräume in Wort und Bild. XIV. Jahrgang 1903. Januar-Heft. Einzelpreis 2,50 Mk. Verlag Alex. Koch, Darmstadt.

Diese Zeitschriften sind für die Gegenwart eine fortlaufende Predigt des guten Geschmacks, eine Predigt in Wort und Bild, mag es sich um die Ergebnisse von Preisausschreiben, um Besprechung, Darstellung und Beleuchtung der Ausstellungsdarbietungen oder um sonstige Anliegen des modernen kunstgewerblichen Wettbewerbs und der Nachfrage handeln. Sie werden für eine ferne Zukunft aber voraussichtlich die Bedeutung einer werthvollen Fundgrube für den Erforscher des Stilgefühls unserer Tage erlangen, und wie wichtig dürften sie alsdann z. B. auch dem Theaterdirektor sein, der ein Stück von 1903 richtig im Geschmack der damaligen Zeit in Scene setzen will. — Freilich ist das wohl dem Verlage heute eine cura posterior. Die Hefte nehmen sich jedoch so säuberlich und gediegen aus, als hätten sie für eine lange Zukunft sich auf den Weg gemacht.

H. L.

Portugiesengräber auf deutscher Erde. Beiträge zur Kultur- und Kunstgeschichte von M. Grunwald. Hamburg, 1902, Alfred Janssen.

Portugiesische Maramen, die vor den Schrecken der Inquisition flüchteten, ließen sich im sechzehnten Jahrhundert in Hamburg und den Nachbarorten nieder. Der Zeiten Ungunst gewährte ihnen auf deutschem Boden keine dauernde Heimstätte: bis auf einen kleinen Rest wanderten sie wieder aus, nur ihre Gräber sind geblieben. Die Denkmäler der Todten helfen uns, den Weg ins Leben der Vergessenheit zurückzufinden. Das interessante Material, vom Verfasser gründlich durchforscht und geschickt verarbeitet, beleuchtet bis ins Einzelnste die inneren Einrichtungen und die äußere Stellung dieser Judengemeinden. Neben der Bedeutung für die Kultur der Vergangenheit haben die Gräber an sich einen hohen Werth durch die künstlerische Auffassung und Darstellung ihrer Skulpturen. Besonders geschmackvolle Ausführung zeigen ein Jakobstraum und eine Rahel im Schäferkleide des Rokoko. Auf diesen Grabsteinen erreichte die Kunst, was das Leben nicht vermochte: Altjüdische Sujets sind friedlich umrahmt von den stolzen Wappen und Visiren des Mittelalters. L. L.

Handschrift und Charakter. Von J. Crépieux-Jamin. Unter Mitarbeit von Hertha Merckle, in autoris. Uebersetzung nach der 4. französischen Auflage herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Hans Busse. — Mit 232 Handschriften-Proben. Leipzig, Paul List.

Der Herausgeber dieses umfangreichen Werkes (558 S.) ist bereits durch seine Arbeiten auf graphologischen Gebiet bekannt. Auch in „Nord und Süd" war seine Broschüre: „Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft" s. Z. besprochen worden. Die deutsche Uebersetzung des vorliegenden Werkes konnte daher unter Betheiligung der oben erwähnten Mitarbeiterin in keinen besseren Händen liegen. Der französische Verfasser ist seit 15 Jahren der geistige Führer der französischen Graphologie; sein vor einigen Jahren in deutscher Uebersetzung erschienenes Lehrbuch der Graphologie kann gleichsam als Vorschule zu dem jetzigen Werk, in welchem der wissenschaftliche Werth der Graphologie begründet ist, angesehen werden. Wie schon Prof. Preyer in seinem Werk: „Zur Psychologie des Schreibens" hervorhebt, liegt im Schreiben eine Fülle psychologisch-physiologischer und pathologischer

Probleme verborgen. Ganz besonderes Interesse bietet die individuelle Verschiedenheit der Schrift und der Zusammenhang der Individualität in Person und Handschrift. So wie die Photographie die Gesichtszüge wiedergiebt, bilden die Schriftzüge das Spiegelbild seelischer Vorgänge des Schreibenden. Die Graphologie erfordert ein ernstes Studium. Mit der nur oberflächlichen Kenntniß der graphologischen Zeichen ist noch nichts gewonnen. In 21 Kapiteln behandelt der Verfasser das umfangreiche Gebiet. Zunächst bespricht er die Anfänge sowie die Grundlagen, die Zeichen und den Geist der Graphologie, geht alsdann über auf die graphologische Klassifikation und die Experimental-Graphologie, sowie auf die Theorie der Resultantenbildung und der geistigen Rangordnung. Die letzten Kapitel sind u. A. gewidmet der Handschrift der Kranken, ferner der Betrachtung von Kunst und Handschrift und schließlich „dem graphologischen Portrait“ — der Anweisung zur Anfertigung graphologischer Urtheile. Zahlreiche Handschriften-Proben dienen zur Erläuterung des Textes. Der Verfasser hat mit außerordentlicher Klarheit und Schärfe die einzelnen Kapitel bearbeitet, und die Uebersetzer haben es verstanden, die schwierige Uebertragung in's Deutsche in ausgezeichneter Weise durchzuführen und vor Allem die sachlich richtige Wiedergabe des Originals zu wahren. Ganz besonders hervorzuheben sind die vom Uebersetzer beigegebenen Anmerkungen, in denen namentlich das Verhältniß der französischen zur deutschen Graphologie nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft näher beleuchtet ist und für die deutschen Leser einige bibliographische Hinweise auf die neuere deutsche Litteratur und auf die wissenschaftlichen Fortschritte der Graphologie gegeben sind. In diesen Anmerkungen sind auch die Vermerke gemacht, wenn die Uebersetzer anderer Ansicht waren als der Verfasser oder wo sie sogar einen Irrthum zu sehen glaubten. Auf einzelne Details kann hier bei dem umfangreichen Stoffe nicht eingegangen werden. Den Schluß des vortrefflich ausgestatteten Werkes bildet ein Inhalts- und Eigenschafts-Verzeichniß. Das Werk sei hiermit nicht nur denen warm empfohlen, die sich bereits mit graphologischen Studien befassen, sondern auch allen Gebildeten, die dieser Wissenschaft noch fern gegenüberstehen. Sie werden sich mit ihr nach näherem Studium sicherlich bald befreunden. K.

Bekenntnisse eines Arztes. Von W. Weressájew. Einzige vom Verfasser genehmigte Uebersetzung von Heinrich Johannsen. Mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart, Robert Lutz.

In der Einleitung zu dem vorliegenden Werke giebt der Uebersetzer nähere Daten über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers, der, aus einer russischen, ärztlichen Familie stammend, von 1884—1888 an der Petersburger Universität Philosophie und Geschichte und von 1888—1894 auf der Universität Dorpat, dem heutigen Jurjew, Medicin studirte und beim Schlußexamen den Grad eines praktischen Arztes erhielt. Des Näheren motivirt alsdann der Verfasser in einem Vorwort die Gründe, die ihn zum Niederschreiben seiner „Bekenntnisse“ veranlaßt haben. Um wenigstens einen ungefähren Ueberblick über diese zu geben, seien aus einzelnen der 22 Kapitel einige Schlagwörter herausgegriffen und hier angeführt: „erste Eindrücke des medicinischen Studiums, mißlungene Operation und ihre Folgen, das Schlußexamen und seine Mängel, die ersten Erlebnisse in der Praxis, Rathlosigkeit bei den gewöhnlichsten Fällen, Erfahrungen des jungen Arztes im Krankenhause, die Unzulänglichkeit der ärztlichen Kunst bei dem heutigen Stande der Wissenschaft, die Vivisektion, die Medicin für Reiche und Arme, Wichtigkeit des medicinischen Frauenstudiums, Ungerechtigkeit des Publikums gegen den Arzt, die Honorarfrage und die materielle Lage der Aerzte, die Gefährlichkeit und die nervenzerstörende Ausübung des ärztlichen Berufes“. Es ist keine Frage, daß der Verfasser mit seinen „Bekenntnissen“, bei denen er bemüht gewesen ist, nichts zu verhehlen und vor Allem gerecht und rückhaltlos wahr zu sein, ein sehr interessantes Werk geschaffen hat. Ungeachtet der Anfeindungen, denen er sich voraussichtlich durch seine Offenheit, namentlich in ärztlichen Kreisen, aussetzen würde, ließ sich der Verfasser, was höchst anerkennenswerth, lediglich von dem Bestreben leiten, auf die Schäden hinzuweisen, an denen das medicinische Studium und die ärztliche Kunst leidet. Den ärztlichen Stand dadurch irgendwie mißkreditiren zu wollen, hat ihm völlig fern gelegen. Im Gegentheil — er verfehlt nicht, die bedeutenden wissenschaftlichen Errungenschaften auf dem Gebiete der Medicin hervorzuheben, wodurch erst viele Gebiete des menschlichen Organismus zugänglich und verständlich geworden sind. Für seine Darlegungen liefert ihm seine Erfahrung aus der Praxis das Be-

weismaterial. Nur beim 8. Kapitel, das über „verbrecherische Versuche an Menschen zu wissenschaftlichen Zwecken" handelt und an dessen Bearbeitung der Verfasser mit schwerem Herzen herangetreten ist, zieht er die medicinische Litteratur heran. — Das Buch ist nicht blos für Aerzte geschrieben, sondern im Wesentlichen für das gebildete Publikum, das zu eigenem Urtheil und zur richtigen Erkenntniß der obwaltenden Verhältnisse befähigt ist. — Kann auch das gebildete Laien-Publikum die in Rede stehenden Fragen nicht lösen, so hat es doch, wie der Verfasser sehr richtig hervorhebt, ein Recht dazu, die Lösung zu fordern und sich für die Sache zu interessiren. Zweifellos müßte eine intensivere theoretische, namentlich aber auch eine erheblich ausgedehntere praktische Ausbildung der Medicinstudirenden die Vorbedingung für die Ablegung des Schlußexamens sein, durch das nur allein die Berechtigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis erworben werden könnte. — Inwieweit eine sorgfältigere Auswahl der Medicinstudirenden hinsichtlich ihrer Befähigung und Neigung für das medicinische Studium durch Zwischenexamen stattfinden müßte, wäre wohl als ein sehr wichtiger Umstand in nähere Erwägung zu ziehen. Es ließe sich hierbei noch auf Manches hinweisen, was indeß zu weit führen würde. - Sicherlich würde nach Beseitigung der in dem vorliegenden Werke zur Sprache gebrachten Mängel der ärztliche Stand hinsichtlich Wissens und Könnens in der Hochschätzung des Publikums nicht nur gehoben, sondern auch die materielle Lage der Aerzte würde wesentlich verbessert werden. Hoffentlich trägt die vom Verfasser gegebene Anregung gute Früchte. Die aufmerksame Lektüre des Buches kann nur bestens empfohlen werden. K.

Deutschland in China. Von Rudolf Zabel. Leipzig, Georg Wigand.

In dem vorliegenden Werke hat der Verfasser seine, während des Feldzuges in China, als Redakteur des „Ostasiatischen Lloyd" und als Korrespondent der „Vossischen Zeitung" gesammelten Erfahrungen niedergeschrieben. Bei seinen, auch durch selbstständig ausgeführte Forschungsreisen in der Mandschurei, in Schantung und den chinesischen Südseeprovinzen erlangten Kenntnissen der chinesischen Verhältnisse, war es ihm möglich, den Schilderungen der Kriegsereignisse die Entwickelung der politischen und wirthschaftlichen Beziehungen zwischen China und den Vertragsmächten, unter spezieller Berücksichtigung des deutschen Reiches, in einem besonderen, belehrend und interessant verfaßten Abschnitt (I. Buch) vorauszuschicken. Dieser ist also mehr theoretischer Natur und gewährt eine allgemeine Uebersicht über die wirthschaftlichen und politischen Strömungen, deren Wechselspiel zu dem jetzigen Standpunkte der chinesischen auswärtigen Politik und der Politik der Mächte geführt hat. An der Hand der geschichtlichen Daten giebt der Verfasser ein klares Bild von der Entwickelung der chinesischen Wirren. Was er hier über Rußlands Sonderstellung in China, über Europa als Erzieher, über den chinesisch-japanischen Krieg, über die Politik der Interessensphären und die Politik der offenen Thür sowie über die chinesische Frage als interne Frage der Weltpolitik schreibt, beansprucht allgemeines Interesse. Der zweite Hauptabschnitt (II. Buch) enthält den Feldzug in China 1900/1901. In den ersten Kapiteln werden geschildert: „Die Boxerbewegung, Chinas Wehrkraft und der Ausbruch der Feindseligkeiten"; hieran anschließend folgt die Schilderung der Kriegsereignisse: „Der Sturm auf die Takuforts, die Kämpfe um Tientsin, der Entsatz der Fremdenniederlassung, der Zug Seymours, die Eroberung von Tientsin und die kriegerische Thätigkeit der in Petschili vereinigten Landtruppen vor dem Eintreffen des „Oberkommandos". Die Schilderung der eigenen Erlebnisse des Verfassers beginnt mit dem Eintreffen des Ostasiatischen Expeditionskorps in China, während seine Berichte über die Ereignisse vor dieser Zeit auf den Angaben zuverlässiger Augenzeugen basiren. Den umfangreichen Stoff hat der Verfasser nach Möglichkeit in geschickter Weise zusammengedrängt. Erhöht wird das Interesse wesentlich dadurch, daß der Verfasser nicht blos referirt, sondern auch kritisirt. Inwieweit er in letzterer Beziehung immer das Richtige getroffen hat, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls wird er mit der scharfen Kritik, die er von seinem Standpunkt aus an der Thätigkeit des deutschen Flottenvereins geübt hat, auf Widerstand stoßen. —

Die Schilderung der Ueberfahrt des deutschen Expeditionskorps nach dem Kriegsschauplatze und der Erlebnisse des Verfassers auf letzterem, wozu im Besonderen die Occupation der Provinz Petschili mit den verschiedenen Expeditionen, die Kämpfe an der großen Mauer und das Gefecht bei Hophu gehören, gewährt eine sehr anziehende und anregende Lektüre. In einem Schlußkapitel „Ostasiatische Fragen und Antworten" unterzieht der

Verfasser die Hunnenbriefe, ferner das durch den Feldzug erlangte Resultat sowie die chinesischen Probleme einer sachgemäßen und recht interessanten Besprechung. Das Werk liefert einen sehr schätzbaren Beitrag zur Litteratur der Geschichte des chinesischen Krieges. K.

Neue Kunde zu Heinrich von Kleist. Von Reinhold Steig. Berlin, G. Reimer, 1902.

Das kleine Buch Steigs erscheint mir nach Form und Anlage geradezu mustergültig. Ob Alles, was inhaltlich hier beigebracht wird, vollständig richtig unter Dach und Fach gebracht ist, mögen die kundigen Leser an der Hand des scharfsinnigen Führers selbst prüfen. Mir erscheint Stil und Disposition der Arbeit jedenfalls ungemein erfreulich.

Gleich die Inhaltsangabe zeigt in lichtvoller Uebersicht die Dinge, die wohlgeordnet zur Sprache gebracht werden, kurz und prägnant, die Erwartung spannend auf interessante neue Kunde. Die Studien des Forschers betreffen Persönliches, Briefe, Gedichte, Prosa und schließlich hinterlassene Schriften. Die ganze Arbeit wird von innigstem Verständniß dafür, was es mit Kleist im Ganzen auf sich hat, getragen. Die Liebe zu dem großen Dichter hält all die kleinen Sonderuntersuchungen zusammen. Sie windet aus den Erzeugnissen des Gelehrtenfleißes, die sich ihr unter der Hand in duftende Rosen verwandeln, einen neuen lieblichen Kranz, den unsterblichen Sänger damit dankbar zu schmücken. H. L.

Heinrich Heine und Napoleon I. Von Paul Holzhausen. Mit 4 illustrat. Beigaben. Frankfurt a. M., Verlag von Moritz Diesterweg, 1903.

Das Buch ist vornehm ausgestattet und auch sonst in äußeren Toilettenfragen des Gedankens recht anziehend, aber der Inhalt ist so heine- und napoleonfreundlich, daß ich davor zurückschrecke. Den Freunden des Dichters Heine und den Bewunderern Napoleons kann man das Buch, das Wasser auf ihre Mühle trägt, empfehlen. Ob man die ausgesprochene Gesinnung überhaupt unterschreiben darf, ist eine andere Frage. Ich will mich nicht zu tief in sie einlassen; denn sie führt in's Unendliche, aber einige Gesichtspunkte dürfen vielleicht zur Sprache gebracht werden.

Mit mehr Berechtigung als einen Schillerhasser dürfte sich wohl mancher Denkende, wofern er sich so leidenschaftlicher Redeweise befleißigen will, als einen Heinehasser bezeichnen. Mit mehr Berechtigung, denn Heines Schwächen gehen einem, wie ich meine, doch ganz anders unangenehm auf die Nerven als Schillers. Es ist von vornherein natürlich Unsinn, einen Menschen zu hassen. Aber es giebt häßliche Eigenschaften, und deren hat Heine. Und in dem Haß, mit dem wir diese Eigenschaften verfolgen, brennt etwas von unserem idealsten Leben. In stärkerem Maße trifft das Gesagte noch auf Napoleon zu. Die Bewunderung seines Feldherrngenies und seiner Klugheit ist ein Affekt, wie ich glaube, niederer Gattung im Vergleich zu der hohen Menschheitsliebe, die uns solche Unruhstifter hassenswürdig erscheinen läßt. Es handelt sich hier um ein beinahe mathematisch deutliches Problem. Wir sollen unser Herz mit Liebe füllen, so weit es irgend geht. Gut, Feindesliebe eingeschlossen, lieben ohne Ende. Aber nun kommt eine Gefahr. Es giebt Persönlichkeiten, zum Theil sehr charmant, in die können wir uns zum Schaden unserer besseren Seele „verlieben". Verliebtheit in eine Gestalt, mit ihren Schwächen und Schrullen, mag sie Heine, Napoleon, ja selbst Goethe heißen, kann wie eine Krankheit uns besserer, breiterer Gefühle entmannen. Und darum, um des ewig Bessern willen fort damit! H. L.

Impressionen. Von Walther Rathenau. Leipzig, S. Hirzel, 1902.

Das ist ein seltsames, zierlich feines Buch — seltsam und zierlich fein das Aeußere wie sein Inhalt. In der stilvollen Ausstattung ahmt es die Weise altmodischen Buchschmuckes raffinirt vollendet nach, und zu dieser eigenartigen Hülle kontrastirt reizvoll und korrespondirt damit auch wieder in mysteriös gefälliger Weise moderne Geistesfreiheit und Volubilität des Gedankens und Ausdrucks. Der Autor spricht da von Mancherlei, bald scherzhaft, bald mit ernster leiser Eindringlichkeit, die ihm ungemein wohl anzustehen scheint. Er ist alles Mögliche, nur niemals trivial. Er sagt vielleicht nicht viel Neues, allein er sagt Alles so hübsch und niedlich, so fertig in seiner Manier, daß es sich nett ausnimmt. Es ist die rechte Salonluft der Konversation hier zu spüren, aber keine fade Atmosphäre dabei, sondern im Gegentheil rührende Momente läßt die anmuthige Bewegung nicht völlig vermissen, da ja dem, der Herzliches auch im leichten Fluge aufzufassen versteht, das Gemüthvolle nicht in der Eleganz verschwindet. Alles in Allem möchte ich an

Chopin'sche Klänge erinnern, hohe Kultur und Civilisation auf jeder Seite, ein feiner, originell bewegter Rhythmus, Grazie, Zartsinn.
H. L.

Im Kampf um Süd-Afrika. Band 1. Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger. Von ihm selbst erzählt, nach Aufzeichnungen von H. C. Bredell und Piet Grobler, herausgegeben von A. Schowalter. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1902.

Das geschmackvoll ausgestattete Buch ist mit einem sehr guten Porträt des Präsidenten, der uns hier die Erinnerungen seines thatenreichen Lebens erzählt, geschmückt. Und bei der Lektüre des interessanten Werkes gewinnen wir ein Bild der geistigen Züge des Helden dazu. Nur im Anfang und am Ende tritt der Darsteller uns in subjektiver Ichform entgegen, im Anfang, weil er dort persönliche Abenteuer berichtet, im Anhang, weil daselbst Reden des Staatsmannes abgedruckt sind, wie er sie gehalten hat. Den Hauptinhalt des Werkes beherrscht jedoch die objektive Form der Erzählung in dritter Person, wie das auch Cäsar liebte.

In manchen Stücken könnte der Freiheitskämpfer wohl den Leser an die vortreffliche Biographie Benjamin Franklins erinnern. Es ist ein ähnlicher biblischer Sinn kräftiger Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit zu bemerken. Nur gelang es dem Buren leider nicht, einen verderbenbringenden Blitzableiter für sein Vaterland zu erfinden. Dabei scheint uns der Mann doch ganz aus dem soliden Holz geschnitzt, aus dem die Wohlthäter der Völker geschnitzt werden, geradsinnig, muthig, klug.

Im zweiten Theil des Faust hat Goethe zwei der liebenswerthesten Gestalten der schönen Metamorphosen Ovids, Philemon und Baucis, (man lese Constantin Bulles vortreffliche Verdeutschung) noch einmal durch unsterblichen Schönheitsschimmer vergoldet. An die Beiden, deren Landbesitz Fausts Habsucht verhängnißvoll erweckt, mußte ich denken, als ich die Entstehungsgeschichte des blutigen Krieges in Krügers Darstellung vor meinen Augen vorbeiziehen ließ, und dies Wort besonders schien mir des Greises Stimmung nicht unangemessen auszudrücken:

„Laßt uns zur Kapelle treten,
Letzten Sonnenblick zu schau'n;
Laßt uns läuten, knieen, beten
Und dem alten Gott vertrau'n!"

H. L.

Schauspiel und Gesellschaft. Von Alfred Klaar. Verlag von Johannes Räde, Berlin W. 15.

Wer auch nur Weniges von Professor Dr. Klaar gelesen haben sollte, wird, bevor er ein neues Buch von ihm in die Hand nimmt, das Eine schon im Voraus mit so großer Gewißheit aussagen können, wie daß die Sonne sich am andern Morgen wieder als Tagesgestirn auf den Weg machen wird, nämlich das Eine, daß dies Buch edel und ernst in der Gesinnung sein wird. Es ist doch etwas Schönes um solche Sicherheit. Nur die besten menschlichen Charaktere können sie uns gewähren, und ich glaube, es giebt nichts, was inniger wohlthut als diese unbedingte Verläßlichkeit, diese naturnothwendige Treue des Wesens.

So ist es denn selbstverständlich für Alle, die Klaar kennen, daß es sich bei seiner neusten schönen Gabe wieder um ein vornehmes, liebenswürdiges und von edelster Gesinnung getragenes Werk handelt. Ein Blick in die Geschichte des Theaters wird uns diesmal eröffnet. Das Moment der Seelenerhebung und das Moment der Sinnlichkeitsentfesselung werden an ihrer Quelle im alten Mysteriumspiel aufgezeigt, und es wird geschildert, wie sich fortan Hohes und Niederes zu einander im Laufe der Entwicklung von Civilisation und Kultur verhalten. Klaar hat seinen Sinn durchaus dem Reinsten und Innersten zugewendet, und in seiner hinreißenden Liebe dazu, in dem Gefühl vom tiefen Werthe des Göttlichen, stürmt er die Burg der dumpfen Lüste. Seine aufflammende platonische Leidenschaft zum Herrlichsten entfacht verzehrende Gluth, „daß ja das Nichtige Alles verflüchtige . . ."

So predigt er uns — und über seinem Haupte schweben stille Himmelssterne — daß die wahre Freiheit, auch in Theatersachen, in nichts Anderem besteht, als was der geistvollste aller Paradoxisten, Spinoza, „die Knechtschaft Gottes" nannte.

H. L.

Im Frühling. Novelle von Martha Asmus. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Der Inhalt dieses Buches läßt sich kurz mit den Worten von Bogumil Goltz wiedergeben: „Die Liebe ist kein Ding der Freiheit, der Reflexion, der Schul-Vernünftigkeit, sondern eine Naturmacht, ein Verhängniß im Herzen." Die Heldin der fein ersonnenen und gewandt ausgesponnenen Erzählung ist ein junges, unerfahrenes Mädchen, das als Opfer der Irrlehre ihres

Vaters, eines modernen Dichters, die Liebe in den Tod treibt. Das tragische Ende wirkt mehr rächend als rührend. M. A. versucht hier die Lösung einer Frage und gewinnt dem oft behandelten Vorwurf der Herrenmoral eine neue, interessante Seite ab. N.

Die Hölle im Pferdestall und andere lachende Satiren von Maximilian Fuhrmann. Berlin u. Leipzig, Schuster u. Löffler. 1902.

„Die in diesem Buche stehenden lachenden Satiren M. Fuhrmanns sind nicht zum Lachen da. Aber sie sind lachend geschrieben," sagt Liliencron in einem einleitenden Vorwort. Sie sind geschrieben in der ergötzlichen Behäbigkeit des Philisteriums und führen uns durch Alltage. Es ist wenig Gift darinnen. Die „lachenden Satiren" sind nicht schneidend, sondern beinahe harmlos. Die Sprache hat etwas Zähes, Trockenes, Staubiges, und dahinter steckt manchmal ein verhaltenes Kichern, ein leise pfeifender Hohn. Wie gesagt — ergötzlich, zumal für eine Stunde der harmonischen Resignirtheit und zumal, wie Liliencron einleitend bemerkt, „für solche Naturen, die die Welt unbekümmert ihren ewigen Paß trotten lassen, die die Narrheiten ihrer Mitmenschen mit Anmuth aufgetischt haben wollen und sich im Uebrigen mit einem stillen, heiteren Lächeln begnügen". G. B.

Der gelbe Kater. Novellen von Hans Bethge. Berlin, Schuster & Löffler. 1902.

Das Prosawerk eines feinen Lyrikers. Es ist schlicht und immerhin mit imponirender Sicherheit gezeichnet. Es ist ein Gemisch von unterirdischem Nebel und sanftem Blüthenhauch, mystisch Visionäres und Jugendlichkeit, — aber präcis, einfach, knapp. Dazwischen spinnt meist eine Gespensterhand die spukhaften Fäden, die zu einem Tode führen. Alles in Allem: wenn es auch nicht das Siegel der Größe trägt, es ist eine angenehme litterarische Kost. G. B.

Frühjahrsblumen. Novellen. Von Johannes Schlaf. Berlin, F. Fontane u. Co.

Er hat etwas Müdes, Dämmeriges, unbestimmt Verwischtes — und darüber die tändelnde Equilibristik des Esprits und ein Letztes von seinem „konsequenten Naturalismus" und darunter noch etwas Anderes, etwas Herzliches — „es ist da in meiner Seele so etwas unverwüstlich Hausbacken-Deutsches" — so etwas wie ein kindliches Lauschen, wie eine fromme Freude an Weihnachtsäpfeln und Feiertagskuchen. Er schreibt nur für Wenige. Seine „Frühjahrsblumen" haben Freunde gefunden und werden deren noch mehr finden. G. B.

Der Arbeitsteufel. Neue Thüringer Dorfgeschichten. Von Rudolph Braune-Roßla. Leipzig, Hermann Seemann Nachfl. 1902.

Es ist so etwas wie Wicherts Littauische Geschichten en miniature — aber doch bisweilen in's Blaue hineinfabulirt mit einer gewissen Dosis von Unbeholfenheit. Es fehlt etwas darin; es fehlt sogar Vieles darin; es fehlt das Kraftvolle und das Lachende. So haben wir nur ein bescheidenes Erzählertalent vor uns. Mehr oder weniger spaßhafte Harmlosigkeiten — „und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute" . . . Und es ist sogenannte Heimatskunst, wenn es überhaupt Kunst ist. G. B.

Hugo Salus. Ernte. Verlag von Albert Langen. München.

In dem Kinderliede „Der Paradiesvogel" beantwortet H. S. die Frage, wie er seine Gedichte mache, durch die scherzhafte Erklärung, ein Paradiesvogel komme zum Fenster hereingeflogen und lege ihm auf das Tintenfaß ein goldenes Ei, das — doch möge der Dichter selbst sprechen! — „das nehm' ich und leg' es noch warm an's Herz, und leg' es an's Herz und wärm' es zwei Wochen; und eines Tags ist ein kleines Vöglein ausgekrochen. Das öffnet den goldenen Schnabel und singt und singt, daß das ganze Zimmer klingt. Und was es singt, das schreib' ich einfach hier nieder. Seht Ihr, Kinder, so mach' ich die Lieder!" Dieses anmuthige Märchen enthält viel Wahrheit. H. S. ist kein tiefsinniger Denker, kein schwermüthiger Grübler, sondern ein heitrer Sänger des Lebensgenusses, der Daseinslust. Wie der Vogel freut er sich des goldenen Lichts und singt, wie ihm der Schnabel gewachsen. Sein reges Schönheitsgefühl sucht nur helle Pfade und harmonische Klänge, liebt das Sonnige und Sanfte. Seine Lieder erwärmen, weil sie am Herzen ausgebrütet, d. h. wahr und innig empfunden sind. Das beweisen in dem neuen Buche be-

sonders die Gedichte: Abschiedsbrief. Der Heilige. Nachtliedchen. Ernte. Der überdrüssige Knabe. Sanfte Stunden. Sanfter Regen. Das verfolgte Mädchen. Der heiße Blick. Gassen. Der Page. Vereinigung der Leiber. Epistel an Deutschlands junge Dichter. N.

Klänge aus stiller Welt. Gedichte von Eugen Sutermeister. Mit dem Bildniß des Dichters. Zürich, Verlag von Caesar Schmidt.

Der Werth dieser Gedichte beruht mehr auf der persönlichen, als auf der poetischen Eigenart des Dichters. E. S., ein am 26. 11. 1862 geborener Sohn des bekannten Schweizer Poeten Otto Sutermeister, widerlegt das Wort Rückerts: „Von blinden Dichtern hab' ich oft gelesen, jedoch von keinem noch, der taub gewesen." Wie er selbst S. 23 in „Wollt ihr wissen" sagt, lichtete er das Dunkel der Sprache, meisterte er den Ton dadurch, daß er innen klangbegeistert sich in Klang hineindichtete. In seinem fünften Jahre durch eine Gehirnentzündung des Gehörs beraubt, wurde er in der Taubstummenanstalt Richen bei Basel erzogen und lernte später die Gravirkunst. Die Liebe weckte in ihm den wahrscheinlich durch Vererbung empfangenen Sinn für Poesie und ermuthigte ihn, die zunächst zu eigener Tröstung entstandenen dichterischen Versuche seinen unglücklichen Schicksalsgenossen mitzutheilen und so ein „Sänger der Sanglosen" zu werden. Seine „Klänge aus stiller Welt" gewähren einen interessanten Einblick in das reiche Innenleben des Dichters. Das anspruchlose Büchlein, eine Gesammtausgabe der bereits in 2. Aufl. erschienenen „Lieder eines Taubstummen" (1893) und der „Neuen Lieder eines Taubstummen" (1897), sei warm empfohlen. N.

Prometheus. Von Rudolf Pannwitz. Marburg, K. Kraatz Nachf.

Diese Prometheusdichtung, der weiche moderne Bildsamkeit der Sprache, poetisch schöner Bilder- und Gedankenreichthum, vor Allem aber jenes wichtigste formgebende Element, das dem Gefühl vom Werthe unseres Anliegens entströmt, zum Dasein verholfen zu haben scheinen, erinnert mich an die Stimmung beim Anblicke antiker Skulptur, wenn wir etwa auf Friesen allerhand mächtige mythologische Vorgänge dargestellt finden und uns mit unserm heutigen Wesen da hineinzufühlen versuchen. Mir scheint, als stehe der Verfasser vor solch einem großartigen Bildwerke des Alterthums, wenn er sein Thema im Geiste betrachtet, und mit erstaunlich kühner, ja tiefsinniger Phantasie weiß er uns den sagenhaften alten Stoff zu beleben. Es ist, als lasse er eine Fackel leuchten, bei deren düsterrothem zitterndem Schein die in den Stein gehauene Herrlichkeit sich zu rühren scheint. H. L.

Elegien und andere Gedichte. Von Theodor Souchay. Cannstadt, H. Reitzels Hofbuchhandlung.

„Ich liebe Dich, Du klingendes Gedicht, und Dich, Musik — vereint und unvereint — und alles Schöne, doch nicht ohn' Euch Zwei: Du schönes Menschenherz und Dich — Natur." Diese Liebeserklärung des Dichters deutet den Inhalt und die Vorzüge seines Buches an: Wohlklang, tiefe Empfindung und reges Naturgefühl. Obgleich die Elegien nur Nachklänge zu den Gedichtsammlungen „Frisch vom Herzen" und „Lieder des Lebens" sein sollen, hallt doch aus ihnen derselbe volle, frische Grundton ihrer Vorgänger wieder. Th. S. ist mit Recht ein Liebling der Komponisten und Gesangvereine. Gewiß werden auch seine neuen Lieder viele Liebhaber und den Weg zum Herzen des Volkes finden. N.

Neue Lieder. Von Maja Matthey. Mit dem Bilde der Verfasserin. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Ein feierlicher Ernst, eine weihevolle Stimmung und der Vollton echter Leidenschaft klingen zuweilen aus diesen Liedern wieder und wecken die Erwartung, daß die junge, feinfühlige, freisinnige Dichterin noch nicht ihr Bestes gegeben hat. Möge ihr Glaube: „Mich hat ein Genius geadelt!" sie nie verlassen und bald zum Ziele führen. N.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abendmahlsworte Jesu, Die. Von W. Kirchbach. Nord und Süd. 1903. Febr.

Architektur und ihr Schutz, Die. Von L. Fuld. Reclams Universum XIX. 8.

Bang, Herman. Ein ironischer Dichter aus Dänemark. Von A. Moeller-Bruck. Nord und Süd 1903 Februar.

Hamdy Bey. (Osman.) Von R. Lindau. Nord und Süd März 1903.

Berlin Friedrichs des Grossen, Das. Von J. v. Pflugk-Harttung. Nord und Süd. März 1903.
Böcklin, Arnold. (Aus B. Lehrjahren.) Von A. Frey. Deutsche Rundschau 29, 2.
Busch, Wilhelm. Von M. Osborn. Westermanns Monatshefte. 47, 2.
Czechen in Oesterreich. Die. Von S. Münz. Nord u. Süd 1903. Febr.
Dilettantismus, Ueber. Von H. St. Chamberlain. Deutsche Monatsschrift II. 2.
Driesmans, Heinrich. Von E. Platzhof-Lejeune. Gesellschaft XVIII. 24.
Erfahrung und Sprache. Von F. Mauthner. Zukunft XI. 3.
Frau in der italienischen Renaissance, Die. Von L. v. Bodenhausen. Reclams Universum XIX. 7.
Frenssen, Gustav Von L. Schröder. Intern. Litteraturbericht. IX. 23.
Friedhofskunst. Von J. Kleinpaul. Zeit (Berlin) II. 9.
Garibaldi, Erinnerungen an. Von J. G. Cadolini. Deutsche Revue. 27. Nov.
Grabbe in seiner eigenen Beleuchtung. Von Kurt Holm. Nord und Süd. März 1903.
Hamletproblem. Von R. v. Kralick. Litt. Warte IV. 1. 2.
Hauff, Wilhelm und die morgenländische Romantik in Deutschland. Von M. Arpad. Kultur I. 10.
— Von K. Busse. Türmer V. 2.
Hausmusik, Die Entstehung der. Von K. Storck. Türmer V. 2.
Hebbel, Friedrich. Zur Würdigung F. H. nebst allerlei Exkursen über Wiener Theater und Epigonen. Von R. von Muth. (Oesterreich.) Kultur III. 8.
Hebbels, Der Sieg. Von A. Bartels. Deutsche Monatschrift II. 1. 2.
Heeresreform und Bedeutung der Wehrmacht Oesterreich - Ungarns für Deutschland, Von A. Rogalla v. Bieberstein. Nord u. Süd. März 1903.
Heimat und kosmische Dichtung. Von Th. Kaeschlin. Gesellschaft XVIII. 24.
Henckels Lyrik. Von H. Franck. Internat. Litteraturberichte IX. 22.
Ibsen-Deutungen. Von E. Holm. Nation XX. 3.
Ideale und das Leben, Die. Von Chr. Rogge. Türmer V. 2.
Kunst, Protestantische. Von C. Gurlitt. Deutschland I. 1.
— **Entwirklichung in der.** Von K. Breysig. Zukunft XI. 4.
— **und Erziehung.** Von S. Mehring. Nation 20, 9.
— **und Kunstgewerbe in Berlin.** Von W. Gensel. Türmer V. 2.
— **und Race.** Von H. Driesmans. Gegenwart 62, 46.
Liebermann, Max. Von H. Rosenhagen. Westermanns Monatshefte 47, 3.
Maeterlinck, Die Lyriker um. Von S. Mehring. Nation 20, 6.
— **Von und über.** Von F. Holländer. Litt. Echo V. 1.
Meyer, Conrad Ferdinand, als Lyriker. Von K. Busse. Monatsblätter f. Litteratur VII. 1.
Mond und seine Meere, Der. Von J. Franz. Deutsche Revue 27. Nov.
Monna Vanna. Von P. Schubring. Zeit (Berlin) II. 4.
Mörike, Eduard. Von O. Harnack. Kultur I. 9.
Musik als dienende Kunst, Die. Von H. Kretschmar. Grenzboten 61, 43.
Musik, Gelehrte. Von P. Zschorlich. Zeit (Berlin) II. 6.
Nietzsches, Friedr., Nachlass. Von E. Kühnemann. Litterarisches Echo V. 3.
Oper und gesunder Menschenverstand. Von G. Dippe. Deutschland I. 1.
Opernkonkurrenzen, Ueber. Von K. Pottgiesser. Gesellschaft XVIII. 23.
Opernwesen der Gegenwart, Das. Von L. Schmidt. Deutsche Monatschrift II. 2.
Paul, Jean, Briefe. Von K. Frenzel. Litter. Echo V. 2.
Philosophie. Was kann uns die Philosophie sein? Von Fr. Mohr. Türmer V. 2.
Poesie, Das Nachtgefühl in unserer Poesie Von A. Schaab. Monatsblätter f. Litteratur, VII. 2.
Politik und Sittlichkeit im christlich-socialen Lichte. Von J. Blankenburg. Türmer V. 2.
Richterdienst. Die Vorbereitung für den R. u. d. höheren Verwaltungsdienst. Von K. von Strantz. Nord und Süd. März 1903.
Rom. Von H. St. Chamberlain. Zukunft XI. 6.
Schillerhass und Fortschritt. Von Dramer. Litt. Warte IV. 2.
Schönaich-Carolath, Emil. Von H. Benzmann. Litt. Echo V. 1.
Schriftsteller und Nachdrucker. Von E. Engel. Litt. Echo V. 4.
Sezession und R. v. Bennigsen, Die. Von H. Reichert. Deutsche Revue 27. Nov.
Shakespeares Könige. Von A. Gelber. Zukunft XI. 3.
Socialismus, Nationaler. Von J. Kreutzer. Kultur I. 8.
Sokrates. Von A. Riehl. Zukunft XI. 5.
Spanische Provinzlitteratur. Von H. Parlow. Litt. Echo V. 2.
Sprache, Zur Kritik der. Von F. Mauthner. Zeit (Berlin) II. 3. 4.
Tagebuch einer schwedischen Königin, Das. Von Ola Hansson. Nord und Süd. März 1903.
Taines Kunstphilosophie. Von O. Grautoff. Litt. Echo V. 5.
Telegraphie und Telephonie in ihrer Entwickelung. Von H. Pfitzner. Westermanns illustr. Monatshefte 47, 2.
Tragisch und Komisch. Von R. Strecker. Zeit (Berlin) II. 3.
Virchow, Rudolf. Von J. Marcuse. Kultur I. 9.
Weigand, Wilhelm. Von W. Holzamer. Litt. Echo V. 3.
Weltstadtpoesie. Von W. Bölsche. Litt. Echo V. 1.
Whitman, Walt. Von H. Benzmann. Nord und Süd 1903. Febr.
— Von M. Wilhelm. Westermanns Monatshefte 47. 2.
Zola, Emile. Von H. Paris. Freie Wort II. 14.
— Int. Litt. Berichte IX. 20/21.
— **und sein Werk.** Von E. Engel. Türmer V. 2.
—, **der Naturalismus und wir.** Von W. Rath. Deutschland I. 3.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Bd. XVII. Heft 1. Januar 1903. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgeg. von Dr. Hans Gross. 11. Band, Heft 1. Leipzig, 1902. E. C. W. Vogel.

Aus fremden Zungen. Halbmonatschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Dreizehnter Jahrgang. 1903. Heft 1. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Auskunftsbuch für Schriftsteller. Herausgegeben von der Redaktion der „Feder". 1903. Berlin, Elssholzstr. 5.

Bernhardi, Otto Carl, Don Juan. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Bischoff, Heinrich, Richard Bredenbrücker. Letterkundige Studie. Gent, A. Siffer.

Bruckner, A., Der alte Weg zum alten Gott. Schkeuditz b. Leipzig, W. Schäfer.

Brunier, Ludwig, Marie Antoinette, Königin von Frankreich und Navarra. Ein fürstliches Charakterbild. Erster Theil. Die Dauphine. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Busse, Hans H., Wie beurtheile ich meine Handschrift? Allgemein verständliches Lehrbuch der Graphologie zur Förderung der Selbsterkenntniss und Menschenkenntniss. Mit 70 Handschriftenproben, 5 Tafeln und einem Graphometer. Berlin u. Leipzig, W. Vobach & Co.

Canstatt, Oscar, Aeussere oder innere Colonisation? Ein Beitrag zur Frage: Wohin senden wir unsere Sträflinge? Hannover u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior).

Deutsche Arbeit. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. 2. Jahrg. Heft 4. Januar 1903. München, G. D. W. Callwey.

Deutsche Kunst und Dekoration. VI. Jahrgang. Heft 5. Februar 1903. Darmstadt, Alex. Koch.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. XXV. Jahrgang. Heft 5. Februar 1903. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Fliegende Blätter. No. 3000. München, Braun & Schneider.

Fuchs, Hans, Richard Wagner und die Homosexualität. Unter besonderer Berücksichtigung der sexuellen Anomalien seiner Gestalten. Erstes bis viertes Tausend. Berlin, H. Barsdorf.

Gorky, Maxim, Nachtasyl. Scenen aus der Tiefe in vier Akten. Deutsch von August Scholz. München, Dr. Marchlewski & Co.

Goethes sämmtliche Werke. Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Sechster Band. Reineke Fuchs. Hermann und Dorothea. Achilleis. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachflgr.

Hauptmann, Carl, Aus Hütten am Hange. Kleine Erzählungen. München, Georg D. W. Callwey.

Heidenstam, Verner von, Die Pilgerfahrt der heiligen Brigitta. Erzählung. Einzig autoris. Uebersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine. Dresden, Moewig & Höffner.

Heidrich, Albert, Zwischen zwölf und vierzehn Uhr. Dresden A., Moewig & Höffner, Verlagsbuchhandlung.

Helling, Hans, Reden und Toaste. Dritter Theil: Jubiläen, Vereinsfeiern, Stiftungsfeste. Patriotische Feste, Oeffentliche Feiern und Ehrentage, Verschiedenes. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.

Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Alterthumsverein mit zahlreichen Kunstbeilagen und Textabbildungen. 1. Heft. Stuttgart, Paul Neff Verlag (Carl Büchle).

Hordermann, Dr. Max, Unsere Armeesprache im Dienste der Caesar-Uebersetzung. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Janus, Blätter für Litteraturfreunde. Monatsschrift für Litteratur und Kritik. Heft 1—4. (Grillparzer-Ibsen-Lenau-Dehmel-Heft.) Jauer, O. Hellmann.

Kiepert, Adolf, Rudolf von Bennigsen. Rückblick auf das Leben eines Parlamentariers. Mit einem Brustbilde. Zweite bedeutend vermehrte Ausgabe. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Larsen, Karl, Was siehst Du aber den Splitter — Berlin, Axel Juncker.

Litterscheid, Franz, Wenn der Tag verglüht. Dichtungen. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Le Forte Randi, Andrea, Nelle Letterature Straniere „Poeti" (W. Shakespeare — Lord Byron — W. Goethe — P. B. Shelley) Palermo, Alberto Reber.

Marsop, Paul, Studienblätter eines Musikers. Berlin, Schuster & Loeffler.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. G. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 17. u. 18. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.
— Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell, Dr. W. Körner u. P. Perwow. 24. u. 25. Brief. Beilage: Russisch. Das russische Zeitwort. (Konjugation, Betonung und Rektion. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Meyer, Dr. M. Wilhelm, Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. 1. Heft. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. Herausgegeben von Albert Warneke. 7. Jahrgang, 1902—1903. Heft 4. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Müller, Dr. phil. Albert, Jugendfürsorge in der römischen Kaiserzeit. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Nexö, M. Andersen, Sühne. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von E. Stine. Dresden, Moewig & Höffner.

Philipp, Hugo, Ver Sacrum. Gedichte. Berlin, Axel Juncker.

Photographische Berichte. Herausgegeben von Dr. A. Hesekiel. 1903. Februar-Heft. Wien und Leipzig, Verlag der Photograph. Korrespondenz.

Poths-Wegner, Lola Montez. Historischer Roman. Zweite Aufl. Leipzig. Paul List.

Ratzel, Prof. Dr. Friedrich, Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Zweiter Band. Mit 223 Abbild. und Karten im Text, 12 Kartenbeil. und 25 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

Rau, Hans, Die Grausamkeit, mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Faktoren. Mit zahlreichen Illustrationen. Berlin, H. Barsdorf.

Rogge, D. Bernh., Generalfeldmarschall Graf Albrecht von Roon, Kgl. preuss. Kriegsminister. Ein Lebensbild zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages am 30. April 1903. Mit Abbildungen. Hannover u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior).

Roth, Clara, Die Verwendung von Speiseresten für die einfache und feine Küche. 462 erprobte Rezepte. Mit Vorwort von Lina Morgenstern. Leipzig, E. Twietmeyer.

Schwartzkopff, Professor Dr. P., Nietzsche der „Antichrist". Schkeuditz b. Leipzig, W. Schäfer.

Stangen, Eugen, Antinouslieder. Mit Anhang: Die Insel der Seligen. Zürich, Caesar Schmidt.

Stavenhagen, W., Frankreichs Küstenvertheidigung. Für Offiziere aller Waffen. Berlin, Richard Schröder. Verlagsbuchhdlg. (vorm. Ed. Dörings Erben).

— Russlands Kartenwesen in Vergangenheit und Gegenwart. Abdruck aus Dr. A. Petermanns Geogr. Mittheilungen. 1902, Heft 10—12. Gotha, Justus Perthes.

Stein der Weisen, Der. Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XV. Jahrg. 1902/1903. Heft 18 u. 19. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Stern, Victor, Lukas und Crescenz, die wahre Ehebruchs-Tragödie. Leipzig, Litterarische Anstalt.

Völker der Erde, Die, Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker. Mit 780 Abbildungen nach dem Leben. Lieferg. 23—27. Herausgeg. von Dr. Kurt Lampert. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Waetzold, Stephan, Die Jugendsprache Goethes. Goethe und die Romantik. Goethes Ballade. Drei Vorträge. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Weltall und Menschheit, Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwerthung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit ca. 200 Illustrationen, zahlreichen schwarzen u. bunten, sowie vielen Facsimile-Beilagen. Lieferungen 22—24. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 47. Jahrgang. No. 5. Heft 557. Februar 1903. Braunschweig, George Westermann.

Wolff-Beckh, Bruno, Das Recht des bildenden Künstlers und des Kunstgewerbetreibenden. Steglitz b. Berlin, Friedrich G. B. Wolff-Beckh.

Zabel, Rudolf, Durch die Mandschurei und Sibirien. Reisen und Studien. Mit 146 Abbildungen. Leipzig, Georg Wiegand. 1903.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.